

# Württembergisch Franken

Neue Folge 26/27

Jahrbuch des Historischen Vereins  
für Württembergisch Franken  
1951/52

Mit 159 Abbildungen und 2 Faltsblättern

Schriftleitung: Dr. C. Kost



Schwäbisch Hall  
Historischer Verein für Württembergisch Franken  
1952

Das Inhaltsverzeichnis  
befindet sich am Schluß dieses Doppelheftes

Bilddruckstöcke: M. Ruoff, Graphische Kunstanstalt, Bietigheim

Druck: Buchdruckerei E. Schwend KG., Schwäbisch Hall

Dem Nestor und Wegbereiter  
württembergischer Altertumsforschung, dem vorbildlichen  
Pfleger ihrer Überlieferungswerte,  
dem europäischen Gelehrten wie dem Förderer  
heimatverbundener Wissenschaft

**Professor Dr. Peter Goehler**

Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Württembergisch-Franken

zu seinem 80. Geburtstag

17. Mai 1952

in dankbarer Verpflichtung dargebracht

## Verzeichnis der Mitarbeiter

am

Jahrbuch „Württembergisch Franken“, Neue Folge 26/27

Dr. Hans Christ, Professor i. R. der Technischen Hochschule, Aachen,  
Martelenberger Weg 18

Dr. Freiherr von Erffa, Baurat, Hannover, Herrnhäuser Straße 6 A

Dr. Elisabeth Grönenwald, Kunsthistorikerin, Neuenstein, Fürstlich  
Hohenlohesches Schloß

Dr. Emil Kost, Schwäbisch Hall, Langenfelder Weg 9

Dr. Eduard Krüger, Architekt, Schwäbisch Hall, Kreuzwiesenweg

Georg Lenckner, Pfarrer, Gröningen bei Crailsheim

Karl Schumm, Fürstlich Hohenlohescher Archivrat, Schloß Neuenstein

Dr. Helmut Weigel, Universitätsprofessor, Erlangen, Löwenichstraße 23

1953

II, 136

Z 10



# Vorgeschichtliche und geschichtliche Funde in Württembergisch Franken 1950—1952

Von Emil Kost

## Geologische Urzeit: Erdmittelalter (Mesozoikum)

Aus dieser um Millionen von Jahren zurückliegenden Zeit vor dem Dasein des Menschen, die geradezu als das Zeitalter der „Drachen“, der Saurier, bezeichnet wird (Georg Wagner), hat die Landschaft um Kocher und Jagst im einstigen küstennahen Binnenmeerniederschlag unserer Heimat nach früheren entsprechenden Funden im März 1952 wieder einen beachtenswerten Neufund erbracht aus der Gesteinsschicht des Oberen Muschelkalks. Schon 1907 waren im Grenzbonebed bei der Ölmühle Crailsheim Knochenfunde eines Muschelkalksauriers, *Tanystropheus*, gemacht worden, denen 1928 Halswirbelbruchstücke von Neidenfels (Steinbruch Schön und Hippelein) und 1929 von Tiefenbach (Steinbruch Schüler) folgten. Der nunmehrige Neufund ist bei Arbeiten im Steinbruch bei Schloß Stetten über Kocherstetten am Südhang des Schloßbergs im Hauptmuschelkalk gemacht und in dankenswerter Weise durch unseren Mitarbeiter Hermann Freiherr von Stetten dem Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart zur Bearbeitung übergeben worden. Für nachfolgende Angaben ist unser Jahrbuch dem dortigen Bearbeiter, Hauptkonservator Dr. K.

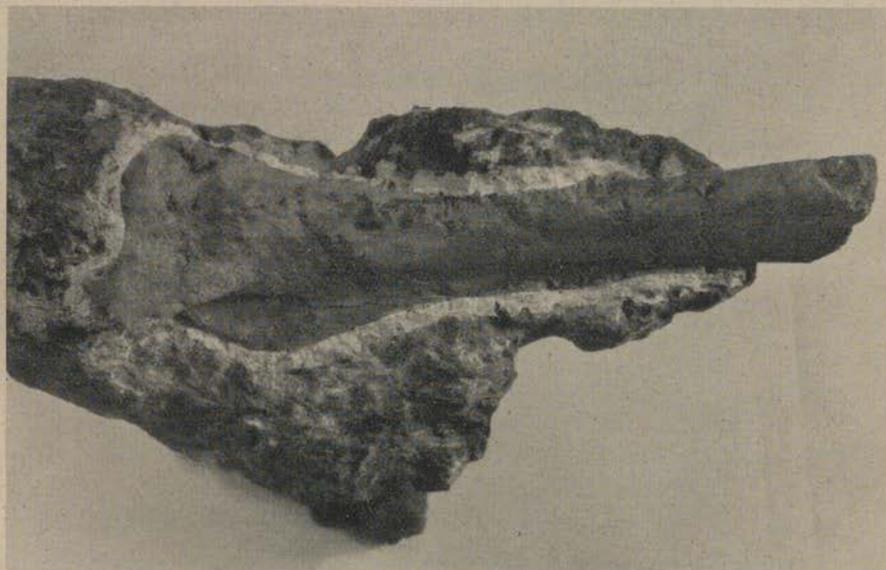


Abb. 1. Halswirbelbruchstück einer Giraffenhäutse, eines Muschelkalksauriers (*Tanystropheus*) von einem Steinbruch bei Schloß Stetten.

(Aufnahme: Staatliches Museum für Naturkunde, Stuttgart)



Abb. 2. Giraffenechsen am Rand des Muschelkalkmeeres.

(Aus: Georg Wagner, Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte, Verlag der Hohenloheschen Buchhandlung, Öhringen 1950, Tafel 166 c.)

Adam, zu Dank verpflichtet. Der Neufund ist ein 20,5 cm langes Halswirbelbruchstück einer *Tanystropheus* genannten Giraffenechse, eines Urtieres mit giraffenähnlichem langem Hals (Abb. 1). Auf Grund von Skelettfunden aus den Tessiner Kalkalpen ist hier die Darstellung eines Lebensbildes dieser seltsamen Tiere wiedergegeben (Abb. 2). Am Ufer des Muschelkalkmeeres liegen zwei riesige schlankgebaute Reptilien, die mit ausnehmend langen, wendigen Hälsen flüchtige Beute erhaschen; dieser Hals ist eine Anpassung an die Art ihres Nahrungserwerbs. Seine Länge ist nicht, wie bei Reptilien allgemein üblich, durch Wirbelvermehrung bedingt, sondern durch außerordentliche Streckung der 11 bis 12 Halswirbel, ähnlich wie bei der Giraffe. Der kleine Schädel trägt ein kräftiges, räuberisches Gebiß; die hakenförmig gebogenen, starken vorderen Zähne ermöglichen sicheres Packen der Beute, die wohl unzerkleinert hinuntergewürgt wurde. Beim Besitz eines so hervorragenden Fanggerätes, wie es der an dem langen, leichtbeweglichen Hals sitzende, bewehrte Kopf darstellt, war Schnelligkeit der Gesamtbewegung des Tieres für den Nahrungserwerb wohl nur von untergeordneter Bedeutung. So ist am Ufer mehr an ein Fortkriechen und -schieben zu denken, wobei die Wirkung der, gemessen an der Körperlänge, kurzen Gliedmaßen durch Schlängeln des walzenförmigen Rumpfes und wohl auch des langen Schwanzes unterstützt wurde. Das Tier muß bis zu 5 m Länge gehabt haben. Früheste Vertreter von *Tanystropheus* finden sich in oberanischen Schichten der Lombardei und des Tessins und im Unteren Muschelkalk von Oberschlesien, Thüringen und Rüdersdorf bei Berlin; die letzten des Geschlechts entstammen der Lettenkohle bei Erfurt.

Der interessante Fund ist eine Aufforderung an alle unsere Geschichtsfreunde zu sorgfältiger Beobachtung und Meldung auch fossiler Funde aus der Geschichte unserer Heimat. Wir erinnern an die von uns im Jahrbuch „Württembergisch Franken“ Neue Folge 17/18, 1936, mit Abbildung und Lebensbild veröffentlichten Funde von Panzerlurchen aus der Lettenkohle und der Lehrbergbank aus der Gegend von Gaildorf und Schwäbisch Hall.

## Eiszeit

Aus der Fundgrube im Jagsttal über dem Wagrain nördlich Marlach, die schon Knochenreste vom Mammut und wollhaarigen Nashorn, Reste vom Höhlenbären und ein Schädelstück vom Riesenhirsch geliefert hat (Jahrbuch WFr NF 24/25, 1950, S. 5), konnte Lehrer Hofmann (Marlach) weiterhin bergen: 5 Oberkieferbackenzähne vom Wildpferd (wahrscheinlich *Equus germanicus*) und Fuß- und Wirbelknochen eines großen Boviden (wahrscheinlich Wisent). Vielleicht weist der alte Querbruch eines davon stammenden Humerus in zwei zusammengehörigen Teilstücken mit Längsspaltung des Knochens auf Einwirkung des Menschen im Jagsttal in der Eiszeit!

Aus der fundreichen Sandgrube gegenüber Bieringen im Jagsttal (WFr NF 24/25, S. 5) wurden durch Bemühungen von Forstmeister Neunhöffer (Schöntal) noch weiterhin geborgen: ein paar weitere Mammutbackenzähne mit Kieferrest, dazu Schulterblatt und linke Beckenhälfte eines jungen Mammut und ein stattliches Bruchstück einer rechten Elle mit Gelenk von einem fast erwachsenen Mammut, sodann der Atlaswirbel und ein Mittelfußknochen eines Nashorns, außerdem das Kreuzbein eines Wisent oder Auerochsen und einige Geweihreste und Backenzähne vom Edelhirsch.

In Finsterlohr über der Tauber trafen die Grabarbeiter beim Aushub für einen Wasserbehälter 1943 Reste eines Mammutstoßzahns (Mitteilung Georg Müller, Bad Mergentheim).

### Mittlere Steinzeit (10 000 bis 4000 v. Chr.)

Von der Jäger-, Fischer- und Sammlerkultur der Mittleren Steinzeit, die sich nach beendeter Eiszeit in offener Keuperlandschaft in Gruppen ausgebreitet hat, wurden weiterhin durch Mitarbeiter des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in verschiedenen Gegenden des schwäbisch-fränkischen Keuperberglandes geschlagene und bearbeitete Kleingeräte aus Jurahornstein, seltener einheimischem Keuperhornstein, aufgespürt. Am Rande des Kreises Backnang im Kreis Waiblingen liegen Fundstellen am Höhenfernweg Winnenden—Ebni; solche fanden sich auf dem Hochrücken zwischen Stöckenhof und Königsbrunnhof (Lehrer G. Ernst, Korb), im Kreis Backnang am Murrursprung südlich Vorderwestermurr (Oberlehrer W. Müller, Cannstatt), besonders dicht und ausgiebig in dem bach- und seenreichen Gelände um Kirchenkirnberg (Lehrer W. Nagel, Dr. Wilz). Weitere Funde stammen vom 585 m hohen Hagberg bei Gschwend-Altersberg westlich des Aussichtsturmes (Rektor Aupperle). Die Fundorte setzen sich fort um Grab (Lehrer Chr. Hummel) und im Hochland nordöstlich Mainhardt bei Stock. Dort im Mainhardter Wald ist eine Vermehrung der Fundstellen von Hornsteinkleingerät um Bubenorbis, Mainhardt und Hütten der Suchtätigkeit von G. Scholl (Neckarsulm) und Forstmeister Dürr (Steinheim am Aalbuch, früherer Mönchsberg) zu verdanken. Eine der neuen Fundstellen liegt im Höhengelände des Einflußwinkels des Großerlacher Bachs in die Rot östlich des Gollenbachs. Die ergiebigsten Stellen finden sich über dem Ostrand des Moosbachs, eines nördlichen Zuflusses zur Rot, bei Bäumlesfeld zwischen einer Quelle und dem Tobelsee (über 100 Funde) und südlich des Württemberger Hofs zwischen einer Quelle und dem Weiher zum Sägmühlbach (über 200 Funde), darunter zahlreiche Klingen, etwa 20% längsschneidige und ebenso viele querschneidige Pfeilspitzen, bei Bäumlesfeld zahlreiche Kernstücke, also Schlagplatz. Dortige Quellen,

Bäche und Seen müssen, ähnlich wie bei Kirchenkirnberg im Limpurger Bergland, ein besonders für Fischfang und Jagd auf Wasservögel günstiges Gelände gewesen sein. Kleingerätfunde werden von Scholl auch aus der Gegend *M a i e n f e l s* und *U n t e r h e i n r i e t* gemeldet; in der Umgebung letzteren Ortes hat Lehrer Gutöhrlein (jetzt Gelbingen) schon früher erfolgreich gesammelt. Die Funde gingen bei der Belegung des Schulraumes durch die Besatzungsmacht 1945, wie in zahlreichen anderen Fällen, verloren.

#### Jüngere Steinzeit (4000 bis 2000 v. Chr.)

Beachtenswert ist ein im September 1952 1200 m südöstlich des Forsthauses *E i n k o r n* beim Sandgraben in 1 m Tiefe gefundener kleiner steinerner *A n h ä n g e r* aus Diabas von 78 mm Länge. Die Fundstelle liegt 150 m östlich des Sandbrunnens und 400 m nordöstlich der Hügelgräber an der Kohlenstraße. In der Nähe der Fundstelle konnten noch mehrere kleine Hornsteinwerkzeuge (Kerbkratzerchen, kleiner Eckbohrer, Kleinklinge) aufgefunden werden. Der fingerförmige Anhänger gleicht in Werkstoff, Durchbohrung und Phallusform einem ähnlichen Anhänger von einem mittel- und jungsteinzeitlichen Siedlungsplatz bei *W i t z m a n n s w e i l e r* (Gde. Michelfeld, Kreis Schwäbisch Hall; Abb. 61). Letzterer ist im Jahrbuch „Württembergisch Franken“ NF 17/18 in E. Kost, „Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit“ (1936, S. 23) abgebildet. Ein dritter stammt von *N e u h ü t t e n* (Waldenburger Berge). Diese Amuletten dürften zum Fruchtbarkeitszauber gedient haben. Der neue Fund wurde durch Revierförster Hanselmann dem Keckenburgmuseum überlassen.

Nicht genau bestimmt werden kann die genaue zeitliche Zugehörigkeit der *S t e i n k u g e l* aus Muschelkalkgestein von 35 mm Durchmesser, die 1944 beim *R a i l h o f* (Markung Buchenbach, Kreis Künzelsau) beim Ackern gefunden wurde (Keckenburgmuseum). Ebenfalls von der Höhe zwischen Kocher und Jagst stammt ein ähnlicher Fund aus Lettenkohlestein, eine Kugel von 43 mm Durchmesser, bei Büttelbronn (Kreis Künzelsau) aus der Nähe handkeramischer Funde. Entsprechend sind zwei 35 mm messende Kugeln aus Stubensandstein aus dem Löwensteiner Bergland im Kreis Backnang von Markung Vorderbüchelberg von einem Fundplatz der Mittleren und Jüngeren Steinzeit (WFr NF 24/25, S. 7, Abb. 1 a und b). Es dürfte sich um *W u r f -* oder *S c h l e u d e r k u g e l n* handeln. Eine ähnliche Kugel, jedoch aus gebranntem Ton, aus der handkeramischen Siedlung Nähermemmingen bei Nördlingen deutete Frickhinger als Kinderspielzeug. Jedoch bringt L. Reinhardt („Der Mensch zur Eiszeit“, Berlin, Wien 1924, S. 283, Abb. 169) eine ähnliche Steinkugel als Wurfstein, „Bestandteil einer Bola der Magdalénien-Zeit“.

*B e i n g e s c h n i t z t e S p i n d e l n* erbrachte das Jagsttal. Die eine, 15 cm lang, beiderseits zugespitzt, kam in *D ö r z b a c h* 1950 bei der Ausschachtung zum Bau des neuen Schulhauses zum Vorschein, zusammen mit Rinderzähnen und Geweihbruchstücken eines großen Edelhirsches. Eine weitere solche Spindel wurde vor Jahren von Hofbesitzer Egner in *H o h e b a c h* aus einer in 3 m Tiefe nahe dem Jagstufer gelegenen Kulturschicht von 1 m Durchmesser geborgen; der Fund fiel 1945 der Kriegszerstörung anheim (Bild des Fundorts Abb. 21).

Auf jungsteinzeitliche Besiedlung deuten einige bearbeitete kleine Hornsteingeräte von Ackerflur Lurenfeld 500 m N des *W e r d e c k e r H o f s*, Gegend Gerabronn (Kreis Crailsheim; Finder: Bauer W. König). Eine flächenbearbeitete hochdreieckige *P f e i l s p i t z e* aus braungelbem Jurahornstein, 25 mm lang, mit leicht eingeschwefter Grundfläche, ist ein Ackerlesefund an einem alten, von

Schwäbisch Hall kommenden Weg 800 m WSW **Kastenhof** (Gemeinde Bibersfeld, Flur Schmiedsbach, 200 m S Höhe 370,9; Finder: Gerichtsreferendar Hermann Kurz, Schwäbisch Hall — Geschenk an das Keckenburgmuseum).

Einen zu einer Handmühle gehörigen Getreidereibstein aus Kiesel sandstein (Handreiber) fand Forstmeister H. Neunhöffer (Schöntal) an den Waldäckern auf der Höhe nordöstlich **Olnhausen** (Kreis Heilbronn). Eine Siedlungsstelle der Jüngerer Steinzeit mit Scherben derber Tongefäße und dünnerer Töpfe sowie Reste von Wandverputz aus Lehm in der Rießerstraße in **Heilbronn** traf W. Mattes bei dortiger Kanalisierung in 2,30 m Tiefe an. Dabei fand er Knochen vom Urstier, Hirsch, Wildpferd und Schwein.

#### Bandkeramik

Ein 20 cm langer durchbohrter Pflugkeil, wie alle aus diesem Zeitabschnitt angeführten Keile, Hämmer und Beile aus Hornblendeschiefer, ist ein Ackerlesefund von **Lutzenberg-Althütte** (Flur Winterhalde, 150 m NNW Lutzenberg, Kreis Backnang) im Keuperwaldgebiet unweit des Hochwegs

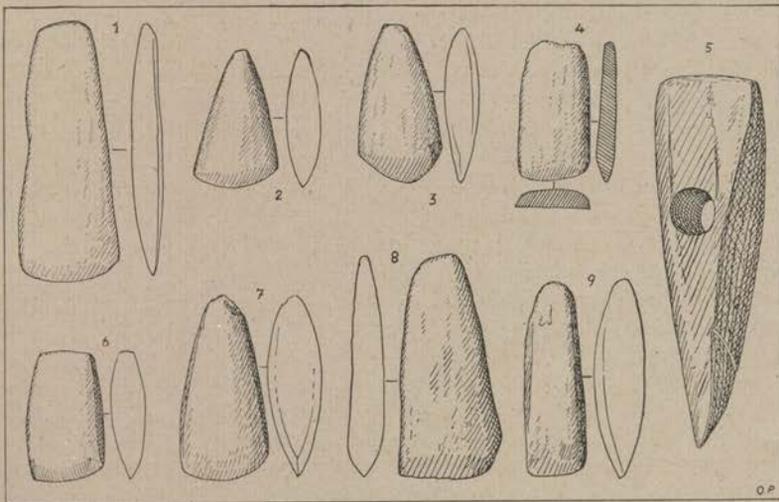


Abb. 3. Steinwerkzeuge der Jüngerer Steinzeit.  $\frac{1}{4}$  nat. Gr.

1 Freudenbach, 2 Reinsbronn (NF 22/23, S. 25), 3 Billingsbach (NF 22/23, S. 25), 4 und 9 Weckrieden (NF 22/23, S. 24), 5 Lutzenberg, 7 Möglingen am Kocher (NF 23/24, S. 25), 8 Dörzbach (NF 23/24, S. 25).

(Aus: Fundberichte aus Schwaben NF XI, Abb. 3.)

Winnenden—Ebni (Abb. 3, 4). Ein durchbohrter abgebrochener schuhleistenförmiger Keil aus demselben Werkstoff wurde 1938 ebenda bei einer Wasserleitunggrabung im südöstlichen Ortsteil Klösterle gefunden. Ein 17 cm langer und 7 cm breiter durchlochter Pflugkeil ist schon um die Jahrhundertwende an der Straße von **Gammesfeld** nach Gemmhagen (Kreis Crailsheim) beim Ausheben eines Straßengrabens gefunden worden. Ein ebensolcher, 13,5 cm langer und 5,5 cm breiter schuhleistenförmiger Keil wurde 1950 von einem Bauern 1 km nördlich **Buch** (Gemeinde Hausen am Bach, Kreis Crailsheim) ausgeackert. Die

Gegend hat Lößlehm-Ackerflächen. — Bei Ausschachtungsarbeiten in der Hübschjörgensiedlung in Kochendorf-Friedrichshall wurde ein 20 cm langer durchbohrter Pflugkeil ausgegraben (Dr. Wilz, Kirchenkirnberg).

Bei Heilbronn wurde im Hafengelände des Neckarkanals 1938 ein plumper, 14,7 cm langer Steinhammer gefunden (W. Mattes). Ein Steinbeil meldet W. Mattes vom Ackerfeld südwestlich des Hipfelhofes bei Frankenbach (Kreis Heilbronn). Der 14 cm lange Steinhammer von Rossach (Kreis Künzelsau, Abb. 5) wurde schon 1914 nahe westlich des Schlosses gefunden (Jagsthausen, Götzenburg). Ein gedrungener Beilhammer von 550 g Gewicht, im Gegensatz zu all den anderen Geräten aus Diorit, stammt von Matheshörlebach (Kreis Schwäbisch Hall). Eine handkeramische gedrungene Breitaxt wurde bei Waldmannshofen (Kreis Mergentheim) in Flur „Grasiger Rodweg“ gefunden und ein Bruchstück einer zweiten (Fundb. aus Schwaben XII, S. 25).

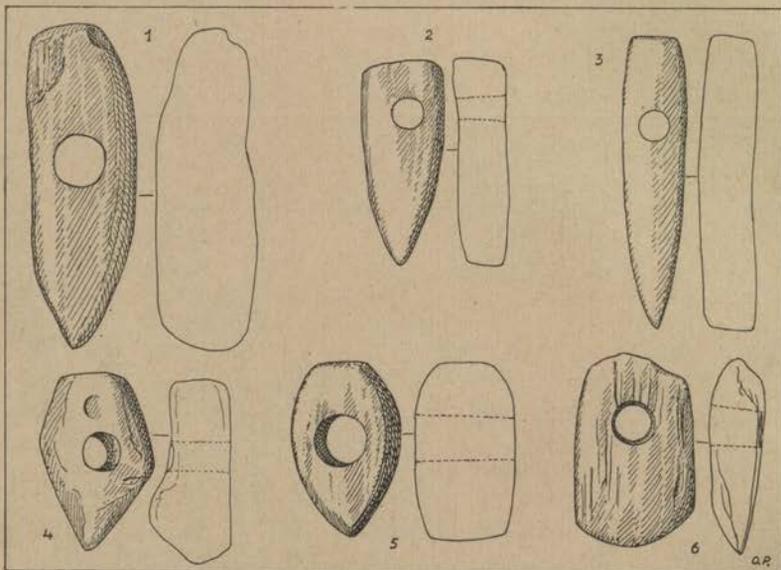


Abb. 4. Steinwerkzeuge der Jüngerer Steinzeit.  $\frac{1}{4}$  nat. Gr.

1 Bühlhof, Gde. Jagstzell (NF 23/24, S. 24), 2 Reckerstal (NF 24/25, S. 10),  
3 Rosenberg, 4 Langenburg (NF 24/25, S. 20), 5 Hessental (NF 23/24, S. 25),  
6 Lorenzenzimmern (NF 24/25, S. 10).

(Aus: Fundberichte aus Schwaben NF XI, Abb. 6.)

In Crispenhofen (Kreis Künzelsau) wurde in einer kriegszerstörten Scheuer eingemauert 1949 das 55 mm lange Bruchstück eines handkeramischen Flachbeiles gefunden; von derselben Scheuer ist ein zweites Steinbeil schon im vorigen Jahrbuch vermerkt worden (WFr NF 24/25, S. 18). Es handelt sich offenbar um absichtliche Einmauerung dieser Beile als Blitzschutzsteine (siehe WFr NF 24/25, S. 18, und NF 19, S. 59). In dasselbe Gebiet urtümlichen Volksglaubens gehört sehr wahrscheinlich ein 17,5 cm langes Steinbeil, das 1938 im Schutt des abgebrochenen Gemeindehauses in Schonach bei Finsterlohr (Kreis Mergentheim) gefunden wurde (Museum Bad Mergentheim). Der Kreis Backnang hat als Zufallsfund von Reichenberg ein 12 cm langes Steinbeil

geliefert, das 1938 beim Versetzen eines Starkstrommastes an der Ostseite der neuen Straße 250 m SO der Burg gefunden wurde (Fundb. aus Schwaben XI, S. 42, Schloßmuseum Stuttgart). — Außer dem Hammer von Matheshörlebach sind sämtliche der angeführten Keile, Beile und Hacken aus Hornblendeschiefer gefertigt. Wohl ein wiederverwendetes Bruchstück eines einstigen Keiles, ein Reib- und Klopffstein aus diesem Werkstoff, wurde 1950 in R o ß b ü r g (Kreis Crailsheim) bei Abtragung eines Endes des Erdwalles der mittelalterlichen Befestigung in etwa 1,50 m Tiefe gefunden (Mitteilung I. Fischer, Crailsheim).

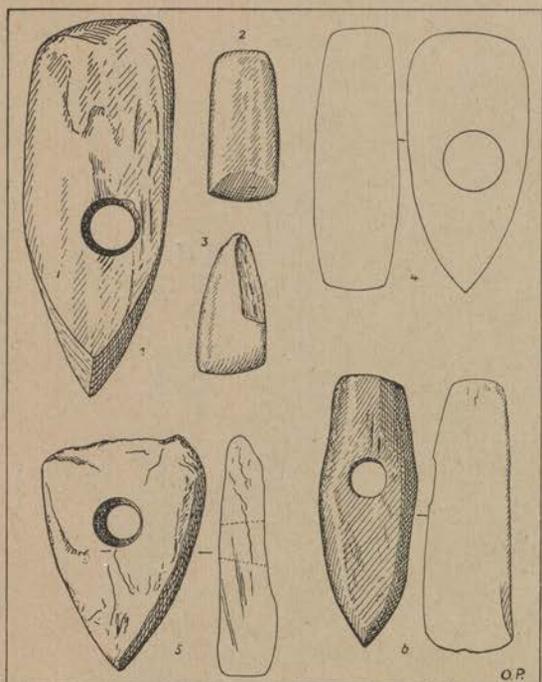


Abb. 5. Steinwerkzeuge der Jüngerer Steinzeit.  $\frac{1}{4}$  nat. Gr.  
 1—3 Gundelsheim, 4 Rossach, 5 Guthof, Gde. Weißbach (NF 24/25, S. 12).  
 (Aus: Fundberichte aus Schwaben NF XI, Abb. 4.)

Bandkeramische Siedlungen wurden entdeckt im Heilbronner Neckargebiet (durch W. Mattes) und in der Öhringer Gegend. In dieser wurde beim Bau der Reichsautobahn im Löß bei Dimbach (0,8 km SW auf dem Kamm des westöstlich ziehenden Rückens bei Kilometerstein 72) eine Siedlungsstätte mit Spiralkeramik angeschnitten, u. a. mit einem Feuersteinmesser darin (Fundb. aus Schwaben NF XI, S. 29). Bei Öhringen wurden im Frühjahr 1952 im Gewand Hungerfeld (Hunnenfeld) südöstlich vom Hofgarten bandkeramische Siedlungsstellen angetroffen (Feststellung Professor Dr. Paret, Meldung Studienrat Hummel). Im Heilbronner Gebiet untersuchte W. Mattes eine bandkeramische Siedlung bei Schwaigern (2,5 km WSW) westlich des Zochenklingenbachs mit Scherben dünnwandiger Kämpfe und eines dicken Vorratsgefäßes und einem Getreidemühlbruchstück; eine andere stellte er östlich

Frankenbach in der neu ausgehöhlten Käppeleshöhle fest. Am Fuß des Stalbühl (südöstlich Heilbronn) fand Mattes eine Siedlung dieser Zeit unter 60 cm tiefem Keuperboden in gelbem Lößlehm mit Scherben und zerbrochenen Mahlsteinen. Aus der ihm übersandten Kulturerdeprobe der Stelle stellte Dr. Bertsch (Ravensburg) ein Stengelchen Fichtenholz (10/3 mm stark) fest. Eine Fichtennadel stellte sich noch aus dem Aushub der jungsteinzeitlichen Rössener Siedlung der Winzerstraße in Heilbronn heraus (siehe WFr NF 24/25, S. 17/18). Die Funde sind für die Waldgeschichte des dritten vorchristlichen Jahrtausends von Bedeutung.



Abb. 6. Hortfund handkeramischer Steingeräte aus Ödheim (Kreis Heilbronn).  $\frac{1}{3}$  nat. Gr. Siehe WFr NF 24/25, S. 14. (Aus: Fundberichte aus Schwaben NF XI, Tafel II, 1.)

#### Rössener Kultur

Der Heilbronner Umkreis erbrachte im Kirchengelände von Eberstadt bei Weinsberg bei dortigem Heizungseinbau nach Feststellung von W. Mattes eine Rössener Siedlung. Scholl stellte in Ödheim beim Eingang zum ehemaligen Fliegerhorst auf der Anhöhe bei der Kapelle (0,5 km SO) ebenfalls eine Rössener Siedlung fest (Fundb. aus Schwaben NF XI, S. 41). Am Ostrand von Schwäbisch Hall wurden 1950 beim Bau der dortigen Siedlungshäuser am Kreuzwiesenweg verschiedentlich Rössener Kulturschichten angeschnitten; ein 25 cm langer Kornmahlstein (Bodenteil) aus Kiesel sandstein von Haus Kapphan kam ins Keckenburgmuseum. Auf den an die Kreuzwiese östlich anschließenden

Äckern nahe der dortigen Quellstelle waren schon in vorhergehenden Jahrzehnten durch Dr. Kost Hornsteingerätefunde der Jüngerer Steinzeit gemacht worden.

In Heilbronn stellte W. Mattes im Ruinenraum Bergstraße 4 mehrere Skelette fest ohne Beigaben, Überreste zweier Erwachsener und eines Kindes; die Umstände sprachen für jungsteinzeitliche Bestattungen.

### Spätjungsteinzeit

Die schon in den letzten Jahren immer wieder gemachte Beobachtung des Auftretens von Steingeräten endjungsteinzeitlicher Volksgruppen im württembergisch-fränkischen Keuperbergland hat sich erneut bestätigt. Kleingeräte nahe dem Hochweg Winnenden—Ebni beim Königsbrunnhof—Stöckenhof dürften zum Teil dieser Zeit zugehören.

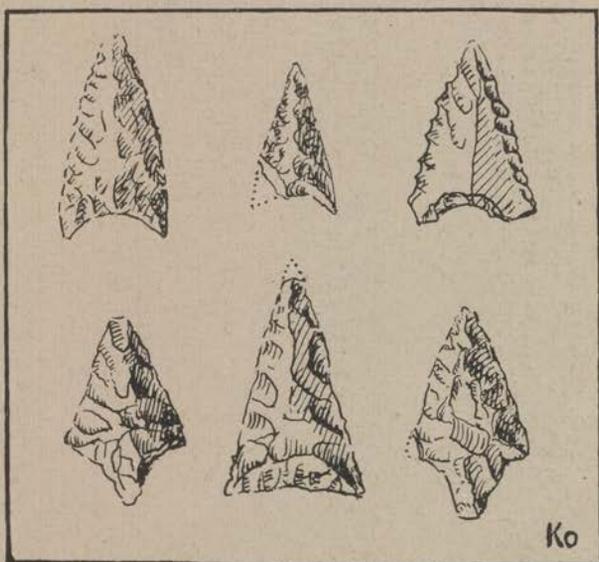


Abb. 7. Flächenbearbeitete spätjungsteinzeitliche Pfeilspitzen aus Jurahornstein von der Höhe „Platz“ über Laufen am Kocher. Nat. Gr.

Sie liegen, wie häufig, auf Fundplätzen, die schon in der Mittleren Steinzeit belegt gewesen sind. Dies ist besonders der Fall bei dem hoch über dem oberen Kocher auf Stubensandsteinboden gelegenen Fundort „Platz“ über Laufen (siehe WFr NF 24/25, S. 20/21). Zu den Hornsteingeräten dort gesellen sich schön gemuschelte flächenbearbeitete Pfeilspitzen der Spätjungsteinzeit aus Jurahornstein (Abb. 7; Finder: W. Reinmüller, Stuttgart). Die Pfeilspitzen mit Stielansatz („Dorn“) weisen auf eine in Südwestdeutschland heimische, Seeränder (Bodensee, Schweizer Seen, Federsee) und Hochlagen über Quellen und Bächen liebende Bevölkerung vom Ende des 3. vorchristlichen Jahrtausends. Eine solche Pfeilspitze mit Dorn stammt von der jungsteinzeitlich nun mehrfach belegten Hochfläche des Lindelbergs bei Öhringen (Studienrat A. Hummel), während der gegenüberliegende Golberg wieder eine hochdreieckige Pfeilspitze mit eingebogener Grundfläche, Bruchstücke von Feuersteinbeilchen, ein Kleinbeil und Plattenhornsteinwerkzeuge (Säge und Spitze) geliefert hat (siehe

auch WFr NF 17/18, S. 25, NF 19, S. 171, NF 22/23, S. 26, NF 24/25, S. 20; Finder: A. Hummel, Öhringen). Beliebter Siedlungsraum spätjungsteinzeitlicher Jäger und Weidebauern war offenbar auch das wasserreiche Höhengelände um **Kirchenkirnberg** im schwäbisch-fränkischen Wald in Hagbergnähe. Außer Hornstein-Gerätfunden ist von dort, 200 m NW Leukers und 600 m SW Eichenkirnberg am Ostrand des Herrensees (Zainbachursprung), je eine flächenbe-

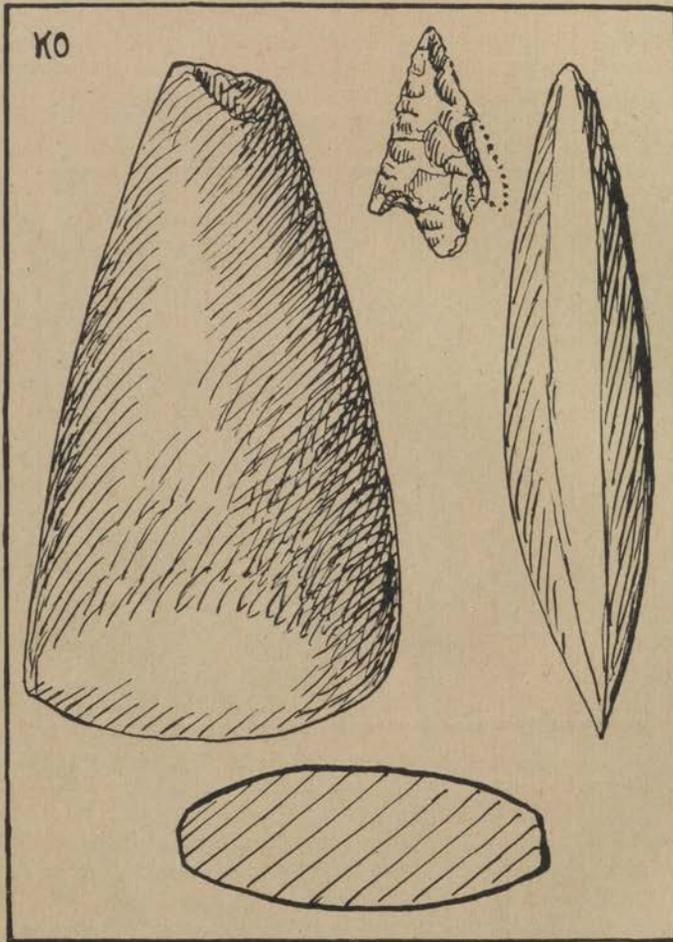


Abb. 8. Steinbeil und Pfeilspitze mit Stielansatz („Dorn“), Späte Jungsteinzeit, aus der Gegend Kirchenkirnberg (Kreis Backnang). Nat. Gr.

arbeitete Pfeilspitze mit Dorn aus Jurahornstein zu vermerken (Abb. 8), und vom Gärtnershof (1800 m W Kirchenkirnberg) ein bei einem Wegbau in 70 cm Tiefe ergrabenes spitznackiges Steinbeil aus dunkelgrünem Fremdgestein (Abb. 8). Beile dieser Zeit, der Wende des 3. zum 2. vorchristlichen Jahrtausend, melden auch aus entsprechenden Landschaftslagen Breuningsweiler-Winnenden (Fundb. aus Schwaben NF XI, S. 28), Vellberg am

Beginn des Berglandes östlich Schwäbisch Hall auf dem Schlegelsberg (Fundb. aus Schwaben NF XI, S. 47), Untergruppenbach (Kreis Heilbronn) aus Flur Kapfenhart (Fundb. aus Schwaben NF XI, S. 47). Die Beilchen vom Golberg sind oben schon erwähnt. Ein kleines, 6,5 cm langes Beil aus dieser Art Hornblendeschiefer erhielt W. Mattes aus Aushub eines Neubaus in der Siedlung „Hübschjörgen“ bei Kochendorf (Kreis Heilbronn).

Eines der am Ausgang der Jungsteinzeit üblichen kleinen Sägegeräte aus Plattenhornstein ( $7 \times 4$  cm, 8 mm stark) wurde 1951 auf Hochflächen-Ackerland bei Gaisbach (Gegend Künzelsau, zum Kreis Öhringen gehörig) 200 m NW Forsthaus Oberhof aufgefunden.

Die 1950 bei der Ausschachtung zur katholischen Kirche in Weikersheim (Taubertal) in 1 m Tiefe gefundenen, von K. Meider, Dr. Walenta und Stadtpfleger Frey zusammen mit menschlichen Skeletteilen geborgenen Muschelscherben (WFr NF 24/25, S. 21) hatten in nur 50 cm Entfernung von der dort ange- troffenen Bestattung gelegen. Die Ver- zierung des einen Muschelbruchstückes besteht aus reihenweise angeordneten, eingetieften Punktreihen (Abb. 9). Die Muschel konnte (durch Vermittlung von Hauptkonservator Dr. Janus vom Staat- lichen Museum für Naturkunde in Stutt- gart) als der Margaritana auricularia Spengler angehörig bestimmt werden, einer Flußmuschel, die heute nicht mehr vorkommt, aber als Fund gelegentlich in Aufschwemmungsschichten des Mains angetroffen worden ist. Diese Muschel dürfte dem Weikersheimer Befund nach also auch in der Tauber in den Ab- schmelzzeiten der ausgehenden Eiszeit vorgekommen sein. Ihre Verwendung für Verzierung an der Weikersheimer, nahe der Tauber liegenden Fundstelle ist steinzeitlich, die Verzierungsart ge- hört der Schnurkeramik an.

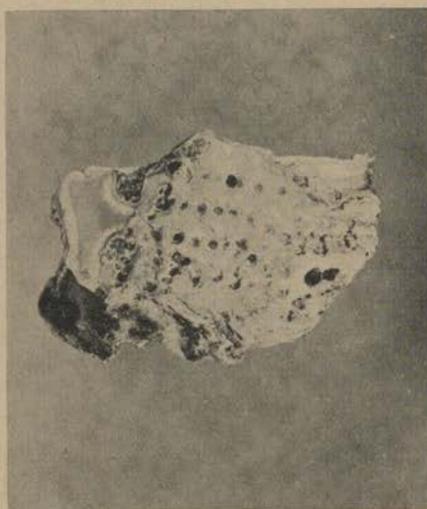


Abb. 9. Punktreihenverziertes Muschel- bruchstück aus Weikersheim. Nat. Gr. (Aufnahme: W. Eichner)

In Mitteldeutschland kommen (nach Mitteilung von Fräulein Dr. G. Loewe, Darmstadt) solche in gleicher Art verzierte Margaritanamuschelscheiben in ge- schlossenen schnurkeramischen Funden vor; zwei Beispiele enthält das Museum in Weimar. Beispiele für solche Muschelschmuckscheiben der Schnur- keramik erweist auch Böhmen auf (A. Stocky, La Bohème à l'âge de la pierre, Prag 1924). Nach Mitteilung des Anthropologischen Instituts der Universität Tübingen (Fräulein Dr. S. Erhardt) gehören die mitgefundenen Skeletteile einer Frau und einem Kind an und der Schädeltyp der Frau entspricht den- jenigen der Schnurkeramik. Somit ist diese Weikersheimer Hockerbestattung ein weiteres Beispiel einer schnurkeramischen Familienbestattung, deren schönstes Beispiel die vierfache Bestattung von Althausen bei Mergentheim (WFr NF 24/25, S. 22) ist.

Für den erneuten Nachweis schnurkeramisch beeinflusster Spätjungsteinzeit- Bevölkerung des Tauberlandes als Neufund willkommen ist eine 13 cm

lange durchbohrte Hammeraxt vom Ortsrand des über der Vorbach gelegenen Ebertsbronn (Gemeinde Wermuthshausen) von der Nähe einer Quelle des Ebertsbronner Baches. Dieser Axttyp wird in Süddeutschland der Altheimer Kultur zugerechnet (Abb. 10; Fundmeldung durch Kaufmann K. Bäuerlein.

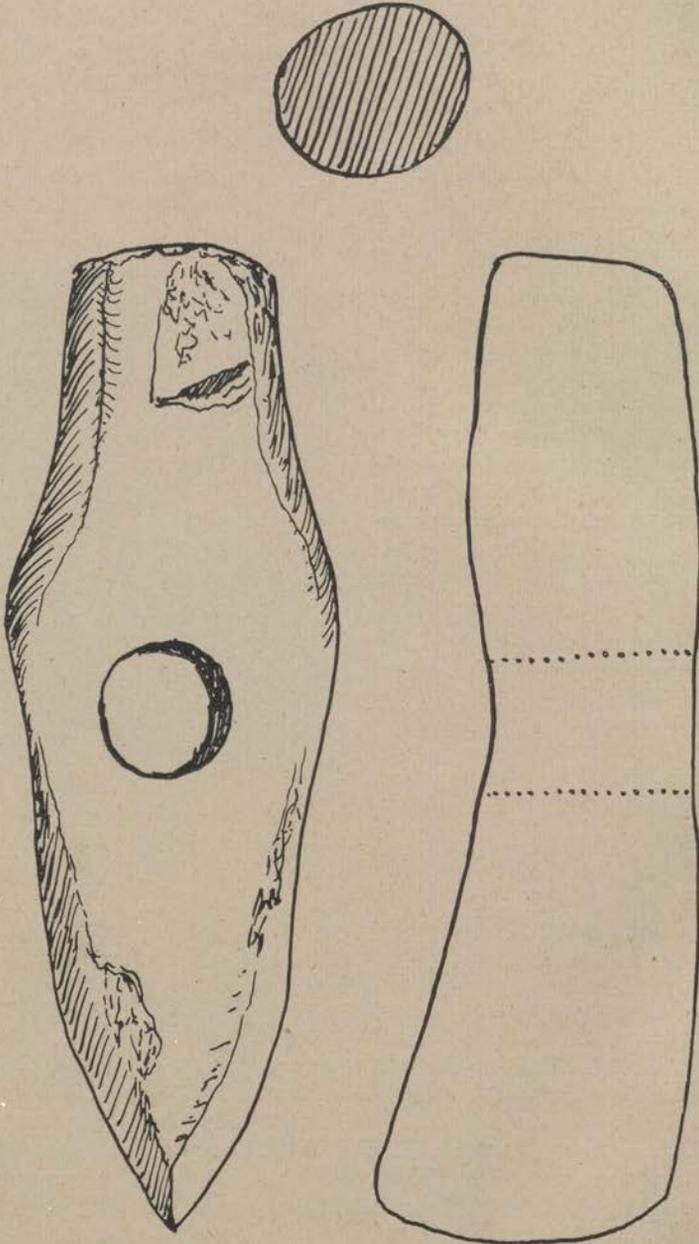


Abb. 10. Hammeraxt der Schnurkeramik oder der Altheimer Kultur, von Ebertsbronn bei Weikersheim, Späte Jungsteinzeit. Nat. Gr.

Weikersheim). Ein schnurkeramisches Hockergrab mit Bestattung eines Mannes und einer Frau mit Steinbeil und schnurverziertem Gefäß erbrachte 1952 eine Kanalisationsgrabung in Tauberhofsheim.

In Dörzbach (Jagst) wurden bei der Ausschachtung für das Lehrerwohnhaus neben der Schule zwischen Dorf und Bahnhof 1950, westlich des Goldbachs, in 1,90 m Tiefe Bruchstücke eines großen becherförmigen Gefäßes gehoben mit feinem rotbraunem Schlickauftrag und waagrecht eingeritzten Zonenlinien, welche durch kleine senkrechte und leicht schräg überkreuzende Strichelung, wohl in Nachahmung eines Wickelschnuornaments, belebt sind (Abb. 11). Das Gefäß hatte etwa 18 cm Mündungsdurchmesser, 25 cm Bauchweite und 28 cm Höhe bei

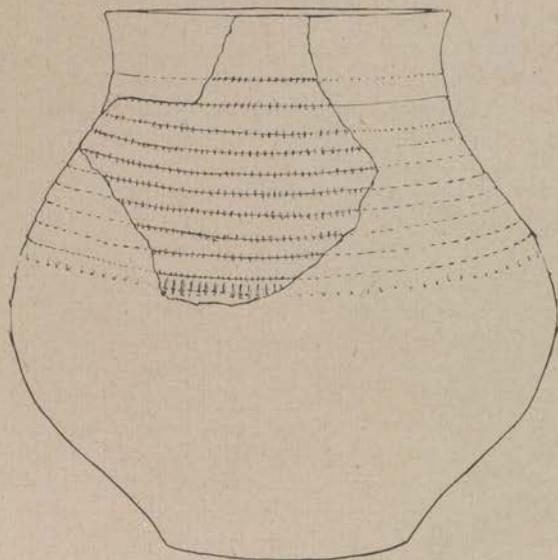


Abb. 11. Rotbraun gebranntes Tongefäß der Einzelgrabkultur aus Dörzbach im Jagsttal.  $\frac{1}{4}$  nat. Gr.

8 mm Wandstärke, ist handgemacht und gut gebrannt. Es ist ein südmainischer Abkömmling der nordwestdeutschen Einzelgrabkultur, deren südlichste Fundstelle somit Dörzbach an der Jagst ist!

In Bad Mergentheim sind in dem bekannten, zeitlich von der Jüngeren Steinzeit bis zu den Franken reichenden Gräberfeld in der Oberen Au bei Baugrabungen am Alamannenweg im Februar 1952 von Georg Müller vier, anscheinend beigabenlose, durch die Baugrabung zerstörte Hockergräber beobachtet worden.

**Urkeltische Zeit (Bronze- und Hallstattzeit) (1800 bis 800, 800 bis 500 v. Chr.)**

Ein schon in den 1890er Jahren bei Unterheimbach (Kreis Öhringen) bei Wegbauarbeiten im Waldteil Sandrain (etwa 2 km W) gefundenes kupfernes Flachbeil ohne Randleisten, von 11,5 cm Länge, kam in das Württembergische Landesmuseum (Fundb. aus Schwaben NF XII, Abb. 12).

Zu den vom Nordostrand von Igersheim an der Tauber im vorigen Jahrbuch (WFr NF 24/25, S. 24—27) veröffentlichten frühbronzezeitlichen

Siedlungsfunden liegt jetzt für einen Teil Süddeutschlands, besonders Bayerns, eine Darstellung von Professor Dr. Dehn (Marburg) vor (Bayerische Vorgeschichtsblätter 18/19, 1951; siehe auch den Besprechungsteil des vorliegenden Jahrbuchs). Danach gehören die Igersheimer, von Dehn nicht erwähnten Funde dem sogenannten „Straubinger Kreis“ zu.

Auf seinem Acker bei Waldmannshofen (Kreis Mergentheim) fand Straßenwart Hein ein 6 cm langes, stark abgewetztes durchbohrtes Schleifsteinchen aus schiefrigem Gestein.

Aus einem Kiesloch bei Böttingen am Neckar (bei Gundelsheim, Kreis Heilbronn) stammen wohl zwei Einbaumkähne, die 1951 an der Neckarkanal-Staustufe Neckarzimmern (Schleuse) und bei Haßmersheim beide durch Hochwasser angespült worden sind. Derjenige von Haßmersheim, 2 m lang und 62 cm breit mit 3 cm dicker Wandung, ist an Bug und Achterseite etwas abgerundet. In welche Zeit diese Einbäume gehören, ist ohne Beifunde nicht auszumachen; solche Kähne gab es durch die ganze Vorzeit bis ins Mittelalter. Die 1938 aus der Haller keltischen Salzsiedersiedlung gehobenen sind nachträglich bei einem Bombenangriff im Alten Schloß in Stuttgart verbrannt. Dreimalige Versuche des Berichterstatters, sie zuvor nach Schwäbisch Hall zurückzuholen, waren fehlgeschlagen.

#### Urnenfelderzeit (1200 bis 900 v. Chr.)

Grab- und Siedlungsfunde dieser zwischen Bronze- und Hallstattzeit einzuordnenden Zeit treten in Württembergisch Franken immer häufiger auf. In Heilbronn (Bismarckstraße 72) fanden Arbeiter beim Ausheben eines Kellers ein gut erhaltenes Bronzeschwert, sogenanntes Griffzungenschwert, von 65 cm Länge (Fundb. aus Schwaben NF XII, Abbildung Tafel IV 1). Es lag zwischen Steinen, die zu einer Urnenbestattung gehörten, welche dann von W. Mattes freigelegt wurden. Der brandbestattete Tote hatte auf Steinplatten mit Reisig gelegen, auf seinen Seiten lagen drei Reihen Steinplatten übereinander, die wieder durch andere Platten von außen her gestützt waren. Die Innenseite der Steine war brandgerötet; geringe Aschen- und Knochenreste wurden beobachtet. Am Nordende der Bestattung wurden mehrere ineinandergestellte Gefäße geborgen (Heimatmuseum Heilbronn).

In Frankenhach (Kreis Heilbronn) stellte W. Mattes in einer Sandgrube ein Grab dieser Zeit mit 3 Bronzefibeln als Beigaben fest. Im „Neubruch“ bei Brackenheim (1,9 km NW) barg Mattes 1951 Urnenscherben einer von einem Jungbauern beim Baumlochaushub angeschnittenen Bestattung. Die große Urne trug eine aufgesetzte Schulterleiste mit Fingertupfenverzierung.

In Adolzfurt (Kreis Öhringen) stieß im Garten vor dem Schulhaus Lehrer Georg Breyer im Mai 1949 auf ein Urnengrab.

Das Gräberfeld von Criesbach (Kreis Künzelsau) in der Au südlich des Kochers hat im Laufe der letzten 50 Jahre immer wieder Grabfunde der Spätbronze- und Frühhallstattzeit, der Späthallstatt- und Frühlatènezeit, der spätrömischen Zeit (gallorömischen Zeit) und der alamannisch-fränkischen Reihen-gräberzeit ergeben (Fundb. aus Schwaben X, S. 21 ff., XII, S. 117, XVI, S. 3, XX, S. 12, XXII—XXIV, S. 35, NF V, S. 47, NF IX, S. 70). Nunmehr sind neue Funde der Urnenfelderzeit zu verzeichnen (Abb. 12).

Im September 1950 wurden 500 m südöstlich des Bahnhofs an einer Ackerstelle in der Gegend der früheren Gräberfunde, an der Weingärtner Otto Bezold beim Pflügen öfter auf größere Steine gestoßen war, durch den Berichterstatter

unter Mitwirkung des Grundbesitzers sowie von Dr. Patzelt und Schülern der Oberklassen der Volksschule Niedernhall einige Brandbestattungen der späten Urnenfelderzeit (Hallstatt B) in Urnen ausgegraben. Die Stelle zeigt bei etwa 30 m Durchmesser nach der Mitte zu eine flache Aufwölbung, die einen verackerten Grabhügel vermuten läßt. Im Südwestteil dieser leichten Erhöhung wurde in geringer Bodentiefe eine Steinsetzung von 5 m Länge und fast 3 m Breite von unregelmäßigem Umriß aufgedeckt. Sie wies unbehaute starke Muschelkalksteinplatten bis zu 1 m Länge und 70 cm Breite auf. Unter diesen Steinplatten fanden sich in 40 cm Bodentiefe ganz wenige spätbronzezeitliche Scherben, dazwischen ein menschliches Armknochenstückchen. In 1 m Abstand von dieser Steinsetzung stieß die Ausgrabung

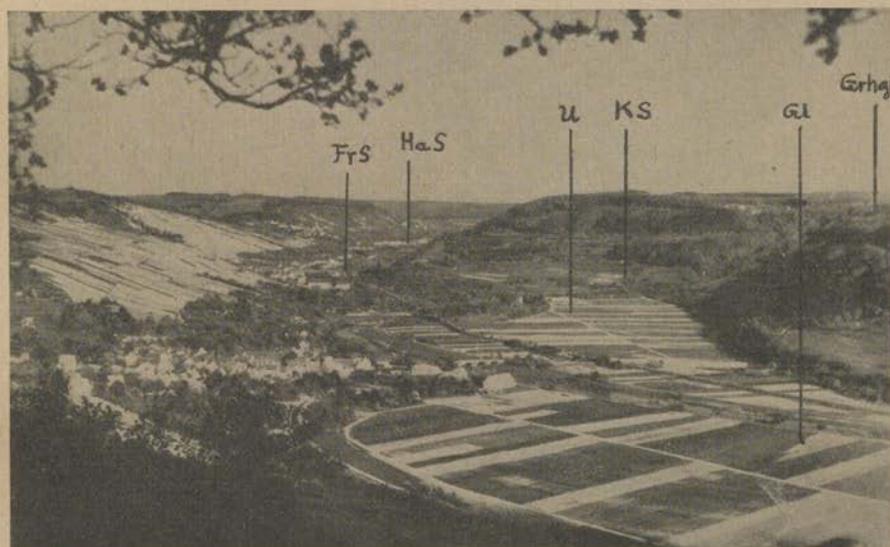


Abb. 12. Kochertallandschaft um Criesbach und Ingelfingen, mit Fundstellen der Jüngeren Steinzeit (Gl), Spätbronze-Frühhallstattzeit (U), Bronze- und Hallstattzeit (Grhg, HaS, FrS), Keltenzeit (KS). Bei U die 1950 ausgegrabenen Urnengräber in dem durch alle Vorzeitalter seit der urkeltischen Zeit belegten Gräberfeld der Au jenseits des Kochers gegenüber Criesbach. (Aufnahme: Dr. G. Wieser)

in der Mitte des Flachhügels in 60 cm Tiefe auf drei Urnenbestattungen je mit Leichenbrand und Beigefäßen. Einzelne Scherbennester fanden sich auch noch 3 m nördlich und nordöstlich dieser Bestattungsgruppe.

Von den drei Brandbestattungen, die in 1 und 2 m Abstand voneinander eingetieft waren, zeigte die nördliche neben stark zergangenen Urnenresten deutlichen Leichenbrand ohne Holzkohlebeimischung, also ausgelesene menschliche Knochenbrandreste. Die westliche wies ähnlichen Befund auf mit Scherben eines feinwandigen roten Gefäßchens mit Schulterriefen und umgelegten Rändern. Die südliche war die besterhaltene (Abb. 13). In einer auf der Schulter linien- und zickzackverzierten Urne mit Graphitüberzug (Abb. 14) von 30 cm Bauchdurchmesser, 19,5 cm Mündungs- und 10 cm Standdurchmesser sowie 21 cm Höhe standen auf dem eingelegten Leichenbrand zwei kleinere zerbrochene Gefäße sowie die Scherben einer Deckelschale, die so zersetzt waren, daß sie nicht

geborgen werden konnten. Geborgen sind zwei wieder zusammengesetzte schwarze feinwandige graphitierter Becher mit schmalem Standboden,  $7\frac{1}{2}$  und  $8\frac{1}{2}$  cm hoch (Abb. 14). Unmittelbar neben dieser Bestattungsurne hatte eine kleinere Urne ganz ähnlicher Form wie die größere gestanden; ihre fein rotgebrannten Scherben wiesen Spuren ehemaligen Graphitüberzugs auf, ihre Maße sind 10 cm Mündungs-, 18 cm Bauch- und 6 cm Bodendurchmesser bei 16 cm Höhe. Westlich

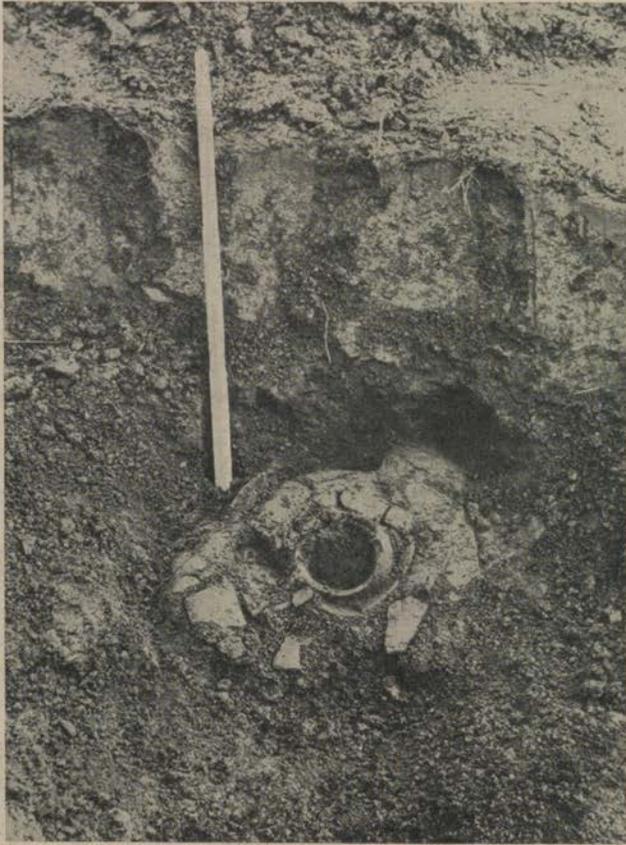


Abb. 13. Brandbestattungsurne mit Kleingefäßen, die in den Leichenbrand der Urne hereingestellt waren, im Gräberfeld von Criesbach, Acker Bezold. (Aufnahme: Dr. G. Wieser)

neben dieser zusammengehörigen Urnenbestattung kamen Reste einer zerfallenen größeren ziegelrot gebrannten Urne mit umgelegtem Schräggrand und waagrechter Schrägkerbenreihe im Halsnick zutage. Andere als Topfbeigaben wurden nicht gefunden. Die Funde befinden sich im Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall.

Nördlich und südlich dieser Grabstätte mit ihrer Flachhügelwölbung zeichnen sich im Ackerfeld je zwei weitere ähnliche runde Flacherhebungen ab.

In der Umgegend dieser Gräber, jenseits des Kochers auf dessen Nordseite am Hang der Weinberge zwischen Criesbach und Niedernhall auf Niedern-

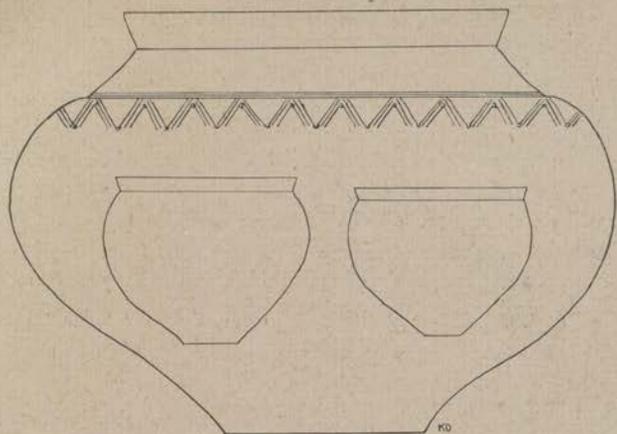


Abb. 14. Die Leichenbrandurne der Griesbacher Ausgrabung mit den Tonbechern.  $\frac{1}{4}$  nat. Gr.



Abb. 15. Untermünkheim im Kochertal mit der urnenfelderzeitlichen Siedlungsfläche (rechts des Kirchturms). Im Höheneinschnitt des Hintergrundes die vom Rhein und Kraichgau durch den Ohrngau kommende „Nibelungenstraße“, die in alter Zeit durch eine Furt (die „Steinfurt“, rechter Bildrand) den Kocher nach Osten überschritten hat. Das erhöhte Erdviereck inmitten der Wiese im Vordergrund ist der Rest des Turmes der mittelalterlichen Wasserburg der Herren von Münkheim. Im hinteren Dorfteil das hohe Fachwerkgebäude ist das spätmittelalterliche Senftenschlößchen. (Aufnahme: Dr. E. Kost)

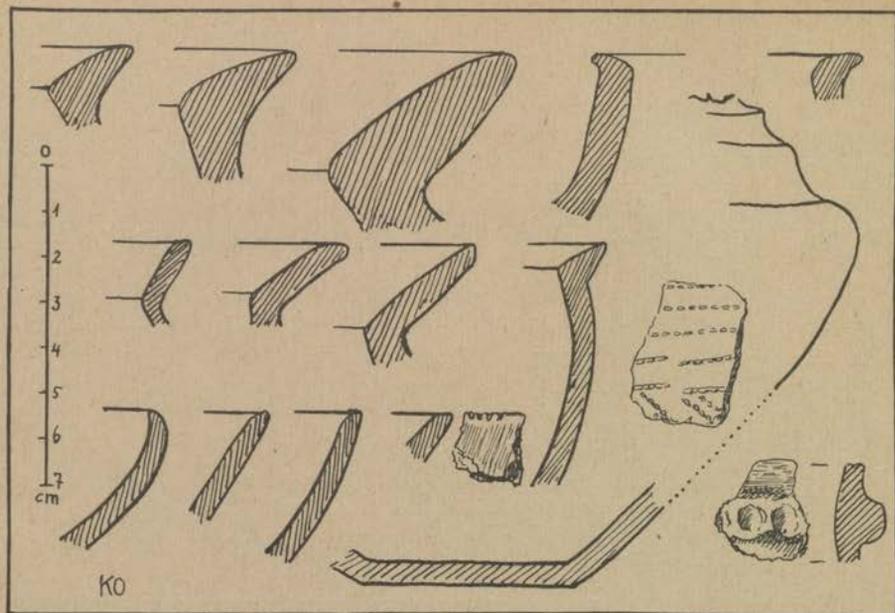


Abb. 16. Topfreste der Urnenfelderzeit von der Ansiedlung in Untermünkheim.

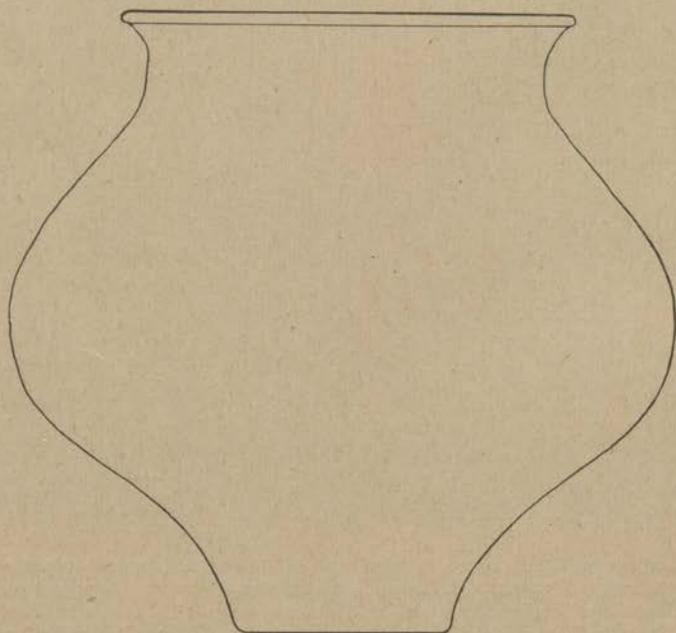


Abb. 17. Gefäß aus der urnenfelderzeitlichen Siedlung von Untermünkheim.  
 $\frac{1}{4}$  nat. Gr.

haller Markung, stieß der Historische Verein für Württembergisch Franken (Dr. Kost) bei seinen Ausgrabungen im April und Juni 1951 im Quelltuffhügel „Burgstall-Käppele“ mehrfach unter den dort angetroffenen Schichten eines mittelalterlichen Burgsitzes (siehe S. 82 dieses Jahrbuchs) auf Siedlungsreste dieser Urnenfelderzeit. Ähnliche, dort vielleicht schon der Hallstattzeit zuzurechnende Scherben wurden auch vom Berichterstatter angetroffen koche-

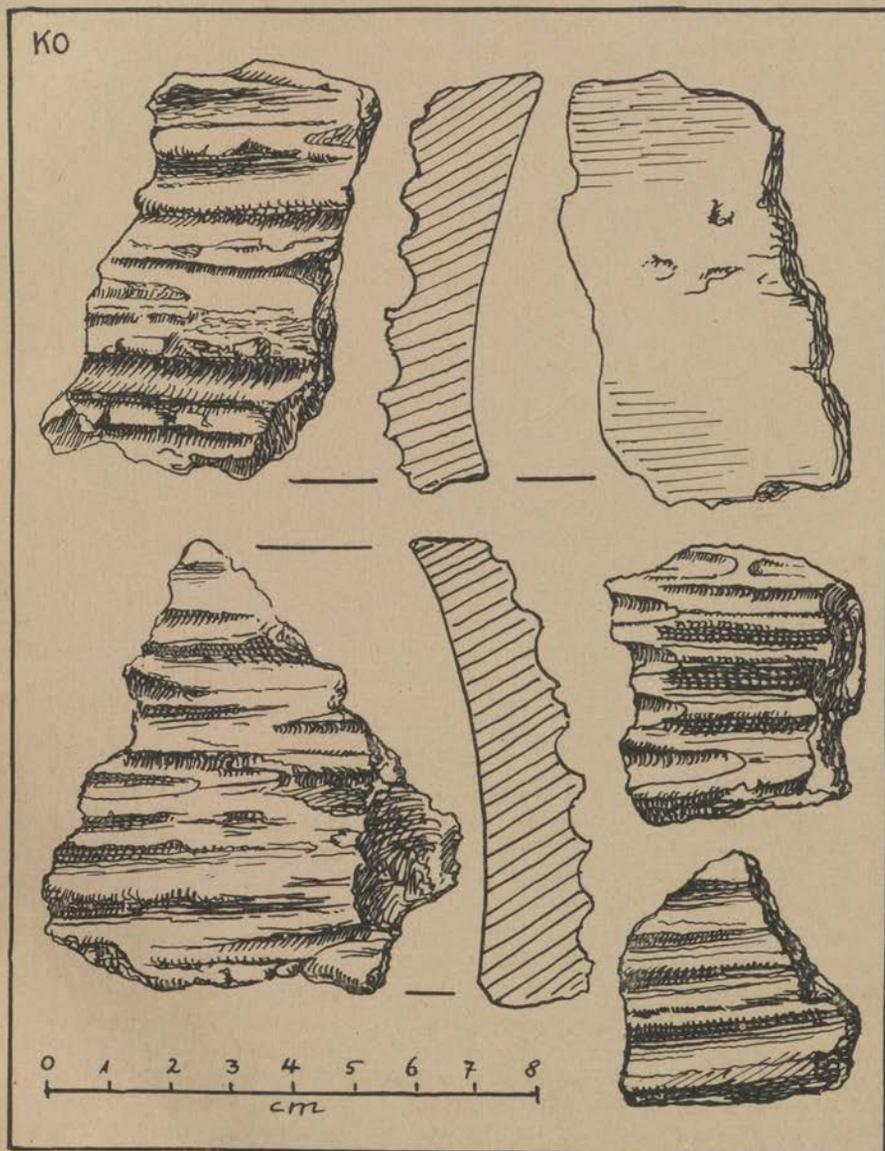


Abb. 18. Abdrücke von Rutenwandgeflecht in der Lehmverkleidung eines Baues der urnenfelderzeitlichen Siedlung in Untermünkheim. Etwas verkleinert.

abwärts gegenüber Forchtenberg beiderseits der Einmündung des Wülfinger Bachs in das Kochertal, 300 m NNW und NNO der Friedhofskapelle Wülfingen-Forchtenberg. Eine Siedlungsstätte der Urnenfelderzeit wurde in den 1930er Jahren bei Kochertörn über der Talaue des Kochers bei Drainagearbeiten angeschnitten (Flur Hirschfeld, 0,3 km W). Scholl stellte Keramik fest, ein geschweiftes Bronzemesser war bei der Feststellung leider wieder verloren gegangen (Fundb. aus Schwaben NF XI, S. 57). Mattes ermittelte in einer Aschenschicht dieser Siedlung 1952 ein Weizenkorn (*Triticum compactum*).

Kocheraufwärts in der Talaue der Einmündung des dortigen Seitenbachs bei Untermünkeim (Abb. 15) stieß Lehrer Juranek beim Ausschachten eines Brunnens in seinem Garten auf einige Scherben und eine schwache Kulturschicht in 50 bis 60 cm Tiefe. Eine durch den Berichtersteller vom Historischen Verein für Württembergisch Franken im Oktober 1951 angesetzte Grabung mit Unterstützung freiwilliger Lehrer und Schüler und des Bürgermeisteramts ergab das Vorhandensein einer Siedlung von größerer Ausdehnung in Richtung auf das

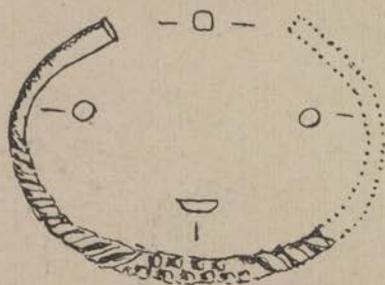


Abb. 19. Bronzene Armspange der Jüngerer Bronzezeit mit Verzierung. Nat. Gr.

Dorf. Eine Anzahl Scherben (Abb. 16) und eine 37 cm hohe Urne mit schmalen Standboden (Abb. 17) sowie gute Bruchstücke von Wandgeflechtabdrücken angebrannten Lehmverstrichs (Abb. 18) konnten dem Keckenburgmuseum zugeführt werden. Eine in demselben Acker ausgegrabene, der Technischen Hochschule zur Spektralanalyse eingereichte Schlacke besteht nach Untersuchung von Oberchemikerat Pfeilsticker aus Eisen, Mangan, Magnesium, Calcium und Silicium mit geringen Spuren von Kupfer, Aluminium, Zinn, Blei und Bor. Eine Zuteilung zur urnenfelderzeitlichen Fundschicht ist nicht gesichert.

Bei der im November 1950 vom Historischen Verein für Württembergisch Franken durch den Berichtersteller am Nordrand der Stöckenburg-Hochfläche bei Vellberg durchgeführte Ausgrabung (siehe Keltenzeit) traf in etwa 1 m Tiefe eine trockenmauerartige Steinsetzung. Aus dem zwischen die Steine eingedrungenen Siedlungsboden der Umgebung wurden neben Scherben der Urnenfelderzeit (Abb. 34, Nr. 5, 6, 7) und einer Bronzepfeilspitze mit Tülle (Abb. 34, Nr. 3) u. a. auch aus 40 cm Bodentiefe eine verzierte bronzene Armspange ergraben (Abb. 19). Der eine Teil ist abgebrochen und fehlt, die lichte Weite des Ovals beträgt nur rund 4,5 cm in der Breitenausdehnung. Die Spange hat in der Bügelmitte erhabene Punktreihenverzierung und beiderseits anschließend parallele Schrägrippen, die den Eindruck einer Tordierung hervorrufen. Die Richtung der Schrägrippen der einen Seite ist gegenständig zur anderen. Die Funde wurden dem Keckenburgmuseum zugeführt.

## Hallstattzeit

Einen bisher noch nicht bekannten Grabhügel meldete Forstmeister Dürr (jetzt Steinheim am Aalbuch) auf Markung Kocherstetten von der Höhe im Grafenholz (2100 m SSW Rathaus Kocherstetten, 1000 m OSO Etzlinweiler). Auf Markung Pfahlbach (Gemeinde Zweiflingen, Kreis Öhringen) stellte unser Mitarbeiter Forstmeister H. Neunhöffer (Schöntal) im Göckewendleshölzle westlich der römischen Limeswachtürme 120 m SW Punkt 343,5 eine Gruppe von 5 Grabhügeln fest, deren größter auf seiner Wölbung eine Einsenkung trägt.

Einen Grabhügel im Bannwald, 800 m NO Olnhäusen (Jagst) stellte Forstmeister Neunhöffer (Schöntal) fest. Auf Markung Oberkessach, 2600 m NNW im Gemeinewald Denzer („Tänzer“?) entdeckte derselbe Mitarbeiter einen breiten und flachen Grabhügel.

Vom Jagstgebiet oberhalb Crailsheim, von Markung Steinbach Gemeinde Jagstheim, vom Rand des Waldes Hochwart, 2 km SW der Pfannenburg zwischen Steinbach und Sieglershofen, berichtet Studienrat I. Fischer von einem



Abb. 20. Bronzeschmuck aus hallstattzeitlichen Gräbern bei Frankenbach (Kreis Heilbronn).  $\frac{2}{3}$  nat. Gr.  
(Aus: Fundberichte aus Schwaben NF XII, Tafel X.)

Grabhügel. Die Pfannenburg selbst ist durch schon 1938 aufgefundene urkeltische Scherben unter zahlreichen mittelalterlichen als bereits im ersten vorchristlichen Jahrtausend angelegte Befestigung ausgewiesen (siehe WFr NF 19, S. 177), welche dann im Mittelalter zur Burg ausgebaut worden ist.

Von Markung Bühler tann (Kreis Schwäbisch Hall) meldete unser Mitarbeiter Hauptlehrer E. Dietz (Gaildorf) einen 1,4 m hohen und 14 m breiten Grabhügel von Punkt 504,9, Flur Altwilla, 5 km OSO, 1,7 km SO Fronrot, auf flacher Kuppe.

Aus der mit Hallstattgräbern belegten Kiesgrube Lauer an der Westseite des Hippergs bei Frankenbach (Kreis Heilbronn, siehe WFr NF 24/25, S. 30) wurde im November 1950 im überlagernden Löß in 60 cm Tiefe ein weiteres Skelettgrab angetroffen mit Lage Süd-(Kopf)Nord. Daraus und aus benachbarten Gräbern wurden (laut Fundb. aus Schwaben NF XII, S. 36) geborgen ein hohler Bronzearmreif mit Holzkern (7,3 cm weit, 6 mm dick) und Hülsenverschluß,

3 gleiche Fibeln mit langer Spirale und auf den Fuß aufgelegten Schälchen von 3,8 cm Länge (Abb. 20), 1 schwarzer Spinnwirtel und eine 28 cm hohe dunkle Tonflasche (Museum Heilbronn).

Die Untersuchung des Füllkerns des hohlen Halsrings aus einer 1949 bei Erbstetten (Kreis Backnang) aufgedeckten späthallstattzeitlichen Bestattung (Fundb. aus Schwaben NF XI, S. 73, WFr NF 24/25, S. 30) durch das Forstbotanische Institut der Universität München (Professor Dr. Holzheide) stellte 1950 als Stoff dieser Füllung *Holundermark* fest. Der Vorteil solcher Füllung war leichtes Traggewicht.

#### Keltenzeit (La Tène, 500 v. Chr. bis Zeit nach Christi Geburt)

Bei der Anlage eines Fahrwegs an der Hangflur „Gäßlesau“ (300 m westlich des Westrandes von Hohebach, Mühle, 200 m westlich des Friedhofs, 110 m westlich des trigonometrischen Punktes 271,8) westlich der Steige zum Königssträßle nach Wendischenhof (Abb. 21) wurden im Dezember 1951 in 50 cm Tiefe von den grabarbeitenden Bauern *Menschenknochen* und *zwei gepierlte*



Abb. 21. Jagsttal mit Hohebach, von Südwesten. Im Vordergrund an der Gruppe von Grabarbeitern in den Obstbäumen die Stelle des keltischen Frauengrabes am Hang. Am linken Bildrand jenseits der Jagst die frühere Fundstelle eines urnenfelderzeitlichen Grabes mit 72 cm hoher Bestattungsurne. In Hohebach der Fundort einer beingeschnitzten Spindel der Jüngerer Steinzeit.

(Aufnahme: Dr. E. Kost)

*Bronzeringe* (Fußringe) angetroffen. Lehrer Bendele barg noch ein Dutzend dickwandiger Scherben eines schwarztonigen, handgemachten, außen gerauhten großen Tongefäßes.

Eine Besichtigung der Stelle durch Dr. Kost und Dr. Breit ergab noch 2 m westlich der Bestattungsstelle aus 40 cm Tiefe ein daumennagelgroßes, ungefähr herzförmiges abgebrochenes Stückchen Bronzeblech mit ausgebrochener Durchbohrung. Die Form deckt sich mit Bronzevasenfüßchen vom Hradischt bei Stradonitz (Pic-Déchelette, Le Hradischt de Stradonitz, 1906, Spalte 77 und Tafel XXI 1, 2, 5—8).

Einer der Fußringe war noch in seiner alten Lage um Elle und Speicherknochen eines menschlichen Fußes vom Finder angetroffen worden; diese Fußknochen zeigen an den Auflagestellen des Rings starke Grünspanspuren (Abb. 22). Einer der Ringe ist bei oder nach der Auffindung beschädigt worden; das eine verdickte Ende fehlt infolge Beschädigung. Der vollständige Ring hat 58 Kerbnoten und mohnkopfförmige leicht angehöhlte Enden. Beide Ringe haben je

7 cm lichten Durchmesser. — Die Funde befinden sich im württembergisch-fränkischen Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall.

Die 1937 im bäuerlichen Hofanwesen Baun-Weckert bei Grabung einer Dungele über dem Jagstufer am Nordrand von Oberregenbach (Abb. 23) angetroffene frühkeltische Siedlungsstelle wurde im Mai 1951 von Dr. Kost mit Hilfe von freiwilligen Arbeitskräften, besonders von Schülern der Oberschule Langenburg, zu Ende untersucht. Über die früheren Funde — Topfreste, 1 Spinnwirtel, 1 Handmahlstein — ist in „Württembergisch Franken“ NF 19, 1938, Seite 181/82 und Abb. 17 berichtet worden. Die mit Haustierresten — Schwein,

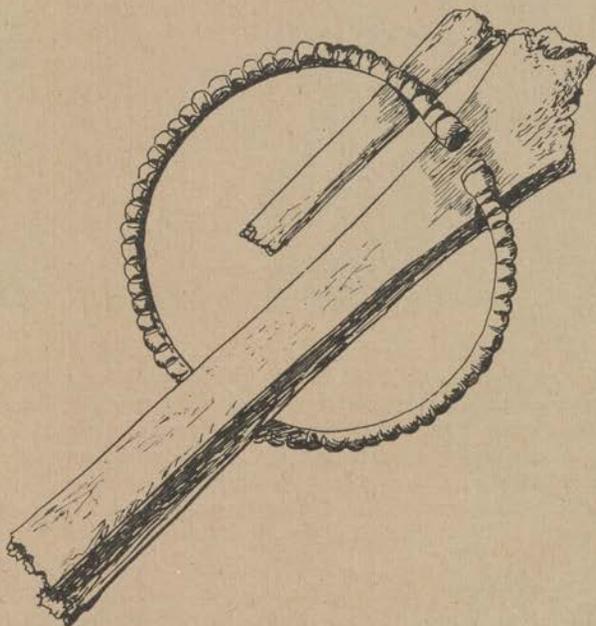


Abb. 22. Einer der beiden frühkeltischen bronzenen Armringe des Frauengrabes von Hohebach (Jagst). Um  $\frac{1}{3}$  verkleinert.

Rind, Schaf — bei der neuen Ausgrabung gehobenen Funde (im Keckenburgmuseum) bestehen aus etwa 60 Scherben von tönernem handgemachtem Gebrauchsgeschirr von 0,5 bis 1 cm Wandstärke: Reste großer Töpfe mit starker Ausbauchung und schmalen Standboden im Stil der Hallstattzeit, schwarze Tonschalen mit weiter Mündung, ein Topf mit steiler, leicht auswölbender Wandung mit waagrecht 3 cm unter Rand umlaufender Fingerdällenverzierung. Die Randformen der Töpfe gleichen im allgemeinen denjenigen von 1937 (siehe WFr NF 19, Abb. 17). Geborgen wurden auch die Wandungsreste eines Glühriegels für Metall aus stark mit Quarzsand gemagertem Ton, ziegelrot gebrannt, mit kalkweißen Außen- und Innenwänden. Der Tiegel hatte hochzylindrische Form mit ausgerundetem Boden, 1 cm Wand- und 2 cm Bodenstärke und etwa 7 cm lichtem Mündungsdurchmesser. Über solche Werkriegel zur Metallglühung siehe Keltensiedlung Schwäbisch Hall (WFr NF 20/21, 1940, Abb. 36, Typen Nr. 889, 1061 und 1062) und die dortigen Ausführungen des Berichterstatters (a. a. O., Seite 87—90).

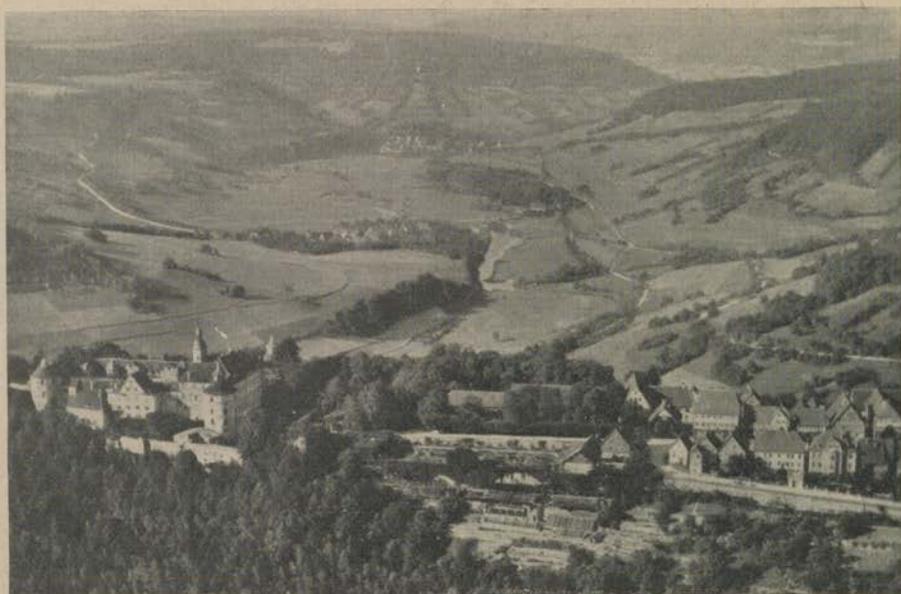


Abb. 23. Das Jagsttal mit Langenburg, im Mittelgrund an dem dort sichtbaren Jagstspiegel Oberregenchbach mit Keltensiedlung am rechten Ortsrand, dahinter Unterregenchbach mit Funden urkeltischer und hochmittelalterlicher Zeit und seinen drei aufeinanderfolgenden Kirchengründungen karolingischer, salischer und hochromanischer Zeit. Der Bergvorsprung am linken Bildrand über Unterregenchbach trägt beim Falkenhof einen urkeltischen Abschnittswall. In der Waldhöhe am rechten hinteren Bildrand ist der Fundort der Steinaxt Abb. 4, 4. Der Langenberg mit Langenburg ist Fundort zweier spätkeltischer Goldmünzen (Regenbogenschüssele).

Zu den in Unterregenchbach im Jagsttal (Abb. 23) schon 1948 beim Pfarrhaus in 2 m Tiefe festgestellten Scherben der Urnenfelderzeit wurden nun anlässlich der Ausgrabung von Professor Dr. Christ 1951 in der Veitskirche (siehe „Mittelalter“) in der Nähe des Altars unter dem Kirchenboden in 110 cm Tiefe von Kost einige weitere angetroffen, die der frühkeltischen Zeit angehören dürften. Damit ist die Besiedlung von Unterregenchbach jedenfalls für die erste Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends gesichert.

Am Nordwestrand des an vorgeschichtlichen Spuren reichen Taubertalortes Igersheim wurden 200 m südlich des Friedhofs bei einer Neubaugrabung (Schmidt) in Flur „Alter Graben“ frühkeltische Siedlungsfunde durch den örtlichen Lehrer und durch unseren Mitarbeiter Georg Müller geborgen. Es sind zum Teil einfache Randstücke schwarzer Töpfe und Schalen, aber auch fein profilierte Randscherben einer rotbraunen flachen Schale mit Omphalosboden in Drehscheibenarbeit. Die Bodendalle ist mit einem Kranz von Punkten girlandenartig umflochten. Geborgen wurde auch eine 8 cm lange Sprosse eines Hirschgeweihs. An der Spitze von 8 mm Durchmesser ist kreisrund auf ihrer Mitte eine kleine Zäpfchenspitze ausgearbeitet. Das Gerät macht den Eindruck eines Stempelstocks (für Töpferei?).

In Dörzbach an der Jagst wurden im August 1951 bei Grabarbeiten im Haus des Metzgermeisters Meister in 80 cm Bodentiefe in dunkler Aulehmschicht

ein kleiner schwarzgrauer Napf der Mittellatènezeit und ein Randstück eines zweiten gefunden (Abb. 24, Meldung durch Lehrer W. Schupp; Funde im Keckenburgmuseum).

An der Fundstelle der spätkeltischen Tüllenaxt beim Muthof (Kreis Künzelsau), 0,5 km S an der dortigen Brunnenstelle, ergab eine im Januar durchgeführte Nachgrabung von Dr. Kost und Dr. Berger (Ernsbach) aus der Fundtiefe der Axt (1,60 m, nicht wie WFr NF 24/25, S. 36 angegeben 2—3 m) einige Scherben dieser Zeit und eine Lage Zweige. Um die Wasserstelle ist eine keltische Siedlung anzunehmen.

Eine Vertiefung der siedlungsgeschichtlichen Erkenntnisse für die Haller Keltensiedlung brachte die durch eine Neubaugrabung möglich gewordene teilweise Erforschung der Keltensiedlung am Milchmarkt in der Altstadt von Schwäbisch Hall. Nach der Abräumung des Bauschuttes des bombenzerstörten Hotelgebäudes „Lamm-Post“, Ecke Neue Straße und Milchmarkt, wurden im April 1951 durch die Bauleitung des Neubaus der Landeszentralbank 4 Bohrungen auf einem Raum von etwa  $20 \times 20$  m durchgeführt mit

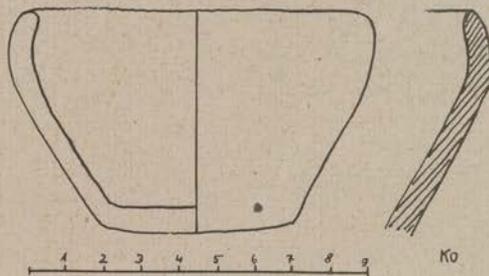


Abb. 24. Keltische Kleingefäße aus Dörzbach (Jagst).  
(Keckenburgmuseum)

Hilfe von Stahlröhren mit 20 cm lichter Weite (Abb. 25). Die drei ersten dieser Bohrungen zur Untersuchung des Bauuntergrundes wurden 4 m unter heutiger Straßen- und Platzhöhe von den Kellerböden aus mit dem Rammklotz angesetzt und in den Untergrund getrieben, die vierte vom Milchmarktpflaster aus. Da die Baustelle auf der nördlichen Fortsetzung der Höhenlinie der Kreissparkasse liegt und von dieser nur 75 m entfernt, erwartete nach der Aufdeckung einer umfang- und inhaltsreichen keltischen Salzsiedersiedlung 1938 im Kreissparkassenbau- grund (E. Kost, Die Keltensiedlung über dem Haalquell im Kochertal in Schwäbisch Hall, Jahrbuch „Württembergisch Franken“ NF 20/21, 1940, S. 39—111) die Haller Bodenforschung auch an der neuen Baustelle eine entsprechende keltische Niederlassung. Im Jahrbuch 1940 hatte der Berichterstatter (S. 102) geschrieben bei der Darstellung der Keltensiedlung an der Kreissparkasse: „Kommende Zeiten werden durch neue Beobachtungen im althällischen Siedlungs- boden das Bild vervollständigen.“ Dies kann schon jetzt mit folgendem Bericht geschehen. Die Erwartungen wurden bereits durch die Untersuchung der 12 m langen Bohrkerne (April 1951) bestätigt (Abb. 25). Genau in der erwarteten Bodentiefe von 6—7 m ganz entsprechend dem Befund an der Kreissparkasse konnte der Berichterstatter unter mittelalterlichen Schichtresten auch Proben von Kulturboden feststellen, die einwandfreie keltische Keramikreste ergaben. Sie entsprechen ganz den schon von der Kreissparkasse her bekannten Gefäß-

scherben; außer einem Schalenrand (Abb. 26, 3) und dem Rand einer Graphitonschale (Abb. 26, 5, wie WFr NF 20/21, S. 86, Abb. 36 Nr. 904) sowie dem Scherben eines gabelstrichverzierten Topfes (Abb. 26, 4) war auch ein Bruchstück eines der walzenförmigen faustgroßen Tonkörper dabei (Abb. 26, 8, wie WFr NF 20/21, S. 126); Schweine- und Rinderzähne und Knochen, eine Haselnußschale und Reste gebrannten Hüttenlehms deuteten auf eine Siedlung auch an dieser Stelle.

Die in zwei Kellern von deren Böden aus 4 m Bodentiefe weiter hinunter durchgeführten Ausgrabungen durch den Berichterstatter mit freiwilligen und bezahlten Kräften bestätigten und vervollständigten das Ergebnis. Einige faustgroße Holzreste mit Bearbeitungsspuren und weitere Bruchstücke der erwähnten tönernen Auflagkörper wurden geborgen (Abb. 26, 7), einige Schalenränder (Abb. 26, 1 und 2) und besonders ein Bodenbruchstück eines blaßrottonigen, drehscheibegefertigten Gefäßes mit Standingriefe (Abb. 26, 6). Es



Abb. 25. Ein Bohrkern aus dem Baugrund der Landeszentralbank Schwäbisch Hall, im Hintergrund eine Bohrhütte aus Stahl. Am linken Bildrand der obere Teil des Bohrkerns, im Kellerboden von 4 m Tiefe beginnend, mit mittelalterlicher, schwarzer Brand- und Siedlungsschicht. An den weißen eingesteckten Täfelchen in dunklerer Färbung erkennbar die Keltenschichten. Vom Berichterstatter nach rechts sich  $2\frac{1}{2}$  m lang erstreckend die nach der Tiefe folgende Aulehmschicht unter der Keltensiedlung, unter dieser (nach rechts gelegt) die Geröllschichten der Aufschotterungen des eiszeitlichen, von Bodenschichten heute überlagerten Kocherlaufes (siehe WFr NF 20/21, S. 44, Abb. 4). (Aufnahme: C. Wagner)

entspricht genau den Bodenteilen der in farbigen Zonenstreifen bemalten spätkeltischen Tonflaschen der Kreissparkassensiedlung (WFr NF 20/21, S. 64 Nr. 1218 und 1221; S. 65 Nr. 1217 und 1223; S. 68 Nr. 566; Abb. 24 Nr. 1217), deren weite Verbreitung im gallischen Bereich der Berichterstatter skizziert hat (WFr NF 20/21, S. 66/67) und deren Zeitstellung in die 2. Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts und in das erste nachchristliche fällt.

Dank dem Entgegenkommen der Direktion und der Bauleitung der Landeszentralbank konnte dann der Berichterstatter weitere Probegrabungen vom Boden eines anderen Kellers des Bauplatzes aus durchführen; dabei kam aus spätkeltischer Schicht ein Halsbruchstück eines rötlich-lederbraunen, riefen- und schnittverzierten Gefäßes (Abb. 27, 2) zutage. Schichtungsuntersuchungen konnte der Berichterstatter besonders in der Südwestecke des Platzes in einer vom Erdbagger ausgeschachteten 3 m breiten Grube, allerdings durch stetes Einsickern und Ansteigen von Grundwasser behindert, vornehmen (Abb. 28). Dadurch war neben

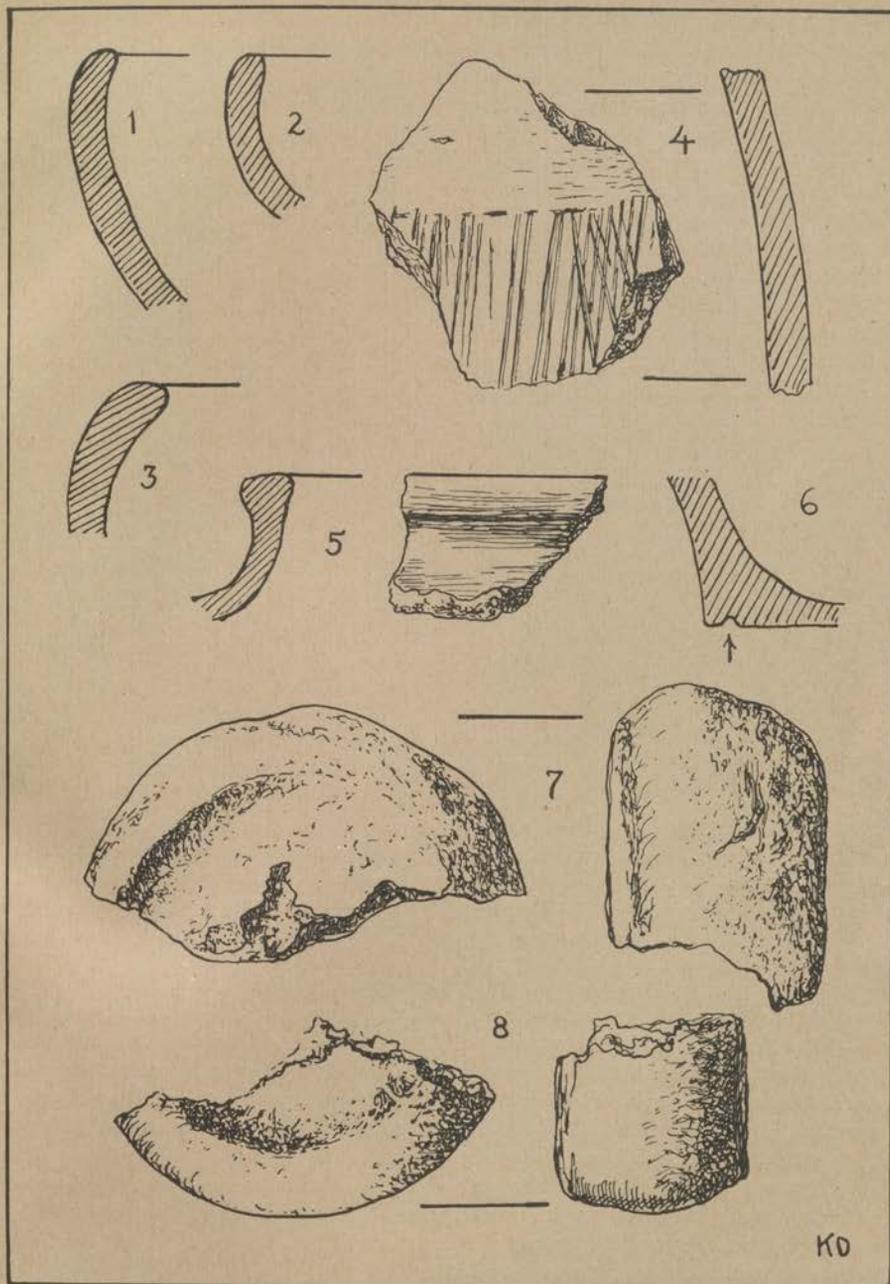


Abb. 26. Keramikfunde der Haller Keltensiedlung vom Baugrund der Landeszentralbank. Um  $\frac{1}{3}$  verkleinert. Nr. 1, 2, 3 Tonschalentränder, 4 gabelstrichverzierter Topf, 5 Graphittonschale, 6 Fußstück einer zonenbemalten spätkeltischen Tonflasche, 7 und 8 Tonkörper zum Salzsieden.

weiteren Bestätigungsfunden auch die Aufnahme einer genauen Schichtenfolge möglich (Abb. 28 und 29), in welcher die schon durch die Bohrkerne und die vorherigen und früheren Grabungen (WFr NF 20/21, S. 45) gewonnenen Schichtungsergebnisse verbessert dargestellt werden konnten. Die an dieser Stelle 1 m hohe keltische Kulturschicht ist zweimal durch Geröllschwemmschichten unterbrochen und durchsetzt, und zwar nach Ausweis der Tonware innerhalb weniger Jahrhunderte der Zeit vor und nach Christi Geburt. Aus der obersten Kulturschicht wurde u. a. ein spätkeltischer Kammstrichscherben aus Graphitton geborgen (Abb. 27, 1), aus der unteren Schicht Randbruchstücke grobsandiger weiter Tellerschalen (Abb. 27, 3, wie WFr NF 20/21, S. 58, Abb. 15 Nr. 559, 913 und 1040), aus allen drei Schichten spätkeltische Tonschalentränder (wie WFr NF 20/21, S. 51, Abb. 10, untere Reihe) und Reste von tönernen Glühziegeln (wie WFr NF 20/21, S. 86, Abb. 36 Nr. 889 und 1062). Die Keltensiedler haben hier wie an der Kreissparkasse nach Ausweis der Schichtbefunde zuerst auf Muschelkalkgeröll über dem Aulehm an

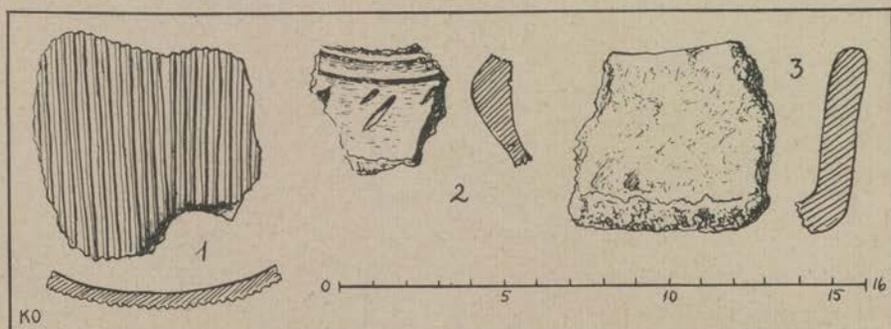


Abb. 27. Keramikfunde der Keltensiedlung am Milchmarkt Schwäbisch Hall. Nr. 1 Kammstrichscherben, hellgrauer Ton und Graphitbeimischung, Drehscheibenware; 2 riefen- und schrägschnittverzierte Gefäßschulter, lederrotbraun mit schwarzem Bruch; 3 grobsandige Tellerschale, hellrotbraun (wie Kreissparkassenfundstelle 1938, WFr NF 20/21, S. 58, Abb. 15, obere Reihe).

diesem östlichen Kochertalrand unmittelbar am Schuppach über dem Kocherlauf gesiedelt und haben dann eine erste Gerölleinschwemmung des Schuppachs erlebt. Auf deren Ablagerung wurde wieder gesiedelt, und nach einer erneuten Einschwemmung ein drittes- und letztesmal. Auf der jüngsten, obersten Keltenschicht bettet sich im Profil eine stärkere Einschwemmungsschicht von Geröll, Sand und Lehm. Von da ab haben die Kelten, offenbar im ersten oder anfangs des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, die Siedlungsstelle aufgegeben. Dies geschah sowohl hier wie nach Ausweis der Kreissparkassengrabung 1938 auch dort, am ganzen 150 m langen Uferstück vom Keckenhof über die Kreissparkasse bis zum Milchmarkt und Schuppach. Wahrscheinlich waren damals auch die Salzquellen mit überschwemmt und verschüttet.

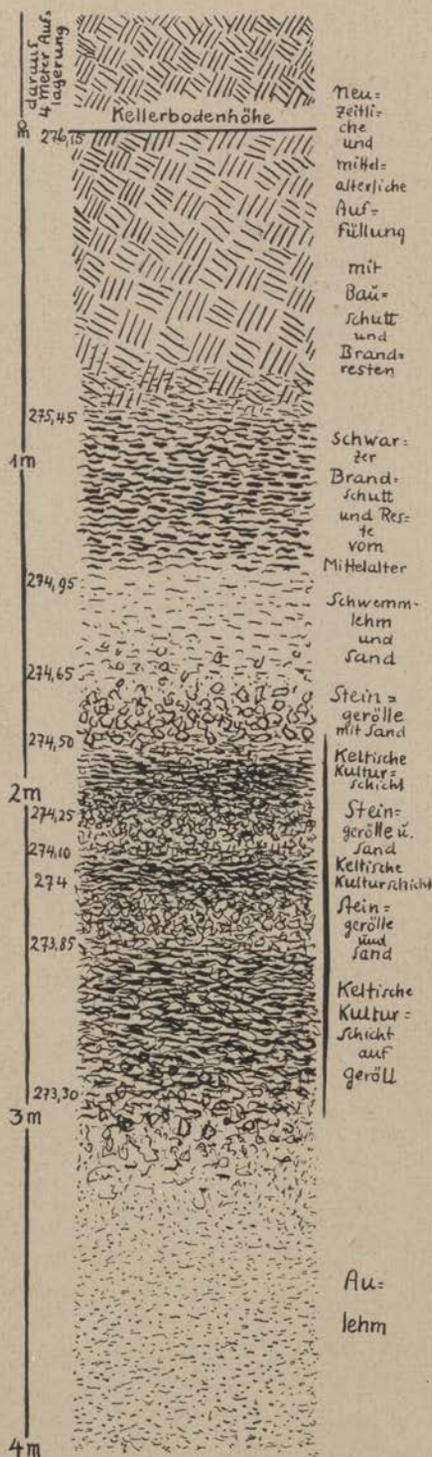
Neuer Aulehm hat sich dann über Überschwemmungsschottern 30 cm hoch aufgelagert, wobei zu bedenken ist, daß hier bereits Hanglage vorliegt. Erst auf dieser lehmigen Schwemmschicht bauen sich dann die vielfach gestörten Schichten des Mittelalters auf. Vereinzelt geborgener Keramik nach sind es neben Wandlehmabdrücken einfacher Bauten Schichten des Hochmittelalters

(Abb. 54); dieses hat spätestens von der Stauferzeit ab die Stelle belegt und auch vereinzelt in den Grund getriebene Holzpfosten einfacher Bauten, aber auch Brandschutt des 14. Jahrhunderts hinterlassen und in höheren Ablagerungen auch solchen des 18. Jahrhunderts nebst hohem Auffüllschutt. Offenbar wollte man gegenüber dem heute auf 273,5 m über Meereshöhe stehenden Kocherspiegel hier (über am Hang noch höherem Grundwasserspiegel) höhergelegten



Abb. 28. Untersuchungsgrube im Baugrund der Landeszentralbank (Milchmarkt) Schwäbisch Hall bis zu 7 m Tiefe. m Mittelalterliche Schichten und Auffüllungen, darüber Keller, a Aulehm mit unterliegendem Einschwemmungsgeröll zwischen Mittelalter und Vorzeit, Ko obere Keltenschicht, Km mittlere Keltenschicht, Ku untere Keltenschicht. Dazwischen . . . . . trennende Zwischenschichten von Überschwemmungsgeröll. — Der eingesteckte weiße Stab bezeichnet die Höhe des heutigen Grundwasserspiegels; die Grube ist zur Untersuchung ausgepumpt. (Aufnahme: W. Eichner)

und trockeneren Grund bekommen. So sitzen über den größtenteils heute im Grundwasser steckenden Keltenschichten noch 6—7 m Auffüllung; sie läßt so die Keltensiedlung in einer für die Siedlungsforschung für gewöhnlich unerreichbaren Tiefe. In diese einzudringen ist nur durch die oben erwähnten besonderen Umstände möglich gewesen, denen die hier gegebenen Einblicke zu verdanken sind.



Unter mittelalterlichen Schichten erbrachte jetzt die durch eine Wasserleitungsgrabung im Mai 1952 aufgeschlossene Ortsstraße von Amlishagen bei Gerabronn (Kreis Crailsheim) in 1 m Tiefe Schichtspuren vorgeschichtlicher Besiedlung und als zeitbestimmende Funde den Wulstrand einer rötlichbraunen Spätlatèneschale und ein Bruchstück eines kobaltblauen Glasarmrings mit fünfteiliger Längsrippung und gelber Schmelzzier auf dem erhöhten Mittelwulst (ähnlich Keltensiedlung Schwäbisch Hall, WFr NF 20/21, S. 83, Abb. 34 Nr. 567). Der Berichterstatter als Vertreter des Historischen Vereins für Württembergisch Franken war durch Rittergutsbesitzer Adolf Bürger (Amlishagen) auf die Fundstelle aufmerksam gemacht worden. Wahrscheinlich ist der steil über der nahen Brettach herausgearbeitete Höhenkopf des unmittelbar südlich der Fundstelle befindlichen Schlosses Amlishagen schon ein befestigter Keltensitz gewesen. Es gelang A. Bürger, bei der Grabung für die Wasserleitung August 1952 in der Durchfahrt der dem Schloß nördlich vorgelagerten Scheune noch einen aufgefüllten alten Graben von 3,35 m Breite festzustellen, der offenbar der äußere westöstlich ziehende Halsgraben eines festen Höhenkopfes keltischer Zeit war; auf diesem festen, doppelt grabengeschützt gewesenen Kopf steht heute das Schloß Amlishagen. In oder um Amlishagen ist in früherer Zeit auch eine keltische Goldmünze (Regenbogenschüssele) gefunden worden. Die Spuren keltischen Daseins ziehen sich nach Westen weiterhin über die Hochfläche über Gerabronn (Goldmünzfund) und Michelbach auf der Heide (Goldmünzfunde) zur keltischen Viereckschanze im Strutwald zwischen dort und Langenburg (WFr NF 22/23, S. 33) bis

Abb. 29. Schichtungen von der Eiszeit bis zur Neuzeit im Untergrund des Milchmarktes (Baugrund des Landeszentralbankgebäudes) in Schwäbisch Hall (siehe dazu Abb. 28).

Langenburg (2 Goldmünzenfunde), das zweifellos ebenfalls ein befestigter Höhensitz der Kelten noch im letzten vorchristlichen Jahrhundert gewesen ist.

Als Fundort spätkeltischer Goldmünzen (Regenbogenschüssele) ist weiterhin bekannt geworden Lobenhausen an der Jagst, das sich wie Amlshagen durch eine mittelalterlich befestigte Höhe über dem Fluß (Grafensitz, siehe S. 113) auszeichnet. Die Münze ist ein Drittelstück boisch-vindelikischer Art, mit Randkränzchen auf der Wölbseite (Gewicht 1,67 g, Privatbesitz). Ein entsprechender Fund stammt von Döttingen am Kocher. Hier konnte aus der häuerlichen örtlichen Familienüberlieferung auch noch der Fundort ermittelt werden: Ackerflur Gänsacker am rechtsseitigen Kochertalhang (500 m O Rathaus, 150 m O Kochertalstraße Braunsbach—Steinkirchen).

In Assumstadt (Gemeinde Züttlingen, Kreis Heilbronn) südöstlich vom Schloß wurde 1948 im Schlamm des Hochwassers der Jagst eine keltische Silbermünze gefunden (ähnlich Fundb. aus Schwaben VI, Tafel II 17).

Auf der Stöckenburg bei Vellberg (Kreis Schwäbisch Hall) stellte der Berichtersteller erneut auf dem Nordostteil der Hochfläche zahlreiche vorgeschichtliche Siedlungsspuren fest: Scherben von der Steinzeit bis zur Latènezeit, Reste von Hüttenlehm, entsprechende Funde auch unmittelbar unterhalb des Westrandes der Hochfläche am unteren Rand des alten Steinbruchs an der Höhenkante, am obersten Abhang über der Bühler.

Eine Ausgrabung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken durch Kost im November 1950 zog auf der Hochfläche der Stöckenburg fünf je 2 m lange Grabungsschnitte an der Nordkante der Höhe über dem Ahlbach (Abb. 30). Bei der Ausgrabung beteiligten sich freiwillige Kräfte, Grabarbeiter der Gemeinde Vellberg und die Oberklasse der Schule Vellberg unter Hauptlehrer Sturm.

#### Schnitt I

(Siehe Lageplan I: 2500, Abb. 30)

wurde durch den heckenbesetzten Böschungsrand der Nordostecke des Stöckenburgmassivs bis auf 2 m Bodentiefe geführt, bis zum gewachsenen Boden. Diese 2 m hohe Aufschüttung, entstanden durch das flache Gefälle darüber und vielleicht auch künstlichen neuzeitlichen Bodenausgleich, enthielt zuoberst bis zu 50 cm Tiefe neuzeitliche und mittelalterliche Tonscherben, letztere bis zu 1 m Tiefe. Dazwischen einzelne Knollen gebrannten Lehms, brandgerötete Natursteine und einzelne Scherben vorgeschichtlicher Gebrauchstöpfe urkeltischer bis keltischer Zeit. Von 1 m Tiefe abwärts weitere vorgeschichtliche Brandlehmreste und vorgeschichtliche Scherben wie oben. Knochen von Haustieren, Zehnglied eines großen Rindes. In 1,70 m Tiefe stärkere Holzkohlereste und nebst Gebrauchstopfscherben ein Randstück der Hallstatt- bis Latènezeit (ähnlich wie Abb. 34, 5).

Das Grabungsergebnis zeigt, daß südwestlich und südlich oberhalb dieser Randstelle im ersten vorchristlichen Jahrtausend besiedeltes Gelände war, was auch frühere Suchergebnisse auf dem dort südwestlich nach der Wiese anschließenden Ackerfeld schon erwiesen haben (siehe „Württembergisch Franken“ NF 24/25, 1950, S. 34).

Keine Spuren einer dortigen Randbefestigung, weder in Stein noch in Holz.

#### Schnitt II

(Siehe Lageplan I: 2500, Abb. 30,

Lichtbildaufnahmen Abb. 31 und 32 und Querschnitt Abb. 33)

Lage 75 m östlich der Nordwestecke der Hochfläche.

Nord-Süd-Schnitt als Querschnitt des Höhenrandes.

Bis zu 90 cm Tiefe aufgeschütteter Humusboden, mit Siedlungsspuren der Vorzeit durchsetzt, die gegen die Hochfläche (Süden) zu zahlreicher waren und am Südrand des Schnittes in 70 cm Tiefe als Kulturschicht erschienen mit schwarzem

Boden, Lehmbrandresten, Scherben und Tierknochen. Die Scherben fast durchweg von Gebrauchsware, lederfarben, rotbraun und schwarz, letztere feiner geglättet, alles handgemacht. Randstücke (Abb. 34, 1 und 2) wohl hallstatt- bis latènezeitlich.

In 90 cm Tiefe erschien in der ganzen Ausdehnung des Schnittes eine Steinsetzung aus Muschelkalk-Bruchsteinen von 20 bis 50 cm Größe, meist grob plattenartig. Die Steine lagen ziemlich dicht (siehe Lichtbilder Abb. 31 und 32). Der dazwischen eingelagerte dunkle Kulturboden enthielt in dieser 70 cm tiefen Steinsetzung immer wieder einzelne Funde. Unter den obersten Steinen eine Bronzepeilspitze der jüngsten Bronzezeit (Abb. 34, 3). Auf Spätbronze-Frühhallstattzeit deuten einige Randscherben aus 1 bis 1,20 m Tiefe (Abb. 34, 6 und 7).

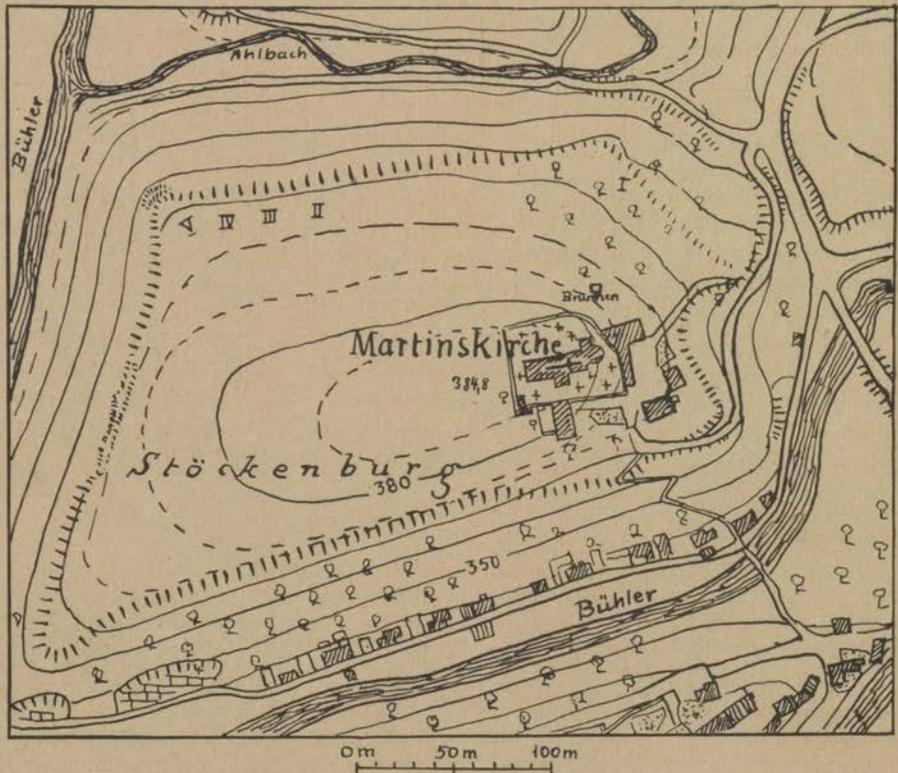


Abb. 30. Plan der Stöckenburg zwischen Bühler und Ahlbach mit Ausgrabungsstellen I—V am Nordrand.

Aus dieser Tiefe wurde auch ein ausgerundetes Bodenbruchstück eines tönernen Bronzeglütiegels geborgen, wie sie in Hallstatt- und Latènezeit im Gebrauch waren (Abb. 34, 17, siehe „Württembergisch Franken“ NF 20/21, S. 87—89, und Abb. 36 Nr. 889, 906, 1062, Schwäbisch Hall, auch „Württembergisch Franken“ NF 19, S. 178, Abb. 15, Künzelsau und Ingelfingen, sowie obiger Bericht über Oberreggenbach). Von einem feuerfesten Gefäß stammt aus 1,20 bis 1,50 m Tiefe ein Graphittonscherben des letzten vorchristlichen Jahrhunderts (Abb. 34, 14); ein entsprechendes spätkeltisches rundstabförmiges Randstück eines anderen Graphittongefäßes wurde in Schnitt III mit zeitlich zugehörigen Gefäßbrandtypen gehoben (Abb. 35, C). Aus dieser Bodentiefe von 1,20 bis 1,50 m kamen allerhand typische Scherben später keltischer Zeit von Schalen und Schüsseln (Abb. 34, 8, 9, 10, 11), darunter ein Scherben eines kammstrichverzierten Gefäßes (Abb. 34, 13).

Ein weiterer Graphittonscherben wurde von Kost an der westlichen Böschungskante der Nordwestecke des Stöckenburgmassivs aufgefunden.



Abb. 31 (rechts). Der Nordrand der Stöckenburghochfläche, von Westen. Im Hintergrund der Schlegelsberg mit Funden der ausgehenden Altsteinzeit, Mittel- und Jungsteinzeit. Im dunklen Ackerland der Stöckenburghochfläche (rechte Bildhälfte) Funde der Jungsteinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit und Frankenzeit (merowingische Perle). Die weiß punktierte Linie in Bildmitte deutet im Zuge der Grabungsschnitte II—IV den Verlauf der eisenzeitlichen Randbefestigung über dem Ahlbachsteilhang an.

Abb. 32 (links). Stöckenburg-Grabungsschnitt II bis auf den Rücken der eisenzeitlichen Befestigungsmauer in 90 cm Tiefe. (Aufnahmen: Dr. E. Kost)

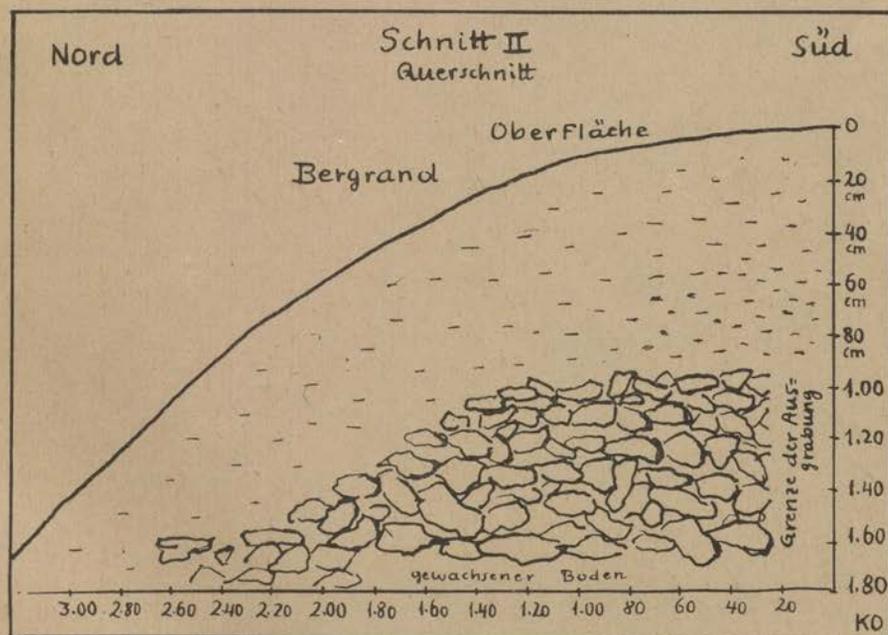


Abb. 33. Querschnitt durch die gegen den Nordabhang verstärzte Steinmauer in Schnitt II.

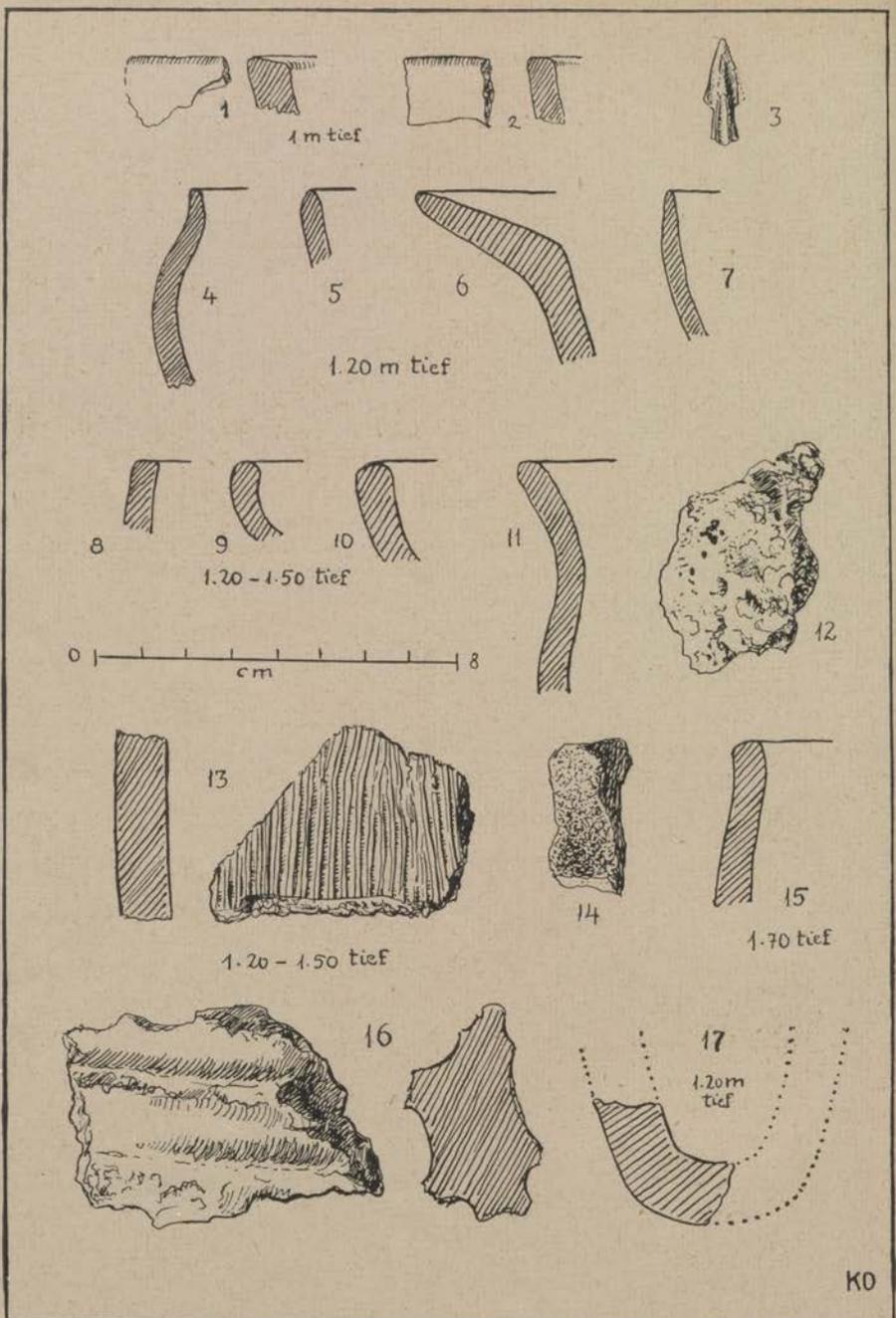


Abb. 34. Funde urkeltischer und keltischer Zeit vom Nordrand der Stöckenburg aus Schnitt II. Nr. 3, 6, 7 Frühhallstattzeit, 3 Bronzefeihspitze mit Tülle. Nr. 4, 5, 8—15 Latènezeit, 13 Kammstrichscherben, 14 Scherben eines spätkeltischen Graphitongefäßes. Nr. 16 Lehmverstrichstück einer Flechtwand mit Rutenabdrücken. Nr. 17 Bruchstück eines tönernen Bronzeglütiegels. Nr. 12 keltische Eisenschlacke.

Eisenverhüttung auf der Stöckenburghochfläche verrät eine Eisenschlacke (Abb. 34, 12) aus 1,20 bis 1,50 m Tiefe des Schnittes III. Eine solche Schlacke wurde auch in Schnitt V aus geringer Tiefe gehoben.

Die Funde aus dem Kulturboden zwischen dem Steinhäufen reichten vereinzelt unter diesen hinunter, so das latènezeitliche, außen lederbraune, innen schwarz geschmauchte Randstück (Abb. 34, 15).

Zwischen den Funden kamen einzelne Brocken gebrannten Lehms zum Vorschein, zum Teil mit Wandgestängeabdrücken (Abb. 34, 16).

Ein Bruchstück eines Handmühlsteines (Lagerstein) aus brandgerötetem Kiesel sandstein wurde mit gehoben. An Tierknochen fanden sich u. a. ein Schweinezahn und Schweineknochen.

Alle diese Funde sprechen dafür, daß unmittelbar an der Steinsetzung, an deren Südrand gegen die Höhenkante her, eine besiedelte Fläche der Hallstatt- und Latènezeit gelegen hat, deren Kulturreste bei der Anlage der Steinsetzung bzw. Steinhäufung in diese hineingekommen sein müssen. Durch das Vorkommen der Funde zwischen den Steinlagen und darunter wird diese Steinsetzung in die Spätlatènezeit datiert. Die anfangs erwähnten Scherbenfunde bis zu 90 cm Tiefe in Kulturboden über der Steinanlage kamen durch Überlagerung dieser Anlage von dem etwas höher gelegenen Südgelände her durch Bodengefälle in diese Lage. Wieviel nachträgliche Auftragung hier im Laufe der Jahrtausende erfolgen konnte, zeigt Schnitt I mit seinen 2 m Bodenüberlagerung.

Die Steinsetzung konnte in Schnitt I nach ihrer Tiefe nach Süden nicht weiter verfolgt werden, weil dort der durchführende Ackerrandweg nicht aufgegraben werden durfte. Dafür wurde in Schnitt III diese Steinanlagentiefe mit rund 2 m festgestellt.

### Schnitt III

(Siehe Lageplan 1 : 2500, Abb. 30,

Lichtbildaufnahme des Randgeländes Abb. 31 und Fundabb. 35)

Dieser von Schnitt II aus 25 m westlich wieder am Höhenrand angelegte Schnitt III bestätigte die Befunde von Schnitt II. Auch hier erschien in 90 cm Tiefe die Steinsetzung! Sie konnte aber hier des schlechten Novemberwetters wegen nur an ihrem oberen, dem Südrand bis zu 1,60 m Tiefe zum gewachsenen Boden hinunter-

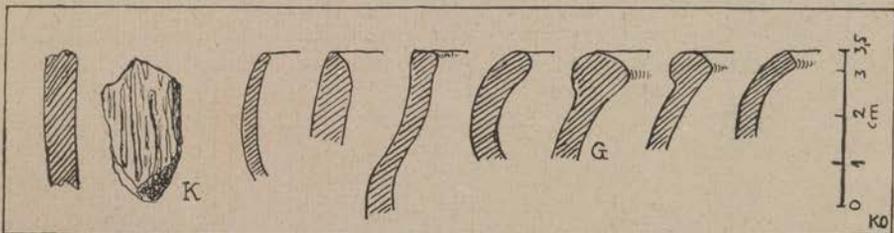


Abb. 35. Tonscherben urkeltischer und keltischer Zeit vom Nordrand der Stöckenburg. K mit Kammstrichverzierung, G Graphittongefäß.

verfolgt werden (siehe auch Querschnittskizze zu Schnitt II). Auch Schnitt III erbrachte Scherben der Hallstatt- und Latènezeit (Abb. 35), u. a. einen kammstrichverzierten Scherben und ein Graphittonrandstück. Auch diese Stelle enthielt vereinzelt Tierknochen, von Reh und Wildschwein.

In 40 cm Tiefe erschien im Kulturboden eine bronzene Arm(?)spange der jüngeren Bronzezeit (siehe Abb. 19). Der linke Teil ist abgebrochen und fehlt, die lichte Weite des Ovals beträgt nur rund  $4\frac{1}{2}$  cm. Die Spange hat in der Bügelmitte erhabene Punktreihenverzierung und beiderseits anschließend parallele Schrägrippen, die den Eindruck einer Tordierung geben. Die Richtung der Schrägrippen der einen Seite ist gegenständig zur anderen.

In Schnitt III wurde der Querschnittsdurchmesser der Steinsetzung von N nach S ganz ergraben mit rund 2 m Ausdehnung (Stärke) der künstlichen Steinsetzung.

#### Schnitt IV

(Siehe Lageplan 1 : 2500, A b b. 30)

Zur Kontrolle wurde 22 m westlich von Schnitt III die Höhenkante nochmals geschnitten. Auch hier erschien, mit geringeren Besiedlungsspuren als in Schnitt II und III, in rund 90 cm Tiefe die Oberfläche der künstlich gelagerten Steine. Wegen starken Novemberregens mußte nach diesem Ergebnis die Weitergrabung hier abgebrochen werden.

#### Schnitt V

(Siehe Lageplan 1 : 2500, A b b. 30)

Schließlich wurde als letzter Schnitt noch am Beginn der NW-Ecke der Hochfläche eine Grube bis zum gewachsenen Boden hinuntergetrieben, der als hier noch flach abfallender Fels in 50 bis 60 cm Tiefe angetroffen wurde. Von einer Randbefestigung durch Steine oder von anderer Befestigung fand sich hier nichts. Die Kulturbeimischung des auflagernden Bodens war hier geringer als in den anderen Schnitten, besonders als in Schnitt II und III. Immerhin fanden sich als Zeichen angrenzender Besiedlung noch ein halbes Dutzend Scherben der Hallstatt- und Latènezeit und besonders eine *Eisenschlacke* (siehe auch Schnitt II).

#### Gesamtergebnis

Am Nordrand der Stöckenburghochfläche an seinem westlichen Teil, über dem Steilhang zum Ahlbach, erscheint an der Höhenkante in etwa 1 m Tiefe eine rund 70 cm hohe Steinsetzung, die also bis zu einer Tiefe von 1,60 m hinunterreicht. Die Steine liegen im Querschnitt bis zu 2 m Ausdehnung. Diese Steinsetzung erscheint auf einer Länge von 50 m an drei Grabungsstellen und ist jedesmal von der Hochfläche, von Süden her, mit Kulturboden überlagert und durchsetzt mit Kulturresten der Hallstatt- bis zur späten Latènezeit. Demnach ist sie in der Spätlatènezeit errichtet worden, vermutlich als Randbefestigung. Ob es sich um einen lückenlosen Steinwall oder Trockenmauerzug handelt und wieweit sich dieser Steinzug nach W und O am Höhenrand fortsetzt, muß durch weitere Ausgrabungen geklärt werden, die beabsichtigt sind; dabei soll die Anlage genauer erforscht werden.

Die Beifunde erweisen starke, besonders keltische Besiedlung der Hochfläche bis an den Nordrand her mit Anzeichen von Gewerbetätigkeit wie Glühtiegel, Graphittongefäße und Eisenschlacken.

Bei der jetzt begonnenen Erforschung des Innenraums des großen keltischen Oppidums von Finsterlohr im Kreis Mergentheim (siehe WFr NF 24/25, S. 69—86, K. Bittel) ist ein erster Erfolg die Auffindung einer Anzahl von faust- bis kinderkopfgroßen *Eisenschlacken* im Bigelholz am „alten See“, einem mit Sumpfwasser gefüllten Erdfall 500 m NW Weiler Burgstall. Bei den Feststellungen hat Lehrer H. Markert (Finsterlohr) wertvolle Dienste geleistet. Die Analyse einer der Schlacken im Max-Planck-Institut für Metallforschung der Technischen Hochschule Stuttgart (Professor Dr. Köster) steht noch bevor.

#### Römische Besetzungszeit (160 bis 260 n. Chr.)

In Welzheim stieß man 1947 am Süden der Stadt bei der Ausschachtung eines Entwässerungsgrabens zu einem Neubau gegenüber dem Krankenhaus auf einen römischen *Brennofen* mit Mittelkanal und seitlichen Zügen (O. Paret, Fundb. aus Schwaben NF XII, S. 91).

Bei einer Entwässerungsgrabung vor dem ehemaligen Klosterrefektorium in *Murrhardt* stellte der Berichterstatter in 50 cm Tiefe römische Topfscherben, Teile einer Amphora und Rand einer Tellerschale fest. Die Funde wurden dem Carl-Schweizer-Museum überlassen.

Im Vorland des Kastells Mainhardt (2 km NNO) ergrub ein Mitarbeiter des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Bauer K. Rathmann (Storchnest), bei der Gemeinschaftsarbeit für das Schwimmbad Geißelhardt (Kreis Öhringen) in 1,50 m Tiefe in aufgeschwemmtem Boden eine kleine römische Hammeraxt (Handbeil) von 13,5 cm Länge (Abb. 36; im Keckenburgmuseum). Das Loch für den Stiel ist oben weiter wie unten, also war ein oben spaltverkeilter Stiel eingesetzt gewesen. Der Fundort liegt am Westhang des nach Gailsbach fließenden Benzenbachs nahe den dortigen Quellen (750 m O des Limes, 350 m SSW Geißelhardt).

In Mainhardt nahm im Oktober 1950 der Berichterstatter Schürfungen auf römische Besiedlungsverhältnisse vor. Sie erbrachten am Behelfsheim am Nordwestrand der Herrenwiese auf Parzelle 69 (siehe WFr 24/25, S. 40—46) gegen Osten keine weiteren römischen Kulturspuren außer dem Randstück eines rottonigen Gefäßes, den Randstückchen eines Sigillatagefäßes und dem Rand- und Bodenstück eines Sigillatateilers. Ost-südöstlich des Behelfsheims erbrachte die Grabung einige rottonige Scherben ohne weitere Kulturspuren. Nord-östlich vom Behelfsheim ergab ein 4 m langer Suchgraben (Parzelle 69/4) nur unbedeutende römische Scherben, östlich anschließend ein Scherbenrandstück einer einfachen rottonigen Schale mit leicht eingekehltm Rand. Als Untersuchungs-



Abb. 36. Eiserne römische Hammeraxt von Geißelhardt aus Limesnähe bei Mainhardt.

ergebnis ist festzulegen, daß die Stätte der seitherigen römischen Weihefunde (Altäre und Reliefs) nordöstlich des Fundbereichs ein deutliches Aufhören der Funde zeigt, also dort zu Ende ist.

Im westlichen Vorgelände des Kastells auf den Steinbühlwiesen und -äckern unmittelbar vor dem zweiten äußeren Kastellgraben erbrachte die Suchgrabung aus 50 cm Tiefe ein Dutzend unbehauene Sandsteinbrocken, die Scherbe einer großen Amphore, einige Scherben von Gebrauchstöpfen, einen eisernen Kloben u. a. als Streufunde. Ein in 30 m Abstand von der westlichen Kastellmauer gleichlaufend zu dieser in 20 m Länge geführter Suchgraben traf in 40 bis 50 cm Tiefe gewachsenen Boden; die Schicht darüber enthielt etwa 100 Topfscherben römischer Herkunft: Amphorenrest, breiter Amphorenhenkel, Ausgußteil einer Käseschüssel, derbe gewulstete Randstücke großer Gefäße, Topfböden, Rand einer eingewölbten Gebrauchsschale, Scherben schwarz gefärbten Geschirrs, Scherben eines Kleingefäßes mit waagrechten parallelen Riefen und schwarzem Außenüberzug, innen rotem Firnis, sodann Falzziegelbruchstück, einige Backsteinbruchstücke, eines mit gewellten Parallellinien, eiserne Nägel, ein fingerlanger Eisenkloben mit Kugelkopf und geschwelltem Schaft. Keine Spuren von Bauten. Weitere Suchgruben im weiteren Außenabstand vom Kastell auf der Westseite zeigten überall Scherbenstreuung ohne eigentlich unmittelbare Siedlungsbefunde.

Im Nordteil des Kastells Mainhardt fand Frühjahr 1951 unser Mitarbeiter, Töpfermeister Brückner, in der „Römerstraße“ bei der Ausschachtung für seinen neuen Brennofen einen römischen Amphorenunterteil, ein Sigillataschälchen mit Standfuß, einen Tassenfuß und ein Bruchstück einer Rheinzaberner Bilderschüssel mit Keulenwerferdarstellungen.

Aus dem Nordwestteil des Kastells stammt ein jetzt in der Mainhardter Sammlung befindliches Bruchstück eines Reliefs der keltischen Pferdsgöttin Epona. Es zeigt den kräftig gewellten Schweif und ein Hinterbein eines Pferdes.

Im Juli 1951 wurde im Südraum des Kastells von seinem Westrand her zum Neubau einer Turnhalle ein Entwässerungsgraben ausgehoben. Dabei barg der Berichterstatter römische Scherben rottoniger Gebrauchsgefäße, den Bodenteil eines kräftigen grauen Kruges und Bruchstücke von Sigillaten; einer dieser Scherben weist die Eigentumsritzung eines römischen Soldaten der Kastellbesatzung, Alt . . . , auf. Außerdem kamen zutage: Bruchstücke römischer Wandverkleidungs-Backsteine mit Parallelstrich-Schrägstrich und Überkreuzungsriefen.

In der Bodenschicht des Ausschachtungsgrabens dort erwiesen sich mehrere langgezogene waagrechte Einlagerungen brandroten Tones in durchschnittlich 1,10 m Tiefe bis zu 8 m Länge als Reste eingestürzter und im Brand zerstörter Lehmwände und lehmgestampfter Fußböden. Die Bruchstücke zeigen zum Teil groben Außenverstrich und Flechtwerkabdrücke von Rutenwänden; der Lehm enthielt Eindrücke von Strohhäcksel zur Zähung. Der Befund deutet auf einfache, brandzerstörte Lehmbauten, wohl Soldatenbaracken.

In Öhringen beobachtete und barg unser Mitarbeiter, Studienrat A. Hummel, im Bürgerkastell bei dortigen Krankenhausneubauten beim Bau der dortigen Liegehalle Muschelkalk-Lettenkohlesandsteinbrocken mit Schwarzkalkmörtelresten und einige römische Scherben, dabei etwas Terrasigillata. In der Baugrube für eine Isolierbaracke wurde eine Steinschüttung angeschnitten und folgende Funde geborgen: eiserner Nagel von 13 cm Länge, Knochen von Pferd,

Rind, Schaf und Schwein. 1 Glasscherben, Reste von Dach- und Wandziegeln, über 30 Sigillatascherben, davon einer mit Stempel SECCO F. Eine aus Scherben wieder zusammengesetzte „Reibschale“ (Käseschüssel) wies vom Standing bis zu halber Höhe 7 waagrechte Rillen auf (oberer lichter Durchmesser 22 cm, Höhe 8 cm). Von gewöhnlicher roter Tonware fanden sich über 200 Scherben: Reste von Reibschalen, Tellern, Näpfen, henkellosen und ein- und zweihenkeligen Krügen.

In der Haller Straße, am Ostrand von Öhringen nordöstlich vom R e n d e l k a s t e l l, kam 55 m nordöstlich von dessen Nordtor im Dezember 1951 bei einer Baugrabung neben gewöhnlichen römischen Topfscherben eine b r o n z e n e S t a t u e t t e zum Vorschein. Sie ist 9,5 cm hoch, sehr gut erhalten, mit schöner, glänzender Patina (A b b. 37). Es ist ein glatzköpfiger, spitzohriger, plattnäsiger, bärtiger und dickbäuchiger Silen. Er trägt um die Stirn eine Binde mit Nackenschleife, über den Augen und dem linken Ohr daran je einen Knopf. Die Augen sind eingesetztes Silber. In der rechten Hand hält die Figur eine Weintraube. Er trägt Lendenschurz und Sohlenschuhe. In der erhobenen linken Hand wird er eine Lampe oder einen Trinkbecher getragen haben. Auf den Sohlen des Figürchens stellte Professor Dr. Paret Lötspuren von der Befestigung auf einem bronzenen Sockel fest. Die Statuette ist in der 1. Hälfte des 1. Jahrhunderts entstanden und wird durch einen römischen Besatzungsoffizier nach Öhringen gekommen sein (Heimatismuseum Öhringen).

In J a g s t h a u s e n wurden 1950 an der Bahnhofstraße wenig nördlich der Jagstbrücke beim Häuserbau an zwei Stellen römische Steinbaureste geschnitten mit 30 bis 40 cm starken Mauern. Aus der einen Fundstelle wurde eine 81 cm lange Feuerschaufel mit kantigem, gedrehtem Stiel (wie vom Kastell Öhringen, Fundb. aus Schwaben XIX, Tafel VIII 4) und mit Aufhängeöse und Ring geborgen und in das Schloßmuseum Stuttgart verbracht (Fundb. aus Schwaben NF XII, S. 63).

Neue römische Funde liegen vor aus dem Kastellgelände von B ö c k i n g e n bei Heilbronn, unter anderem ein Bronzeglöckchen, 3 Emaillefibeln, ein ovaler, längsgerippter Ring, ein Spielstein aus Bein, Sigillatabilderschüsseln mit Töpferstempeln, Flößerbeil mit Haken (Fundb. aus Schwaben NF XII, S. 57/58). Aus dem Kastellraum auch Einzelfunde römischer Münzen (a. a. O., S. 58 und 93).

Beim Bau der neuen Neckarbrücke H e i l b r o n n wurden 1939 am östlichen Ufer römische Ziegelreste und Gefäßreste angetroffen, und darunter zwei senkrechte Schächte von 1,5 und 2 m Weite und fast 4 m Tiefe, mit Brandschutt und Gefäßscherben. Hier scheint ein Hochwasser eine kleine, am Talhang gelegene römische Siedlung zerstört zu haben; eine zweite, an gleicher Stelle erbaute ist durch Brand zugrunde gegangen. Der Neckar floß früher weiter westlich, entlang dem Gelände von Böckingen mit seiner südlich vom Kastell sich ausdehnenden römischen Siedlung. Erst 1333 hat die Stadt Heilbronn den Fluß an ihre Mauern herangeleitet (W. Mattes, Fundb. aus Schwaben NF XII, S. 62).

Im Raum eines vermuteten römischen Gräberfeldes auf Markung Böckingen östlich der Straße Böckingen—Neckargartach untersuchte W. Mattes ein bei einer Baumgrabung in 90 cm Tiefe angeschnittenes r ö m i s c h e s G r a b aus Ziegelplatten, dessen Umfang  $50 \times 42 \times 26$  cm betrug. Es war umgeben von Scherben mehrerer Gefäße, im Innern stand eine kleine flache Schale aus rötlichbraunem Ton. Das Grab scheint, nach fundleeren, von Mattes angesetzten Suchgräben, ein verstreut liegendes Einzelgrab zu sein.

In der Neckarschlinge bei B ö t t i n g e n auf den „Schloßäckern“ stellte 1951 W. Mattes eine vom Bagger angerissene villa rustica, einen r ö m i s c h e n G u t s - h o f, fest. Der Flurname hatte also hier, wie so oft, Vergessenes bewahrt. Die Erweiterung der Kiesgrube legten mehrere Mauern bloß und römische Scherben.



Abb. 37. Bronzenes Silenfigürchen aus der Nähe des Rendelkastells in Öhringen. Um  $\frac{1}{3}$  vergrößert. (Aufnahme: W. Weber, Öhringen)

zum Teil von Sigillatagefäßen. Eine Herdstelle enthielt weitere Scherben und zahlreiche eiserne Nägel. Unter anderem wurde vom Bagger 1952 ein römischer Brunnen zerstört von 3 m Tiefe und 1,20 m Durchmesser. Durch den Bagger freigelegt, wurden gefunden: ein gut erhaltener Weihstein mit der Inschrift IOM / MEIRM / NIUS / MARTIUS / LLM. Außerdem ein Vier-

götterstein mit vier Relief-Einzelteilen: Reliefs zweier weiblicher und zweier männlicher Gottheiten, und weiter ein großgeschuppter, am Ende blattverzierter Säulenschaft von 55 cm Höhe und 26 cm Durchmesser von einer Jupiter-Gigantensäule, deren steinernes Bildwerk, ein über einen liegenden Giganten sprengender berittener Himmelsgott als Bruchstück von Pferd und Gigant, ebenfalls aufgefunden wurde. Festgestellt wurden noch die Bruchstücke eines kräftigen Fundaments, das wohl zu diesen Denkmälern gehört hat. Wir hoffen, die Abbildungen der bedeutsamen Funde in unserem nächsten Jahrbuch bringen zu können. — Nach der Feststellung dieses römischen Landsitzes liegt es nahe, für den in der Südwand der Kapelle auf dem Michelsberg bei Böttingen eingemauerten römischen Weihstein des Jupiter und der Juno die Herkunft von diesem Gutshof bei Böttingen zu suchen, falls nicht auf dem Michelsberg im Frühjahr gefundene Sigillatascherben überhaupt auf Herkunft dieses Weihsteins von der Bergkupe selbst weisen.

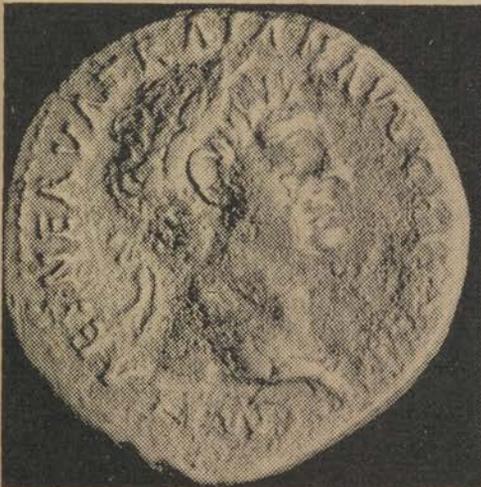


Abb. 38. Römische bronzene Traianmünze um 100 n. Chr., aus Künzelsau.  
Doppelte Vergrößerung. (Aufnahme: Dr. G. Wieser)

Römische Scherben, darunter auch Terrasigillata, barg W. Mattes bei Großgartach auf der (schon in vorrömischer Zeit?) befestigten Anhöhe der „Frankenschanze“ bei seinen dortigen Ausgrabungen 1952 (siehe Mittelalter).

Ein römischer Gutshof konnte von Professor Dr. Paret nach früheren, von Einheimischen gemachten Scherbenfunden im Flurstumpf südlich von Schwaigern festgestellt werden.

Eine in Stetten a. H. (Kreis Heilbronn) bei Kanalisationsgrabung gefundene römische Münze aus Bronze ist in Bild und Schrift verwittert. Im Kühbachtal bei Biberach a. N. wurde eine Großermünze des Kaisers Antonin (138—161) gefunden. Ein Silberdenar von Traian vom Fuß des Stiftsbergs von Heilbronn kam in die Heilbronner Sammlung, während eine früher gefundene Großermünze von Antonin aus dem Bürgkastell in Öhringen nebst anderen dortigen Funden von Dr. med. Mejer der Sammlung des Historischen

Vereins für Württembergisch Franken überlassen worden ist. Dem Künzelsauer Leiter unseres Geschichtsvereins, Studienrat P. Wagner, verdankt der Verein eine gut erhaltene Münze (As) des römischen Kaisers Traian (98—117) aus Mittelbronze (A b b. 38). Die Fundstelle im Vorland des ehemaligen römischen Grenzwalls in K ü n z e l s a u verdient Beachtung. Die Münze wurde im Januar 1952 im Aushub eines Neubaus in der Seestraße gefunden. Sie trägt um das Bild des Kaisers die Umschrift: IMP. CAES. NERVA Traian AUG GER. Diese letztere Bezeichnung Germanicus weist darauf hin, daß dieser römische Kaiser eine hohe Kommandostelle in Germanien innegehabt und sich um den Ausbau des Limes Verdienste erworben hatte. Die Rückseite zeigt die stehende Spes, die Göttin der Hoffnung. Ein nebenstehender Kandelaber erhellt der Göttin den Blick in die Zukunft. Die bestehenden Buchstaben S C bedeuten: Senatus consultu, auf Beschluß des Senats.

#### Frankenzeit (500 bis 800 n. Chr.)

Zu dem 1950 bei einem Reihengräberfeld in B ö c k i n g e n bei Heilbronn angeschnittenen vornehmen alamannischen oder fränkischen F r a u e n g r a b des frühen 6. Jahrhunderts bringt jetzt Professor Dr. Paret in „Fundberichte aus Schwaben“ (NF XII, S.101) nähere Angaben und die (von Tafel XXII) hier wiedergegebenen Abbildungen (A b b. 39 und 40).

Nordwestlich von K ö c h e r t ü r n (Kreis Heilbronn) in Neubau Streje wurde 1951 in 1,20 m Tiefe ein frühfränkisches Frauengrab des 6. Jahrhunderts freigelegt. Es enthielt zwei versilberte kerbschnittverzierte Fünfknopffibeln in Bronze, zwei Bronzeringe ( $40 \times 25$  mm und  $16 \times 8$  mm), zwei Spinnwirtel, 3 Bernsteinperlen, davon eine in Wirtelform, 13 Glasperlen bis 4 mm Durchmesser, darunter eine Chalcedon-Langperle (32 mm), eine beinerne Scheibe, den Teil eines Elfenbeinanhängers und eine gerillte Bronzeröhre ( $121 \times 10$  mm, Haarwickler?). Zwei weitere Gräber waren beide nicht genauer beobachtet worden. Im ganzen liegen bis jetzt 7 Gräber vor. Im 7. fand Mattes einen zweizeiligen Beinkamm.

Wie der Berichterstatter bei einem Vortrag 1951 in Ernsbach von einem Grabarbeiter in Erfahrung brachte, war dieser im Frühjahr 1948 in Sindringen a. K. bei einer Baugrabung, Haus Zöllner, in 1,50 m Tiefe auf eine Skelettbestattung gestoßen. Die Stelle liegt am Nordrand des Stadtbefestigungsgrabens außerhalb der nördlichen Stadtmauer. Erhalten waren mit Beigaben des 7. Jahrhunderts von einer jungen Fränkin noch die Bruchstücke des Schädels, einige Rückenwirbel, Kieferteile, Zähne und Reste der Armknochen. Die Beigaben bestehen aus einem glatten Bronzeringchen von kreisrundem Querschnitt ( $1\frac{1}{2}$  cm lichter Durchmesser), einer Bronzenadel von 12 cm Länge (Kopf fehlt) mit 4 Zonen von je 4 eingetieften Parallelriefen, dem Rest eines kleinen Eisenmessers mit noch 6,5 cm langer Klinge von 15 mm Breite und 48 Perlen aus farbigem, undurchsichtigem Glas, von Kugel-, Walzen- und Ringform, darunter einer gelben, rotverzierten Glasflußperle (Fritte) in Anhängerform (Beutelform); diese Art und Form hat genaue Vergleichsstücke im Rheinland und in Rheinhessen, von wo offenbar die Sindringer Perle stammt.

In der Nähe von Weinsberg, am Südhang des Weißenhofs gegen Eberbach, wurden im Frühjahr 1951 Knochen-, Bronze-, Eisen- und Gefäßreste bei Baugrabung gefunden. Als ein ganzer Schädel, ein vollständiges Gefäß und ein geordnet liegendes Skelett entdeckt wurden, nahm sich nach Bekanntwerden W. Mattes (Heilbronn) des Falles an und stellte eine fränkische Frauen-

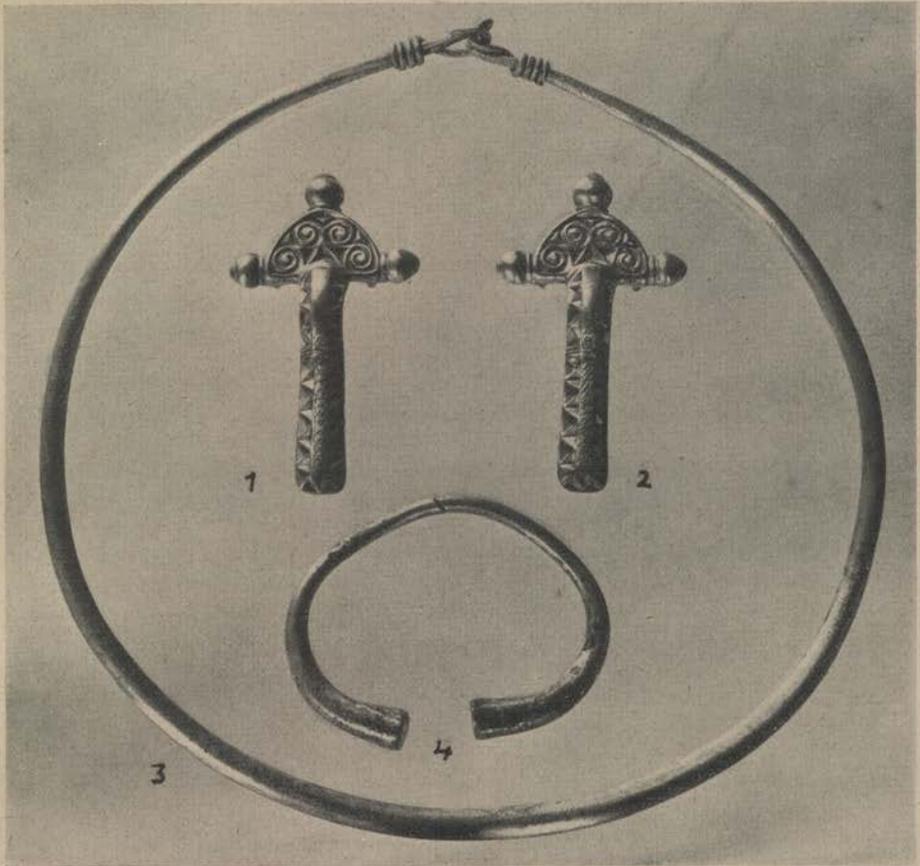


Abb. 40 und 41. Oben Silberschmuck und unten Bronzeschüssel des alamannisch-fränkischen Grabfundes von Böckingen (Kreis Heilbronn).  $\frac{1}{4}$  nat. Gr.  
 (Aus: Fundberichte aus Schwaben NF XII, Tafel XXII.)

bestattung jungen Lebensalters aus dem 7. Jahrhundert fest mit 78 Perlen als Schmuck (einschließlich 4 Bernsteinanhängern). Der Frau war ein Messer in der linken Hand beigegeben. Eine Grünspaninfiltration am Kopf wies auf Kopfbedeckung mit Schmuck hin. Milchzähne eines 4- bis 5jährigen Kindes lagen in der Nähe, seine Knochen waren vom Boden aufgezehrt. Eine weitere gestörte Bestattung ergab noch Tonscherben und Reste eines Beinkamms. In einem weiteren, besser erhaltenen Grab mit Waffenbeigaben ruhte ein Mann, vielleicht das Familienoberhaupt. Das 46 cm lange Hiebschwert, der Sax, ein Eisenmesser und eine eiserne Pfeilspitze, silberverzierte Beschläge vom Wehrgehänge, 4 Bronzenieten und 7 zierliche Bronzeschmucknägelnchen lassen einen wohlhabenden Hofbesitzer als einstigen Träger vermuten mit seinen Siedlungsgenossen. Die Siedlung lag den Bestattungen nach beim späteren Weißenhof, der früher Harthof hieß. Mattes vermutet als Wohnort den dort räumlich anzusetzenden, 1037 im Öhringer Stiftungsbrief noch genannten Ort Burchardswiesen. Dieser ist vielleicht später mit der hochmittelalterlichen Gründung von Weinsberg eingegangen wegen Verlegung der Bewohner (vgl. Wülfingen-Forchtenberg und Wächlingen-Ohrnberg, Monatsschrift „Schwäbische Heimat“ 1952, Heft 3, S. 108—110, E. Kost); der Weiler könnte in fränkischer Frühzeit etwa den Namen Burkardshausen oder Burkardshofen getragen haben.

Bei Offenau a. N. (Kreis Heilbronn) wurden 1936 bei Grabarbeiten für einen Bunker 3 Skelettgräber mit 2 Saxen und mit Schildbuckel angetroffen (G. Scholl). Die Stadt Neckarsulm meldet die Auffindung von 6 Männergräbern und einem Frauengrab mit Beigaben (G. Scholl, Fundb. aus Schwaben NF XII, S. 119).

Im September 1950 wurden durch W. Mattes bei Obereisesheim (Kreis Heilbronn) 3 fränkische Gräber festgestellt, das eine mit zweizeiligem Beinkamm und 6 farbigen Perlen sowie grünem Glasbecher und römischer verwitterter Bronzemünze. Das zweite Grab mit Skelett von 1,80 m Länge war ein Frauengrab mit bronzener Nähnadel und Feuerschlagstein, und das dritte hatte ein 1,60 m großes Skelett mit Rückgratsverkrümmung, ohne Beigaben. Über frühere dortige Funde siehe „Fundberichte aus Schwaben“ (NF XII, S. 126).

Aus Böckingen bei Heilbronn meldet W. Mattes weiter aus einer Neubaugrabung (Stockheimer Straße 17) ein fränkisches Frauengrab mit Perlenkette (98 Perlen), Eisenmesser, Nadel. Daneben Beigaben weiterer Gräber mit Sax und zwei Widerhakenpfeilen. Von einer anderen Baugrabung (Trumpf, Turnerstraße 15) stammt ein Randstück eines Gefäßes, von einer anderen dortigen Bestattung ein Skelett mit derbem Bronzefinger an der linken Hand und Bronzeschälchen (37 mm Durchmesser, 8 mm Höhe), dem Bruchstück eines zweizeiligen Beinkammes, einem Eisenmesser und einem derben Eisenring (39 und 22 mm). Dabei fanden sich Scherben von zwei schwarzglänzenden Töpfen mit Stempelmustern, Sechsecken und Kreisen mit Vierecken. Aus Baustück Gessinger stammt ein Schädel mit Hiebnarbe, ebenso zwei Bronzebeschläge, Bronzeniete und -öse, Gürtelschnalle mit eisernem Dorn und Eisenmesser.

Bei Horkheim, einem wichtigen fränkischen Neckarübergang, wurde von einem Gräberfeld in Kiesgrube Obermeier ein weiteres Grab festgestellt und Sax, ovale Schnalle und Bruchstücke eines doppelkonischen Topfes mit Stempelverzierung sowie doppelseitiger Beinkamm geborgen (Schloßmuseum Stuttgart).

Neue fränkische Reihengräberfunde verzeichnet auch das Tauberland. Wenige Wochen, nachdem im Februar 1952 der Berichterstatter in einem Vortrag über die frühfränkische Besiedlung des Taubergrundes für Weikers-

heim das Vorhandensein fränkischer Gräber für dort vorausgesagt hatte, wurden aus einer Neubaugrabung von Architekt und Baumeister Mangold vom Südsüdostrand der Stadt ein solches Grab angetroffen. Verwitterte Knochen davon wurden in 1,20 m Tiefe angeschnitten und nur in Resten geborgen. Das Gebiß weist auf ein junges Mädchen von 10 bis 11 Jahren. Als schöne Beigaben konnten noch gehoben werden ein 9,5 cm hoher doppelkonischer Tonbecher mit waagrecht umlaufender Rädchenverzierung in sechsfacher Rhombenzone auf der Gefäßschulter (A b b. 41), eine schmale bronzene Riemenzunge mit Dreieckskerbreihen und zwei Nieten, 10 farbige Glasperlen (in gelb, grün, hoch- und orangerot, braun und grünweißgetupft) und eine tropfenförmige Langperle aus Amethyst von 18 mm Länge (A b b. 42); solche Perlen verraten ihrer Herkunft langobardische Beziehungen aus Italien. Vom Hals des Mädchens stammt eine ovale,



Abb. 41. Doppelkonischer, mit eingerädelten Viereckpunktreihen verzierter Tonbecher als Grabbeigabe des fränkischen Mädchens von Weikersheim.  $\frac{1}{2}$  nat. Gr.

(Aufnahme: Georg Müller, Fränkische Bildstelle, Bad Mergentheim)

23 × 20 mm messende zirkelschlagverzierte schildförmige Brosche mit Rundbuckel in der Mitte; ihre Oberfläche ist in leuchtend blaue Oxydation übergegangen (Kobalt?) (A b b. 42). Die angelötete Nadel ist noch erhalten. Auf der Brust der Bestattung hatte eine durch die lange Lagerung mit Edelrost überzogene bronzene Gliederkette mit zwei zugehörigen dreiarmligen Kreuzaufhängern gelegen. Die Kette trug als Hauptanhänger eine zweimal in Kreuzform durchbrochene bronzene Hohlkugel von 27 mm Durchmesser (A b b. 42). Dazu kommt in zwei Bruchstücken das bei Frauen jener Zeit häufig mit ins Grab gegebene eiserne Messer mit einer Länge von 22 cm. Die Fundstelle zwischen Laudenbacher Straße und neugebauter katholischer Kirche läßt dort den Ort des Weikersheimer fränkischen Reihengräberfriedhofs vermuten, nachdem vor einigen Jahren in diesem Raum etwa 50 m NW dieser Stelle Arbeiter bei Anlage einer Garage auf Knochen gestoßen waren. Die Funde wurden vom Historischen Verein für Württembergisch Franken dem fürstlich hohenloheschen Schloßmuseum in Weikersheim überlassen.

Weitere Funde dieser Zeit ergab im Frühjahr 1952 das bedeutende Gräberfeld von Bad Mergentheim am Hang des Eisenbergs in der Oberen Au. Unser Mitarbeiter, Bezirksnotar a. D. Georg Müller, wurde dort nördlich der Stelle, an der schon früher merowingische Gräber zutage gekommen sind (Fundb. aus Schwaben NF IX, S. 132, und WFr NF 17/18, S. 87), Ecke Alamannenweg und Maurus-Weber-Straße, bei Neubaugrabungen (für Haus Letz) auf ange-

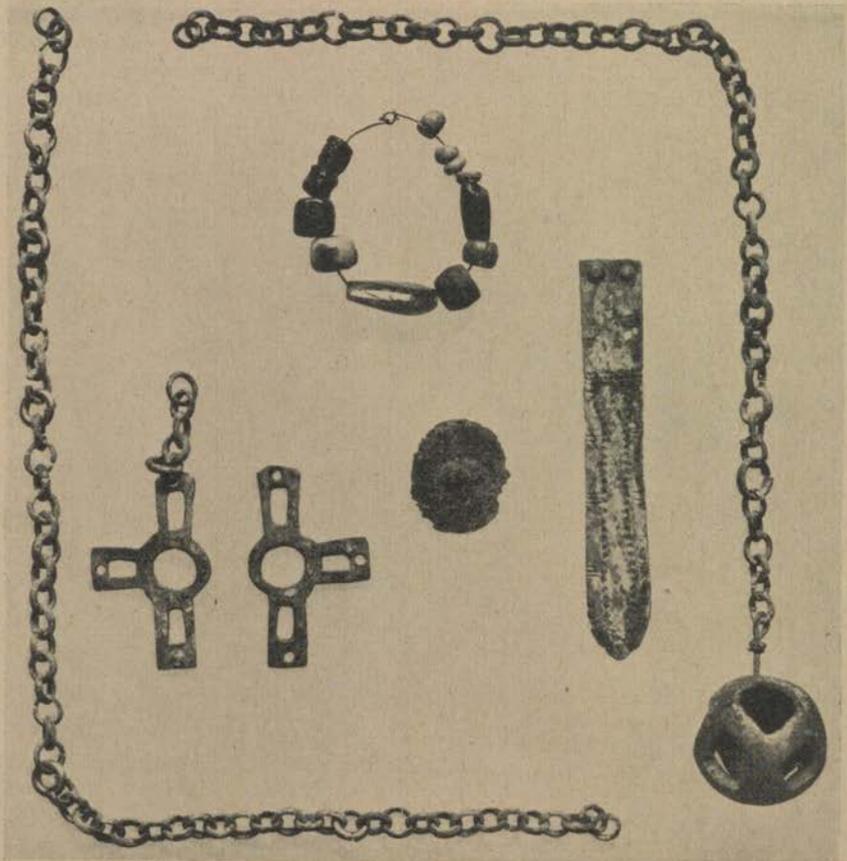


Abb. 42. Schmuck aus dem fränkischen Mädchengrab von Weikersheim. Bronzekette mit kreuzähnlichen Aufhängern und mit Hohlkugelhänger. Bronzene kerfbreihenverzierte Riemenzunge (rechts). Farbige Glasperlen mit längsdurchbohrten tropfenförmigen Amethysten. Zirkelschlagverzierte bronzene Rundbrosche in Schildform, mit Sicherheitsnadel auf der Rückseite.

schnittene Knochen, Tonscherben, Metallfunde und Perlen aufmerksam und machte, bei Bergung von 7 Gräbern des 7. Jahrhunderts, folgende Feststellungen:

In Grab 1 lag in nur 40 cm Tiefe die Bestattung eines bejahrten Mannes; ein Bruchstück eines eisernen Hiebswertes von nur noch 11 cm Länge wurde geborgen (Abb. 43). Grab 2, 90 cm tief, war ein Frauengrab mit farbigen Glasperlen in der Gegend des Halses, 1 Bronzeperle und einem tönernen Spinnwirtel,

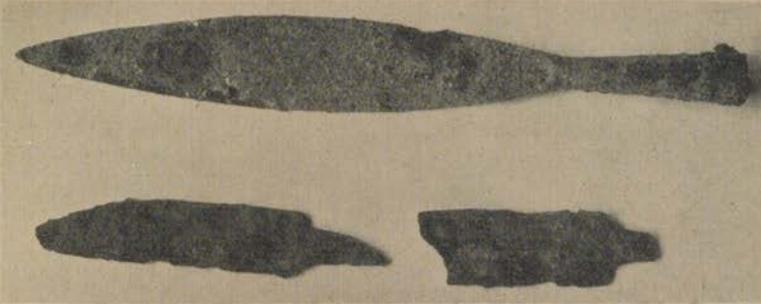


Abb. 43. Eiserne Reihengräberfunde aus Bad Mergentheim, Obere Au. Lanzen Spitze (Grab 3), Messer mit gekrümmtem Rücken (Grab 6), Saxbruchstück (Grab 1).  $\frac{1}{3}$  nat. Gr. (Aufnahme: Georg Müller)

dazu ein Beinkamm (Abb. 44). Grab 3 enthielt als einzig feststellbare Beigabe eine eiserne Lanzen Spitze von 35 cm Länge (Abb. 43). Grab 4, 1 m tief, wieder ein Frauengrab, barg 2 brozene Ohringchen mit kugeligen, gestielten Anhängern, Perlen aus Glas und zwei aus spiralig gewickeltem Bronzedraht (Abb. 45). Beigegeben war ein kleines eisernes Messer von 7,6 cm Länge, eine eiserne Schnalle, ein zweizeiliger Beinkamm und zu Füßen eine irdene Röhrenkanne von 19 cm



Abb. 44. Beigaben eines fränkischen Frauengrabes (Grab 2) aus Bad Mergentheim. Farbige Glasperlen, Bronzeperle und tönerner Spinnwirtel. Zweizeiliger Beinkamm. Etwas verkleinert. (Aufnahme: Georg Müller)



Abb. 45. Fränkische Frauenausstattung aus Grab 4 der neuausgegrabenen Reihengräber in Bad Mergentheim. Ohrringe mit Bronzehummeln, farbige Glasperlen und 2 Perlen aus gewickeltem Bronzedraht, Messer und Schnalle aus Eisen. Etwas verkleinert.  
(Aufnahme: Georg Müller)

Höhe (Abb. 46). Grab 5, 1,20 m tief, ein weiteres Frauengrab, mit 200 zum Teil mehrfarbigen Glasperlen (Abb. 47), einer bronzenen, im Mittelteil blau oxydierten Rundfibel (siehe die Rundfibel des Weikersheimer Grabes) von 4 cm Durchmesser, mit vier im Wirbel aufgereihten stilisierten Falkenköpfen und Kerbschnittverzierung (Abb. 48), einem stark gewölbten Bronzeknopf mit langem Stiel und mit Öse. Wie bei Grab 4 stand an den Füßen der Bestattung



Abb. 46. Tönerne, riefen- und bögchenverzierte Röhrenkanne aus Grab 4.  $\frac{1}{4}$  nat. Gr. (Aufnahme: Georg Müller)

eine hier nur in Bruchstücken noch geborgene Röhrenkanne von etwa 23 cm Höhe. Grab 6 hatte ein in einigen Scherben aufgefundenes Tongefäß enthalten. Zu ihm dürfte ein breites, 16,5 cm langes Messer mit gewölbtem Rücken gehören, das vor Jahren an dieser Stelle ausgegraben und aufbewahrt worden ist (Abb. 43). Aus Grab 7 ist ein leicht gewölbter eiserner Knopf von 3 cm Durchmesser mit langem Stil und ein zweizeiliger Beinkamm geborgen worden. — Die auf 200 m bekanntgewordene Ausdehnung dieses Mergentheimer Gräberfeldes und die zum Teil ansehnlichen Beigaben deuten auf eine bedeutende Mergentheimer Frankensiedlung, die unterhalb der Gräber wohl im Stadtmittelpunkt in der Nähe der Johanniskirche, beim alten „Hänslerhof“, zwischen Wachbach und Tauber gelegen haben dürfte (siehe dazu auch WFr NF 20/21, S. 163, Abb. 2, J. Zeller). — Eine bei Waldmannshofen (Kreis Mergentheim) gefundene schieferne handgroße Platte mit vertieften Gußformen für bronzene Rundkopfstifte dürfte der merowingisch-karolingischen Zeit angehören.



Abb. 47. Mehrfache Halskette aus farbigen Glasperlen aus dem Grab einer Fränkin in Bad Mergentheim (Grab 5).  $\frac{1}{3}$  nat. Gr.

(Aufnahme: Georg Müller)



Abb. 48. Bronzene Rundfibula (Brosche) mit Falkenkopfwirbel aus Grab 5 in Bad Mergentheim. Nat. Gr.

(Aufnahme: Georg Müller)

In diese Zeit fallen wohl auch 7 in einer Reihe gelegene Skelette ohne aufgefundene Beigaben in Siglingen (Jagst) außerhalb der einstigen Stadtmauer westlich der Kirche an der Straße zum Bahnhof (W. Mattes).

#### Frühmittelalter (bis 1000 unserer Zeitrechnung)

Als Lesefund von einem Acker in der Nähe des Weilers Altschmidelfeld (Gemeinde Sulzbach a. K.) im oberen Kochertal kam durch Vermittlung von Tierarzt Dr. Wilz (Kirchenkirnberg) ein 92 mm langer Bronzeschlüssel mit Ziergriff in den Besitz des Keckenburgmuseums (Abb. 49). Er gehört nach seinen Formen der Karolingerzeit (8. bis 9. Jahrhundert) an und ist ein willkommenes Belegstück für das Alter dieser alten Siedlung. Der Berichtersteller hatte sie schon vor Bekanntwerden des Fundes der Zeit der fränkischen Hausmeierkolonisation des Frankenreiches zugeschrieben (Altschmidelfeld, ein frühdeutscher Ort aus der Frankenzeit, Tageszeitung „Der Kocherbote“, Gaildorf, 18. September 1950). Ein zeitliches Gegenstück ist ein beim Fliegerangriff 1944 im Museum Heilbronn zugrunde gegangener 85 mm langer Schlüssel dieser Art, der im Friedhof von Biberach a. N. in 2 m Tiefe gefunden worden war (Abb. 49). Er ist wie der Schmidelfelder Schlüssel mit Zirkelschlag verziert und trägt im Griff in Durchbrechung die Form eines Kreuzes (siehe auch Fundb. aus Schwaben NF IX, S. 119), während der Altschmidelfelder Schlüssel noch das stilisierte gegenständige Raubvogelpaar (Falken) aus der Völkerwanderungszeit zeigt.

In Unterregenbach (Abb. 23) schloß im Mai 1951 Professor Dr. H. Christ (Aachen) in einwöchiger Untersuchung seine mit Unterstützung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und des Kreisverbandes Crailsheim durchgeführte Ausgrabung im Grund der Veitskirche über die dort im Grund steckende karolingische Kirche aus der Zeit um 800 ab. Diese Ausgrabungen brachten weitere Erkenntnisse über diese älteste Kirchen Gründung. Nördlich vom Altar wurde die schon 1948 unter dem heutigen Kirchenboden angetroffene Mittelschwelle, welche die Stützen der dreischiffigen Frühkirche getragen hat, um 2 m weiter nach W verfolgt und auch bei der Frauentüre die südliche Mittelschwelle ermittelt. Über diese Mittelschwellen zog sich der alte Kirchenboden als Estrich. Auf diesem wurde 1,30 m vor der heutigen Altarbrüstung, etwa 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> m vor dem Choreingang, der Sockel einer nordsüdlich ziehenden gemauerten Chorschranke aufgedeckt. Auf ihm ist ehemals eine Steinballustrade von 2—3 m einstiger Höhe zu denken mit Bildwerken. In der Mittelachse der Kirche war ein Durchgang durch diese Schranke. Sie scheint auch noch dem zweiten, spätromanischen Bau angehört zu haben, geht aber offenbar auf Anlage oder Vorbild des karolingischen zurück; findet sie sich doch schon in der ältesten Kirche des Klosters Mittelzell auf der Insel Reichenau, die auf Bischof Pirmin zurückgeht und 723 erbaut wurde. Pirmin hat die Chorschranke aus der griechischen Kirche übernommen, wo sie heute noch als Bilderwand (Ikonostasis) vor dem Altar zu finden ist. Auch nördlich der Chorschranke war ein Zugang zum Chor, zwischen ihr und jener nördlichen, 1948 ergrabenen Seitenkapelle, die als über der karolingischen Bauschicht liegend, als spätromanisch festgestellt worden war. Diese Seitenkapelle war von außen durch die 1948 gefundene spätromanische Pforte zugänglich (siehe WFr NF 24/25, S. 126, Abb. 8). Sie erwies sich bei der neuesten Grabung 1951 noch in einer Steinlage über dem Estrich mit Innenverputz und Südwestecke erhalten; sie hat gegen O heute noch den Abschluß mit zwei übereinander gelegenen Tonnengewölben. Diese so auffallende

Emporenkapelle mag in ihrem unteren Teil der spätromanischen Kirche als Sakristei gedient haben und in ihrem oberen Geschoß von einem Rest des Frauenordens aus der frühromanischen (konradinischen) Basilika benützt worden sein. Über dem Rechteckchor muß in romanischer Zeit ein viel stärkerer Turm gestanden haben als der jetzige mit seinem leichten Fachwerk. Er war von zwei kleinen Seitentortürmlein flankiert, die erst 1582 abgebrochen worden sind, wie eine Baurechnung von diesem Jahr erweist (Hohenlohesches Archiv Neuenstein). An der Westseite der Kirche stand zuerst kein Turm. Die neueste Grabung 1951

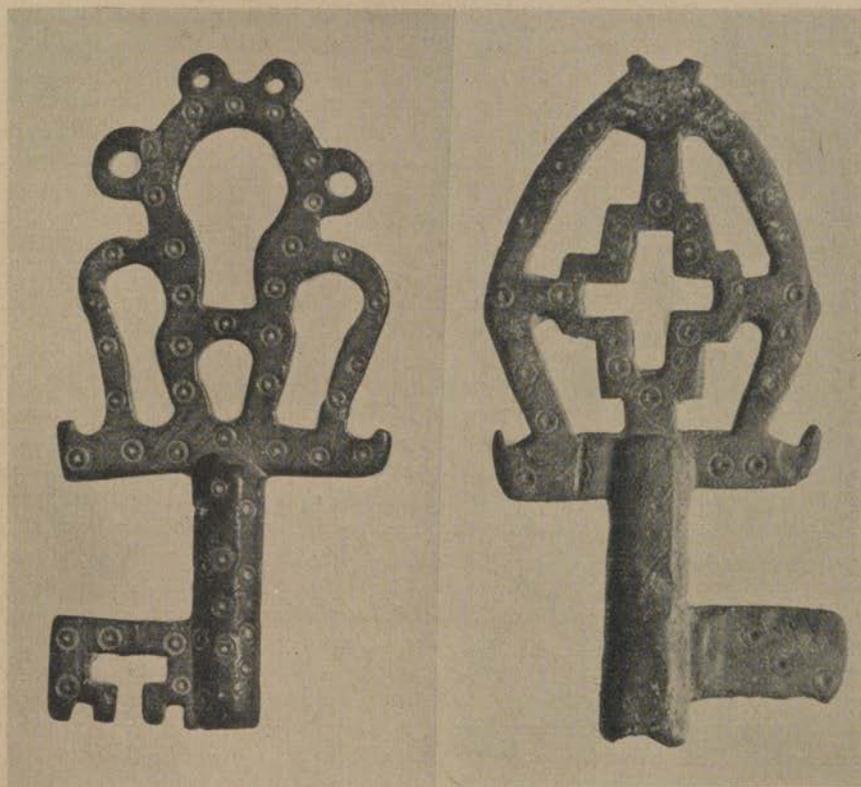


Abb. 49. Bronzene Schlüssel der Karolingerzeit, links aus Altschmidelfeld bei Sulzbach am Kocher (Kreis Backnang) und rechts aus Biberach am Neckar (Kreis Heilbronn). Wenig verkleinert. (Aufnahme: W. Eichner)

ergab, daß die karolingische Kirche nicht bei der Westmauer des heutigen Glockenturms abschloß. Die südliche Fundamentmauer der Kirche wurde als nach Westen weiterlaufend angetroffen mit Bildung einer westlichen Vorhalle mit 1 m breiter Grundmauer und  $11,50 \times 2,50$  m Umfassungsmaß. Sie schlug nach 2,80 m in gut erhaltener Ecke nach Norden um und lief in gleicher Stärke weiter; ihr anderer Abschluß konnte wegen dortiger Störungen nicht festgestellt werden. Durch den Befund dieser Westvorhalle erweisen sich die karolingische Kirche und die im 11. Jahrhundert nach ihrer Zerstörung errichtete konradinische Basilika (mit Krypta) als einander verwandt in der Ähnlichkeit

ihrer Grundrisse und ihren Größenausdehnungen. Der pirminische Grundriß der karolingischen Unterregenbacher Kirche, die nach H. Mürdel wohl eine Beatuskirche war, läßt den mittelbaren Einfluß des bedeutenden Klostergründers der Bodenseegegend als bis in unsere Jagstgegend reichend erscheinen, was als wichtiges Ergebnis der Christischen Ausgrabungen gebucht werden kann. Um die Ausgrabungen hat sich Pfarrer i. R. Heinrich Mürdel erneut mit verdient gemacht. Mürdels neuer zusammenfassender und hier zugrunde liegender Bericht erschien 1951 im „Frankenspiegel“ (Heimatbeilage des „Hohenloher Tagblatts“, Jahrgang 3 Nr. 12). Die bautechnischen und kunstgeschichtlichen Zusammenhänge der drei Christischen Ausgrabungen und Untersuchungen von 1948, 1949 und 1951 sind in vorliegendem Jahrbuch in besonderer Abhandlung dargestellt.

Bei der Ausgrabung von 1951 führte Dr. Kost in Altarnähe an der aufgefundenen ehemaligen Chorschranke die Christische Grabung in die Tiefe bis zum gewachsenen Boden durch und barg dort aus Auffüllungsboden aus einer Tiefe von 90 cm Randscherben eines hellrotbraunen mittelalterlichen Gefäßes von etwa 14 cm Mündungsdurchmesser. Der Rand ist nach außen schräg abgekantet und nach leichter Unterschneidung zu schmalem Hals eingezogen, die Gefäßschulter läßt weit aus und trägt eine waagrecht umlaufende Reihe dreikantiger Stichvertiefungen als Verzierung. Der Topf ist dem 11. Jahrhundert zuzurechnen. Unter dieser Schicht, auf dem gewachsenen Boden in 1,10 m Tiefe, fand Kost vorgeschichtliche Scherben.

#### Hochmittelalter (1000 bis 1300 unserer Zeitrechnung)

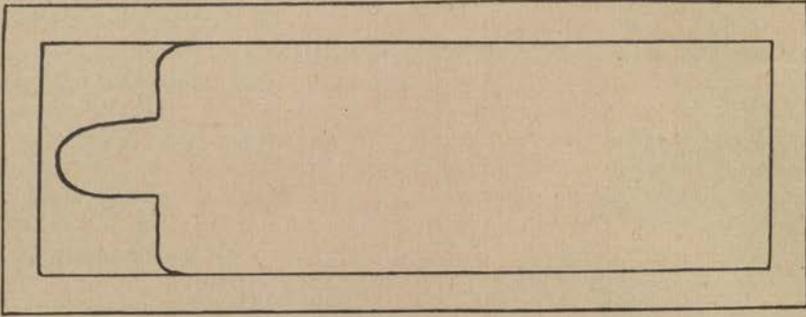
Beim Abbruch der alten romanischen Kirche (St. Kilian) in Fichtenberg (bei Gaildorf, Kreis Backnang) 1900 war aus dem Kircheninnern ein aus einem Stück in Kiesel sandstein gehauener Steinsarg von 31 Zentner Gewicht ausgegraben, der bis September 1951 seine Aufstellung im Hof der dort erbauten Schule gefunden hat. Auf Antrag des Berichterstatters wurde dann der Sarg durch das Entgegenkommen von Bürgermeister Reinhardt und des Gemeinderats Fichtenberg dem württembergisch-fränkischen Keckenburgmuseum in Schwäbisch Hall überlassen. Bei seiner Aufdeckung 1900 hatte der Sarg noch einen 12 bis 15 cm starken Steindeckel aus einem Stück, auf dem der ganzen Länge und Breite nach ein Kreuz in Hochrelief eingehauen war. Der Deckel wurde damals am rückwärtigen Eingang zum Schulhaus als Antritt eingegraben und ist dann nach Zertrümmerung abgegangen. Der Sarg hat  $2,13 \times 88$  cm Außenmaß und 70 cm äußere Höhe. An seinem Kopfende ist in halber Höhe eine Kopfbettung von 10 cm Tiefe eingehauen (Abb. 50). Er dürfte einem Geistlichen aus dem Adelsstand<sup>1</sup> oder einem der im Hochmittelalter als Gebietsherren in der Gegend, im

<sup>1</sup> Der dem Fichtenberger Sarg ganz ähnliche Granitsarg aus der Kirche von St. Leonhard in Deindorf (Oberpfalz, siehe Deutsche Gaue 30, 1929, S. 14) dürfte von einem adeligen Pfarrherren stammen, da von diesem Ort kein Ortsadel bekannt ist. Steinsärge in Klöstern erklären sich daraus, daß vielfach Adelige der Salier- und Stauferzeit sich dort (als Stifter) bestatten ließen; auch die Äbte gehörten ja dem Adel an. Ein Steinsarg aus dem Kloster Walkenried (Harz) wird dem 12. Jahrhundert zugerechnet (Festschrift des Harzvereins, Quedlinburg 1870, S. 70/71 und Abb. 4 Tafel IX). Die Harzer Festschrift 1870 führt aus, daß Steinsärge, die am Fußende etwas schmaler sind als am Kopfende und an letzterem eine Erhöhung haben, die in der Mitte wiederum rund ausgeschnitten ist zum Auflegen des Kopfes der Leiche, mindestens bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, vielleicht auch noch in der 1. Hälfte des folgenden zur Anwendung gekommen seien. Dies wird bestätigt durch zwei sicher datierte Steinsärge mit Kopfnische, von Abt Philipp Otterberg vom Zisterzienserkloster Otterberg bei Kaiserslautern 1225 und von König Adolf von Nassau im Kloster Rosenthal 1298. (Mitteilung Dr. Kaiser, Speyer.) In einem solchen Stein-

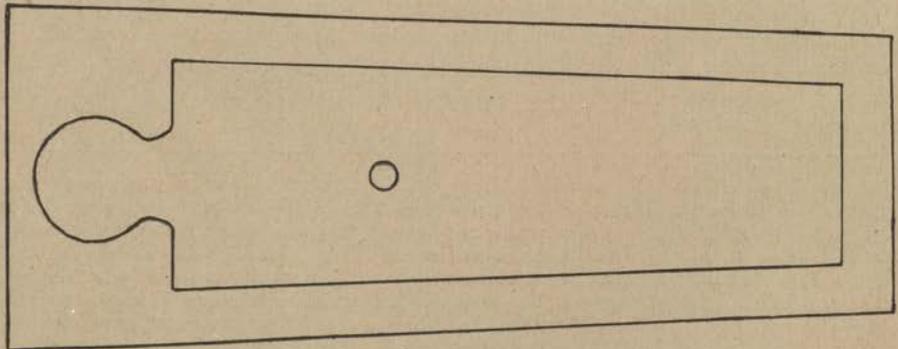
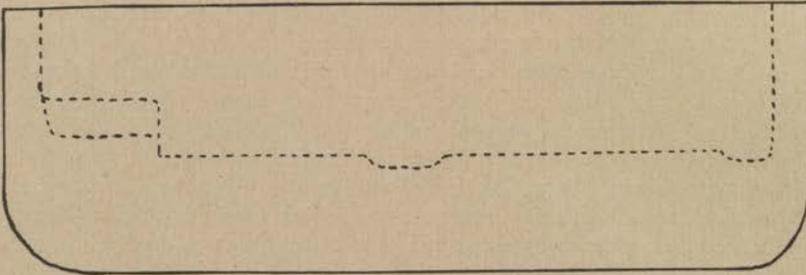
Rottal ansässigen Edelherren von Rot angehören (genannt um 1100); ihre dreiteilige starke Burg Rötenberg stand nahebei auf einer Höhengasse über Mittelrot mit dem heute noch erhaltenen mächtigen Bergfried („Röterturm“). Das Gebiet dieser Edelherren von Rot grenzt an das alte Staufergebiet. In der Klosterkirche von Lorch haben um dieselbe Zeit einige Staufer nach der von ihnen veranlaßten Klostergründung ihre Bestattung gefunden in derartigen Steinsärgen, die somit hier der Stauferzeit zugerechnet werden dürfen. Eine solche grob behauene Steinkiste aus Keupersandstein stand in der Klosterkirche in Lorch über den Gräbern der Staufer Heinrich und Friedrich, der Söhne Konrads III. Danach kann dieser Sarg dem 12. Jahrhundert zugerechnet werden. Auch er hatte eine besonders eingehauene Kopfbettung (Klopfer, Lorch und sein Kloster, 1950, S. 71). Von zwei in der Klosterkirche St. Peter zu Hirsau vorgefundenen Steinsärgen (Paulus und Gradmann, Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg, Inventar, Schwarzwaldkreis, 1897, S. 43) mit Kopfbettung wird der eine für den Sarg Bertholds I. von Zähringen gehalten, der laut Aufzeichnungen im Kloster St. Peter zwischen 1196 und 1206 nach Hirsau überführt worden ist. Der andere kann nach dem Ort seiner Auffindung aus baugeschichtlichen Gründen nicht vor 1140 bis 1150 gesetzt werden (freundliche Auskunft von K. Greiner, Hirsau). Der eine der Hirsauer Säрге hat etwa 60 cm unterhalb der Kopfbettung im Sargboden eine durchgehende runde Öffnung von 6 cm zum Abfließen des Leichenwassers. Dasselbe ist 1897 bei einer Baugrabung am Südturm im westlichen Kreuzgang des Klosters Murrhardt ausgegrabenen Steinsarg aus Lettenkohlesandstein der Fall (Abb. 50). Die äußere Länge des am oberen Rand beschädigten Monolithen beträgt 2,37 m, die Breite 92 cm; dieser Sarg ist wie die Hirsauer Särge gegen das Fußende verjüngt. Er war bei seiner Auffindung mit Steinplatten abgedeckt gewesen und enthielt Knochenreste einer Bestattung in Kalk gebettet. Auch der Sarg von Fichtenberg hatte bei seiner Auffindung 1900 einen Schädel und Knochenreste enthalten, aber diese Fichtenberger Bestattung war offenbar gestört, da der bei der Aufdeckung anwesende Amtsarzt zwei rechte Oberarmknochen darin feststellte.

---

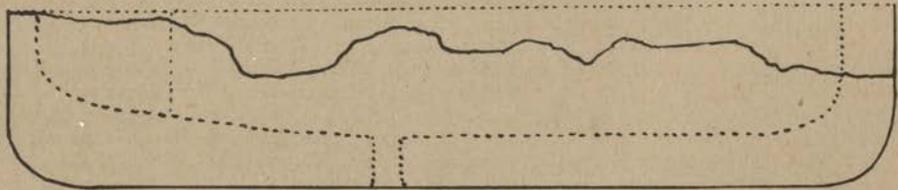
sarg wurde auch Markgraf Otto von Meißen († 1190) im Kloster Altencelle beigesetzt. Ein ähnlich geformter, mit einem flachen Stein (wie der von Fichtenberg) bedeckter Steinsarg ist 1727 im Kirchplatz des ehemaligen Klosters St. Georg in Naumburg ausgegraben worden. Ähnlich war der (bei Kratz, Der Dom zu Hildesheim, Teil III, Tafel XIII, 1 a) abgebildete Steinsarg des 1022 verstorbenen Bischofs Bernward von Hildesheim. — Von einer ertümlicheren Bestattungsart berichtet der Haller Chronist Georg Widmann, wonach auf der Kumburg ein in einem Baumsarg begraben gewesener Abt angetroffen worden sei. Als man 1549 „im stift Comberg in sannaet Johans Cappellen“ den Heinrich Spieß begraben habe, „funt man obwertz seines grabs ainen toden Leib eines apts zu Comberg in einem hülzen Baum mit ainem seiden klaid angethon. Noch unverwesen, welcher, wie im saalbuch des stifts der gestorben apt zu Comberg gefunden, Erckhinger Veldner genannt, vor anderhalb hundert Jaren verschieden ligt“ (Widmannsche Chronik, Handschrift Racknitz, Blatt 150). Der genannte Abt war 1399 gestorben. Auf die germanische Tradition der Baumsargbestattung (vgl. die alamannischen Baumsärge von Oberflacht) gegenüber der römischen der Steinsärge weist die Lex Salica, das Frankengesetz des 6. Jahrhunderts, wo der Ausdruck „truncus“ für Sarg gebraucht wird. — Nach einem mündlichen Bericht des verstorbenen Altbürgermeisters von Oberspeltach (Kreis Crailsheim) seien auf der heute grasüberwachsenen Burg Neuberg um 1920 drei Steinsärge der weiter oben beschriebenen Art ausgegraben, dann in Stücke geschlagen worden. Ähnlich wird von der Burg Lutra (Kaiserslautern) berichtet, daß dort im Boden über den Gräbern der merowingisch-karolingischen Zeit Skelette gefunden wurden „in gemauerten und monolithen Sarkophagen mit seichten Kopfnischen, mit halbhohen und tiefen Kopfnischen“ (Westmark, März 1933, S. 208).



Fichtenberg



Murrhardt



cm 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 cm

Abb. 50. Romanische Steinsärge aus der alten Kirche in Fichtenberg und aus dem Kloster Murrhardt (Kreis Backnang).

Allem nach handelt es sich bei all den genannten Fällen von monolithen Steinsärgen mit Kopfbettung um Grablegen von Hochadeligen des 11. bis 12. Jahrhunderts. Schon die Gräber der salischen Kaiser im Dom zu Speier sind einfache Steinkisten, glatt behauen und ohne jeden Schmuck (K. Lutz, Die Saliergräber im Speierer Dom, Pfälzer Heimat 2, 1951, S. 76). Für Kaiser Heinrich V., beigesetzt 1111, war dort ein römischer Steinsarg wieder verwendet worden, in dem ein eingelegter gemuldeter Stein als Kopfstütz diente, während für die Bestattung Konrads II. 1039 ein Steinsarg offenbar besonders angefertigt und benützt wurde, in dem am Kopfende eine kleine Stufe mit ausgearbeiteter Kopfnische stehengelassen worden ist (Mitteilung Dr. K. Kaiser vom Museum Speyer nach Aufnahmen der Ausgrabung 1902—1904). Einen solchen Steinsarg erwähnt bei Sigfrieds Bestattung auch das Nibelungenlied (Nibelunge Not, Strophe 979):

Smide hiez man gahen, wurken einen sarc  
von edelenem marmelsteine vil michel unde stark.

Eine andere, offenbar spätere Fassung des Liedes hat daraus einen Sarg aus Silber und Gold gemacht.

Wohl dem Hochmittelalter gehört aus Öhringen eine aus einer kleinen Platte (6 × 2,5 cm, 2 cm stark) feinkörnigen Steins gearbeitete Gußform an. Sie zeigt in Form eines Münzbildes von 20 mm Durchmesser ein löwengestaltiges Tier mit rückwärts gewendetem menschenähnlichem Kopf (Abb. 51). Die Form ist beiderseits auf den breiten Seiten abgebrochen. In 3 mm Abstand von dem runden eingeschnittenen Bild ist am abgebrochenen Rand des Steins der Rand eines zweiten Rundbildes zu erkennen. Luftkanäle für Metallguß laufen auf die Bilder zu. Der Stein wurde 1950 beim Aushub eines Kellers am Rand der Altstadt von Öhringen (Bismarckstraße 3) gefunden; die Grube enthielt noch romanisch-gotische Topfscherben, Ofenkachel- und Eisenreste. Der Fund kam in das Heimatmuseum Öhringen (Weygangmuseum). Die Form ist wohl kaum das Gerät eines Falschmünzers, der seine Erzeugnisse gießen wollte, ein Verfahren, das geräuschloser ist als die Hammerprägung mit Stempel. (Ein solches Beispiel von Burgruine Rothenburg, Kreis Sondershausen, aus dem 12. Jahrhundert, siehe Deutsche Münzblätter NF 13, Berlin 1940, S. 137, W. Hävernick.) Das Bild des Löwen oder Leoparden könnte trotz der mit den hoheloheschen Wappenleoparden nicht gleichen Haltung Beziehung zu diesem hohenloheschen Wappentier haben, um so mehr als die Herren von Hohenlohe Münzbeziehungen zu Nürnberg hatten und der Löwe eines Nürnberger Pfennigs aus der Zeit von 1200—1270 mit dem Bild der Öhringer Gußform weitgehend vergleichbar ist. Letztere Feststellung wird Fräulein Dr. E. Nau von der Staat-



Abb. 51. Die Münzgußform von Öhringen. Leicht vergrößert.  
(Aufnahme:  
Landesbildstelle Württemberg)

lichen Münzsammlung des Schloßmuseums Stuttgart verdankt (vgl. Mitteilungen Bayer. N. G. 1936, Teil XVII, S. 7). Als Deutung der Gußform kommt statt einer Verwendung durch Falschmünzer wahrscheinlicher eine Benützung als Form zum Guß metallener Wappenknöpfe in Betracht.

Bei Kanalisationsarbeiten in der Altstadt von Öhringen wurde einiges Eisengerät geborgen, darunter ein Schlüssel mit breitovalem Griff und mit Bart in romanischer Form (13. Jahrhundert?, Weygangmuseum Öhringen) (Abb. 52, 1). Ein ganz ähnlich geformter, viel größerer Eisenschlüssel von 278 mm Gesamtlänge, mit hohlgeschmiedetem Schaft, aus dem Weygangmuseum

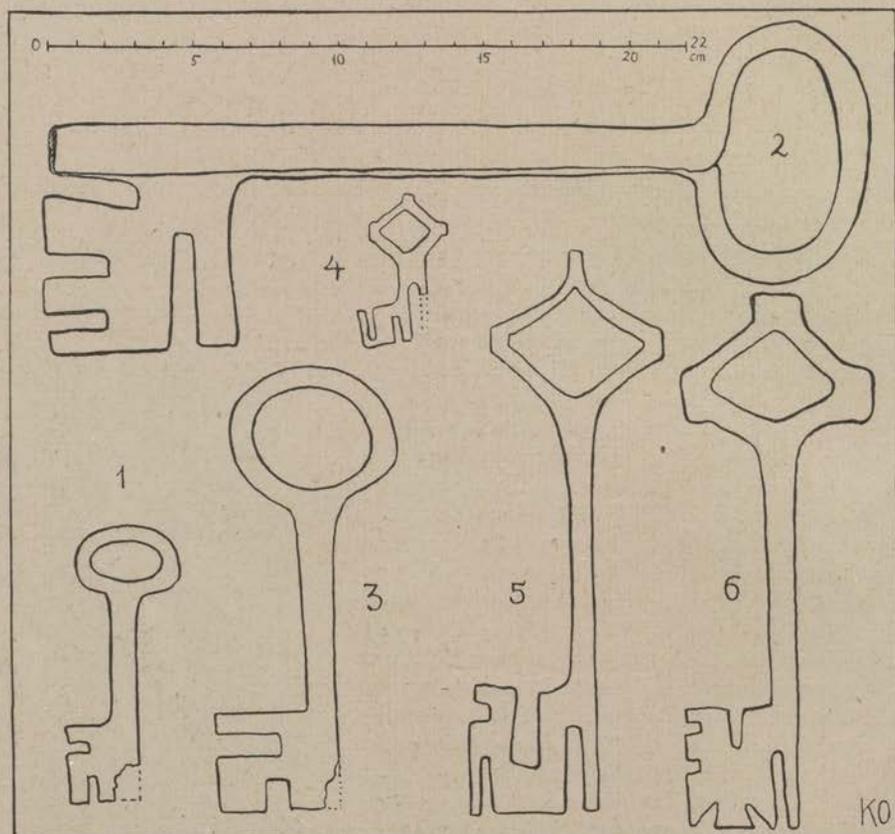


Abb. 52. Funde eiserner Schlüssel romanischer und frühgotischer Zeit. Nr. 1 und 2 Öhringen, 3 Frankenschanze Großgartach, 4 und 5 Burg (Schloß) Neuenstein, 6 Burg Katzenstein bei Langenburg. Etwa  $\frac{1}{3}$  nat. Gr.

in Öhringen, stammt wohl ebenfalls aus Alt-Öhringer Boden (Abb. 52, 2). Ein weiter entsprechendes Stück wurde im März 1952 von W. Mattes bei seiner Grabung in der Frankenschanze bei Großgartach gefunden zusammen mit hochmittelalterlichen Scherben (Abb. 52, 3; siehe auch S. 66). Zwei eiserne Schlüssel mit massivem Schaft, von 5 cm und von 19 cm Länge, mit vierkantig gestaltetem Griff, aus dem Hohenlohe-Museum im Schloß Neuenstein stammen aus den Bauresten der alten Burg Neuenstein und wurden dort beim Umbau

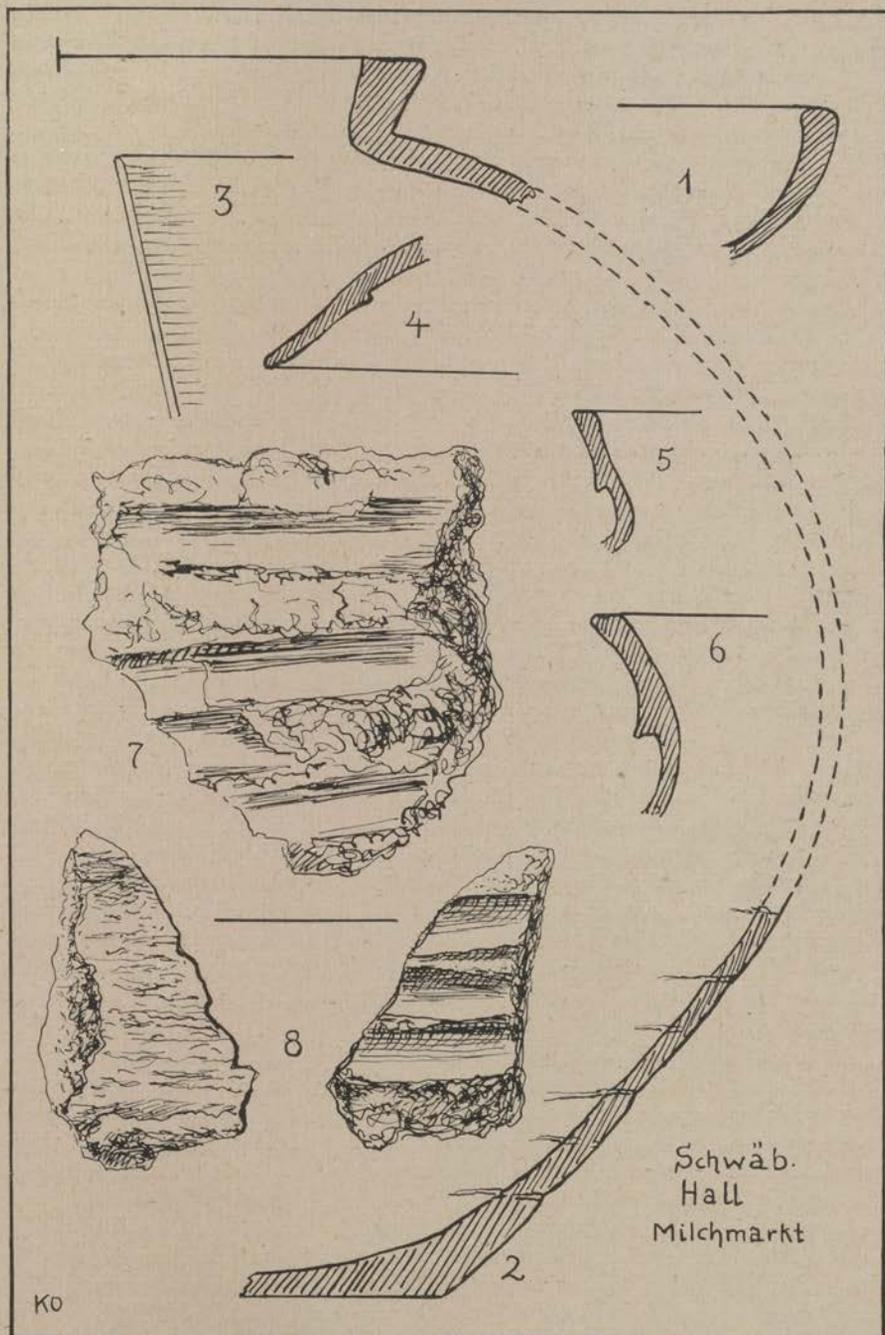


Abb. 53. Keramikreste des 12. bis 14. Jahrhunderts und Lehmverstrich-Abdrücke einer Geflechtwand aus der Baugrube der Schwäbisch Haller Landeszentralbank.  $\frac{2}{3}$  nat. Gr.

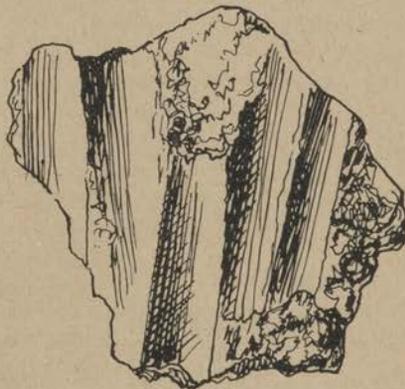
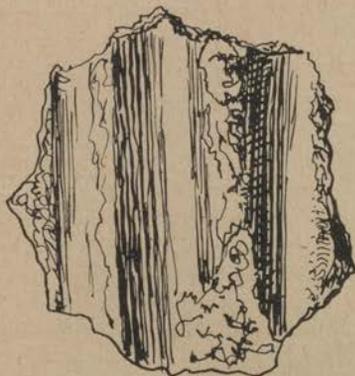
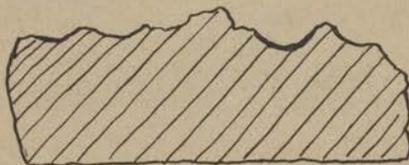
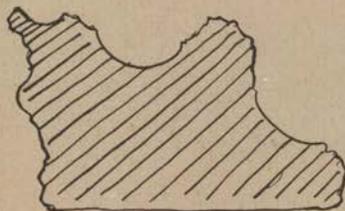
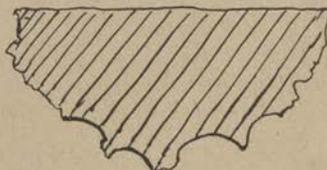
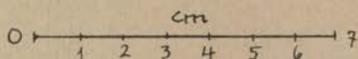
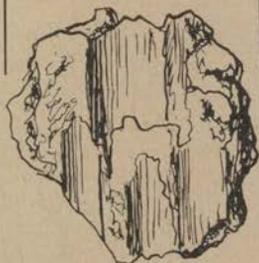
gefunden (Abb. 52, 4 und 5). Nach dem in der Form münzdatierten früheren Schlüssel von Burg Criesbach (siehe S. 90) und Schlüsseln von der Höhenbefestigung von Romatsried bei Kaufbeuren (B. Eberl, Schwabenland 1936, Heft 2, Ausgrabung Olenroth) können diese Schlüssel mit viereckigem Griff in spätromanische und frühgotische Zeit gesetzt werden. Ein ganz entsprechender, 18,5 cm langer Eisenschlüssel wurde 1935 aus dem Schutt von Burg Katzenstein bei Langenburg (Abb. 52, 6) gegraben (WFr NF 17/18, 1936, E. Kost). Entsprechende Schlüssel wie die obengenannten befinden sich in der Sammlung unseres Mitarbeiters Schlossermeister E. Schmidt in Schwäbisch Hall. Sie stammen aus dieser Stadt und aus Weinsberg. Ein 88 mm langer, hübsch geformter gotischer Eisenschlüssel von der Art des Neuensteiner größeren Schlüssels (Abb. 52, 5) wurde im August 1952 in den Auäckern am Nordostrand von Untermünkheim bei einer Baugrabung gehoben und von Heinz Juranek dem Keckenburgmuseum zugeführt.

In der Altstadt von Schwäbisch Hall, Ecke Milchmarkt und Neue Straße, boten im April und Mai 1951 im Grund der Bombenruine des kriegszerstörten „Lamm-Post“-Gebäudes die Vorarbeiten zum Bau der Landeszentralbank dem Berichterstatter Gelegenheit zu Bodenuntersuchungen, welche unter einer zwischen Mittelalter und Vorzeit eingelagerten trennenden Überschwemmungsschicht keltischen Siedlungsboden ermitteln konnten (siehe S. 33). Die insgesamt 5—6 m hohen Auflagerungsschichten des Mittelalters und der Neuzeit zeigten in zwei verschiedenen Höhenlagen stärkere Brandschichten; sie müssen von den Stadtbränden von 1728 und 1376 herrühren. Diese Lagerungen waren infolge vielfacher Auffüllungen und Neubauten der vorigen Jahrhunderte, besonders Kelleranlagen, nicht ungestört. Aus den tieferen mittelalterlichen Schichten mit den Brandresten von 1376 konnten besondere Grabungen von den Kellerböden aus getätigt werden; sie trafen in Brandschutt vereinzelte Stammholzreste von Pfostenbauten, Geflechtwandabdrücke in Bruchstücken gebrannten Lehms (Abb. 54), Keramikreste des 12. bis 14. Jahrhunderts (Abb. 53) und einen Schachtbrunnendeckstein (Abb. 55). Unter anderem wurde auch ein mittelalterlicher, in das Grundwasser niederführender übermauerter Entwässerungsschacht festgestellt. Anhaltspunkte für frühmittelalterliche Besiedlung ergaben sich keine; die Stelle scheint erst von der Stauerzeit ab besiedelt worden zu sein. Eine im Milchmarkt selbst gelegene, bei Bauarbeiten 1952 durch das Stadtbauamt aufgedeckte alte steinumfaßte Brunnenanlage konnte nicht genauer datiert werden.

In dem Weiler Kemmeten (Gemeinde Gaibach, Kreis Öhringen) steht, bis jetzt nicht erkannt gewesen, nach Feststellung des Berichterstatters noch die stark efeuüberwachsene, der Straße zugekehrte Giebelstirnwand des zwei-stöckigen namengebenden Steinbaus des Orts, einer Kemenate des 12. Jahrhunderts als Vorderseite eines später daran angebauten Bauernhauses (Härpfer, Hausname s'Schmieds). Die erhaltene, aber durch Risse bedrohte alte Stirngiebelwand besteht aus mittelalterlichem Muschelkalkmauerwerk und läßt an den Giebelschrägungen noch einen später aufgefütterten Staffelgiebel annehmen. Die Erdgeschoßstärke der Mauerwand ist 75 cm, im Erdgeschoß sind noch Schlitzschießcharten von 30 cm breiter Außenöffnung erhalten. Vor dem Hause am Straßenböschungsrand wurde ein altes, schon versunken gewesenes Steinkreuz

Abb. 54. Bruchstücke von Lehmverkleidung einer Geflechtwand aus Alt-Hall am Milchmarkt. Baugrube Landeszentralbank. Verkleinerte Wiedergabe.

Ko



vom Berichterstatter wieder an Ort und Stelle aufgerichtet. Kemmeten liegt an mittelalterlicher Wegverbindung Öhringen—Neuenstein—Kirchensall—Neufels nach Künzelsau einerseits, Kemmeten—Wegkreuzung „Steinernes Kreuz“—Burgstall und Kapelle Zimmern—Niedernhall andererseits. Der Ortsname bedeutet Steinhaus mit Kamin (lateinisch *caminata*). Solche Steinhäuser waren als heizbarer Wohnbau in Burganlagen der Stauferzeit errichtet oder für Herbergsbauten an Straßenorten und in letzterem Fall verwaltet von einem Dienstmann des Gebietsherrn, in unserem Fall der Edelherren von Stein und des Klosters Korbung (1149 „in Kemnatem“ in einer Bestätigungsurkunde der Schenkung Mechtilds von Stein durch den Bischof Sigfrid von Würzburg, Korbunger Registrarbuch, siehe WFr II, S. 62; 12. Jahrhundert „Chemenäden“ in Korbunger Zinsrotel, WFr X, S. 32; 1253 „Kemnoetin“ im Besitz der Herren von



Abb. 55. Deckstein eines Alt-Haller Schachtbrunnens, von 1½ m Länge aus der Schicht unter dem Kellerboden des kriegszerstörten Lamm-Post-Gebäudes, Baugrund Landeszentralbank am Milchmarkt. (Aufnahme: W. Eichner)

Neuenstein, Bestätigungsurkunde der Schenkung Mechtilds von Stein durch Bischof Hermann von Würzburg). Im 14. Jahrhundert saßen hohenlohesche Lehensleute auf der Kernenate und wurden von da aus anderswo belehnt: 1344 Chunrat der Kemnater (HUB II 551) und Adelhait diu Kemnaterin (HUB II 551) oder Kemmeterin (HUB II 562, Lehenbuch Krafts von Hohenlohe 1345—1350; HUB II 563 beliehen mit einem hohenloheschen Hof zu Onolzheim), 1351 ihr Sohn Ulrich von Cemnat (Lehensträger des genannten Hofes zu Onolzheim). Weitere Kemnatorte sind Kemnat (A. G. Burgau, Bayerisch Schwaben, 1274) und hohenlohesches Lehen in Luden (Bayerisch Franken), „da dye Kemnat auf stet“ (HUB III 94, 1356). Aus Ostfranken nennt Helmut Weigel (Frankenland, Zeitungsbeilage für Heimat- und Volkskunde, 1950, Nr. 8) noch den Weiler Kemnathen zu Füßen der Virnsburg an der West-Ost-Straße der oberen Tauber bei Rothenburg zur Regnitz im Raum von Fürth und Nürnberg, und das Dorf

Kemmaten dort, wo die Straße von Coburg nach Neustadt über den Paß zwischen Stiefvater und Kulm-Kemmaterberg zieht. Weigel deutet beide Orte als steingebaute heizbare Herbergen (Gegensatz: Orte „Kaltenherberg“). Kementenorte im schwäbischen Teil von Württemberg sind Kemmaten (Gemeinde Eschach, Kreis Gmünd) an altem Hochweg, auf staufischem Hausgut, Kemnat auf den Fildern und Kemnat im Kreis Biberach.

Im Zuge der neu in Gang gekommenen Burgenforschung hat der Historische Verein für Württembergisch Franken in den Jahren 1951 und 1952 Ausgrabungen in drei mittelalterlichen Burgen durchgeführt.

Eine Ringbefestigung mit Wall und Graben von 80 m Innenabstand, mit Spuren eines weiteren konzentrischen Vorwalls in 32 cm Abstand vom inneren Wall, ist die Frankenschanze am nördlichen Abhang des Heuchelbergs auf einer Schilfsandsteinterrasse (Abb. 56). Die Schanze liegt im Baunzelwald südwestlich von Großgartach (Kreis Heilbronn) 300 m nördlich der Heuchelberger Warte. Mit ihr haben sich schon A. Schliz (Oberamtsbeschreibung Heilbronn, Bd. I, S. 255) und G. Beiler (Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Oberamts Heilbronn, 1937, S. 152 und Abb. 43) befaßt. Eine frühere Probegrabung von Schliz war ergebnislos verlaufen. W. Mattes zog nun bei seiner im März 1952 durchgeführten Grabung drei Schnitte (Abb. 56). Der erste im SO der Schanze ergab nichts, Schnitt II (Südwestseite) drei grau verfärbte Stellen, Stelle 1 mit kleinen Holzkohleteilchen und dem Ausguß einer Tonschüssel und mit einem 15 cm langen Eisenschlüssel romanischer Form (Abb. 52). Stelle 2 erbrachte in 40 cm Tiefe Randstücke grauer, hartgebrannter mittelalterlicher Tongefäße und andere Scherben, außerdem Holzkohle und feuergerötete unbehauene Sandsteinstücke. Die Scherben gleichen in der Randprofilierung den frühesten der Burg Criesbach (siehe dort, Abb. 10) und der Burg Flügellau (siehe dort, Abb. 5) sowie denjenigen von der Warte Flyhöhe bei Blaufelden (WFr NF 24/25, S. 65, Abb. 47) und der Eulenburg bei Untergröningen (WFr NF 24/25, S. 64). Sie dürften dem 12. Jahrhundert angehören. Stelle 3 enthielt den röhrenförmigen Ausguß einer Tonkanne, wie sie in romanischer Zeit vorkommt. Schnitt III im Südosten der Schanze enthielt eine Feuerstelle, die auf 3 qm Breite freigelegt wurde. Sie barg einige am Rand waagrecht und gerade abgedrehte, kantig verdickte Randstücke grauer Töpfe mit gedrungenem Hals und weit ausladender Schulter und erinnern an Nr. 2 von Schwäbisch Hall, Milchmarkt (Abb. 53); sie gehören ebenfalls dem Hochmittelalter an. Schlüssel und Keramik weisen die Benützungszeit der Anlage etwa in das 12. Jahrhundert. Die Stelle, von Schliz (Oberamtsbeschreibung Heilbronn I, S. 255) vielleicht mit Recht als vorgeschichtlicher Ringwall angesprochen, war in der Römerzeit schon belegt gewesen, wie eine Anzahl römischer Scherbenfunde der Grabungsstätte bewies (S. 45). Aus der Karolingerzeit, in welche Beiler die Anlage wegen ihrer Rundform in Art niedersächsischer Befestigungen setzen wollte (Beiler, S. 152), hat die Ausgrabung keine greifbaren Anhaltspunkte erbracht. Nach dem Ausgrabungsbefund dürfte die Schanze nicht als mittelalterlicher Daueraufenthalt ausgebaut gewesen sein; Spuren von Innenbauten wurden nicht vorgefunden. Die Schanze war vom Hügelrücken überhöht.

Eine der „Frankenschanze“ bei Großgartach äußerlich ähnliche Anlage ist die „Rappenburg“, gewöhnlich „Altes Schloß“ genannt, auf einem stumpfen bewaldeten Bergvorsprung in 485 m Höhe, auf den Randhöhen des Jagsttales gelegen, 1400 m Ostimpfach. Urkundlich wird bei einem Verkauf der Herrschaft Rechenberg 1552 das „Harzholz zu Altenbirg“ genannt. Die Anlage

Frankenschanze  
 bei Großgartach März 52  
 Δ 239,6 m

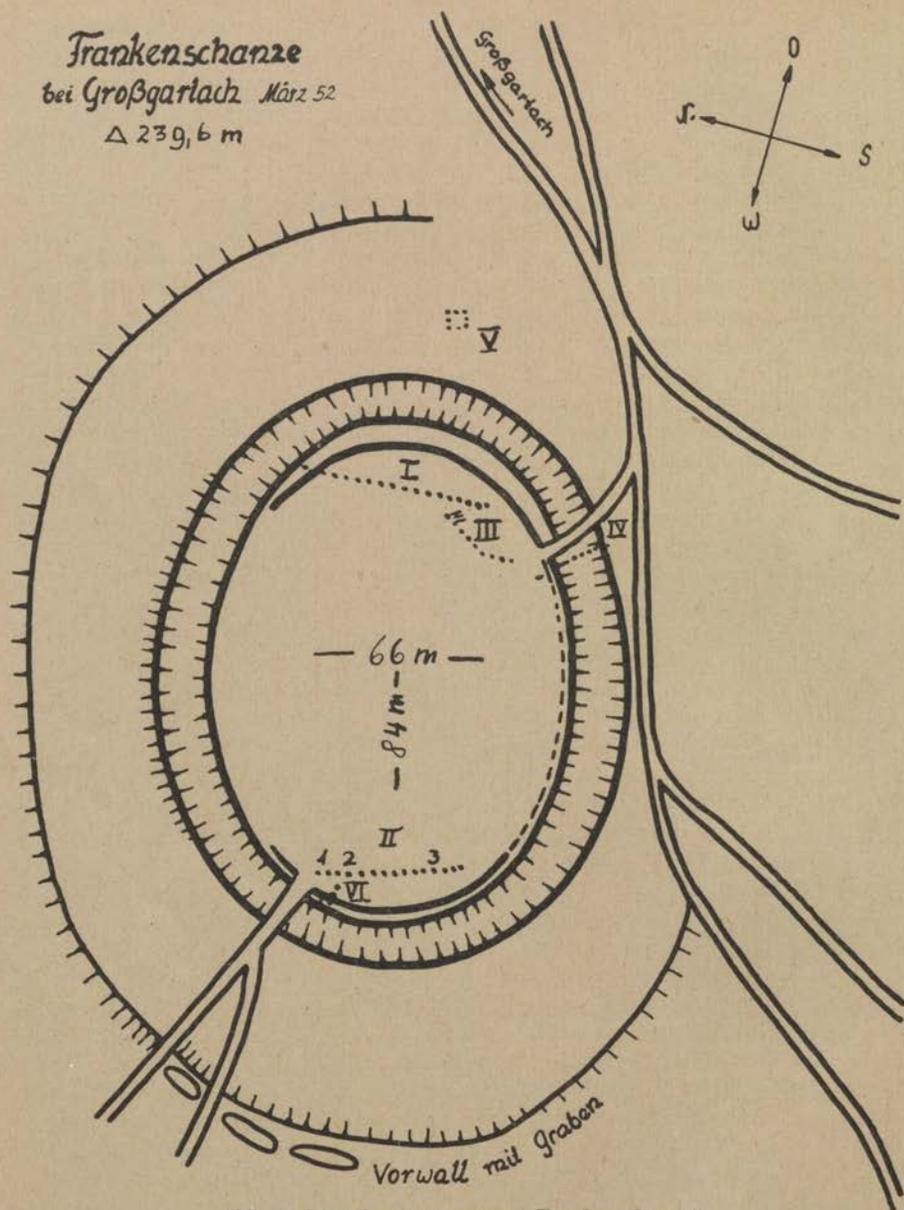


Abb. 56. Plan der sogenannten „Frankenschanze“ bei Großgartach mit Grabungsstellen von 1952.

besteht aus zwei konzentrischen Ringwällen, hat rund 100 m äußersten Gesamtdurchmesser und steigt auf der Ostseite etwas gegen die Hochfläche an. Der äußere Wall ist durch einen nach außen vorgelegten Graben von rund 80 cm heutiger Tiefe geschützt, wird aber gegen Westen flacher und verschwindet dort ganz. Der vom Innenwall eingefasste Raum umfaßt etwa 0,3 ha, der Gesamtraum rund 1 ha (I. Fischer).

Zur Klärung dieser Befestigungsanlage führte im Juni 1952 Studienrat I. Fischer (Crailsheim) mit Hilfe von Schülern der Volksschule Stimpfach je einen Grabungsschnitt von 5 und 10 m Länge im Süden durch den Innen- und im Ost-südosten den Außenwall durch. Der äußere Wall erwies sich erdaufgeschüttet, der innere als ursprünglich mit Feldsteinen aufgesetzt mit Mauerwerk. Im Außenwall wurden annähernd auf dessen Grund in 2 m Abstand voneinander zwei flache, je 50 cm durchmessende Holzbrandschichten gefunden, im Innenwall eine Stelle mit schwarzer Erde und Holzkohle. Diese Holzbrandspuren (Eichenholz) könnten auf ehemalige Holzversteifungen deuten. Fundbelege zur Zeitbestimmung ergaben sich keine. Fischer nimmt wohl mit Recht die Gesamtanlage als Flichburg, deren äußerer Raum zur Bergung des Viehs diente, während der innere die eigentliche „Burg“ darstellte. Hertlein wollte früher (Württ. Vierteljahreshfte für Landesgeschichte 1905, S. 239) die Anlage als frankenzeitlich ansehen, ohne Beweise beibringen zu können. Die Zeitstellung muß bis auf weiteres noch offengelassen werden.

In die Burggeschichte des mittleren Kochertals brachte eine nahe der Salzstadt Niedernhall auf einem Weinberghang zwischen dort und Criesbach erhöht liegenden Quelluffhügel angesetzte Ausgrabung erwünschte Aufklärung. Sie wurde im April, Mai und Juni 1952 vom Historischen Verein für Württembergisch Franken unter Leitung des Berichterstatters mit stärkeren Kräften durchgeführt. Lage, Quelle und die Flurnamen „Burgstall“ und „Käppele“ ließen dort außer anzunehmender vorgeschichtlicher Besiedlung besonders eine ritterliche Anlage des Hochmittelalters erwarten, deren vielfache und aufschlußreiche Spuren auch gefunden wurden. Im Bereich der dann in nachherigen Jahrhunderten abgehenden Burg ist dann eine Kapelle in deren Gemäuer erstellt worden, welche obengenannten Flurnamen rechtfertigt, aber die Zeit des Dreißigjährigen Krieges offenbar nicht überstanden hat. Das vorliegende Jahrbuch bringt (S. 79 ff.) über die Ausgrabungsergebnisse vom Ausgräber einen Sonderaufsatz.

Eine wichtige herrschafts- und baugeschichtliche Frage wurde durch die im November 1951 in den Maulachwiesen bei Roßfeld nahe der alten nach Crailsheim laufenden West-Ost-Fernstraße („Nibelungenstraße“) durchgeführte Untersuchung der abgegangenen Wasserburg Flügellau angeschnitten und großenteils beantwortet. Ergraben wurde vom Historischen Verein für Württembergisch Franken unter Mithilfe der Roßfelder Schule eine hochherrschaftliche großzügige, von einem Seitenbächlein der Maulach bewässerte Burganlage des 13. und 14. Jahrhunderts mit Hofburg und getrennt einbezogenem Turmhügel in großer Viereckumwallung, mit Waffen- und Gerätfunden, Keramik und mit Einblicken in die rekonstruierbare Dachdeckung des Turmes. Die vielseitigen Erkenntnisse und die Frage des fränkischen Maulachgaves, dessen Kern die nahe Umgegend gewesen ist, behandelt der Ausgrabungsleiter Dr. Kost in einer besonderen Darstellung dieses Jahrbuchs (S. 110). Darüber hinaus hat der Erlanger Historiker Universitätsprofessor Dr. Helmut Weigel dem fränkischen Maulachgau eine eigene, umfassende siedlungsgeschichtliche Abhandlung gewidmet (S. 123 ff.).

Auf der abgegangenen Burg Bachenstein oberhalb Döttingen fand 1950 Dr. Kost eine langstielige mittelalterliche Kupferpfanne.

In Schwäbisch Hall vollendete durch Ausgrabungen im Frühjahr 1951 Dr. Krüger seine Forschungen über die im Baugrund des Rathauses und im anstoßenden Marktplatz ruhenden Fundamente der romanischen Jakobskirche (siehe WFr NF 24/25, S. 55) durch eingehende Ausgrabungen, die nach

der durch Gemeinderatsbeschluß erfolgten Einstellung der Ausgrabungen durch Kost in einem Chorteil zu Ende geführt wurden. Dr. Krüger konnte die auffallend reiche Architektur dieser Alt-Haller Kirche aus der Zeit um 1200 aufdecken und ihre Anlage feststellen und aufnehmen. Darüber unterrichtet seine besondere Darstellung in diesem Jahrbuch (S. 233 ff.).

Bei Gelegenheit des Einbaus einer elektrischen Kirchenheizung in St. Michael in Schwäbisch Hall stellte Dr. Krüger unter dem Plattenboden in nur 18 cm Tiefe die romanischen Grundmauerzüge der ältesten Basilika von 18 m Breite fest gegenüber 27 m Breite der heutigen Hallenkirche. Der Westturm lag symmetrisch vor dem ehrwürdigen Bauwerk. Das Mittelschiff besaß mit 7,5 m Breite das gleiche Maß wie das Großkomburger Münster, die Seitenschiffe waren 2,67 m breit. Legt man der Messung nicht die lichten Raumweiten zugrunde, sondern die Abstände von den Außenwänden der Seitenschiffe bis zur Mitte der Mittelschiffsmauern, dann ergibt sich ein Verhältnis 1 : 2. Merkwürdigerweise war schon das romanische Mittelschiff von der gleichen stattlichen Breite wie das der heutigen Hallenkirche, die das alte Fundament benützt. Da sich die Höhe des Mittelschiffs am Westturm ablesen läßt, ist auch der Aufriß gesichert.

In Murrhardt, dessen Klostergründer und Lokalheiliger Walterich in der Volksüberlieferung besondere Bedeutung hat, wurde im September 1952 durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken unter Leitung des Berichterstatters mit Unterstützung durch die Stadtverwaltung eine viertägige Ausgrabung im Innern der Walterichkapelle durchgeführt zur Klärung der vielerörterten Frage, ob Walterich in dieser seinen Namen tragenden spätromanischen Kapelle in der ehemaligen Klosterkirche oder in der Walterichkirche auf dem Hügel am Fuße des Waltersberges beigesetzt sei. Die Kapellengrabung ergab keine Spuren eines Heiligengrabes, nur in 1,30—1,60 m Tiefe Reste einer vor dem Kapellenbau dort in den Boden gelegten Mönchsbestattung, wohl des ehemaligen Klosterfriedhofs. Es konnte festgestellt werden, daß an Stelle der spätromanischen Walterichkapelle vorher keine ältere Kapelle gestanden hat. Das Grab des heiligen Walterich muß, der Ortsüberlieferung entsprechend, auf dem Hügel am Waltersberg außerhalb der Klosterkirche in der sogenannten Walterichkirche angenommen werden (siehe dazu die Abhandlung vom Verfasser: E. Kost, Walterichüberlieferungen in Murrhardt, im vorliegenden Jahrbuch S. 170 ff.). Die Walterichkapelle dagegen ist die im Klosterbereich gelegene Gedächtniskapelle für den Heiligen.

Bei der Erneuerung der alten Kirche von Belsenberg (bei Ingelfingen, Kreis Künzelsau) in einem Seitental des Kochers wurden Ende 1951 in ihrem Chor hochgotische Wandmalereien freigelegt und der Nachwelt erhalten, besonders eine Darstellung des Jüngsten Gerichts. Über die Bilder berichtet K. Schumm in einem besonderen Aufsatz dieses Jahrbuchs.

Die Wiederaufbauarbeiten am Heilbronner Rathaus mit seiner prächtigen Renaissancefront ließen an seiner Ostseite älteste Bauteile entdecken und dort hinter der rechten Seite der Freitreppe von 1580 den Bau des ältesten romanisch-frühgotischen Rathauses aus der Zeit um 1300 feststellen (Abb. 57). Die Front dieses ältesten Baues war nicht wie diejenige des heutigen nach Süden, sondern nach Osten gerichtet. Das Erdgeschoß war wie bei dem ältesten bisher bekannten Rathaus von Gelnhausen bis auf einen Schießschartenlöcher völlig geschlossen. Zum ersten Stockwerk führte eine hölzerne Außentreppe durch ein spitzbogiges Portal in die dortige Halle, in welcher wohl das Niedergericht und das hohe Stadtgericht tagten und die Festversammlungen

stattfanden. Der zweite Stock war aufgeteilt. Die kleinen runden Fenster, „Okuli“, beleuchteten einen Gang. Links davon lag der Ratssaal, rechts die Räume des juristisch vorgebildeten Stadtschreibers. Zum Platz öffneten sich die frühgotischen gekuppelten Fenster beider Stockwerke. Der Bau hatte niedrigere Stockwerke als das spätere vergrößerte Rathaus und eine Ausdehnung von nur  $15,20 \times 11,90$  m. Mit seinen trutzigen Steinquadermauern und seinen Staffelgiebeln glich dieses älteste Heilbronner Rathaus einem wehrhaften Adelsbau und vornehmen Stadthaus jener Zeit. Seine genauere Darstellung findet sich in

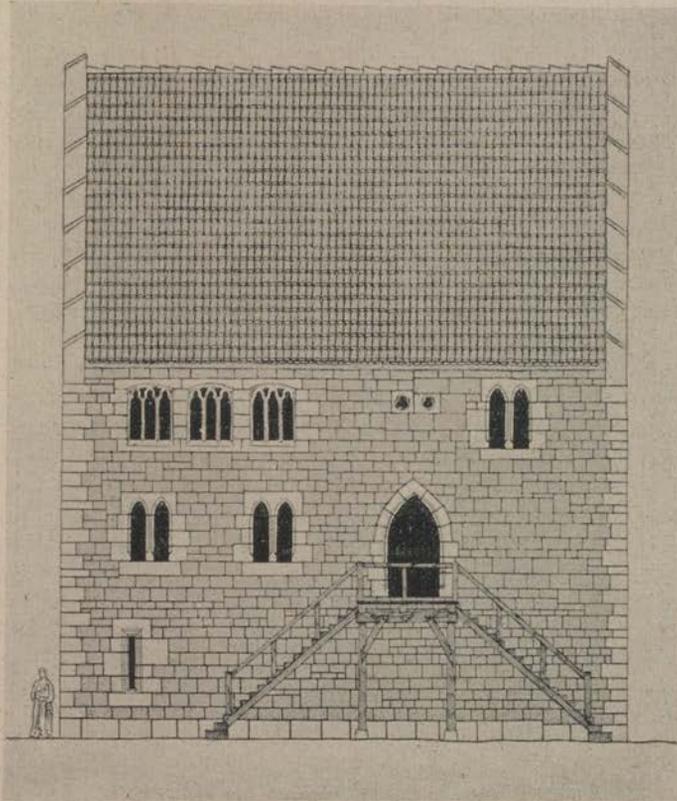


Abb. 57. Das älteste Heilbronner Rathaus um 1300 (Rekonstruktion 1950, W. Zimmermann). (Aus: Jubiläumsschrift des Historischen Vereins Heilbronn 1951)

der Jubiläumsschrift des Historischen Vereins Heilbronn 1951 (S. 23—31) mit Beschreibung von Baurat W. Zimmermann vom Heilbronner Stadtplanungsamt. Unsere beigegebene Abbildung entstammt dieser dankenswerten Veröffentlichung.

Romanisches Mauerwerk und romanische Bauteile ließ auch in Schwäbisch Hall die jetzige Erneuerung des Büschlerhauses Am Markt gegenüber der Michaelskirche zum Vorschein kommen. Die Hofseite dieses Gebäudes war schon in früheren Jahren vom Städtischen Hochbauamt gerichtet worden. An einem jetzt vermauerten Portal der Straßenseite zeigten sich noch Spuren alter Bemalung. Die äußere Mauerfront des Baues wurde nun freigelassen und bildet

mit dem darin eingerichteten jetzigen Ratskeller und dem lebendigen Steinmauerwerk eine weitere Sehenswürdigkeit der alten Reichsstadt. An der Stelle der Straßenfront im 1. Stock des Büschlerhauses, an der im Mittelalter eine Tür zu einer Brücke zum Michaelskirchhof ging, hatte ein späterer Hausbesitzer, ein Freiherr Karl Friedrich Wilhelm von Uttenhofen und seine Frau, geb. von Gaisberg, eine Geheimnische mauern lassen und ihre Umbauten in einem dort eingelegten Schreiben „Der Nachwelt ohne Geld“ hinterlassen. Eine Abbildung der erwähnten Büschlerhausbrücke zum Kirchhof St. Michael zeigt noch ein Stich von D. Zweifel um 1730; dieses Bild weist auch im obersten Stock des Hauses an der rechten Außenwandseite eine Sonnenuhr auf.

Draußen auf dem Lande wird die Gelegenheit, abgegangene Ortschaften zu erforschen, so gut wie möglich von unseren Mitarbeitern wahrgenommen. Als im Laufe des Jahres 1950 im Gelände des abgegangenen L a m p e r t s w e i l e r (zur Markung Wittenweiler bei Blaufelden gehörig) Vorflutgräben für die Feldbereinigung ausgehoben wurden, stieß man dort auf Grundmauern, die dann von Maurermeister Carl Klenk in Raboldshausen aufgedeckt wurden. Dort wird heute noch ein Flurteil als „Backofenwiese“ bezeichnet. Feststellbar waren noch eingerammte Holzpfosten. Klenk barg Topf- und Krugscherben des Mittelalters. Ein stauferzeitliches Kleingefäß aus weißgelbem Ton mit roter Mündungsbeimahlung (Pingsdorfer Art) wurde schon früher dort gefunden und vom Funder dem Keckenburgmuseum zugeführt (WFr NF 22/23, S. 35).

Im Winter 1951 erbrachte die Nachgrabung an der Stelle der keltischen Tüllenaxt beim M u t h o f (S. 29) an der dortigen Quellstelle auch mittelalterliche Scherben. Nahebei liegt die Wiesen- und Ackerflur der abgegangenen Siedlung S u n k e n w e i l e r, die dort ihre Wasserstelle gehabt haben dürfte.

Geschichtliche, siedlungs- und wirtschaftsgeschichtliche Schlüsse erlauben des öfteren so manche M ü n z f u n d e.

In S i m m e t s h a u s e n (Gemeinde Herrentierbach, Kreis Crailsheim) wurde im Mai 1952 im Gehöft des Bauern Fritz Mehrer in ungefähr 40 cm Tiefe ein am Rand bereits beschädigtes Gefäß mit zerbrochener Deckelstürze und mit einem Inhalt von über 800 S i l b e r m ü n z e n gefunden. Die meisten stark grüspanigen Stücke (von  $\frac{2}{3}$  Kupfergehalt) sind (laut Bestimmung durch Ober-

regierungsrat a. D. Ziegler) H a l l e r H a n d h e l l e r jüngeren Typs, schriftlos, meist mit starkem Vierschlag, aus dem 14. Jahrhundert. Wenige weitere Silbermünzen sind Würzburger Pfennige mit besserem Silbergehalt, mit dem Bruno-Monogramm, auf einigen ist ein Bischofskopf erkennbar und die Inschrift „Wirzburg“ und der Name Gerhard; Bischof Gerhard von Würzburg regierte 1372 bis 1400. Der Fund ist also um 1400 in den damaligen fehdereichen Zeiten eingegraben worden, der Besitzer mag umgekommen oder gestorben sein.

Bei Trümmerausräumung in der Nagelgasse in Weinsberg wurde im Frühjahr 1951 unter einem Betonboden in einer ehemaligen Abfallgrube ein Topf mit Münzen (Abb. 58) gefunden, von denen 524 Stück noch zusammengebracht und dem Staatlichen Münzkabinett in

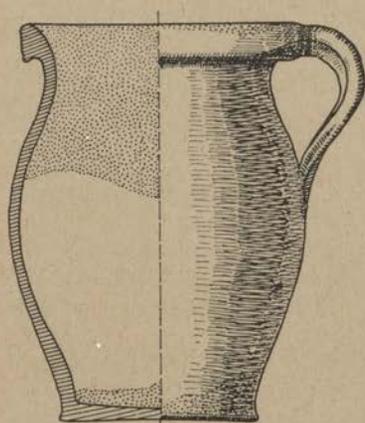


Abb. 58. Topf mit Münzen des 14. bis 16. Jahrhunderts aus Weinsberg.  
 $\frac{1}{3}$  nat. Gr.

Stuttgart vorgelegt werden konnten zur Bestimmung durch Fräulein Dr. Nau. Die frühesten Münzen sind Mailänder grossi aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die jüngste ist ein Salzburger Halbbatzen von 1527, so daß sich die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts als Vergrabungszeit ergibt. Der Fund enthielt auch 4 Heller; vertreten waren Prägungen aus Württemberg mit 290 Stück, Baden mit 54, österreichische Länder mit 91, oberschwäbische und schweizerische Städte mit 54, Bayern und Franken mit 22, Italien mit 8 und West- und Norddeutschland mit 2 Münzen.

Bei **H e i m h a u s e n** (Kreis Künzelsau) fand ein Bauer beim Ackern einen Wappentaler von 1634, aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Die Hochstraße zwischen Kocher und Jagst mag damals auch von Kriegsvolk befahren worden sein.

In **L i p p o l d s w e i l e r** (Kreis Backnang) wurden bei Grabarbeiten zur Erweiterung eines Kellers unter einem Zimmerboden 10 verschiedene Silbermünzen gefunden neben Scherben eines Tongefäßes, vermoderten Holzteilen, einer Schatulle und Kalkbrocken. Die Münzen gehören der Zeit von 1663 bis 1784 an. (Mitteilung Hauptlehrer K. Munz.) Fräulein Dr. Nau (Staatliche Münzsammlung Schloßmuseum Stuttgart) bestimmte die Münzen als französische Taler Ludwigs XV. 1728, Taler 1756, 1762, 1767, Taler Ludwigs XVI. 1784, ferner Braunschweiger Taler 1764 und schwedische Zweimarkstücke 1663.

#### Spätmittelalter (1300 bis 1500 unserer Zeitrechnung)

Bei Gelegenheit von Wasserableitungsgrabungen im Dorf **H o l l e n b a c h** (Kreis Künzelsau) wurde dieses vom Berichterstatter in Zusammenarbeit mit Baurat Leidenberger (Schwäbisch Hall) untersucht. Die alte Ortsumfriedung (Etter) ist im Rechteck noch erkennbar, im Westen durch Heckenreste, im Osten ebenso mit Hohlweg (Graben), im Süden steht die dortige Häuserfront im ehemaligen Graben, der heute nicht mehr erkennbar, aber den ältesten Einwohnern noch bekannt ist. Im Norden bezeugen noch die Flur „Grabengärten“ und der „Haagweg“ die einstige Ortsbefestigung. Von den zwei im vorigen Jahrhundert abgegangenen Toren dieser Befestigung ist das Herbsthäuser Tor am Haus Georg Balbach im Nordosten noch festlegbar durch den Hausnamen „Turabeck“ (Turmbäcker) und die anschließende „Turawies“. Die Stelle des Ailringer Tors ist noch in der südlichen Ortsmitte erschießbar. Südlich außerhalb des Dorfes liegt auf Gemeindegrund das „Seftsbrünnele“, seinem Namen nach wohl ehemaliger Gemeindebrunnen (s' Ehaftsbrünnele). Über die Ehaft-fluren u. a. (vgl. die „Häften“ über Niederstetten) als ehemaliger Herrschafts- oder Gemeindebesitz ist vom Berichterstatter eine spätere Darstellung beabsichtigt.

Bemerkenswert ist der alte **H e r r s c h a f t s k e r n** im hangaufwärts liegenden Nordwestteil des Ortes nördlich des das Dorf durchquerenden Hollenbachs („hohlen“ Bachs): Kirche (Hl. Stephanus) mit daneben nordsüdlich zutage tretenden Fundamentspuren einer älteren Wehrmauer am Ostrand des Grundstücks, nordöstlich anschließend im Hause K. Lemm in Keller und Stall noch andere Mauerreste von 1,60 bis 1,80 m Stärke und 6,80 m quadratischer Seitenlänge von einem mittelalterlichen festen Turm, zweifellos dem ehemaligen **W o l f r a m s t u r m**. Der nördlich anschließende Hof heißt noch heute „Zum Wolf“, die östlich an dem ehemaligen Turm den Hang von Norden nach Süden herabziehende Gasse die „Ramgasse“ (verkürzt aus Wolframgasse). Als namengebend kommt ein Würzburger Bischof Wolfram Wolfskeel (regierte 1322—1333) in Betracht. Der dortige Hof soll (nach Wallrauch) „Würzburger Hof“ geheißen haben. Dieser Turm wurde 1834 abgebrochen und ist durch das Saalbuch des Amtes Jagstberg

(1593), dessen Cent dem Bischof von Würzburg als oberstem Gerichtsherrn unterstand, als Ort mit Asylrecht für Flüchtende ausgewiesen. Jagstberg hatte ein Öffnungsrecht in diesem Wohnturm, dem „alten großen Turm gegen die Kirche zu“ (Saalbuch). Wahrscheinlich war dieser Wehr- und Wohnturm im 13. und 14. Jahrhundert Sitz der Herren von Hollenbach, die als Ortsadelige ritterliche Dienstmänner der Edelherrn von Hohenlohe als ihrer Gebietsherren waren und 1219 bis 1363 erscheinen. Der Adelssitz mit angrenzender Pfarrkirche erhielt sein Wasser aus einer nördlich darüberliegenden gefaßten Quelle, welche in die Ortsbefestigung einbezogen war und offenbar mit Teucheln (Holzrohren aus durchhöhlten Baumstämmen) zum Turm geleitet war. Solche Teuchel wurden bei den Grabungen 1952 unweit südlich des Turms angeschnitten. Südlich des Turms, östlich neben der nahen Kirche setzt auch zwischen der alten Gerichtslinde und der Kirche ein neben der Linde heute offen ausmündendes nordsüdlich laufendes, langgestrecktes kellerartiges Gewölbe an; es hat am südlichen Eingang über 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> m Spannweite und verengt sich im Norden auf halbe Breite. Es ist die Schutzüberwölbung des aus der Quelle kommenden Wasserlaufs und bildet im Süden eine Art Brunnenstube. Unter der unmittelbar östlich neben dem Gewölbeeingang stehenden säulengestützten Linde war die Gerichtsstätte der Cent Hollenbach (Fluren „Stuhl“ und „Centbaum“), deren Hauptsitz erst 1360 von den Herren von Hohenlohe mit kaiserlicher Genehmigung nach ihrem Hauptort Weikersheim verlegt wurde. Der Ort der Gerichtslinde mit alter Pfarrkirche und bis in die jüngste Zeit unter der Linde nach dem Sonntagsgottesdienst gehaltener „Gemeinde“ (Verkündungen des Bürgermeisters), und mit dem der Kirche angrenzenden einstigen Burgsitz ist ein besonders gutes Beispiel mittelalterlicher Überlieferung. — In der südöstlichen Orthälfte, an der Brücke über den durch den Ort fließenden Hollenbach, stand bis zu seiner Kriegszerstörung 1945 das stattliche renaissancezeitliche hoheloheische Amtshaus. Die Kanalisationsgrabung 1952 brachte nun vor diesem aus 50 cm Tiefe des vorbeiziehenden Ortsweges 2 Wappensteine von 60 cm Höhe mit 3 auf einem mittleren Wappenschrägbalken aufgereihten Kugeln oder Rosen.

Bei Kanalisationsarbeiten in der Bahnhofstraße in Gaildorf wurden dort an der Stelle eines ehemaligen Stadttores neben diesem die Fundamente der ehemaligen Stadtmauer aus Muschelkalksteinen angetroffen mit einem Mauerdurchmesser von 1,30 m. Die Stadtmauerung ist nach der Verleihung des Stadtrechts im 15. Jahrhundert erfolgt. Die Mauer erstreckte sich auf der Nordseite des Grabens. Auf seiner Südseite trat auf etwa 4 m Länge das Fundament des früher hier stehenden Torhauses zutage. Hier war einst der Ausgang der „Mittleren Gasse“ (Bahnhofstraße) neben dem Seilacher-Heroldschen Haus. Über dem Tordurchgang war einst die Wohnung des Torwarts eingerichtet, der die Aufsicht über dieses Tor und die über den Stadtgraben führende Zugbrücke hatte. Der Torausgang führte in die schon außerhalb des Städtchens befindliche Lindenstraße in Richtung Mittelrot über die Paßhöhe des „Käppele“, zwischen Kirkel und Truckele. Nach Mitteilung unseres Mitarbeiters E. Dietz (Gaildorf) war das Torhaus an der Mittleren Gasse gemeinschaftlicher Besitz der Herrschaft Limpurg und der Stadt. Noch im 18. Jahrhundert bezog die Stadt aus dem „halben Häusle, das früher ein Torhaus gewesen“, eine Abgabe. Denn dieses dritte Gaildorfer Stadttor wurde schon im 15. Jahrhundert vermauert und in die untere Toröffnung eine weitere Wohnung eingebaut. Daraus darf auf geringe Benützung dieses Mittelroter Tores geschlossen werden. Erst im 19. Jahrhundert wurde hier wieder ein Ausgang geschaffen, nachdem seit 1828 die Bewohner der

„hinteren Stadt“ unter Führung des Stadtrates und Tuchmachers Seilacher auf Öffnung gedrängt hatten. So wurde 1830 das Torhaus und das Haus daneben abgebrochen, dieser Teil der Stadtmauer abgetragen und der Graben aufgefüllt. In dem Haus daneben hatte sich seit der Stadtgründung die Schule befunden, die um 1700 in das heutige Schulhaus verlegt wurde. Der erst im 19. Jahrhundert gebauten Straße nach Hall über Kleinaltdorf fiel gegen Ende jenes Jahrhunderts ein weiteres Gebäude neben dem Haus von Schmiedmeister Wahl zum Opfer. Vordem war der Verkehr nach Hall über das „Untere Tor“ bei der Kocherbrücke über Steppach durch den Adelbach gelaufen und über das Siechenhaus und die Kleinaltdorfer Dachbrücke (vor dieser ein Steinkreuz) durch Kleinaltdorf. Das „Obere Tor“ hat beim Gasthaus zum „Löwen“ ins obere Kochertal und nach Unterrot geführt.

Bei den Grabarbeiten in der Karlstraße beim „Löwen“ sind nun auch (laut Mitteilung E. Dietz) die Fundamente dieses einstigen Oberen Tores zutage getreten. Der quadratische Torturm sprang über die Mauerflucht vor, war massiv erbaut und befand sich 1614 im gemeinsamen Besitz der Herrschaften Gaidorf und Schmidfeld, also der Schenken, die ihn auch zu unterhalten hatten. Dagegen mußte das Dach von der Stadt erhalten werden, vielleicht weil sich im Turm ein bürgerliches Gefängnis, genannt Fronfeste, befand. Der Turm trug ein Uhrtürmchen, die Uhr gehörte der Stadt. An der Außenseite war der Turm mit zwei auf nassen Wurf gemalten Wappen geschmückt, dem limpurgischen und demjenigen der Gemahlin Schenk Wilhelms, der Anna von der Leiter. Die beigefügte Jahreszahl 1548 deutete wohl auf eine damals erfolgte Renovierung hin. Der obere Torturm ist 1820 abgebrochen worden.

Auch die über den Stadtgraben führende steinerne Brücke ist angeschnitten worden. Ihre Spannweite betrug nicht ganz 4 m (der Graben selbst war erheblich breiter). Das Gewölbe unter der Brücke hat 1669 ein Bürger um 10 Gulden zu einem Keller erkaufte. Um diese Zeit standen zu beiden Seiten der Torbrücke schon eine Reihe von Häusern „auf dem Graben“. Vor dem Graben stand für die Torwächter ein „Torhäusle“.

Von Oberkessach (Kreis Künzelsau) meldete im September 1951 Lehrer Fr. Schmid mit Lehrer Burger eine durch Zufall angeschnittene, nahe am Bach gelegene Brandschicht mit Scherben und Ofenkachelresten des Spätmittelalters aus 2,5 m Tiefe. Die Schichte dürfte der Einäscherung von Oberkessach 1525 angehören. 8 m von dieser Fundstelle wurde im Jahre zuvor in  $1\frac{1}{2}$  m Tiefe über dem Bachgrund eine quadratische Brunnenfassung (90 cm Seitenlänge) aus Eichenholz freigelegt. Der Lage des Brunnens nach muß die Kessach seit dem Mittelalter ihren Lauf etwas verlegt haben.

Auf der Kochertalflur des abgegangenen alamannisch-fränkischen Edelhofes von Wülflingen bei Forchtenberg (siehe Buchbesprechungen) stellte im Sommer 1952 unser Mitarbeiter Hauptlehrer W. Müller (Forchtenberg) am Oststrand des Wülflinger Geländes 3,80 m östlich des Gärtnerhauses Diller in 1,30 m Tiefe eine aus Sandsteinplatten gebaute ehemalige Wasserführung von  $20 \times 20$  cm quadratischer Weite fest, die in den dortigen Brunnen und von diesem aus nach Süden abgeleitet war. Die Anlage hat große Ähnlichkeit mit der entsprechenden unter dem Bronnberg bei der Tuffquelle am Burgstall Criesbach (siehe dieses Jahrbuch S. 86, Abb. 8). Entwässerungsanlagen wurden auch in geringer Tiefe nördlich des Dillerschen Hauses angetroffen.

Im Harthäuser Wald auf der Höhe zwischen Kocher und Jagst, im Westteil des Gemeindewalds Kochersteinsfeld bei Neuenstadt a. K., 3000 m NNO

Lampoldshausen und 1440 m SO Seehaus, in 1100 m südlicher Entfernung von der „Hohen Straße“ („Straßenschlag“), stellte im Sommer 1952 das Forstamt Neuenstadt durch K. Glatzel im Waldteil Wasenschlag in etwa 20 m Länge und 2 m Breite Ziegelreste im obersten Lössboden fest auf der Stelle einer Geländewelle. Dabei fanden sich spätmittelalterliche bis frühneuzeitliche Tonscherben meist blaugrauer Art, auch Scherben mit brauner Glasur und Bruchstücke gerillter rotgebrannter Ofenkacheln mit viereckiger Mündung. Etwa 200 m nordöstlich dieser Stelle, ebenfalls auf einer Bodenwelle, wurde ein von vier Steinen eingefasster Brunnenschacht von 1 m Seitenlänge festgestellt, und 100 m weiter bis über 60 cm über dem Boden ein 10—12 m Seitenlänge messendes viereckiges Fundament aus Mörtelverbundenen, ortsfremden Muschelkalksteinen; das Innere des Bauwerks war zum Teil mit festem Letten belegt, der Boden der nächsten Umgebung war geschwärzt. In der Nähe befinden sich weitere Geländeunebenheiten. Es handelt sich nach diesen Befunden um eine unbekannt abgegangene Siedlung, die den Keramikfunden nach etwa bis ins Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges noch bestanden hat. Verschiedene Waldbenennungen weisen auf eine solche Siedlung dort hin: Wasenschlag an der Stelle der Siedlung, Breitfeld (an deren Westrand), Röße (zum Flachsanfeuchten) südlich des Ortes. Vielleicht handelt es sich um den auf Königsgut gelegenen, 1042 (Mon. Boic. 29 er. 357) zusammen mit Sindringen genannten Ort *B u o c h*, 1500 WNW Buchhof westlich Neuzweiflingen. Der Name Buch würde für alten Laubwald sprechen.

Im Innenraum der *Burgruine Löwenstein* fand der Berichtersteller Mai 1951 mittelalterliche Scherben der Gotik und Renaissancezeit, einen Glaserben vom Fuß eines grünlichen Pokals, einen gewölbten kobaltblauen Glaserben mit gekerbter waagrecht umlaufender Leiste von einem Glasbecher und ein Bruchstück von einer kreisrunden Fenster-Bleifassung von einer Butzenscheibe. Am Ostrand des inneren Burgekerns auf dem rieselnden Hangschutt ein eisenzeitlicher Topfscherben des letzten vorchristlichen Jahrtausends.

Bei Ausschachtungen im Innenraum der Kirche von *Crispenhofen* wurde im NO-Teil des Kirchenschiffs eine 1,30 m starke westöstlich ziehende Mauer angetroffen, offenbar die Grundmauer des ehemals in diesem Teil der Kirche gestandenen Kirchturms. Dieser ist früher demnach abgebrochen und in gleicher Stärke auf die Westseite des Schiffs versetzt worden, um im Osten einem Chorbau Platz zu geben, während auf der nördlichen Längsseite des Schiffs dieses eine Verbreiterung nach N erfahren hat. Zwei an der Kirchenschiffwand am Nordportal im Schiffsinnern vorgefundene Bestattungen, vielleicht von Geistlichen, scheinen erst nach dieser Schiffsverbreiterung in die Kirche gelegt worden zu sein. Der jetzt noch stehende westliche Kirchturm hat seinen Gewölben nach ehemals einen Turmchor zu ebener Erde gehabt. Der Turm ist ein nach drei Seiten mit Schießcharten versehener Wehrturm, wohl aus dem 14. Jahrhundert. Beim Bau des neueren Ostchors dürfte der Chor des Westturms eingegangen und zugemauert worden sein.

Im äußeren Schloßhof von *Weikersheim* wurde bei Grabarbeiten zwischen der südlichen Schmalseite des Marstallbaues ein unbekannt gewesener Keller aufgefunden. Er hatte in seinem Scheitel zwei rechteckige, mit Steinplatten abgedeckte Öffnungen. Nachgrabungen von cand. arch. Walther Gerd Fleck aus Mergentheim, die mit Unterstützung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und des Herrn Kurt Meider durchgeführt wurden, ergaben 2 m Bodenaufschüttung über dem westöstlich gerichteten tonnengewölbten Keller und dessen Ausmaße von  $8,5 \times 6$  m. Der Keller enthält einen durch eine rechteckige

Tür betretbaren, ebenfalls tonnengewölbten Nebenraum von  $2 \times 2$  m. Aus der NW-Ecke des Hauptkellers führt eine rundbogige, vermauert gewesene Tür in ein anstoßendes ehemaliges anderes Tonnengewölbe mit 1,75 m breitem Kellerhals. Über dem oben erwähnten Keller wurde ein gleichgerichteter höhergelegener festgestellt, dessen Scheitel eingestürzt ist. Die gesamte Kellieranlage stammt wohl aus dem späten Mittelalter als Unterbau eines ehemaligen Gebäudes.

Weitere Ausgrabungen auf der Innenseite der Zwingermauer am Beamtenbau ergaben in der am Schloßgraben anstehenden Zwingermauer des äußeren Schloßhofes drei Reihen übereinander angelegter Schießscharten, die oberste über Tag, die mittlere in heutiger Erdbodenhöhe und die unterste in rund 2 m Höhe über dem Graben, mit Schlitz- und Schlüsselscharten, also aus der Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts. Die einst bis zur Grabentiefe hinunter innen zugänglich gewesene Wehrmauer des Zwingers weist heute bis in rund 4 m Tiefe Aufschüttung auf, deren Keramikreste von Kost dem Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts zugewiesen werden konnten, besonders mit Hilfe von Ofenkachelresten, welche damit die Zeit dieser Auffüllung verraten. Im Spätmittelalter war also jede der drei Schießschartenreihen von innen zugänglich gewesen, die unterste von der tiefergelegenen Zwingersohle, die mittlere und obere von einem breiten Mauergesims aus. An dieser Stelle war die Mauer 1,20 m, sonst 90 cm stark.

#### Neuzeit (ab 1500)

Beim Abbruch der 1945 gesprengten Jagstbrücke in Siglingen konnten zwei vorhergehende Brückenbauten, deren Gründungen gefunden wurden, nachgewiesen werden. Die jetzt entstehende Straßenbrücke ist also das vierte Bauwerk an dieser Stelle.

Neben einem Flußpfeiler der 3. Brücke, die aus den 1780er Jahren stammt und zwei schöne Inschriften zeigt, lagen im Wasser die Trümmer eines früheren Brückenbaues: Keilsteine eines Gewölbes und 2 Muschelkalkquader einer Eisbrecherabschrägung, diese mit einer Plastik. Auf einem Unterlagstein, der den Übergang zur Eisbrecher-Verdachung einleitet, sitzt ein Quader mit der Figur einer Nixe; er führt die Neigung der Verdachung fort. Der obere Stein zeigt auf der Unterseite einen Zapfen, den eine Aushöhlung des unteren Quaders aufnimmt (A b b. 59).

Das „Meerweibchen“, das den gerundeten Grat der Verdachung bedeckt, ist gut erhalten. Der Kopf hat klotzende Fischeaugen, die Arme sind zu Seiten des Kopfes erhoben, die Hände geöffnet. Die Brüste sind kugelig. Unterhalb des gerillten Gürtels setzt der geschuppte Schwanz an, der in einer zweizinkigen Flosse endigt. Auch die Flosse ist gerillt. Ob eine über dem Schwanzteil erscheinende weitere Flosse das Ende eines zweiten Schwanzes oder eine Rückenflosse vorstellt, ist nicht klar erkenntlich. Im allgemeinen sind Nixendarstellungen des Mittelalters zweischwänzig; der Fischleib in den Bilddarstellungen ist wohl unter Einwirkung der antiken Sirenen entstanden. Die Entstehungszeit der Figur dürfte das 16. oder anfängliche 17. Jahrhundert, die Renaissancezeit, sein.

Die an der Eisbrecherkante des Brückenpfeilers eingemauert gewesene Figur macht den Eindruck einer Schutz- oder Abwehrgestalt. Die sonstigen Brückenhilfsfiguren dürften die Fortsetzung dieses Gedankens sein. Hier ist noch die Wassergottheit vorchristlicher Art dargestellt als Ausdruck mittelalterlichen Volksglaubens. Volksläufigem Urglauben nach hatte ursprünglich jeder Fluß seine Gottheit, die vielfach weiblich vorgestellt wurde (die Jagst). Bei Überschreitung des Flusses mußte diese Gottheit versöhnt werden, erst recht beim



Abb. 59. Die steinerne Nixenfigur von einem Pfeiler der alten Brücke in Siglingen an der Jagst (Kreis Heilbronn). (Aufnahme: Foto-Hacker, Möckmühl)

Schlagen einer Brücke. Dies geschah durch Opfer. Vielleicht war hinter der vorliegenden Nixenfigur ein solches eingemauert gewesen. Damit konnte nach dem Volksglauben die Wassergottheit gewonnen und Unheil abgewendet werden.

Der Siglinger Nixenbildstein ist an der jetzt neuerbauten Brücke mit flußaufwärts gerichtetem Blick wieder eingemauert worden. Die Mitteilung obiger Fundumstände wird Architekt und Regierungsbaumeister Dr. E. Krüger (Schwäbisch Hall) verdankt.

In Igersheim (Tauber) wurde in dem 1539 erbauten Schulhaus bei Instandsetzungsarbeiten ein eingemauertes Geheimfach entdeckt, das mit einer steinernen Reliefplatte von  $25 \times 30$  cm Ausmaß verschlossen gewesen war. Die Platte weist auf ihrer Vorderseite das farbig gefaßte Bild eines Frauenkopfes in Vorderansicht auf mit Tuchumrahmung und Zopfgeflecht mit Haarkamm (Mitteilung Georg Müller). Das hier in zweiter Verwendung gewesene Bildwerk gehört der Lusthauszeit (Einwirkung des Florisstils, Ende 16. oder Anfang 17. Jahrhundert) an (Aufbewahrung: Keckenburgmuseum).

Eine graue, 24 cm hohe tönernerne Flasche mit Turbanmündung wurde 1951 bei einer Baugrabung in Schwäbisch Hall innen am Weilertor in 1 m Tiefe ausgegraben (Abb. 60). Solche Flaschen gehören dem 16. und 17. Jahrhundert an.

Ein Bauopferfund liegt vor aus dem Abbruch eines alten Fachwerkhäuses in Lehrensteinsfeld (Kreis Heilbronn). Es ist ein 20 cm hoher und 12 cm weiter Topf, der in der SO-Ecke des Hauses eingegraben und mit

einem Stein abgedeckt war. Im Topf lag ein halbes Hundegebiß. In der SW-Ecke fanden sich Reste einer bemalten Schüssel und der Deckel eines Kleingefäßes, dazu Knochen und weitere Gebißteile. (Mitteilung von W. Mattes, Heilbronn.)

In **Welzheim** wurden im Frühjahr 1952 bei der Erneuerung eines Wohnhauses die Knochenreste eines Haustiers eingemauert gefunden. Es dürfte sich auch hier um ein Baupfer handeln.

In der **Johanneskirche in Bad Mergentheim** wurde bei Grabarbeiten zum Einbau einer Heizung  $1\frac{1}{2}$  m unter dem Fußboden eine aus breitflachen Backsteinen gemauerte gewölbte Grabkammer mit Bestattung eines Deutschherren aus dem Ende des 18. Jahrhunderts in einem Eichensarg gefunden. Gesicht und Hände waren durch Kalk zerstört, die Folge eines Bestattungsbrauches früherer Jahrhunderte. Der Tote war mit schwarzem Wams, schwarzer Lederhose und hohen kupfersporenbewehrten Reitstiefeln bekleidet. Der kostbare, wollene Ordensmantel trug ein eingewebtes Gabelkreuz, auf der Brust lag, an seidener Kordelschnur befestigt, das messingene, mit Silberschmuck eingefasste Traditionskreuz des Ordens. Die Bestattung stammt aus der letzten Zeit des Deutschritterordens.

In **Schwäbisch Hall** kam durch Senkung des Erdbodens auf der nördlichen Terrasse des Michaelkirchhofs gegenüber dem Ölberg eine backsteingemauerte Gruft ( $218 \times 95$  cm mit 135 cm Tiefe) zutage. In einem in Spuren noch erhaltenen Holzarg lag eine vollständig erhaltene Bestattung. Die stattliche Grabkammer kann erst nach Abbruch der dortigen Feldnerkapelle, nach 1500, gebaut worden sein, wohl für einen wohlhabenden Haller Bürger.

Von der Reifensteige in **Schwäbisch Hall** kam von einer Baugrabung ein schweres Hufeisen und eine Kürassierlanzenspitze aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in das Keckenburgmuseum.

Am Ostrand von **Weiler bei Laufen a. K.** wurde bei der Ausschachtung zum Bau eines Land- und Jagdhauses des Grafen Bentinck in 1 m unter Bodenfläche bis in 2 m Tiefe eine NO—SW ziehende, 55 cm starke Mauer aus grob behauenen Stubensandsteinen angetroffen und von Baurat Leidenberger auf 6 m Länge verfolgt. Es muß die Grundmauer eines vor Jahrhunderten dort gestandenen festen unterkellerten Hauses gewesen sein. Der Hohlraum an der Mauer war ausgefüllt mit Bauschutt von einem Gebäude, das eine überdurchschnittliche Ausstattung gehabt haben muß, wie reliefbildverzierte Kachelofenreste und verzierte Gipsstuckleisten einer Zimmerdecke. Diese Ausstattungsstücke gehören ihrem Stil nach in die letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts, in welcher Zeit das nahe Schloß Schmidelfeld limpurgische Residenz gewesen ist.

Verschiedene Anlässe führten zur Beobachtung hölzerner Wasserleitungsröhren in Form durchhöhlter Baumstämme (Teuchel). In Öhringen fanden sie sich aus Forchenholz gefertigt, in Hollenbach, von der Quelle über Burg und Kirche kommend (siehe S. 72), aus Eichenholz, ebenso in den zwischen Schainbach und Roßbürg (Gemeinde Wallhausen, Kreis Crailsheim) in Resten noch vorhandenen Fischteichen des frühe-

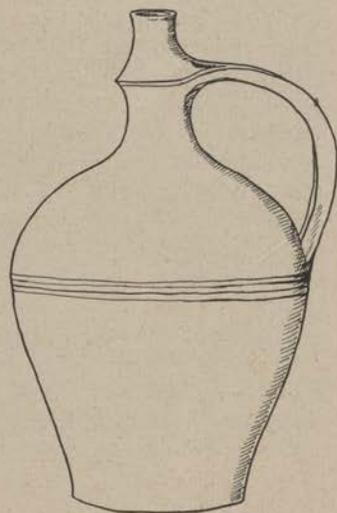


Abb. 60. Tonflasche des 17. Jahrhunderts vom Weiler in Schwäbisch Hall.  $\frac{1}{4}$  nat. Gr.

ren Klosters Anhausen. (Feststellung I. Fischer, Crailsheim). Auch in Waldenburg kamen sie nach den Kriegszerstörungen zutage. In Gaildorf wurden 1952 solche Holzröhren zum Brunnen vor der „Linde“ bei Grabarbeiten angetroffen. Für das Alter solcher hölzerner Leitungsrohre gibt der Name des schon 1351 auf Markung Jagstberg (Kreis Künzelsau) genannten abgegangenen Weilers Taigelbronn einen Anhaltspunkt. Auch bei Creglingen, nahe Neubronn, gibt es eine schon 1559 abgegangene Siedlung „Degelbronn“, deren Flurname noch erhalten ist. Das nicht mehr verstandene nãmengebende Wort *Teuchel*, erhalten auch in der Haller Teuchelsbrücke (einem spätmittelalterlichen Aquãdukt), ist beim Neubronner Degelbronn 1732, nicht mehr verstanden, „Tãglichbronn“ geschrieben (handschriftliche Beschreibung des Oberamts Creglingen), 1746 „Teuffleinsbronn“ und „Tãuffleinsbronn“ (Ansbacher Wildfuhrbuch). Die erwãhnte Haller Wasserleitungsbrücke, die das Wasser von Eltershofen her über die Wettbachklinge nach dem Schwanenbrünnele am Holzmarkt geleitet hat, bestand schon vor 1575, in welchem Jahr steinerne Teuchel statt der älteren hölzernen von den Hallern verlegt wurden. Jedoch stand noch im heutigen Schiedweg rechts vom Pechnasenturm bis ins 19. Jahrhundert eine Werkstatt, welche solche Holzteuchel anfertigte. Die Bezeichnung „Teuchel“ schwand mit deren Abkommen immer mehr und wurde volksetymologisch öfter zu „Teufel“ verunstaltet, und so wurde von der „Teufelsbrücke“ über dem Haller Wettbach gesprochen.

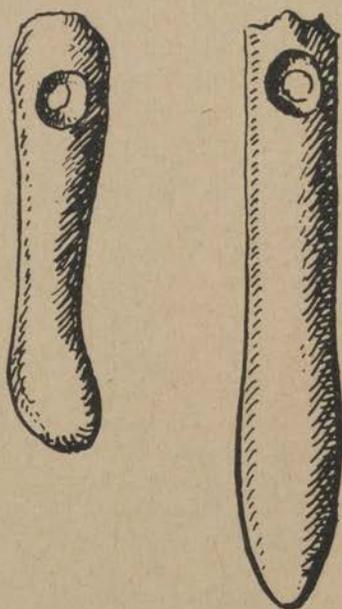


Abb. 61 (zu Seite 8). Anhänger aus Diabas in Phallusform von mittel- und jungsteinzeitlichen Fundplãtzen aus dem Waldenburger Bergland bei Witzmannsweiler (links) und aus dem Einkornwald bei Schwãbisch Hall (rechts). Nat. Gr.

## Ausgrabungsergebnisse auf dem Tuffhügel „Burgstall“ am Weinberghang zwischen Niedernhall und Criesbach (Kochertal, Kreis Künzelsau)

Von Emil Kost

In beherrschender, sonndurchglühter Lage in kennzeichnender Kocherland-  
schaft zwischen der rechtsufrig gelegenen alten Salzquelle von Niedernhall  
in den besten Weinlagen dieses Städtchens, dem Wachstum des geschätzten Edel-  
weines „Distelfink“ und anschließend des nicht weniger ausgezeichneten Edel-  
weines „Kocherperle“, mit dem zugehörigen Weingärtnerdorf Criesbach im  
Hintergrund (A b b. 1), entspringen von der oberen Hangschulter des Mittleren  
Muschelkalks einige Quellen. Die stärkste von ihnen, von der Schulter des „Brom-  
berg“ (1357 Bronberg, von Bronn herkommend), hat im Laufe der Jahrzehn-  
tausende, 40 m über dem Kocherspiegel, durch ihre starke Kalkabsonderung einen  
Tuffhügel im Weinberggelände aufgebaut; wie ein Sprungbrett liegt er über der  
Tallandschaft (A b b. 2) und gibt von der hangseitig gefaßten Brunnenstelle bis  
zur talseitigen Kante etwa 50 m Raum. Seine südliche, dem Tal zugewendete  
Rundung fällt steil ab, den nördlichen, hangwärts liegenden Ansatz des Hügel ent-



Abb. 1. Kochertal zwischen Niedernhall und Criesbach (Hintergrund).  
Am Fuß des linken Vordergrunds liegt die alte Salzquelle von Niedernhall. Ganz am  
oberen linken Bildrand steigt durch die Weinberge der Salzweg zum „Criesbacher Sattel“  
auf; unter ihm der „Burgstallweg“ mit dem Quelltuffhügel „Burgstall“.

(Aufnahme: Dr. G. Wieser)

lang läuft unter Weinbergstützmauern von Südwesten und Nordosten ein Weinbergweg die Höhenlinie entlang durch. Er verbindet den hervorragenden Landschaftspunkt mit den Kochertalorten Criesbach und Niedernhall. Von Niedernhall her kommt dieser Weg von der alten Salzquelle, führt nach 1 km Wegs zwischen der Quellstelle unter dem „Bronnberg“ und dem Tuffhügel durch in den Weinlagen nach dem ebenso nahgelegenen Criesbach. Von dort zieht er aufwärts weiter zum Lehenbühl und zur Wasserscheide der „Hohen Straße“ hinauf, andernteils durch Criesbach abwärts zur Kochertalstraße gegen Ingelfingen—Künzelsau. Über dem Quellhügel steigen die Weinberge steil an bis zu 340 m Höhe über die höher



Abb. 2. Der Quelltuffhügel „Burgstall“ (etwas links der Bildmitte) gegen Süden. Zwischen dem Hügel und den Weinbergen des Vordergrunds der „Burgstallweg“. Am Fuß der Berge des Hintergrunds der Kocher. (Aufnahme: Dr. E. Kost)

gelegene Schulter des Bronnbergs auf dem Mittleren bis hinauf zur Höhe des Oberen Muschelkalks, der den Talrand, soweit der Blick reicht, bogenförmig zum Horizont abgrenzt. Unten auf der Talsohle breitet sich in 500 m Weite und 1500 m Länge die Au aus mit dem „Roßwasen“, mit geschichtlicher und sogar vorgeschichtlicher Vergangenheit, heute Ackerland. In dieser Au wurde 1908 beim Sandgraben die Bestattung eines spätjungsteinzeitlichen Glockenbechermannes, eines Bogenschützen mit rotschieferner geschliffener Armschutzschiene als Grabbeigabe, gefunden (Abb. 3 Gl).<sup>1</sup> Auf der gegenüberliegenden Seite des Kochers erstreckt sich in der Au in 1500 m Entfernung vom Quelltuffhügel das bekannte vorzeit-

<sup>1</sup> Fundberichte aus Schwaben 16, 4 und Württembergisch Franken (WFr) Neue Folge 17/18, 1936, S. 39, Abb. 5.

liche Gräberfeld von Criesbach (A b b. 3 U, Urnenfelderleute, Kelten, Alamannen [?] und Franken), weiter nach Südosten auf Markung Ingelfingen folgt am Hangfuß die bedeutende spätkeltische Siedlung im Löhle (A b b. 3 KS), Ingelfingen und Flachswerk haben Hallstattfunde (A b b. 3 FrS und HaS), Niedernhall eine Urnenfeldersiedlung und Frankengräber; die umgebenden Höhen haben Grabhügel der urkeltischen Zeit (A b b. 3 Grhgl).

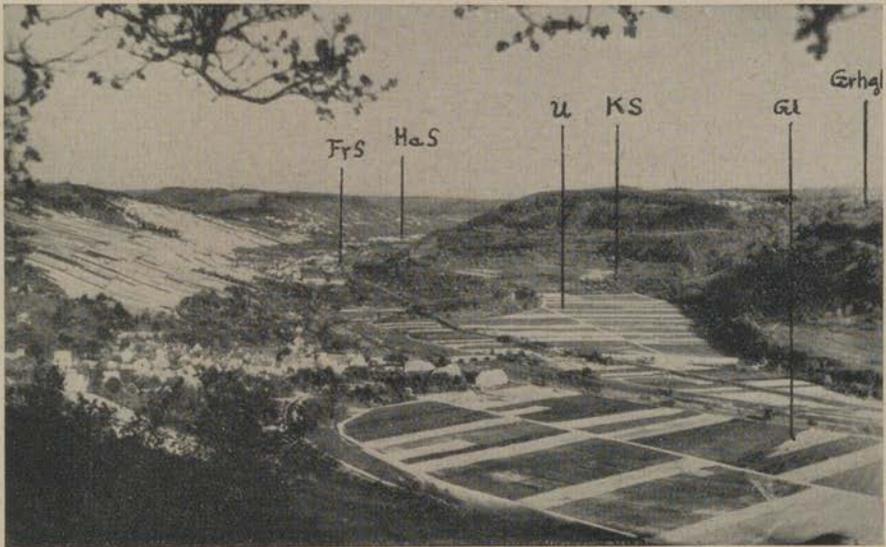


Abb. 3. Das Kochertal mit Criesbach, gegen Osten, mit Stellen vor- und frühgeschichtlicher Besiedlung. Gl = Glockenbechergrab der Jüngeren Steinzeit, Grhgl = Gruppe von Hügelgräbern urkeltischer Zeit (Bronze- und Hallstattzeit), U = Urnenfeldergräber im vor- und frühgeschichtlichen Gräberfeld der Au gegenüber Criesbach, HaS = Hallstattsiedlung beim Flachswerk, KS = Keltensiedlung im „Löhle“ gegenüber Ingelfingen, FrS = Hallstattzeitliche Funde, alamannische und fränkische Siedlung Ingelfingen. — Die mittelalterlichen Burgstellen auf der wasserführenden Hangschulter auf dem Mittleren Muschelkalk auf der Sonnenseite: links über Ingelfingen Burg Lichteneck (erbaut 1250), senkrecht über Ingelfingen Burg Nagelsberg (um 1250). Nicht sichtbar: die frühe Hochadelsburg der Edelherrn von Stein („Zarge“). — Der Talblick ist etwa vom Quelltuffhügel „Burgstall“ aus gesehen.

(Aufnahme: Dr. G. Wieser)

### Die Ausgrabungen

Auf Grund dieser Umstände war dem Berichterstatter von vornherein klar, daß bei dieser starken, bereits nachgewiesenen vorgeschichtlichen Besiedlung der Gegend, zu der noch die vorzeitliche Bedeutung der auf der nahen Wasserscheide zwischen Kocher und Jagst vorüberziehenden „Hohen Straße“ kommt,<sup>2</sup> sich die Kochertalbewohner der Vorzeit auf keinen Fall einen so hervorragenden Punkt wie diese am Talhang gelegene Anhöhe mit Wasservorkommen für einen bevorzugten Sitz hatten entgehen lassen. So war vorgeschichtliche Besiedlung dieses Hügels unbedingt zu erwarten, auch wenn sich auf ihm bisher noch keine Fundspuren gezeigt hatten. Ein zweiter Umstand forderte ebenso stark zur genaueren

<sup>2</sup> E. Kost, WFr NF 22/23, 1948, S. 47—61.

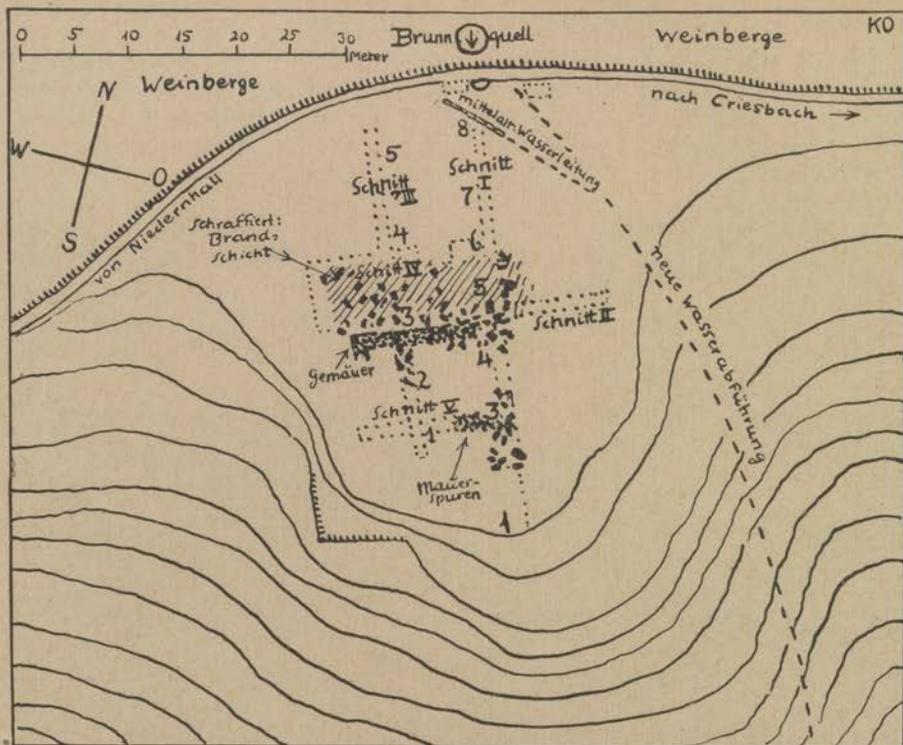


Abb. 4. Planskizze des Quelltuffhügels „Burgstall“ — „Käpple“ mit Punktierung der Grabungsschnitte, Andeutung der Mauerreste und Bauquader (schwarz) und schraffierter Zone der Brandschicht im Raum der Wirtschaftsanlage.

Untersuchung des Quelltuffhügels durch Ausgrabung heraus: Die Weinbergflur ringsum trug im Volksmund die Flurnamen „Burgstall“ und „Käpple“, der erwähnte Weinbergweg hieß „Burgstallweg“!

In drei in den Jahren 1951 und 1952 angesetzten Grabungen auf diesem „Burgstallhügel“ wurden also durch den Berichtersteller die aufgestiegenen Fragen angeschnitten und weitgehend geklärt.<sup>3</sup> Die ausgegrabenen Stellen sind aus der Planskizze ersichtlich (Abb. 4). Das Ergebnis betrifft:

1. Die erwartete Feststellung vorgeschichtlicher, und zwar früh-hallstattzeitlicher Besiedlung (Topf- und Tierreste) in den untersten Fundschichten des Hügels (1,50 bis 2 m Tiefe), dazu auch (aus Schnitt III 5) die Funde zweier bearbeiteter Hornsteingeräte (Kratzer) der Jüngerer Steinzeit aus weißem Jurahornstein und honiggelbem Keuperhornstein;

<sup>3</sup> Gegraben wurde je viertägig im April und im Juni 1951 und abschließend im Mai 1952. Bei der ersten, mit 40 und 30 m langen nordsüdlichen Suchschnitten durchgeführten Grabung standen die ältesten Jahrgänge der Schulklassen von Niedernhall, Ingelfingen und zum Teil Crispshofen zur Verfügung unter Förderung durch die Schulleiter und Lehrer (Rektoren Ehrmann und Pfeiffer, Schulleiter Frey, Lehrer Iser), dazu vom Historischen Verein für Württembergisch Franken eingesetzte bezahlte Grabarbeiter aus Criesbach; bei der zweiten Grabung wirkten in tatkräftiger Arbeit über 20 männliche und weibliche Angehörige des Pädagogischen Instituts der Lehrerbildungsanstalt Künzelsau (Oberstudien-

2. hochmittelalterliche Besetzung des Hügels mit Steinbau (im Raum I 2—3, 4—5, III 3—4, IV) und Flechtwandbauten (I 5—6, III 3);
3. Zahlreiche mittelalterliche Topfware und Küchenreste des Hoch- und Spätmittelalters;
4. Mittelalterliche eiserne Ausrüstungsgegenstände, Waffen und Werkgerät u. a.;
5. Spuren einer spätmittelalterlichen Kapelle in Einzelfunden.

### Die mittelalterlichen Baureste

Die Ausgrabungen trafen bei I 2, I 5 und III 3—4 und in der östlichen Hälfte von V ab 70 cm Tiefe auf lockere, unbehauene Muschelkalkbrocken, Bruchstücke ohne Behau, in doppelter Kopfgröße und vereinzelt größer. Bei I 5 und III 3 sowie in Schnitt IV kamen dann größere Bausteine ohne Behau, Blöcke bis zu 60 und 70 cm, sogar bis zu 1 m Größe und von 30—45 cm Stärke, die quaderartig aussahen und sichtlich aus einem früheren Mauerverband gerissen, einzeln oder zu mehreren verstürzt im Boden verschüttet lagen. Der spärliche Grasbewuchs des Hügels hatte solche Befunde nicht ohne Grabung erkennen lassen. Diese „Quader“ trugen zum Teil noch Spuren anhaftenden Kalkmörtels und saßen an wenigen Stellen (I 5, II 3) noch in 1,50 bis 1,70 m Tiefe in gesetztem Verband. Es waren die ungefügen, meist verstürzt anzutreffenden Außenquader (Frontsteine) eines starken Steinbaues, von dessen Kernmauerwerk dann bei III 3 in westnordwestlicher und ostnordöstlicher Richtung ein ganzes Fundamentzug von insgesamt 12 m Länge auf 7 m Ausdehnung freigelegt wurde (Abb. 5). Dieser starke Gußmauerrest, an dessen Süd- und Nordrand einzelne kräftige Blockquader herausgebrochen angetroffen wurden, saß mit seiner Fundierung in 1,70 m Bodentiefe auf und hatte mit hinzugerechneten, heute sämtlich wegen späterer Steingewinnung fehlenden, ausgebrochenen Frontquadern eine untere Fundamentstärke von 2,40 m und eine obere Stärke von 1,60 m. Der ganze Mauer Kern war in mittelalterlicher Art mit Muschelkalkfüllbrocken von 30—40 cm Länge mit kleineren Brocken dazwischen satt in sandigen Kalkmörtel gebettet. Das fast völlige Fehlen noch im Verband stehender Frontquader verriet, daß diese im Laufe neuerer Jahrhunderte von steingrabenden Weingärtnern geradezu steinbruchartig ausgebrochen und vielfach fortgewälzt worden waren, soweit sie nicht durch seitliche Abrollung verstürzt noch tief im Boden staken. Wie tief dieses spätere Steingraben der Criesbacher und Niedernhaller Bauern gegangen war, zeigte der bei der zweiten Ausgrabung (bei III 3) in 1,50 m Tiefe aus tiefschwarzen Brandschichten (Abb. 7 ganz unten) gehobene Fund einer stark verrosteten neuzeitlichen Rebschere, die einer der Steingräber hier in der Tiefe einer Grube hatte liegen lassen.

Von der Gußwerkmauer zwischen III 2 und 3 und in der Länge des westöstlichen Schnittes IV wurde an ihrem Westende ein nach Süden auspringender

---

direktor Heim, Oberstudienrat Dr. Rudolph) mit; bei der dritten Grabung nebst vom Bürgermeisteramt Niedernhall gestellten Arbeitskräften und einem freiwilligen Helfer (Apotheker Dr. Tomuschat) aus Ingelfingen wieder einige Schulklassen von Ingelfingen und über 20 Schüler und Schülerinnen der Künzelsauer Oberschule mit Studienrat Paul Wagner. Bei allen drei Grabungen gab Dr. med. D. H. Patzelt (Niedernhall) willkommene Mithilfe, die Leitung des Schwäbischen Albvereins durch Vorstand Fahrbach wertvolle Förderung durch einen finanziellen Kostenbeitrag. So konnten in schönem Zusammenwirken aller Kräfte die fündig gewordenen Suchschnitte erweitert, neue angelegt und alle planmäßig ausgeschöpft werden.



Abb. 5. Futtermauerwerk der Burg Criesbach auf dem Quelltuffhügel, bei III 3.  
(Aufnahme: Dr. G. Wieser)

innerer Mauerwinkel aufgedeckt (Abb. 5, linker, mittlerer Bildrand), der ein Umspringen dieser Mauer nach Süden verriet. Jedoch wurde in dem südlich davon gezogenen Schnitt V dort keine Fortsetzung der Mauer mehr angetroffen, nur in Schnitt V gegen I 3 setzten die Spuren einer weiteren gemörtelten Steinmauer ein, deren starke Frontquader noch bei I 2, nach der Hangtiefe zu, verstürzt angetroffen wurden. An beiden Mauerresten war in der Tiefe bis 2,30 m der Fundanfall von Dachziegeln von zweierlei Art und Stärke zahlreich. Sie hatten alle Hohlziegelform; ein kleiner Teil von ihnen wies außer den Randhöckern auch noch auf dem Ziegelrücken reitende weitere Höcker auf (Abb. 6), die dem Steinbau das lebendige Bild eines charakteristisch bewegten Dachfirstes gegeben haben müssen.

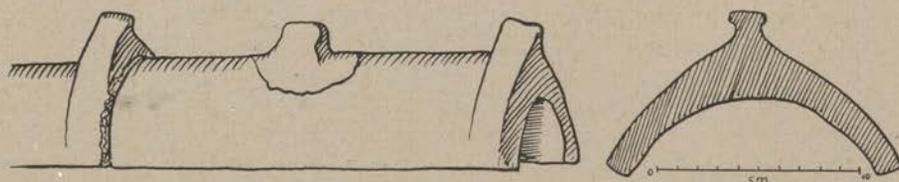


Abb. 6. Hohlziegel von der Burg Criesbach, mit aufgesetzter Höckerverzierung.

Mit dem freigelegten Mauerzug am Südrand von Schnitt IV mit seiner am Westende rechtwinklig nach Süden umspringenden Mauerecke und seiner gemessenen westöstlichen Länge von 12 m ist die starke Längsfront eines Steinhauses gefunden, dessen Tiefe angesichts der ausgiebigen jahrhundertelangen Wühlarbeit

von Steinsuchern nicht mehr zu ermitteln war. Festzustellen war nur am Süden des Schnittes I bei I 2 und 3 das Auftreten einer südlichen, weiteren gemauerten Wand eines Steinbaues; ihr Zusammenhang mit dem vorgemauerten nördlichen Steinbau konnte nicht festgestellt werden. Beide Baukörper sind aber der Bauart und den Dachziegelfunden nach gleichzeitig.

Eine wesentliche, weitere bauliche Feststellung gelang auf der ganzen westöstlichen Erstreckung von Schnitt IV. Dort breitet sich bergwärts der Steinhausmauer von rund 1 m Bodentiefe ab eine kohlschwarze, stark holzkohlehaltige, durchgängig waagrechte Bodenschicht von 5—6 m Breite aus in einer Tiefenstärke



Abb. 7. Die Brandschichten im Wirtschaftsteil der Burg, mit darübergestürzten Mauerbrocken des Steinhauses; in Bildmitte ein verstürztes Quadeer vom nahegestandenen Steinbau. Durch die Brandschicht, von links her, zieht sich waagrecht eingelagert rotgebrannter Brandlehm. (Aufnahme: Dr. G. Wieser)

von 30—40 cm und mehr. Durch diese tiefdunkle Brandschicht zog sich in verschiedener Ausdehnung waagrecht in wechselnder Stärke eine Lage brandgeröteten Lehms von durchschnittlich 15 cm Stärke (Abb. 7). Eine Anzahl aus dieser Lehmschicht geborgene Lehmbrocken mit Flechtgestängeabdrücken weist diese schwächer und stärker gerötete Lehmschicht als Niederschlag im Brand rot gewordener, eingestürzter Flechtwerk wände mit Lehmverputz aus. Die Lehmputzen zeigen Spuren von Häckselbeimischung, die als Zähung des Wandverkleidungslehms eingeknetet worden ist. Soweit solche Lehmputzen der Wandaußenseite entstammen, weisen sie groben Verstrich auf. Im Ausdehnungsgebiet dieser Schicht, nördlich des oberen Steinbaues, hat demnach eine sicherlich nur einstöckige, ebenerdige Wirt-

schaftsanlage bäuerlicher Bauart des Mittelalters gestanden. Diese Feststellung wird weiter gesichert durch die vielfach in der schwarzen Holzbrandschicht ausgegrabenen zahlreichen Knochen- und Zahnreste von Haustieren: Hund, Schwein, Schaf, Rind (Zähne, Knochen und Hornzapfen); dazu erweisen Reste von Wildschwein, Reh und Hirsch nebenher ausgeübte Jagd.

Der Charakter der Wirtschaftsanlage spricht auch aus den dort gehobenen Gerätfunden (siehe unten). Erwähnenswert ist (aus I 4) aus der mittelalterlichen Schicht der Fund eines im Tuff erhaltenen Balkenabdrucks von noch über 5 cm Breite; die Holzstruktur ist gut erhalten.



Abb. 8. Die alte Wasserleitung von der Quelle her. (Aufnahme: Dr. G. Wieser)

Zu den im Boden ergrabenen Anlagen gehört eine vom Brunnquell aus nach Osten in Richtung auf den dortigen Geländeeinschnitt führende Wasserleitung, die trocken liegt, weil die heutige Wasserableitung daneben weggeführt worden ist (Planskizze Abb. 4). Die alte, steinplattenüberdeckte Wasserleitung nimmt ihre Richtung von einer früher offenbar einige Meter westlicher gelegenen ehemaligen Wasseraustrittsstelle der Quelle an der Weinbergmauer und zieht gerade nach Osten weg (Abb. 8). Die Durchführung hat einen lichten Durchmesser von 20 cm Höhe und 15 cm Breite in rechteckigem Querschnitt. Die über den Platten gefundenen Scherben sind nachmittelalterlich, die Führung selbst enthielt keine Funde, so daß die Anlage sowohl aus der Zeit der Burg wie auch aus der nachfolgenden der spätgotischen Kapelle stammen kann, von der noch kurz berichtet werden wird.

#### Die Topfware

Eine wesentliche Ausbeute der dreimaligen Ausgrabung auf dem Tuffhügel „Burgstall“ — „Käppele“ sind die zahlreichen Tonscherben mittelalterlicher Gefäße (Abb. 9—11). Wenn auch für ihre zeitliche Bestimmung heute

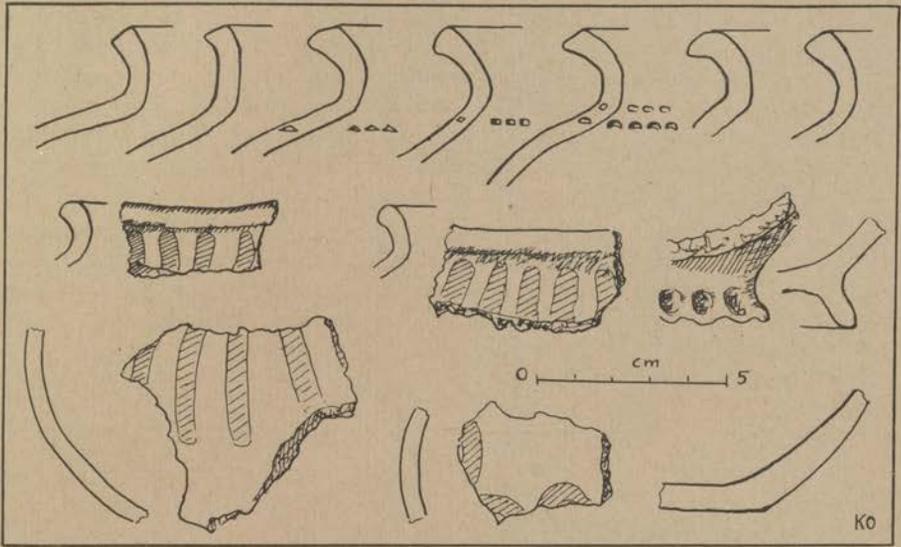


Abb. 9. Randprofile romanischer Kleingefäße,  
in der mittleren und unteren Reihe mit roter Strichbemalung.

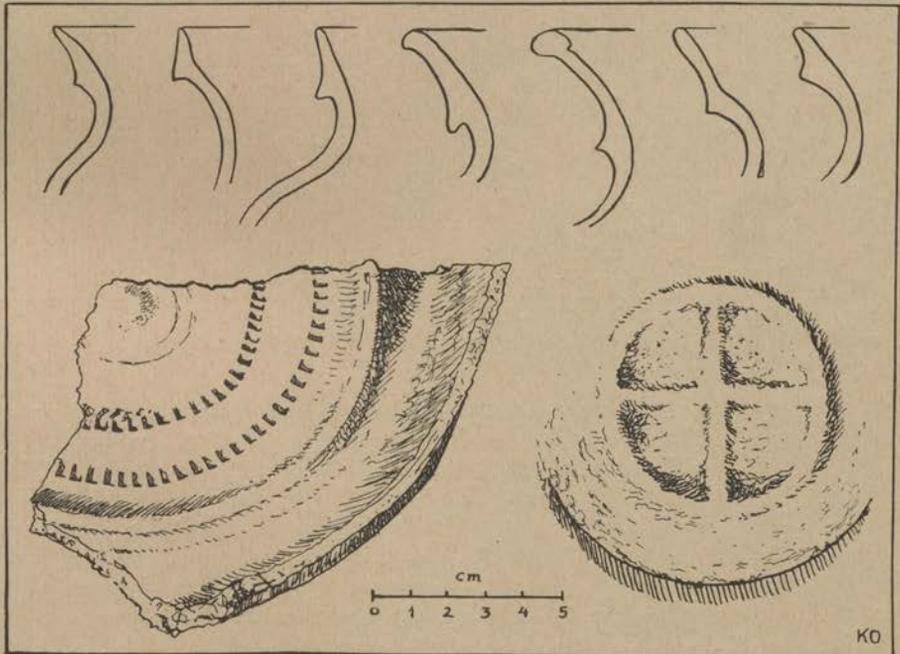


Abb. 10. Romanische und gotische graue Tonware. Links unten Innenboden eines großen  
Gefäßes mit Kerbrädchenverzierung, rechts romanischer Außenbodenstempel, Ringkreuz.

noch nicht die Sicherheit erreicht ist wie bei vorgeschichtlicher Topfware, gelingt doch bei der zeitlichen Auswertung dieser mittelalterlichen Scherbenfunde vielfach wenigstens ihre allgemeine Einordnung in die Jahrhunderte der Romanik und der Gotik. Dies ist möglich durch Vergleich mit anderen schichtmäßig gesicherten Ausgrabungen und besonders durch Heranziehung der Formen anderswo mit Münzen als Inhalt gefundener, münzdatierter Töpfe. Eine zeitliche Kontrolle geben hernach die zum Teil gut bestimmten Formen der Eisengeräte.

Die ältesten im Tuffhügel „Burgstall“ ausgegrabenen Topfreste sind romanisch. Unter ihnen hervorzuheben sind neben einigen rund ausgewulsteten Randprofilen wenig hart gebrannter schwärzlichgrauer Ware aus der tiefsten Grabungsschicht der Wirtschaftsanlage der Burg besonders eine Reihe unter sich gleichgearteter Randstücke (Abb. 9). Sie stammen von weißgelben oder blaßrötlichgelben, nicht großen Töpfen mit hellgrauem Bruch,

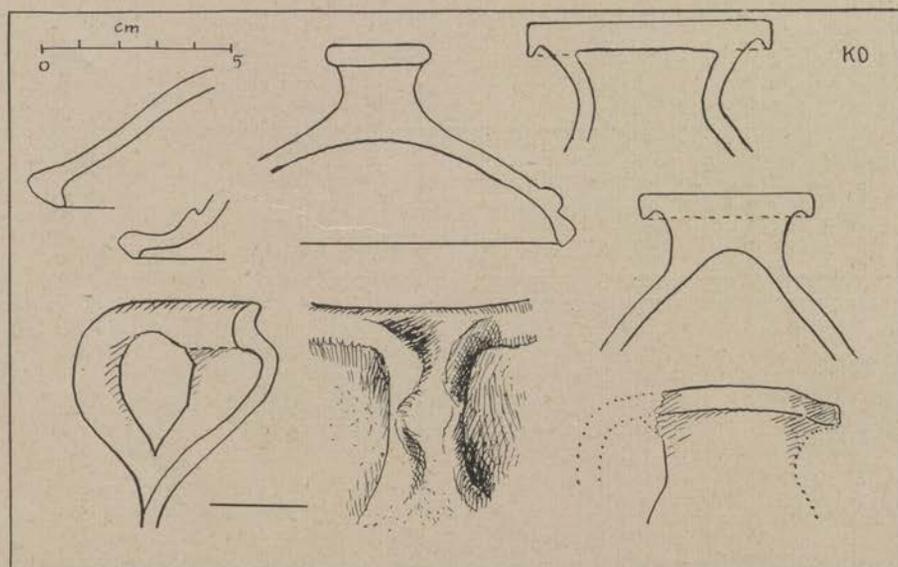


Abb. 11. Topfdeckel (Stürzen) und Krüge romanisch-gotischer Zeit.

mit niederem, etwas am oberen Rand auslandendem Stehkragenhals und schräger Abkantung oder Abrundung des Randes, mit starker Schulter- und Bauchauswölbung und etwa 12 cm weiter Mündung. Einige dieser charakteristischen Töpfe weisen auf der Schulter waagrechte Kerbreihe(n) durch Punkträdchenverzierung auf. Soweit solche gelbweißen Scherben ohne Kerbverzierung senkrechter rote Strichbemalung aufweisen (Abb. 9), erinnert diese Keramik an die aus dem Rheinland stammende „Pingsdorfer Ware“ und gehört für uns in deren Spätzeit als „bemalte Ware nach Pingsdorfer Art“.<sup>4</sup> Solches hübsches Kleingeschirf findet sich hierzulande gern in Einzelstücken

<sup>4</sup> Siehe dazu neuestens F. Tischler, Zum Aussagewert der bemalten Pingsdorfer Keramik. Niederrheinisches Jahrbuch Duisburg, Bd. III, 1951.

in Burg- und Wohnstellen romanischer Zeit<sup>5</sup> und ist offenbar vornehmere Einfuhrware aus dem Rheinland, mit dem die Niedernhaller Kocheergegend durch zwei nördlich und südlich vorüberziehende damalige Fernstraßen verbunden ist.

Die Hauptmasse der im Burgstall Criesbach ausgegrabenen Scherben ist hochmittelalterliche, klingend harte blaugraue Tonware romanisch-gotischer Zeit mit typischen Kragenrandprofilen (Abb. 10); auch eine kleinere Anzahl tönerner Topfdeckel, sogenannter „Stürzen“, ist von entsprechender Machart (Abb. 11). Ein Randstück einer grautonigen Ofenkachel mit viereckiger Öffnung zeigt durch seine Kragenrandprofilierung seine zeitliche Zugehörigkeit zu den Töpfen mit entsprechender Randform (Abb. 12, wie Abb. 10 obere Reihe). Der Fund mehrerer solcher Ofenkachelreste weist auf Benutzung eines Kachelofens in der Burganlage, also auf Bewohner gehobenen Standes. Auf sie muß auch ein Bruch-

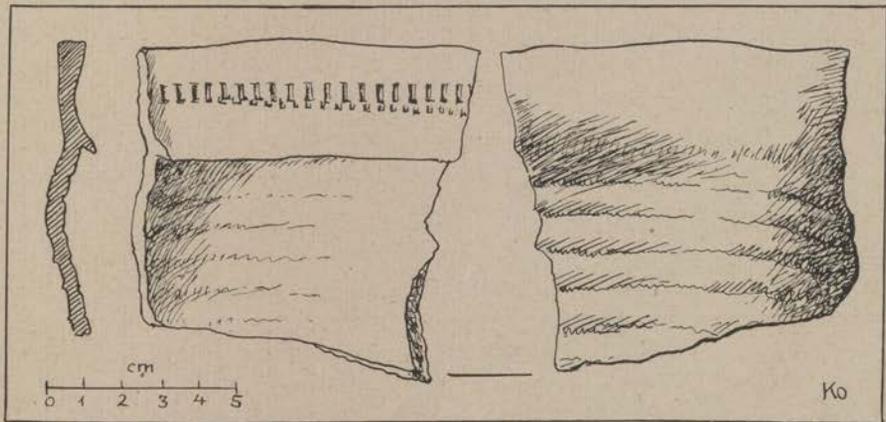


Abb. 12. Frühgotisches Ofenkachelbruchstück.

stück einer steinernen geschliffenen Zierschale aus lavaartigem schwarzem Gestein weisen, vermutlich ein stauferzeitliches Importstück aus Italien. Ein Bruchstück einer abgesägten Hirschgeweihrose berichtet von herrschaftlicher Jagd, ein massiver kugeligter Tonkörper von 11 cm Durchmesser und Achsendurchbohrung von 15 mm Weite könnte ein großes Webgewicht sein und dem Hauswirtschaftsbereich der ritterlichen Anlage zugehören.

#### Werkgerät, Ausrüstungsgegenstände und Waffen aus Eisen

In den Kulturschichten der Burganlage am Steinhaus und im Raum der Wirtschaftsanlage wurden in 1 bis 2 m Bodentiefe in gleicher Tiefenlage mit den erwähnten Tonscherben eine Anzahl Eisengeräte, meist in stark verrostetem Zustand, ausgegraben.

Vom Wirtschaftsgerät (Abb. 13) sind zu nennen: Eine Anzahl geschmiedeter Nägel mit viereckigen Köpfen und Kloben mit viereckigen und ovalen Köpfen (Abb. 13, 8), Blatt einer Handsichel von mittelalterlicher Form

<sup>5</sup> E. Kost, „Württembergisch Franken“ NF 22/23, S. 35, mit Fundbelegen von Hirschfelden, Fichtenberg, Urhausen, Lampoltzweiler; NF 24/25, S. 66, Ruine zum Stein bei Westernhausen.

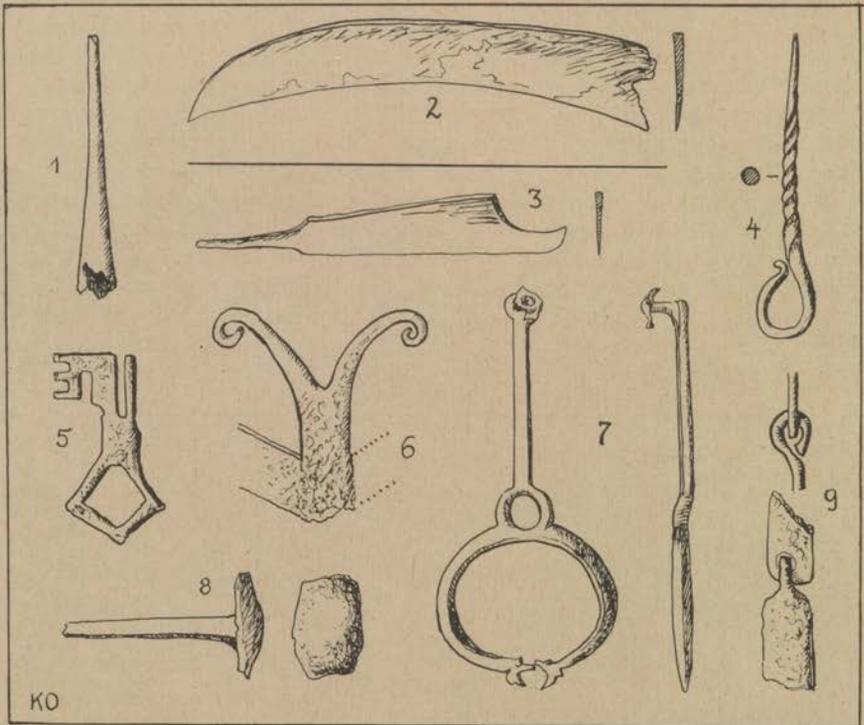


Abb. 13. Eisengerätfunde von Burg Criesbach.

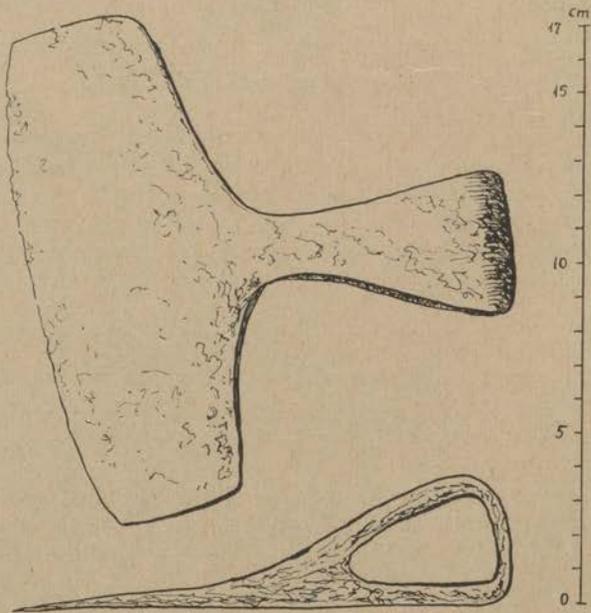


Abb. 14. Binderbarte zum Zimmern, romanisch. Burg Criesbach.

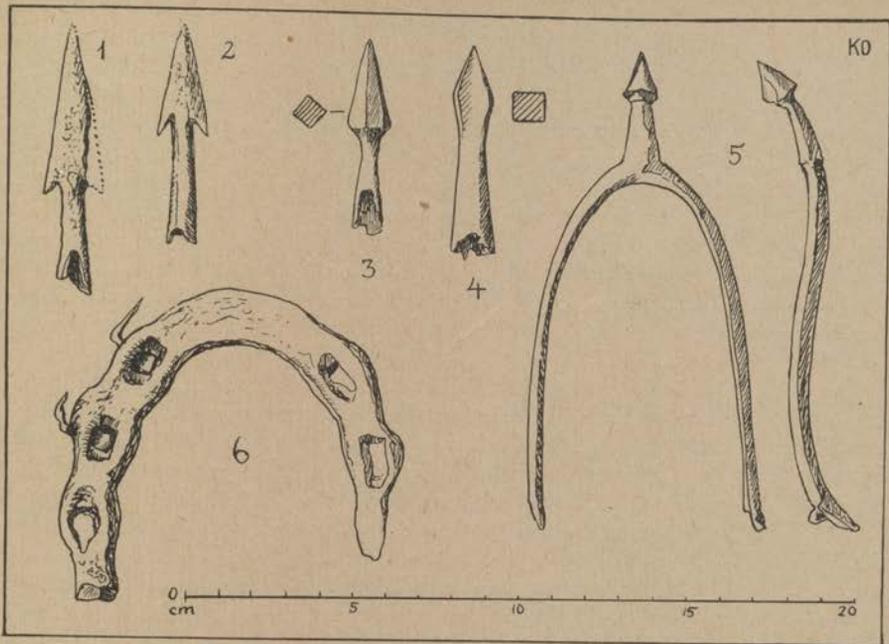


Abb. 15. Pfeilspitzen, Armbrustbolzen, romanischer Stachelhalssporn, romanische Wellenrand- und Hufeisen. Burg Criesbach.

(Abb. 13, 2), Vorstecher mit eingerolltem Griff und gewundenem Schaft (Abb. 13, 4), eine gestielte kleine Messerklinge mit ansteigendem Rücken, vermutlich Rasiermesser (Abb. 13, 3), ein zentimeterlanger Schatullenschlüssel mit Vierkantgriff (Abb. 13, 5). Ein eiserner Leuchterhaken (Oberenteil) kam leider während der Ausgrabung abhanden. Beachtenswert ein Zügelringsteig von einem Pferdezaumzeug (Abb. 13, 7), er endet in einem geschmiedeten Knopf für einknopfbaren Lederriemen (Zügel), hat in der Mitte die Rundöffnung für die Trense und endet in einem Ring, dessen offen gegenständige Enden in zwei geschmiedeten kleinen Drachenköpfen mit drohend aufgerissenen Mäulern enden; offenbar sollte dadurch nach mittelalterlichem Volksglauben das Pferde Maul gegen böse Einwirkungen magisch geschützt werden. Zu nennen ist noch ein anderes verziertes Gebrauchsstück in Form eines Tierkopfes mit zwei ausgebogenen Hörnern, das an zwei spitzwinklig ansetzenden Eisenbändern angeschmiedet war (Abb. 13, 6), deren eines noch Holzspuren trug, also an einem Holzgerät oder -möbel befestigt war.

Dem Werkgerät gehört eine eiserne Zimmermannsaxt, sogenannte Binderbarte, an; sie diente für Flachbehau von Bohlen und Gebälk. Ihre altertümliche Form entspricht noch den Barten des 8. bis 10. Jahrhunderts und scheint sich einige Jahrhunderte länger gehalten zu haben (Abb. 14).

Zu diesen Gerätfinden kommen die Funde eiserner Ausrüstungsteile und Waffen: eine noch 10 cm lange Dolchspitze mit Mittelgrat, 2 widerhakige Pfeilspitzen mit Tülle (Abb. 15, 1 und 2), 2 Armbrustbolzen (Abb. 15, 3 und 4), 2 Stachelhalssporen (einer wiedergegeben in Abb. 15, 5) und 2 Hufeisen mit Wellenrand (eines wiedergegeben in Abb. 15, 6).

## Die Zeitstellung der Burganlage und der Kapelle

Ein Teil dieser Funde erlaubt eine gute Zeitbestimmung. Besonders ergeben sich zu den Grabungsfunden des Burgstalls bei Romatsried in Bayerisch Schwaben<sup>6</sup> gute zeitliche Entsprechungen. Dort wurden aus dem 11. bis 12. Jahrhundert ähnliche Pfeilspitzen, gleiche Armbrustbolzen, ähnliche Messerformen und ähnliche Schlüssel ausgegraben. Für das Kleinmesser (Abb. 13, 3) mit dem erhöhten Rücken bietet auch der hortus deliciarum aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts ein Beispiel. Für den Schlüssel (Abb. 13, 5) ergibt sich noch eine andere, sichere Zeitbestimmung durch eine Münzdatierung. In Poix (Marne) wurde ein dem unsrigen ähnlicher Schlüssel gefunden, zu dem sich aus Avignon Münzen des 13. Jahrhunderts stellen lassen, von denen ein Typ denselben Schlüssel als Prägebild trägt (R. Forrer, *Germania* 16, 1932, Heft 3, S. 18, mit Abbildung). Der Schlüssel vom Burgstall Criesbach gehört also dem 12. bis 13. Jahrhundert an. Auch das Topf- und Randprofil des obenerwähnten Fundes von Poix (*Germania* a. a. O. Abb. 1, 7) entspricht den romanischen Randprofilen unserer Abb. 9 (obere Reihe). Schließlich hatte der Fund von Poix auch Eisenschlacken dabei, von denen die Siedlungsschicht des Burgstalls Criesbach auch zwei aufweist. Als durchschnittliche Zeit der Eisensfunde des Burgstalls Criesbach ergibt sich somit das 12. und 13. Jahrhundert. Die Zimmermannsbarte (Abb. 14) weist sogar eine ältere Form auf; sie mag sich im Werkzeug länger gehalten haben. Zur Zeitbestimmung dürfen auch die beiden gewellten Hufeisen (Abb. 15, 6) zugezogen werden. Wellenhufeisen sind früh und gehen bis in das Ende der romanischen Zeit, bis in das 13. Jahrhundert als letztes zeitliches Vorkommen. Der abgebildete Sporn mit Stachelhals in Richtung der Bügelschenkel bestätigt die übrigen Zeitanätze für das 11. bis in das 12. Jahrhundert; der zweite dieser Sporen mit etwas gebogen aufgerichtetem Stachel und etwas längerem, 3 cm langem Hals ist in das 12. bis 13. Jahrhundert zu setzen.

Zu dieser zeitlichen Einreihung der meisten Geräte in das 11. bis 13. Jahrhundert gesellen sich bestätigend die Aussagen der Topfreste (siehe oben, Abb. 9—11), beginnend mit den romanischen (Abb. 9), mit der weiter oben erwähnten gelbweißen Feinkeramik, einige Gefäße mit orangeroter Strichbemalung. Der romanischen Zeit gehören zum Teil auch noch hellgraue Töpfe an mit dem in dieser Zeit beginnenden Kragerandprofil, das dann in der Zeit der Gotik herrschend wird (Abb. 10, obere Reihe). Der große Ringkreuzstempel (Bodenstempel, Abb. 10) solch klingend harter grauer Ware vom äußeren Standboden einiger Töpfe zeigt, daß diese noch in spätromanische Zeit gehören; Töpfe mit solchen Ringkreuz-Bodenstempeln sind mehrfach noch für das 12. und 13. Jahrhundert münzdatiert. Damit wird für den Burgstall Criesbach ein zeitlicher Übergang vom 13. ins 14. Jahrhundert gewonnen, dem zum Teil die Kragerandprofile der Abb. 10 angehören; sie finden sich noch etwas umgestaltet im 15. und 16. Jahrhundert<sup>7</sup> und sind langlebig. Die grautonigen Deckelstürzen (Abb. 11) gehören zu der grauen Ware des 13. Jahrhunderts und der folgenden Jahrhunderte; eine einfache profilierte Stürze dieser Art mit zylindrischem Deckelknopf wurde 1951 vom Berichterstatter am Fundamentfuß der Haller romanischen Jakobskirche ausgegraben und wird dort durch deren architektonische Formen auf die Zeit um 1220 datiert; der Fund zeigt den Beginn solcher Deckelformen um 1200. Auch die grautonige

<sup>6</sup> B. Eberl, Der Burgstall bei Romatsried, Kaufbeuren. *Monatsschrift Schwabenland* 1936, Heft 2, Ausgrabung L. Ohlenroth 1935.

<sup>7</sup> Siehe den Münztopf von Weinsberg, S. 71 unseres Jahrbuchs, Abb. 59.

Ofenkachel mit dem eingerädeltten Kerbreihemuster (siehe oben, Abb. 12) muß dem 13., spätestens 14. Jahrhundert zugewiesen werden. Das gleiche Rädchenmuster findet sich auf dem Innenboden eines großen, grantonigen Gefäßes (Abb. 10, unten links). Das Standringprofil (Abb. 9, Mitte rechts) mit der Fußwellung durch Fingertupfen kommt nach münzdatierten Gefäßen dieser Art im 13. und 14. Jahrhundert,<sup>8</sup> doch wohl auch schon im 11. und 12. Jahrhundert vor.<sup>9</sup>

Schließlich können auch noch die am Steinhaus des Criesbacher Burgstalls zahlreich ausgegrabenen Dachziegel ungefähr zur Datierung mitverwendet werden. Ihre eingeschnürten Höckerköpfe (Abb. 6) gleichen denen der Wasserburg Flügellau bei Roßfeld (Kreis Crailsheim), die nach den Funden der dortigen Ausgrabung 1951 der Zeit um 1300 zugewiesen werden kann.<sup>10</sup> Wie Burg Flügellau ergab auch Burgstall Criesbach die Bettung seiner Hohlziegel in Kalkspeis, wie auch hier die Speisabdrücke bezeugen.

Bei einer Gesamtübersicht über die zeitbestimmenden Funde des Criesbacher Burgstalls mit nachfolgend anzunehmender Kapelle reichen diese durch die Jahrhunderte von 1100 bis 1500 mit Häufung im 12. und 13. Jahrhundert bis ins 14. Jahrhundert. Ein Teil der in das 15. bis zum 16. Jahrhundert reichenden Keramik dürfte einer Kapelle zuzurechnen sein, die durch den besonders bei den Niedernhallern üblichen Flurnamen „Käppel“, durch eine Notiz bei dem hohenlohesischen Geschichtsschreiber Wibel<sup>11</sup> und durch die Volkssage (siehe unten) wahrscheinlich gemacht wird. Die Ausgrabung ergab den Eindruck, auch durch Auftreten von zweierlei Arten von Hohlziegeln, auch von Backsteinen alten Formats (25 × 11,5 × 4,5 cm bei Punkt III 3), Splitter bemaltes Fensterglases, auch eines Butzenscheibenrests, daß in dem im 14. oder spätestens 15. Jahrhundert verfallenden oder zerstörten Steingemäuer der Burg als zweites, nachfolgendes kleineres Bauwerk auf diesem beherrschenden Punkt und am alten Weinbergweg Niedernhall—Criesbach eine Kapelle errichtet worden ist. Vielleicht sind auch einige Dutzend aus dem Gemäuerschutt gegrabene Wandbrocken aus glattgestrichenem Kalk mit roter und ockergelber Bemalung in Erdfarben eher der Kapelle als der Burg zuzurechnen, obwohl romanische Ritterburgen ebenfalls schon Wandbemalung aufzuweisen hatten.<sup>12</sup> Eine Aussonderung des Grundrisses der Kapelle von dem der Burg war bei der außerordentlichen Störung der Bodenschichtung unmöglich. Die Grundplanverhältnisse auf dem bebauten mittleren und südlichen Teil des Tuffhügels sind durch jahr-

<sup>8</sup> 13. Jahrhundert: Zwei verschiedene Kleingefäße von der Raffenburg in Westfalen, eines von Deilinghofen in Westfalen. 14. Jahrhundert von Kamen, von Raestrup und von Sendenhorst in Westfalen, Abbildungsbelege. Zeitschrift Westfalen 23, 1938, Heft 3, Dr. Spiegel.

<sup>9</sup> Fr. Tischler, Zum Aussagewert der Pingsdorfer Keramik. Niederrheinisches Jahrbuch III, 1951.

<sup>10</sup> Dr. E. Kost, Die mittelalterliche Wasserburg Flügellau, Abb. 4, in vorliegendem Jahrbuch.

<sup>11</sup> Wibel, Hohenlohesische Kirchen- und Reformationsgeschichte I, 1752, S. 170: „Nicht weit von Crispach, in der Niedernhaller Markung, ist auch eine den vermeintlichen 3 Königen gewidmete Kapelle gestanden, und gehöret der Platz davon gegenwärtig zur Schule dieses Städtleins.“

<sup>12</sup> „In eine kemenäte / die sie tougenliche hâte / zuo ir heimlichkeit erwelt / dar fuort diu juncfrouwe den helt / an ieglichem ende / wären gemal die wende“ (Moritz von Craon, Eine altddeutsche Rittermäre; herausgegeben von E. Schröder, 3. Auflage 1920, Vers 1097 ff.) Weitere Belege bei Heyne, Das deutsche Wohnwesen . . . , S. 369 und Anmerkung 147.

hundertelange spätere Durchwühlung als eine Art von Steinbruch gründlich gestört und keine Mühe der drei Ausgrabungen vermochten sie zu rekonstruieren; auch Schichtunterscheidungen waren gerade an den Steinbauteilen weitgehend durch diese störenden Verhältnisse unmöglich und im wesentlichen nur im Wirtschaftsteil der Burganlage möglich.

Die Kapelle „zu den drei Königen“<sup>13</sup> dürfte im späten 14. oder eher im 15. Jahrhundert nach Abgang der Burg aus deren Steinen erbaut und dann nach der Reformationszeit, spätestens im Dreißigjährigen Krieg, zerstört worden sein. Die ihr zeitlich vorhergehende Burg, vom Berichterstatter wegen ihrer Nähe zum Ort Criesbach und auch aus unten dargelegtem Grund „Burg Criesbach“ genannt, muß den vorseitig beschriebenen Funden nach ihre Blütezeit im späten 12. und im 13. Jahrhundert gehabt haben. Sie ist zweifellos, mindestens in ihrem Wirtschaftsteil, im Brand zugrunde gegangen, wie die starken Kohlebrandschichten des Nordteils der Anlage erwiesen haben und viele dort gefundene brandgerötete Steinbrocken. Die Burg mag bis Mitte oder spätestens Ende des 14. Jahrhunderts gestanden haben mit einem, höchstens zwei Steinbauten, die von dem überhöhenden nördlichen Hang des Brombergs, soweit der Tuffhügel ein Plateau nach Süden bildete, weggerückt war gegen die Talseite mit weiterer Überschau. Bezeichnenderweise und zweckmäßig war ihr Wirtschaftsteil der Quelle und dem Weg zugewendet (Skizze Abb. 4).

Eine am nördlichen Rand des Wirtschaftsteils (bei Punkt III 4) in 60 cm Tiefe ausgegrabene, einseitig geprägte Silbermünze, ein Hohlpfennig in Hellerart, kann noch der Zeit der Burg oder schon derjenigen der Kapelle angehören. Die Münze trägt als Wappenprägung den Weckenschild im Perlkreis als Prägung Rupprecht I., des Kurfürsten von der Pfalz (1353—1390). Gerade im 14. Jahrhundert ist geschichtlich eine Machterweiterung der Kurpfalz über den Kraich- und Gartachgau bis ins untere Jagsttal und in die Weinsberger Gegend feststellbar, und so ist das Auftreten einer Kurpfälzer Münze im Kochertal beim Salzort Niedernhall durchaus verständlich.

### Die Burgherrschaft

Es ist mehrfach schon in den obigen Ausführungen vom „Burgstall Criesbach“ gesprochen worden. Die nächste Dorfsiedlung, die durch den erwähnten durchgehenden Weinbergweg mit dem Tuffhügel und darüber hinaus mit der Salzquelle von Niedernhall verbunden ist, ist Criesbach. Schon 1857 in der Zeitschrift „Württembergisch Franken“ hat der hervorragende Genealoge Hermann Bauer den Flurnamen „Burgstall“ und den Tuffhügel wahrgenommen und diese Stelle als festen Sitz einer ritterlichen Ministerialenfamilie angesehen, von welcher 1240 ein Wolfram de Criegesbach im Gefolge des Grafen Konrad von Dürne, des damaligen Gebietsherren, erscheint.<sup>14</sup> Die Grafen von Dürn hatten Besitz noch über Criesbach hinaus bis Ingelfingen und Nagelsberg; nach einer Komburger Urkunde von 1274 war Ruprecht von Dürne Lehensherr des Ritters Konrad von Nagelsberg; Ort und Burg Nagelsberg koheraufwärts von Criesbach sind auf Abb. 3 am (vom Beschauer)

<sup>13</sup> Eine Dreikönigskapelle hat u. a. Dinkelsbühl.

<sup>14</sup> Über die Residenz dieser Edelherrn auf ihrem vor 1240 neuerbauten, koherabwärts gelegenen Schloß Forchtenberg bei Wülfigen siehe E. Kost, Wülfigen, ein alamannisch-fränkischer Edelsitz im Kochertal; „Schwäbische Heimat“ 1952, Heft 3. Ferner: P. P. Albert, Die Edelherrn von Dürn; Buchen 1936.

linken Kochertalhang hinter Ingelfingen auf der Hanghöhe sichtbar (helle Gebäude). Auch ein Niedernhaller Ministeriale ist unter den Herren von Düren bekannt: Im Testament des Edelfreien Konrad von Düren, des Vaters von Ruprecht, unterschreibt 1251 als Zeuge ein ritterlicher Dienstmann Sifridus de Halle.<sup>15</sup> Der Tuffhügel zwischen Niedernhall und Criesbach ist mit seiner weiten Sicht und seiner Quelle, seiner Lage über dem Kochertal und unterhalb des zur „Hohen Straße“ durch die Weinberghöhen über den Criesbacher Sattel führenden Niedernhaller Salzwegs<sup>16</sup> für einen Aufsichtsposten für diese Landschaft und ihre Wegverbindungen wie geschaffen. So ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Herren von Düren oder schon ihre hochadeligen Gebietsvorgänger den Punkt mit einem ritterlichen Dienstmännern besetzt hielten, am zweckmäßigsten aus dem nahen Criesbach. Für die dem kleinen Ortsadel zuzurechnenden Herren von „Crigesbach“ ist im Dorf kein fester Sitz bekannt und auffindbar. Er dürfte seit dem späten 12. oder beginnenden 13. Jahrhundert hier in den Weinbergen auf dem von der Natur vorgeschaffenen Hügel an der Quelle zu finden sein. Bezeichnend ist, daß die Criesbacher Bauern den Ort dieser ihrer einstigen Ortsburg „Burgstall“ nennen, während die Niedernhaller den Namen „Käppele“ dafür haben. Von der Zeit der Kapelle ab wird also der Tuffhügel, auch kirchlich, zu Niedernhall gehört haben, dessen äußerster Markung er noch heute angehört. Die Niedernhaller haben sich durch eine Wasserleitung in neuester Zeit die gute, dort immer fließende Quelle am „Bronnberg“ zunutze gemacht.

#### Talheim — Ruwental unter der Burg

Unter dem Quelltuff- und Burghügel breitet sich in der Talaue der „Roßwasen“, schon um 1500 in einem Schöntaler Lagerbuch genannt,<sup>20</sup> heute umgelegtes Ackerland. Er hat neuerdings seinen alten Namen neu bestätigt durch ein Pantoffelhufeisen, das einer der an der Burggrabung beteiligten Niedernhaller Grabungshelfer dort unten zutage brachte. Es gleicht den Hufeisen von Burg Flügelaue, die der Zeit des 13. oder 14. Jahrhunderts angehören.<sup>17</sup>

Dort unten in Richtung auf Niedernhall zu, sehr wahrscheinlich an der zweiten westlich des Burghügels zu Tal laufenden Tuffquelle, die ebenfalls vom Bromberg (Bronnberg) herabkommt, ist das alte T a l h e i m zu suchen. Vielleicht ist es der Haupthof gewesen zu dem dort zu vermutenden, ebenfalls abgegangenen Weiler Ruwental,<sup>18</sup> zu welchem G. Bossert die K a p e l l e z u d e n h e i l i g e n d r e i K ö n i g e n rechnet.<sup>19</sup> Im Amtslagerbuch des Klosters Schöntal (1489 bis Ende

<sup>15</sup> „Württembergisch Franken“ 1847, S. 22 und 5, 314.

<sup>16</sup> Erkennbar auf Abb. 1 als von unten steil aufsteigender, dann langsam gerade weiter ansteigender, in Weinbergmauern gebetteter Weg am äußersten linken Bildrand.

<sup>17</sup> E. Kost, Die mittelalterliche Wasserburg Flügelaue, vorliegendes Jahrbuch S. 98, Abb. 7.

<sup>18</sup> 1286 verkauft Konrad von Neudenu seinen Hof zu T a l h e i m und die Güter in R u w e n t a l „in valle supra inferius Halle“ an Kloster Schöntal (Staatsarchiv). 1301 verkauft Beatrix von Eberstein, Witwe Konrads von Flügelaue, die M ü h l e z u R u w e n t a l an das Deutschordenshaus in Mergentheim (WFr 8, S. 77). Ruwental wird wieder 1326, 1422 und letztmals um 1480 genannt (Oberamtsbeschreibung Künzelsau 1883, S. 747).

<sup>19</sup> Oberamtsbeschreibung Künzelsau 1883, S. 747.

<sup>20</sup> Staatsarchiv Stuttgart, Lagerbuch NK 368 Blatt 174 b. Der Text dort heißt: „Dritt vom Hof zu Tallheyn. Das ist von Holtz und wißn dritthalb pfunt heller. Und soll nun hinfür solch gilt alleyn von der wißn gebn. Wan (= denn) er uns das Holtz zu Kauff hat gebn laut eyns brieffs. Und ist solch holtz gnant der Masselter reyn mit sein anstößern vor Nidernhall beschribn. Die itzt gedacht wiß ist gnant die Marckbächin, gelegen zum B u r c k s t a d e l, stößt obn an eyn wißn gültbar zu der Chorherrn von Ormgau Hof

des 16. Jahrhunderts) wird der Hof zu Talheim bei Niedernhall angeführt.<sup>20</sup> Nach dem Text dieses Lagerbuchs liegen die Flurstücke dieses Hofes angrenzend an den unmittelbar unter dem Burgstall gelegenen, heute noch bekannten Roßwasen, mit einer „Hofwiese“. Die Grenze, offenbar nach der Criesbacher Markung, ist der Markbach mit der „Markbächin“ genannten dortigen Wiese des Talheimer Besitzes. Dieser Markbach kann nur der kleine Wasserlauf sein, der von der Tuffquelle am Burgstall zu Tal läuft. Der Burgstall ist als „Burgstadel“ in dem Lagerbuch genannt, dem Ausdruck nach damals, um oder nach 1500, die Stelle einer abgegangenen Burg. Es ist die von uns beschriebene. Möglich ist, daß nach den Herren von Crigesbach die im 14. Jahrhundert genannten Herren von Talheim, deren Güter an die Burgstelle stießen, den Burgsitz auf dem Tuffhügel innehatten und vor ihnen ihre Vorgänger auf dem Talheimer Besitz. 1353 verkaufte ein Konrad von Talheim und seine Frau Elisabeth Güter und Gülten zu Criesbach an die Pfarrei Bieringen; damals hat sich also ein auf dem Gutshof Talheim sitzender Ritter nach diesem genannt. Vor ihm, 1341, gehörte der Hof dem Ritter Schrot von Neuenstein,<sup>21</sup> und noch früher, 1284, saß Ritter Konrad von Neudenu zu Lehen auf diesem Hof. Dieser „Conradus de Nydenowe miles“ aber muß Ministeriale der Edelfherren von Düren gewesen sein; Neudenu liegt bei Mosbach in Baden, Urkunden von 1251 und 1284 erweisen seine erwähnte Ministerialität. Damit aber sind unsere Ausführungen an die Zeit der Dürnschen Gebiets Herrschaft in diesem Strich des Kochertals und an die zu erschließende Besetzung des Burgstalls Criesbach durch die Herren von Crigesbach (um 1240) herangekommen und dürfen hier enden. Im 14. Jahrhundert gewinnen dann die hochadeligen Herren von Hohenlohe in Criesbach und Niedernhall Besitz und Mitherrschaft; 1612 baute dann unten auf dem Roßwasen Graf Philipp Ernst von Hohenlohe ein Gartenhaus, das 1659 wieder aufgegeben wurde und 1681 verfiel. In einer alten hohenloheschen Karte von 1674 ist dieses Anwesen noch eingezeichnet. Damals verlautet weder mehr etwas von Burgresten auf dem Tuffhügel noch von einer dortigen Kapelle!

### Volkstümliche Geschichten von Kapelle und Burg

Auf dem Quelltuffhügel in den Niedernhaller und nahe den Criesbacher Weinbergen war bis zu den Ausgrabungen von 1951 und 1952 keine Spur älterer Benützung oder Besiedlung, auch keine Steinsetzung, zu sehen. Selbst große Mengen von Weinberglesesteinen, die in vorigen Jahrhunderten auf dem Hügel aufgeschüttet worden waren und die dann den Ausgräbern von 1951/52 die Tiefgrabung sauer machten, lagen bereits unter der Grasdecke des Hügels, der still in den Weinbergen und Obstwiesen in der Sonne träumte. Nur bei genauerem Hinhorchen raunte die heimatliche Criesbacher und Niedernhaller Volkssage über den geheimnisvoll vergangenen Ort, und die im Volksmund treu überlieferten Flurnamen „Burgstall“ und „Käppelle“ ließen den Forscher aufhorchen.

Die Kapelle soll nach dem Volksmund noch im Dreißigjährigen Krieg bestanden haben. Damals, im „Schwedenkrieg“, habe von seinem Quartier in Criesbach aus

zum Nidrnhall. Undn (= Unten) und neben an der eyn syttm, an die Hofwißn, die uns gilt. Und am vierdn Ort an die gemeynd der von Nidernhall, gnant der roßwaß, alles nach laut eyns brieffs dor über sagenndt.“

<sup>21</sup> 1326 gibt Ulrich von Neuenstein das „Dorf Kriesbach“ samt etlichen Gütern, zum Neufelser Burgut Schellenberg (bei Altneufels) gehörig, an Hans von Riedern, und 1340 empfängt Konrad von Neuenstein mit zwei anderen Adeligen die Vogtei zu Criesbach als Lehen (von Würzburg?) (Oberamtsbeschreibung Künzelsau, S. 460).

ein Soldat, der viel Geld zusammengerafft hatte, diesen Schatz verborgen und habe dann noch einmal, bevor er Weib und Kind aus der Ferne habe holen wollen, in der Kapelle zu den „Drei Königen“ beten wollen. Da sei er aus dem Eichenbusch (noch heute auf der Höhe über der Kapelle bekannt) von einer mörderischen Kugel niedergestreckt worden. Seitdem gehe auf dem „Käppele“ ein feuriger Mann.

Eine weitere Sage berichtet,<sup>22</sup> daß während des Dreißigjährigen Krieges einige durchkommende Soldaten in der Kapelle gehaust und von dort aus auf vorüberziehendes Kriegsvolk geschossen hätten. Erbittert habe dieses daraufhin die Kapelle gestürmt und angezündet und die Soldaten niedergemacht.

Es ist nicht mehr auszumachen, ob wie sonst so oft, das Volk ältere geschichtliche Vorkommnisse zeitlich auf den ihm eindrucksvoll gebliebenen Dreißigjährigen Krieg gelegt hat oder ob die Kapelle tatsächlich bis dahin gestanden hat. Die Funde deuten nicht mehr auf diese späte Zeit. Die Burg jedenfalls war schon im 15. Jahrhundert ein „Burgstadel“ (siehe oben); dies ist hierzulande im Volksmund und in Chroniken zusammen mit dem gleichbedeutenden „Burgstall“ ein gängiger Ausdruck für eine abgegangene Burgstelle. Die Volkssage hört dort noch geisterhaften Hall aus der Ritterzeit. Nächtlicherweile vernimmt man zuzeiten dort noch Hufklappern von einem Pferd und Schwertgeklirr.

Daß diese Stimmen des Volkes kein leerer Wahn sind, haben nunmehr die Ausgrabungen erwiesen.

---

<sup>22</sup> In dankenswerter Weise von dem aus Criesbach stammenden Albvereinsvorstand G. Fahrbach aus Volksmund früherer Zeit aufgezeichnet.

## Die mittelalterliche Wasserburg Flügela u und der frühmittelalterliche Maulachgau

Von Emil Kost

Wenige Benützer der Eisenbahn Stuttgart—Schwäbisch Hall-Hessental—Crailsheim beachten bei ihrer Fahrt nahe Crailsheim nach der Station Maulach bei ihrem Blick auf die Waldhöhen südlich der Bahnlinie im Wiesland bei einem kleinen Bach eine eigenartige künstliche Anlage: die Wasserburg Flügela u (Abb. 1). Ein großes, flaches, nordsüdgerichtetes Wallgrabenviereck von 210 auf 165 m Seitenlänge lagert hier vor der Bahn inmitten der feuchten Wiesen,<sup>1</sup> während auf der anderen Seite der Bahnlinie drüben hinter einem jenseitigen Hügelzug der Kirchturm der alten Martinskirche von Roßfeld erscheint und in gleicher Richtung mit der Bahnlinie Kraftfahrzeug um Kraftfahrzeug auf der



Abb. 1. Blick auf das heutige Burggelände der Flügela u von Norden (Punkt o des Plans Abb. 2). Vorn der breite Umfassungsgaben mit dem breiten Viereck der Vorburg dahinter in Bildmitte, am rechten Bildrand der Einfluß des die Umfassungsgäben bewässernden Herrenbachs. Als höchste Erhöhung über der Bildmitte der quadratische Stumpf des Turmhügels. Hinter ihm quer über das Bild als dunkler Strich die südliche Abschlußböschung am Außenrand des dortigen Umfassungsgabens (bei Punkt p der Abb. 2). (Aufnahme: Georg Müller, Fränkische Bildstelle, Bad Mergentheim)

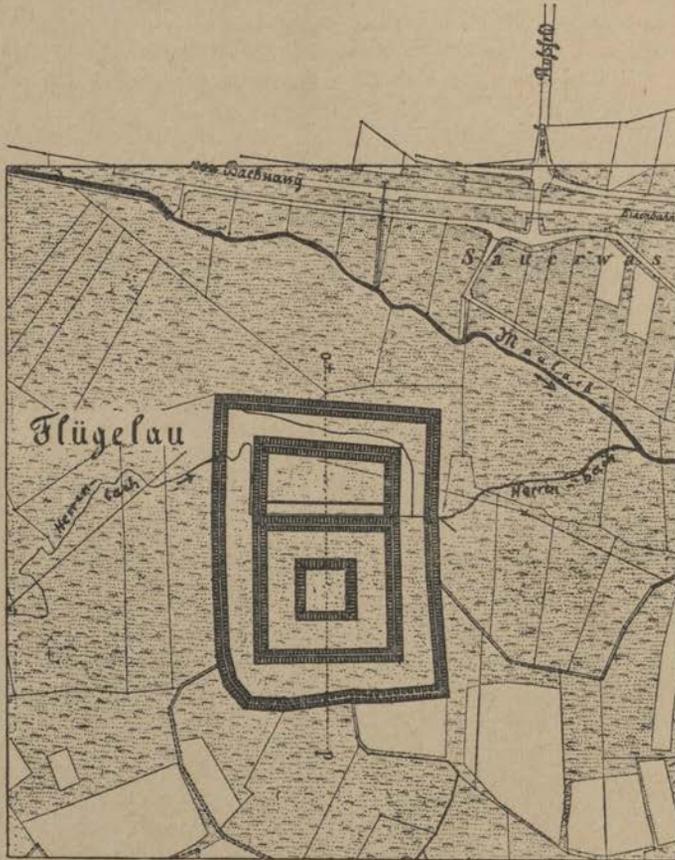
dortigen Bundesstraße (Nr. 14) von und nach Crailsheim dahinrollt. Für das Mittelalter kommt dieser westöstlichen Fernstraße die bedeutungsvolle Bezeichnung „Nibelungenstraße“ zu.<sup>2</sup> Bei genauerem Zusehen erscheint das vermerkte Wiesenviereck südlich der Bahn im Inneren in seiner Längsachse in zwei kleinere Vierecke aufgegliedert, der Bahn zu in ein breites, flaches querrrechteckiges von  $90 \times 40$  m Innenraum, und südlich davon auf der Mittelachse der Gesamtanlage ein quadratisch erhöhtes kleineres von fast 40 m Seitenlänge. Ein kleiner Bachlauf, einst der Hergersbach und heute Herrenbach genannt, zieht zwischen den beiden Erhöhungen von Westen nach Osten mitten durch die Anlage und strebt nach ihrem Verlassen in den Wiesen sogleich der in Steinwurfweite zwischen Burg und Bahn vorbeifließenden buschbesetzten Maulach zu (Abb. 2, Plan, und Abb. 9, Karte).

Bei den Einheimischen der Orte Roßfeld und Maulach heißt das Viereckgebilde in den riedigen „Sauerwiesen“ der Burgstall Flügela u. Leicht kann sich der Geschichtsfreund über das Geschlecht der Herren von Flügela u. 1240 bis 1317, orientieren; in den Urkunden werden sie sogar Grafen genannt.<sup>3</sup> Wenig aber erfährt er über ihre Wasserburg. Die Oberamtsbeschreibung Crailsheim nennt sie den „Herrschaftssitz des Maulachgaus“, ohne für Entstehen und Bestehen der Anlage eine Zeitangabe zu machen.<sup>4</sup> Dieser in Urkunden vielfach zwischen 822 und 1152 genannte großräumige mittelalterliche Gau<sup>5</sup> muß seinem Namen nach an der nur 8 km langen Maulach seinen Ausgangs- und Mittelpunkt gehabt haben (Karte Abb. 8), und so ist schließlich in neuester Zeit auch der Schluß gezogen worden, die Wasserburg Flügela u. sei in der Form einer älteren „Maulachburg“ der Edelsitz des ursprünglichen fränkischen Gaugrafen an der Maulach gewesen<sup>6</sup> und könne daher in ihrer ersten Gestalt schon in die Merowingerzeit, das 6. Jahrhundert, gesetzt werden.<sup>7</sup>

### Der Grundplan der Flügela u.

Die vorausgenannten Vermutungen und die außergewöhnliche Form der Anlage der Flügela u. (Abb. 2) schienen die Frage zu rechtfertigen, ob es sich hier nicht um eine vor der eigentlichen Burgenzeit des Hochmittelalters (11. Jahrhundert und folgende) entstandene frühdeutsche befestigte hochherrschaftliche Hofanlage handeln könne, für welche aus dieser frühen Zeit Beispiele in Süddeutschland freilich kaum bekannt sind. Die mit der Flügela u. gelegentlich schon verglichene Anlage der Rinderburg beim Schafhof nördlich von Ellwangen ist doch wesentlich einfacher. Zwei dem Viereck sich nähernde Rundwälle mit drei Gräben mit Bewässerung aus dem inneren Brunnen umgeben ihre quadratische Erhöhung wie im Südteil der Flügela u. Eher gleicht die Anlage der hochmittelalterlichen Burg von L a u d e r t im Hunsrück dem Grundplan der Flügela u. In einem wassergraben- und wallumrandeten Rechteck sitzt auf der Mittelachse ein künstlich aufgetragener quadratischer Hügel mit dem Hauptturm, während die Wirtschaftsgebäude hinter einem das Gesamtinnere teilenden Erdwall und einer Palisadenwand unterhalb des Hügels, der „Motte“, im anderen Teil des Hauptvierecks sitzen.<sup>8</sup> Ein gutes Vergleichsbeispiel ist im östlichen Westfalen die Burg „Gräfte“ (soviel wie „Gräben“) bei D r i b u r g ;<sup>9</sup> ihre von dem Burgenforscher C. Schuchhardt veröffentlichte Einteilung gleicht weitgehend der Schuchhardt unbekanntem Flügela u.: rechteckiger Gesamtgrundriß von 110 m Länge, Kernhügel mit quadratischer Wallumhebung im einen Teil, Trennung vom anderen Teil durch den quer durchgeleiteten und auch die Außengräben füllenden Bach und dieser andere Teil innerhalb des Gesamtrechtecks als rechteckige „Vorschanze“ oder „Vorbürg“.

„Man sieht auf den ersten Blick, daß es sich um den normannischen Donjon typus handelt mit court und basse-court, und bei Driburg mußte man sich sofort sagen, daß ein ganz landfremdes Befestigungsprinzip aufträte mit dem Bestreben, sich nicht auf der Höhe durch den Berg, sondern in der Ebene durch das Wasser zu schützen. Aus dem unteren Rheingebiet, schien uns schon damals, sei solche Neuart herzuleiten. Dort haben sich denn auch alsbald ähnliche Anlagen ergeben“ (Schuchhardt).<sup>10</sup> Die Tonscherben der Burg Gräfte gehören



Maßstab 1:5000.

Abb. 2. Plan der Wasserburg Flügellau von Major Steiner, um 1900.

nach Schuchardt ins 10. und 11. Jahrhundert.<sup>11</sup> Sollte die ähnlich gebaute Wasserburg Flügellau also einer ähnlichen Zeit angehören? Es war nur durch eine Ausgrabung möglich, diese und angeschnittene andere Fragen zu beantworten. Diese Untersuchung durch Grabung ist dann im Laufe einer Woche durchgeführt worden trotz der Witterungsschwierigkeiten des November im Jahre 1951. Es war dies möglich durch das Entgegenkommen der Schule in Roßfeld<sup>12</sup> und mit einigen bezahlten Kräften unter Leitung von Dr. E. Kost (Schwäbisch Hall) und mit Mitteln des Historischen Vereins für Württembergisch Franken.

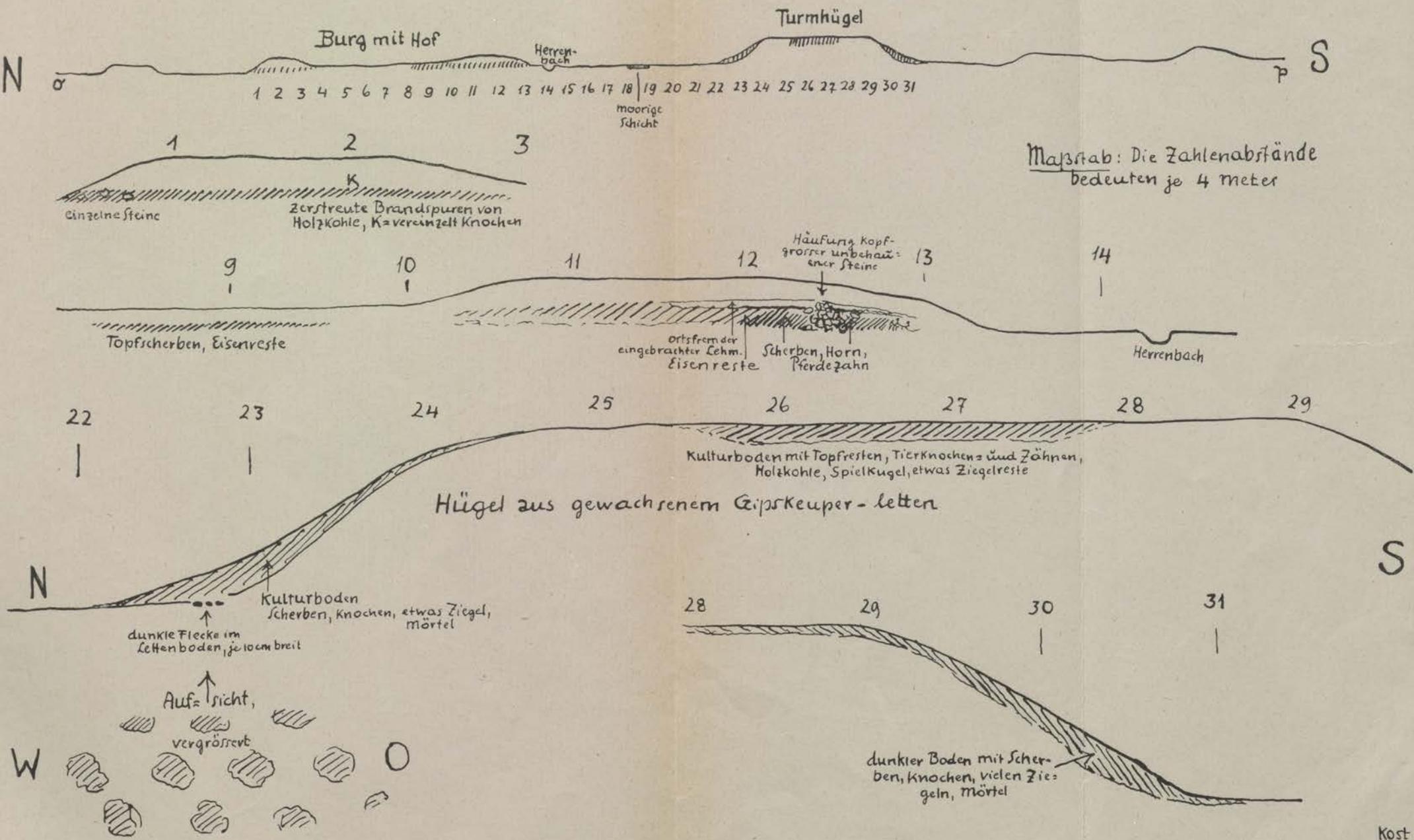


Abb. 3. Grabungsschnitte von 1951 durch die Burganlage der „Flügelau“.



## Die Ausgrabung und ihre Ergebnisse

Die Grabung führte im grasbewachsenen Keuperlehm mit natürlicher Lettenunterlage in Nordsüdrichtung einen meterbreiten geraden Schnitt o—p (Abb. 2) in der Mittelachse der gesamtrechteckigen Anlage von dem Außenwall der querechteckigen größeren Innenburg durch deren Achse und quer durch den Herrenbach sowie den 36 m breiten Mittelgraben durch den quadratischen Hügel bis zu dessen südlichem Außenfuß. Der ganze Schnitt hatte eine Länge von 125 m (Abb. 3, Faltblatt). Bei Punkt 12 bis 13 und zwischen Punkt 22 und 31 wurde der Schnitt breiter geführt, zwischen 26 und 27 nach Osten erweitert. Die Grabung wurde durchweg bis auf den gewachsenen Boden hinuntergeführt, auf der Quadrathügelmitte zur Sicherheit noch tief in diesen hinein. Die oberste Rasenschicht der Burganlage, die vor hundert Jahren zwischendurch auch eine Hopfenanlage getragen hat, bot vereinzelte bäuerliche Scherben der letzten paar hundert Jahre als Hinterlassenschaft neuzeitlicher Bearbeitung vom nahen Dorf Roßfeld aus. In Tiefen über 20 cm erschienen ältere Scherben, Ton- und Eisensfunde (Abb. 4, 5, 6, 7).

### Die Hofburg

Die mit inneren Randwällen 50 m breite „Hofburg“, Punkt 1 bis 13, hat im Norden den 20 m breiten äußeren Wassergraben vor sich, der die Gesamtanlage mit einem Außenrandwall abschließt. Beide durch den Grabungsschnitt aufgeschlossene Randwälle der Hofburg hatten zu ebener Erde Fundschichten mit darübergeschütteter und mit der Zeit in die Breite gegangener Erdauftragung oder Aushub aus den Gräben. Der Wallnordrand am Graben bei Punkt 1 wies einzelne kopfgroße unbehauene Steine auf, die mit zur Randbefestigung gedient haben müssen, da sie im Hofinneren nicht vorkamen. Eine faustgroße eiserne Zwinde mit armsdickem lichtem Durchmesser (Abb. 7) lag zuunterst. Gegen den Innenrand dieses Randwalles mehrten sich von Punkt 2 gegen 3 die Siedlungsspuren, Bodenschwärzung, zerstreute Holzkohlenreste, vereinzelte Tierknochen, Scherben. Im Innenraum der Hofburg nahmen die Funde gegen Norden zu und ergaben in diesem Hof zwischen Punkt 8 und 10 Topfscherben, Eisenreste und einen der Armbrustbolzen (Abb. 7). Gegen Punkt 11 und 12 wurden hier die besten Funde gehoben: eine geschmiedete Eisenspitze mit Tülle, Speerspitze oder Lanzenschuh, zwei Hufeisen von Pantoffelform, einige geschmiedete Hufnägel, ein eiserner Pferdezügel (Trense) mit Zügelring, eine eiserne Langgliederkette und der zweite eiserne Armbrustbolzen (Abb. 7). Dazu bot besonders Punkt 12 und 13 Tonscherben, Knochen- und Hornstücke und Zähne von Rindern und Schweinen sowie den Zahn eines kleinwüchsigen Pferdes oder Maultieres. Die Stelle im inneren Randwall der Hofburg zwischen Punkt 12 und 13 fiel im Boden durch ihre starke Schwärzung und durch eine dichte Häufung kopfgroßer unbehauener Steine aus dem hier nicht anstehenden Muschelkalk auf. Beachtenswert war darüber in 40 cm Tiefe eine horizontale durchgängige Schicht eingebrachten, ortsfremden ungebrannten Lehms. In allen seither beschriebenen Schichten hatten sich vereinzelte kleine Knollen teils ungebrannten, teils feuergehärteten Lehms vorgefunden, besonders auch im Ostraum der Hofburg gegen die Randwälle zu auf Maulwurfhäufen.

Zusammenfassend kann starke Benützung der Hofburg festgestellt werden, die also mit Recht so benannt werden darf mit ihren Belegen von Fachwerkbaus Spuren (Lehmresten, Holzkohle), Küchen- und Stallresten durch Tierknochen, Gebrauchstopfware, Pferdehaltung,

Eisengerät und Waffen. Auf jeden Fall war somit an den Südrand der Hofburg, also an den inneren Rand zur Gesamtanlage, ein Wohnbau angelehnt gewesen. Da keinerlei Spuren von behauenen Stein oder eigentlichen Mauersteinen und Mörtel zu finden waren, hatte mindestens an dieser Stelle der Vorburg, in deren Mitte, kein Steinbau gestanden. Nach Hermann Bauers Mitteilung 1868<sup>13</sup> sollen Mauersteine der Flügelaue teils 1497 zum Brückenbau in Crailsheim, teils zum Kirchbau in Onolzheim verwendet worden sein. Schriftliche sichere Zeugnisse hierfür sind nicht auffindbar. Wohn- und Wirtschaftsbauten in der Vorburg, von uns Hofburg genannt, sind bei Burgen auch sonst bekannt. Es liegt offenbar eine Fortwirkung alter Überlieferung zugrunde: „In der Vorburg stand in sehr früher Zeit die Pfalz.“<sup>14</sup>

### Der Turmhügel

In dem rund 40 m breiten, vom hereingeleiteten Herrenbach geradlinig durchzogenen Grabenzwischenraum zwischen dieser Hofburg und dem quadratischen Hügel auf der Längsachse der Gesamtanlage im Süden sind fast keine Funde gemacht und in ihm ist im wesentlichen Grundwasser angetroffen worden. Eigentliche Funde heben erst wieder an am Nordfuß des Turmhügels bei Punkt 22: einzelne Tierknochen, Knollen gebrannten Lehms (Bau-lehm), Dachziegelreste, Tonscherben und ein Rand- und Eckstück einer tönernen Ofenkachel (Abb. 6). In dem Böschungswinkel des Hügelfußes bei Punkt 23 ruhten weitere Tonscherben, darunter in 60 cm Tiefe ein steingutartiger, geriefter, innen weißgelber, außen schokoladebrauner glasierter bauchiger Scherben, dessen braune Außenfarbe an einer Stelle bei der Herstellung vor dem Brand nach innen gelaufen war. Dieser Krug dürfte rheinische Ware sein. Weitere, rote Dachziegelreste, darunter ein außen schwärzlichgrün glasierter, sodann Topfscherben, Rinder- und Schweineknochen, Hirschzähne, Randstücke runder Ofenkacheln und Holzkohlestücke fanden sich bei Punkt 23 bis 24. Ein Hufeisenrest der Art der in der Hofburg gefundenen kam bei Punkt 25. Ein weiterer hellgraugrünlich bleiglasierter Dachziegelrest wurde bei Punkt 26 bis 27 ausgegraben. Die Fundschicht setzte hügelauflwärts nahezu aus, um zwischen 25 und 26 neu und stark zu beginnen und bis 28 ebenso stark weiterzulaufen und dort ebenso auszuklingen. Eine besonders dunkle Fundschicht zeichnete diese annähernd platte Hügelmitte in einem Durchmesser von etwa 8 m aus. Neben zahlreichen Tierresten, einem Eberhauer, Rinderzähnen und -knochen, brandgeröteten Lehmewurfbruchstücken, Randstücken runder Ofenkacheln und Tonscherben, von denen manche durch spätere Feuerwirkung brandrissig sind, lieferte diese Hügelmitte einen ebenfalls braungeschwärzten, klingend harten gelbweißen Scherben mit schrägenkrechter orangeroter Strichbemalung in Pingsdorfer Art; ein zweiter Scherben dieser Art stammt vom Nordfuß des Turmhügels Punkt 21. Solche Scherben gehören zu einer Tonware, wie sie in der Stauerzeit als vornehmes Kleingeschirr gern vereinzelt verwendet worden ist.<sup>15</sup> Ein anderes, ausgezeichnetes Bestimmungsstück ist ein eiserner Sporn mit aufgerichtetem Stachelhals aus spätromanisch-frühgotischer Zeit (Abb. 7). Schließlich ist noch eine kleine steinerne Kugel, Spielkugel oder Schleuderkugel für eine Armbrust (?) von 15 mm Durchmesser nennenswert.<sup>16</sup>

Auch diese Stelle war mit roten Dachziegelbruchstücken durchsetzt, noch mehr aber der Südfuß des Hügels bei Punkt 29 bis 31, mit zahlreichen

typischen Topfscherben und Tierknochen. Hier war es auch möglich, an den vielen, noch in den Hohlziegeln des ehemaligen eingefallenen und über die Böschung verstützten Daches des dortigen Baues die Kalkspeisbettung dieser Hohlziegel in vollen noch darin ruhenden Abdrücken zu heben. Diese Kalkspeisabdrücke erlaubten mit ihren eingetieften Doppelkerben von den darauf einst ruhenden Ziegelrändern und Rundungen eine einwandfreie Rekonstruktion der Fügung des Daches, das zu einem Bau der Hügelkrone gehört haben mußte (Abb. 4).

Dieser Befund weist auf einen Turm auf der Mitte des fast 40 m breiten quadratischen Hügels von rund 8 m Gebäudedurchmesser, so daß für diesen Teil der Wasserburg Flügelaue die Bezeichnung Turmhügel zu Recht besteht. Der Hügel selbst, dessen leichte Abdachung nach Norden und Westen bei seiner sonstigen Regelmäßigkeit auffällt, erwies sich als nicht künstlich aufgeschüttet. Dies ergab zur Überraschung der Ausgräber die Schnittgrabung in ganzer Hügellänge, die bis zum gewachsenen Boden geführt worden ist und tief in diesen hinein. Der Hügel erwies sich als natürliche kleine Anhöhe aus ortsständigem, wasserundurchlässigem grünem und sehr hartem Lettenboden. Die leichte Abdachung auf seiner Oberfläche verrät noch seine später ins Viereck gebrachte Naturform. Diese natürliche kleine Geländehöhe, wie sie in der Umgebung im Gipskeuper häufig sind, war also von den Bürgerbauern einem ihnen vorschwebenden Schema angepaßt und in die gleichmäßige Form des Turmhügeltyps gebracht worden und mit dem üblichen Turm gekrönt worden. Das Vorhandensein des Herrenbachs mit Wasser und des Hügels für den Turm hatte offenbar zur Wahl gerade dieses Geländes für die Burg geführt.

Die Vorläufer dieser Turmhügel sind die von den Normannen Frankreichs und von den Franken nach dem Vorbild des römischen „Burgus“ geschaffenen, in Deutschland zuerst im Rheinland nachgeahmten und verbreiteten „Motten“ (La motte). Diese wassergrabenumzogenen, am Wasserrand palisadenumwehrten Turmhügel tragen jeweils einen einzelnen Turm, der zugleich Weh- und Wohnturm war.<sup>17</sup> Dunkle regelmäßig angeordnete Bodenflecke am Nordrand des Hügelfußes könnten auch bei der Flügelaue Palisadenspuren sein (Abb. 3).

Die neueste Forschung hat den Typ dieser Turmhügelburgen nun auch in Bayerisch Franken nachweisen können.<sup>18</sup> Sie sind in ihrer ältesten Form meist auf künstliche Rundhügel aufgesetzte Türme mit umschließendem Wassergraben, doch kommen als spätere auch viereckige Hügel vor, so in Wiedersbach (Landkreis Ansbach; Gumpert Abb. 11), Herbolzheim (Landkreis Uffenheim; Gumpert Abb. 14) und Burghausen (Landkreis Rothenburg; Gumpert Abb. 16), dieser letztere mit verbreiteter viereckiger Vorburg oder Wirtschaftshof. Wie bei der Flügelaue ist hier der viereckige Turmhügel von der „Vorburg“ durch breiten Wassergraben getrennt und beide Vierecke insgesamt wieder von dem Außenrechteck des umgebenden äußeren Wassergrabens umschlossen. Es gibt also für diesen in unseren vorhergehenden Ausführungen über den Grundplan der Flügelaue in Rheinland-Westfalen nachgewiesenen Typ auch einheimische fränkische Entsprechungen. Der Turmhügel überragt auch hier die Vorburg bzw. Hofburg. Alle diese Turmhügel tragen als Krönung einen Vierecksturm auf erdegeebneter Plattform. Viereckig waren dann auch die seit Beginn des 13. Jahrhunderts auftretenden ersten Bergfriede, deren Vorläufer die Hügeltürme waren.

## Der Hügelturm

Diese Einhügeltürme waren noch in romanischer Zeit, im 11. Jahrhundert, aus Holz, so auf der Stickerei des berühmten Wandteppichs von Bayeux.<sup>10</sup> Auch die frühesten deutschen Burgtürme müssen aus Holz gewesen sein. So hatte die Wartburg bis zum Jahre 1067 nur zwei Holztürme.<sup>20</sup> Die Erinnerung an den alten Holzbau wird durch das Zimmern hölzerner Bergfriede neben den ab 13. Jahrhundert aufkommenden steinernen bis in die späten Zeiten des Mittelalters lebendig erhalten.<sup>21</sup> Auch die deutsche Städtechronik<sup>22</sup> nennt von Magdeburg „einen holten berchvrede“. Die Sprachbezeichnungen des 11. Jahrhunderts weisen noch auf Holzbefestigungen.<sup>23</sup> Auch für den Hügelturm der Flügelaue muß mindestens im Oberbau Holz angenommen werden. Mauersteine und Steinbaureste waren in der Turmschicht (Punkt 26 bis 28) überhaupt nicht zu finden, die geringen Mörtelspuren dort stammten von den Dachziegeln, wie nachher bewiesen werden wird. Wenn der Turm der Flügelaue überhaupt einen Steinunterbau gehabt hat, muß er der flachen Kulturschicht nach auf

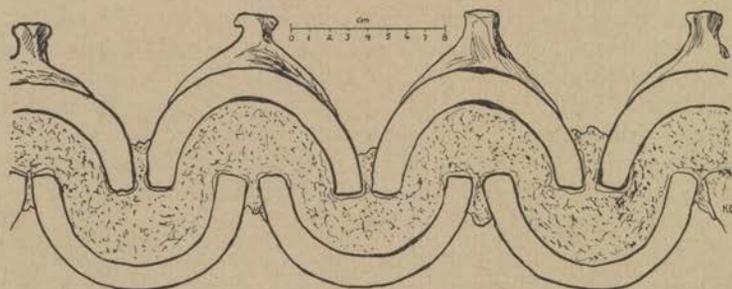


Abb. 4. Der Hohlziegelbelag des Hügelturmdachs der Burg „Flügelaue“, in Kalkspeis verlegt.

dem steinharten natürlichen Gipsmergelboden sehr flach aufgesetzt gewesen sein und müßte dann von den steinholenden Bauern spurlos weggeholt worden sein in dieser bausteinarmen Gegend.

War der Turm auf dem quadratischen Hügel größtenteils aus Holz, so war dafür das Dach um so sicherer und zweifellos feuerfest. Die Ausgrabung hat eine Häufung der Dachziegel am Böschungsfuß beiderseits des angeschnittenen Turmhügels erbracht, woraus übrigens auch der ehemalige Standort des Turms auf der Mitte der Hügeloberfläche hervorgeht. Es sind schwere, rot und hart gebrannte Dachziegel mit eingekniffenen Knubben (Abb. 4). Vereinzelt müssen hier früh auftretende glasierte Dachziegel zur Zier verwendet gewesen sein, von denen Bruchstücke bei Punkt 24 und 26 bis 27 ausgegraben worden sind. Die Fügung der am Turmhügel gefundenen Ziegel, sämtlich Hohlziegel, war aus ihren Ausfüllungen mit Kalkmörtel einwandfrei zu erkennen (siehe oben Abschnitt Turmhügel und Abb. 4). Sie liegen als „Mönch und Nonne“ und bilden das sogenannte Priepe, also nebeneinander gelegte „Haken“ oder „Nonnen“ und von oben über die Fugen gestülpte „Prieppen“ oder „Mönche“. Die ältesten derartigen Ziegeldächer sind aus dem 11. Jahrhundert bekannt.<sup>24</sup> Durch ihre Bettung in Kalkspeis gaben sie dem Dach des Turms die reinste Panzerung, einen Helmschutz gegen Zerstörung und Brand. Daß die untersten Ziegelscharen erforschter mittelalterlicher Bauten in Kalk gelegt waren, so daß

ein massiver Dachfuß entstand, war sonst schon bekannt,<sup>25</sup> aber wohl nicht eine derart feste Fügung des gesamten Ziegeldachs wie beim Hügelturn der Flügelaue.

War so das Dach feuersicher, so erhebt sich die Frage, wie bei einem Wohnturm (Fundsicht) die Feuerstellen gesichert werden konnten. Für die Wände ist im Fall des Holzbaus massive Blockbauweise anzunehmen, schon wegen der Schwere des Daches. Während im 11. Jahrhundert noch Kaminfeuer, nicht Öfen bekannt waren,<sup>26</sup> kennt die Flügelaue bereits Ofenkacheln verschiedener Art, mit viereckiger und mit runder Öffnung (becherförmig), so von Punkt 12, 22, 24, 27 bis 28 und 30 bis 31. Es dürfte mit Kachelöfen die Feuergefahr geringer gewesen sein als bei den früheren lehmverkleideten Feuerstätten der mittelalterlichen Holzbauten, die noch im 15. Jahrhundert lehmverkleidet vorkommen.<sup>27</sup> Die Schlotte werden sowieso noch die altübliche Lehmverkleidung getragen haben; für offene Kamine kommen im 11. Jahrhundert noch eichene Kaminüberdeckungen vor.<sup>28</sup>

Trotz der verschiedenen Feuersicherungen der Flügelaue ist nach vorgefundenen Holzkohleresten am Turm und Scherben mit Feuereinwirkung und der Dunkelfärbung der Fundsicht das Vorkommen eines Brandes möglich, doch hätte eine völlige Brandzerstörung auf jeden Fall stärkere Brandschichten und -spuren hinterlassen müssen. Aus der Grabung läßt sie sich kaum erschließen, auch wenn die Sage vom Klopfergeist von Schloß Flügelaue<sup>29</sup> erzählt, daß der dortige gute Geist am Ende feurig durch den Rauchfang hinausgefahren, so daß das Schloß abgebrannt und nicht wieder aufgebaut worden sei. Dieser „Klopfer“ habe früher auf Bitten der Schloßmägde diesen zu Gefallen auf ihre Bitten alle möglichen Dienstleistungen verrichtet, aber durch unablässiges Drängen der Neugierigen, sich einmal sehen zu lassen, habe er in obiger Weise das dann verbrennende Schloß verlassen. Dies sei zur Zeit des Schwedenkrieges geschehen. In Wirklichkeit war Burg Flügelaue 1357 bereits öde, sonst könnte nicht die auf die ausgestorbenen Grafen von Flügelaue folgende Herrschaft Hohenlohe laut ihrem Gültbuch von 1357 vom „Graben zu Flügelaue zehen schilling heller“, offenbar Grasertrag, buchen. Das Amt Flügelaue, 1357 auch „ampt ze Rosfelt“ genannt, wurde aber von den Herren von Hohenlohe noch weiter unterhalten und ging noch 1399 an Nürnberg-Ansbach über. Im Jahre 1337 dürfte die Flügelaue noch bestanden haben, denn in diesem Jahr erhebt sich ein Erbschaftstreit Conrads von Hürnheim für seine Gemahlin Yta als flügelauer Erbtöchter gegen den Erben Kraft von Hohenlohe um Flügelaue und Ilshofen „und alles, das zu demselben gehört“.<sup>30</sup>

### Art und Zeitbestimmung der Funde

Eine der Hauptfragen der Grabung, die Entstehungs- und Benützungszeit der Burg Flügelaue, kann durch eine Reihe von Auskünften der Funde eindeutig gelöst werden. Ein erstes Bestimmungsmittel ist die Keramik in ihrer überraschenden Einheitlichkeit. Vorherrschend sind fast allein henkellose Töpfe bis zu 225 mm Mündungsweite mit ihren aufschlußreichen Krage n r a n d p r o f i l e n (Abb. 5, 1—10). Diese überhängenden Ränder zeigen meist an ihrem unteren Rand stumpfe, in einigen Fällen auch spitze Unterschneidung (Abb. 5, 14, 15, 17, 18) und vielfach Einkerbung des Innenrands für Aufnahme von Deckeln. Geringe Reste solcher Topfdeckel (Stürzen) sind ebenfalls gefunden. Dazu kommt ein Stürzenknauf mit profilierter Innenausdehnung (Abb. 5, 20), der einem gleichen von der Turmhügelburg Flyhöhe an der Kaiserstraße fast zum Verwechseln ähnlich ist.<sup>31</sup> Diese kleine Straßendeckung bei Blaufelden hat auch

Topfrandprofile,<sup>32</sup> die gleich sind mit den frühest anzusetzenden der Flügelaue (Abb. 5, 1—3). Sie können jetzt im wesentlichen in das 12. bis 13. Jahrhundert gesetzt werden nach Vergleich mit münzdatierten Töpfen anderer Fundorte. Gleich sind auch die Topfscherben-Randstücke der Eulenburg am Kocher bei Untergröningen<sup>33</sup> mit Flügelaue Anfangszeit (Abb. 5, 1—3 und 9), so daß für die Eulenburg nunmehr derselbe Zeitansatz, 12. bis 13. Jahrhundert, gilt. Damit darf auch das Mündungsbruchstück der rötlichbraunen Ofenkachel der Flügelaue, mit vierkantiger Öffnung und äußerer Wandriefung (Punkt 22, 40 cm tief; Abb. 6) in diese Zeit, aber nicht vor dem 13. Jahrhundert, gesetzt werden.

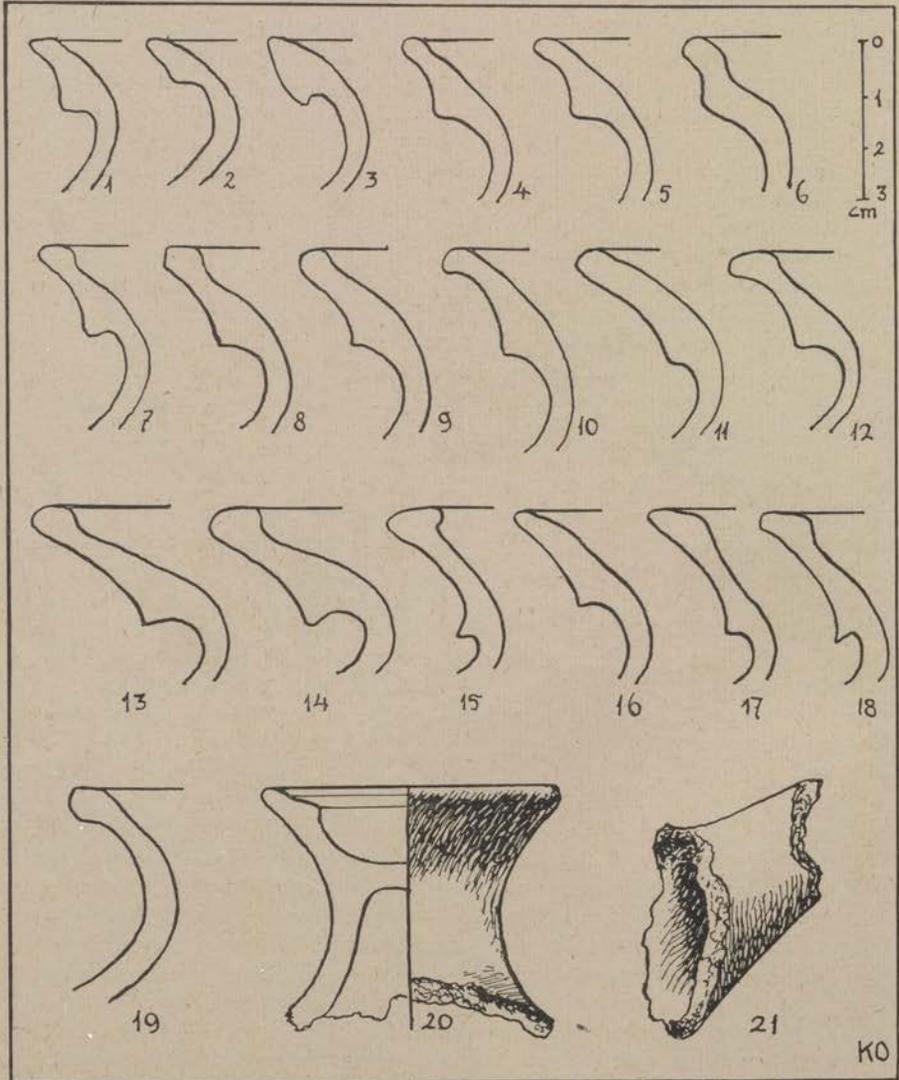


Abb. 5. Topfrandformen (1—18), Knäufe von Deckelstürzen (19, 20) und Ausguß einer Röhrenkanne (21) von der Wasserburg „Flügelaue“.

Das gedrungene Mündungs­röhren­stück einer grautonigen Kanne (Abb. 5, 21) kommt in seiner Art ebenfalls im 13. Jahrhundert vor. Ein wichtiges Fundstück ist der sehr gut gedrehte, steingutartige, schokoladebraune, außen glasierte, innen gelblichweiße Krugscherben von Punkt 23. Er ist zwar eine Probe ältester Glasur, ist aber kaum vor dem 14. Jahrhundert möglich und läßt sich durch ein münzdatiertes Vergleichsstück eines ganzen solchen Kruges von Esseler-Loh (Zeitschrift „Westfalen“ 23, 1928, Heft 3) auf die Jahrhunderte vor 1500 datieren; die Fußwellung dieses münzdatierten ganzen Kruges tragen gotische Krüge des 14. und 15. Jahrhunderts. Das Stück ist zweifellos rheinischer Import. Die angegebene Zeit des 14. Jahrhunderts gilt schließlich auch für die glasierten Dachziegel von Punkt 24 und 26 bis 27.<sup>34</sup>

Diesen Zeitbestimmungen schließt sich die Eisenware an (Abb. 7). Die schlanken, vierkantigen Armbrustbolzenspitzen haben noch fast Pfeilform und gehören zu den frühesten. Solche Pfeile mit schlanken, vierkantigen

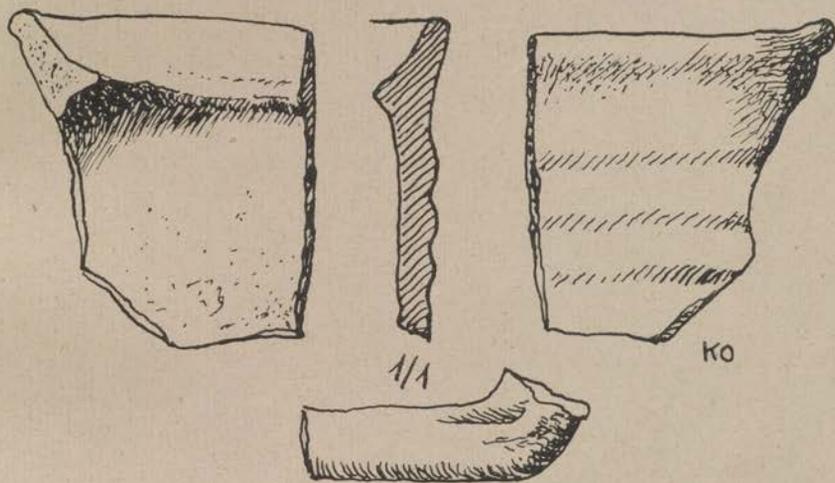


Abb. 6. Eckstück einer Ofenkachelmündung, Fund vom Nordfuß des Turmhügels.

Spitzen gehören dem 12. Jahrhundert an.<sup>35</sup> Damals, besonders aber im 13. Jahrhundert, kommt die Armbrust auf mit solchen Bolzen.<sup>36</sup> Ein ausgezeichnetes Bestimmungsstück ist der Stachelhalssporn. Solche Typen mit aufsteigendem Stachel gehören allgemein dem 11. bis 14. Jahrhundert an, jedoch genauer solche mit spitzwinkligem Bügel wie derjenige vom Turmhügel der Flügelaue der Zeit des 14. Jahrhunderts. Der spitze Winkel dient dazu, den Spornbügel die Ferse des damals so geformten eisernen Beinschutzes anzupassen.<sup>37</sup> Der Sporn kann also in die Zeit um 1300 eingereiht werden. Diesen Zeitaltersatz bestätigen die Pantoffelhufeisen der Flügelaue (Hofburg und Turmhügel), welche vom 13. Jahrhundert ab vorkommen.<sup>38</sup>

Zu diesen Erkenntnissen der Zeitstellung kommen die Plangrundrisse von Wasserburgen vom Typ der Flügelaue. Ihr Grundtyp kann wie die durch Keramik datierte Gräfte (siehe oben) schon dem 10. und 11. Jahrhundert angehören,<sup>39</sup> wirkt aber zweifellos weiter im fränkischen Ausbreitungsgebiet in Süddeutschland in den folgenden Jahrhunderten. Die der Flügelaue sehr ähnliche Anlage von Burghausen bei Rothenburg setzt Gumpert ins 12. oder 13. Jahrhundert<sup>40</sup>

und stellt an anderer Stelle fest, daß die viereckigen Turmhügel mit quadratischer oder rechteckiger Plattform die spätesten sind, während die frühen runden dem 10. und 11. Jahrhundert angehören.<sup>41</sup>

Mit diesen Zeitansätzen vom 12. bis 14. Jahrhundert bleibt die Flügelaue im zeitlichen Rahmen anderer süddeutscher Wasserburgen. Ihr Schema war, anders als das der Bergburgen, in der Ebene unabhängiger vom Gelände, darum traditioneller, wie unsere Betrachtung gezeigt hat, nicht so von den örtlichen individuellen Gegebenheiten der Bergburgen bedingt.<sup>42</sup> Auch ihre Namen

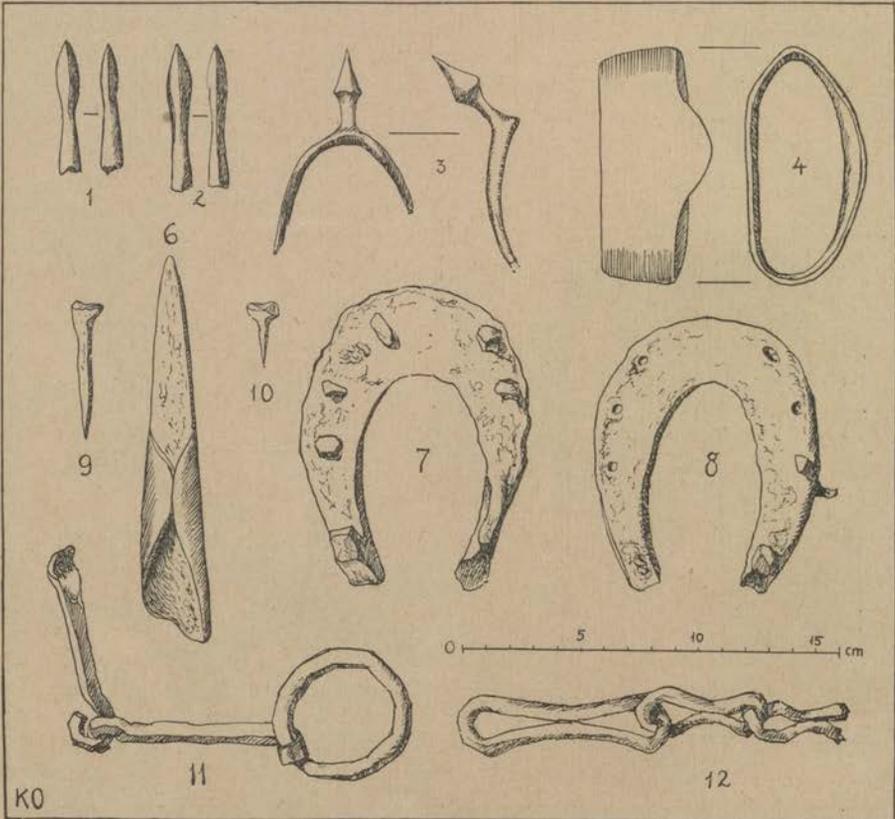


Abb. 7. Eiserne Ausrüstungsstücke und Gerät aus Burg „Flügelaue“.

entsprechen demjenigen der Flügelaue, sind nach württembergisch-fränkischen Beispielen ebenfalls Modenamen des Hochmittelalters: Veinau (Kreis Schwäbisch Hall), Wüstenau (bei Mariäkappel, Kreis Crailsheim), Bartenau (Künzelsau), Tullau (Kreis Schwäbisch Hall), Eschenau (Kreis Heilbronn). Diese Namenmode geht vom Westen aus bis in den deutschen Osten, so dort die Burg Nessau, Nessouwe am Weichselstrand. „Want di selbe ouwe / do di burc da ummesaz / was beslozzin unde naz.“<sup>43</sup>

Der Name der Flügelaue (um 1240 Flugelaowe, 1258 Flügelaue, 1260 Uluglowe, 1279 Vlogilowe, 1282 Vlugelow, 1286 Flugelawe, 1288 Flügelaue) ist mit seinem Bestimmungswort Flügel nicht eindeutig erklärbar. Unwahrscheinlich

ist die Worterklärung vom Wassergeflügel; die Bezeichnung Flügel ist bekannt für den aufziehbaren Teil einer Zugbrücke,<sup>44</sup> und diese brauchte die Burg wohl an zwei Stellen: von außen über den ersten breiten Wassergraben zur Hofburg, offenbar am Nordrand der Burganlage von Roßfeld her, woher auch ein alter Hohlweg zum Wiesengelände der Anlage führt, und von der Hofburg über die 40 m des zweiten Grabens zur Turmhügelburg. Flügelsburg heißt auch eine Hof-siedlung im Bambergischen, Flügelsberg ein Schloß an der Altmühl (Amt Riedenburg) aus der Hauptzeit der Flügelaue, dem 13. Jahrhundert.

Alle die an verschiedensten Vorlagen gewonnenen Zeitanätze für die Flügelaue, im wesentlichen 13. und zum Teil auch 14. Jahrhundert, stimmen ausgezeichnet mit den urkundlichen Nachrichten über die Burgherren, die Grafen von Flügelaue, 1240—1317, überein. Von älterer Besiedlung oder Anlage auf diesem Gelände erbrachte die Grabung keine Spuren.

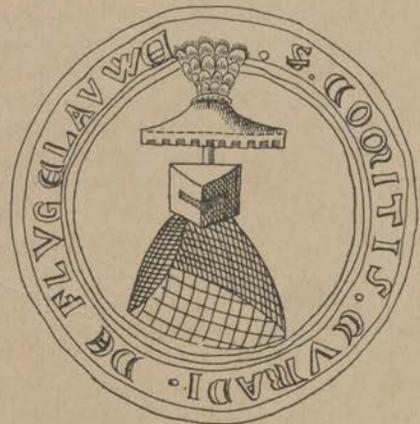
### Die Grafen von Flügelaue

Die Herren der Wasserburg Flügelaue sind die Edelherrn von Flügelaue gewesen, die in Urkunden zwischen 1240 und 1317 öfter vorkommen und mehrfach darin als Grafen bezeichnet werden.<sup>45</sup> Ihre Abstammung von den Grafen von Lobenhausen, von Konrad von Lobenhausen, Graf von Werdeck (ge-

### Wappen von Flügelaue



nach Hanselmann.



nach Sattler.

Abb. 8. Wappen der Herren von Flügelaue.

boren um 1195) und Adelheid von Langenburg, Witwe Heinrichs von Hohenlohe, mit Konrad, Graf von Flügelaue beginnend und 1258 erstmals urkundlich genannt,<sup>46</sup> hat der kundige Genealoge Hermann Bauer wahrscheinlich gemacht.<sup>47</sup> Freilich nennt die Oberamtsbeschreibung Hall schon etwas frühere Glieder des Geschlechts von Flügelaue;<sup>48</sup> von diesen dürften diejenigen von 938 und 942 (Turnierliste) der Sage angehören, da Nennungen in den Turnierlisten oftmals erfunden sind. Auch der Albero von Flügelaue 1171 und Wolf von Flügelaue 1209, in einer nachträglichen Randbemerkung in einer Handschrift von Widmanns hällischer Chronik genannt,<sup>49</sup> sind unwahrscheinlich. Ein 1238 angeblich genannter Sohn eines verstorbenen Albrecht von Flügelaue<sup>50</sup> ist in Urkundenbüchern

nicht auffindbar. Greifbar scheint erstmals um 1240 ein Kraft von Flügellau neben Kraft von Lare;<sup>51</sup> die Edelherren von Lar (Lohr südöstlich Crailsheim) waren Verwandte der Edelherren von Flügellau.<sup>47</sup> Der letzte Flügellau war der jüngere, anscheinend geistlich gewordene Bruder des 1313 gestorbenen Grafen Konrad, Otto von Flügellau; Otto ist 1317 in Rothenburg o. d. T. gestorben, sein Grabmal in „Württembergisch Franken“, Band 8, abgebildet. Die Erbschaft ging schließlich an die verwandten Hohenlohe über.

Das Wappen der Grafen von Flügellau (Abb. 8)<sup>52</sup> hat die typische einfache Stilstrenge der Wappen alter Edelgeschlechter; Bauer nimmt es schon für die Grafen von Lobenhausen an.<sup>53</sup> Mit diesen Lobenhauser Grafen hat die Herrschaft Flügellau auch viele gebietsmäßige Verflechtungen, die auf gemeinsame Herkunft von ursprünglich einer Herrschaft hindeuten.<sup>54</sup> Diese Grafen von Lobenhausen, das nur 6 km Luftlinie von der Flügellau entfernt an der nahen Jagst liegt (Karte Abb. 9), hat H. Bauer als Nachkommen der alten Gaugrafen des Maulachgaves erkannt.<sup>55</sup>

Das Geschlecht der von diesen Grafen von Lobenhausen abstammenden Grafen von Flügellau erscheint Mitte des 13. Jahrhunderts neu auf der Burg an der Maulach. Von ihnen wie von der Burg Flügellau ist zuvor nirgends nachweisbar urkundlich die Rede. Es ist also offenkundig, daß das Geschlecht der Herren von Flügellau auf der erst jetzt in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbauten Flügellau ansässig geworden ist. Der Ausgrabungsbefund bestätigt diese Zeit. Wenn die Grafen von Flügellau von den Grafen von Lobenhausen stammen und diese wieder von den ehemaligen Gaugrafen des Maulachgaves, so können die Maulachgaugrafen in ihrer Frühzeit, dem 8. bis 12. Jahrhundert, aber auf Grund des Gaunamens Maulachgau zuerst nicht in Lobenhausen an der Jagst, sondern müssen ursprünglich an der Maulach selbst gesessen haben.

### Fragen des Maulachgaves

Die Frage nach dem ursprünglichen Sitz der Maulachgaugrafen führt zurück auf die Zeit der urkundlichen Nennungen dieses Gaves. Die älteste von 822 (823) entstammt der bekannten Bestätigungsurkunde Kaiser Ludwigs des Frommen für Karlmanns Kirchenschenkungen an das 741 gegründete Bistum Würzburg; Karlmann schenkte danach „in pago Moligaugio infra castro Stochamburg basilica sancti Martini“.<sup>56</sup> Im Jahre 846 bestätigte Ludwig dieselbe Schenkung nochmals: „in pago Mulahgowe infra Stocheimoburg“,<sup>57</sup> 848 und 856 erscheint eine Tauschurkunde des Abts von Kloster Fulda mit Graf Sigehard; Sigehard erhält damit Besitz „in Mulahgowe in villa vocabulo Alahdorp“ (Großaltdorf an Bühler und Ahlbach).<sup>58</sup> König Arnulf bestätigt 889 die obengenannte Karlmannsche Schenkung der Stöckenburger Kirche erneut: „Stocheimaroburch in pago Mulachgouue“,<sup>59</sup> in anderer Fassung „de pago Mulahgeuui“.<sup>60</sup> Dieser Gau ist wieder genannt 923 in einer Urkunde König Heinrichs I. für das Bistum Würzburg für die Steuer in Ostfranken mit Nennung der dortigen Gave, u. a. „de pagis . . . Mulahgouue“.<sup>61</sup> Dann folgt 1024 die Bannforsturkunde König Heinrichs II. für den Virigundwald zugunsten des Klosters Ellwangen: „in pagis Mulegtowe et Choengowe in comitatibus Heinrichi comitis et alterius Heinrichi“.<sup>62</sup> Hier wird zum erstenmal der Gaugraf Heinrich namentlich genannt. Er erscheint 1033 nochmals in der Schenkungsurkunde desselben Königs und seiner Gemahlin Gisela an die bischöfliche Kirche zu Würzburg betreffend Regenbach: „mulgowe in comitatu Heinrichi

comitis“.<sup>63</sup> Zum letztenmal genannt wird der Maulachgau in der Bestätigung der obengenannten Virigundwaldurkunde für Kloster Ellwangen betreffend dessen Bannforst „in pago Mulegowe et Choengowe“.<sup>64</sup>

Von 1033 ab ist von Maulachgaugrafen nicht mehr unmittelbar die Rede, dagegen von Grafen von Lobenhausen in deren Bereich, womit der Schluß berechtigt ist, daß diese Nachfolger der Maulachgaugrafen sind. Der erste Lobenhausener ist Graf Engelhard L. genannt von 1085 bis 1104 in Urkunden.<sup>65</sup> Das Gebiet der nachherigen Herrschaft Flügellau war vor seiner Sonderbildung im 13. Jahrhundert vor diesem mit dem Lobenhauser Gebiet insgesamt im Gebiet des alten Maulachgaves inbegriffen.<sup>66</sup>

Aus dem Besitz der Grafen von Lobenhausen und von Flügellau samt der ihnen nahe verwandten nahgesessenen Edelherren von Lohr läßt sich der Bestand des alten Maulachgaus erkennen. Diesen eng versippten Grafen und Edelherren gehörte die südliche Hälfte des auf der westlichen Seite des Maulachgaves mit den Orten Altenmünster, Gründelhardt, Honhardt, Jagstheim, Onolzheim, Roßfeld, Spaichbühl, Tiefenbach, Triensbach, Unterspeltach, zeitweilig Goldbach und Westgartshausen. Die größere Hälfte des heutigen Landkreises Crailsheim auf dem rechten Jagstufer gehörte zur Herrschaft Lare, Lohr (mit ihrer Hochadelsburg auf der Höhe bei Westgartshausen); diese Herrschaft besaß dort alles mit Ausnahme der zur Kleincent Hengstfeld gehörenden Orte Satteldorf und Gröningen und der zum Riesgau gehörigen schwäbischen Südostecke des sonst fränkischen Bezirks. Mit Lohr zusammen wird immer wieder Crailsheim genannt. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts hatte Graf Konrad von Flügellau die Burg Kirchberg und den Kirchsatz zu Ilshofen, Rupertshofen, Roßfeld, Westgartshausen und Honhardt als Würzburgisches Lehen; Würzburg dürfte durch die Karlmannsche Schenkung der Stöckenburger Königskirche 741 zu diesem Besitz gekommen sein. Auch die Stöckenburg und Großaltdorf gehörten ursprünglich zum Maulachgau (siehe oben). Der Besitz und Herrschaftsbereich der auch mit den Grafen von Rothenburg-Komburg verwandten Grafen und Edelherren von Lobenhausen, Flügellau und Lohr umreißt offensichtlich in noch später erkennbarem Umfang die alte Centene des ursprünglichen Maulachgaus als Kernteil eines größeren Comitats, also gräflichen Verwaltungsbezirks Maulachgau.

Es erhebt sich die Endfrage, wo der älteste Sitz der Maulachgaugrafen gewesen ist. Er kann nicht in Lobenhausen zu suchen sein, weil es an der Jagst liegt und der Name des Maulachgaus den Sitz an der Maulach voraussetzt. Daß Gave den Namen so kleiner Gewässer tragen, ist nichts Außergewöhnliches. Nachdem in fränkisch-merowingischen und karolingischen Grenzbeschreibungen Markungsgrenzen oft nach kleinsten Bächen und Teichen bestimmt sind, ist es auch begreiflich, daß Gave nach solch kleinen Wasserläufen benannt werden konnten. Beispiele sind außer dem nach der nur 8 km langen Maulach benannten Maulachgau der Rangau in Bayerisch Franken nach der Ranach, der Plumgau in Badisch Franken, genannt 819, nach dem kleinen Pflaumbach, der Gardachgau (765) bei Neckar-, Groß- und Kleingartach nach dem Bach der Gardach und der Badanachgau in Badisch Franken, dessen namengebender Bach heute überhaupt nicht mehr feststellbar ist.

Öfter kommt der altdutsche Ach-Name bei diesen gaubenennenden Bächen vor und für Namen von alten, an ihnen liegenden Siedlungen. Viele Orte mit dem Bachnamen auf -ach sind schon durch Reihengräber des 6. bis 8. Jahrhunderts belegt, so in Württemberg die schon genannten Großgartach (2 Friedhöfe der Reihengräberzeit, darunter Ohringe des 6. Jahrhunderts!),

Neckargartach (2 Friedhöfe), Brettach (Neckarsulm), Weisach (Vaihingen an der Enz), Urach (3 Friedhöfe, mit Fünfknopffibel vor 550!), Affaltrach (Heilbronn), Biberach (Riß), Berkach (Kreis Ehingen, 2 Friedhöfe), Lauterach (Ehingen), Salach (Göppingen), Aitrach (Leutkirch), Kanzach (Riedlingen), Ennetach (Saulgau, 2 Friedhöfe, mit S-Fibel vor 550),<sup>67</sup> in Bayern u. a. Sallach (Wallersdorf, Gräber des 7. Jahrhunderts), Maisach (Fürstenfeldbruck), Allach (München), in Baden Grenzach (Lörrach) und Lörrach, das aber vielleicht kein alter -ach-, sondern ein keltischer -acum-Ort ist. Die Möglichkeit keltischer Namenherkunft besteht auch bei Maulach, von einem keltischen Wort in der Bedeutung „Hügel“ wie bei irisch maol, gälisch muil (sprich mul), Hügel. Für diese Erklärung spricht vielleicht Mons Mulperch in Franken,<sup>68</sup> falls es sich in diesem Bergnamen nicht einfach um einen Mühlberg handelt. Keltische Benennung „Bach an den Hügeln, Bach am Berg“ für Maulach (keltisches Bestimmungswort mul mit altdeutscher Grundwortendung -ach, Wasser) unterstützt auch der auf die hügelumgebene Maulach ganz nahe herabschauende Burgberg mit seiner frühkeltischen Fliehburg in einem Ringwall;<sup>69</sup> am Fuß dieses „Burgberg“ entspringt die Maulach! Die Deutung auf deutsche Herkunft des Wortes Mul in Maulach von Maultier<sup>70</sup> wird erschwert durch die Tatsache, daß in Württemberg und Baden von all den Bachnamen auf -ach kein einziger eine Zusammensetzung mit einem Haustier aufweist, alle nur mit Wildtieren,<sup>71</sup> was für sehr frühe Benennungs- und Besiedlungszeit spricht! Es liegt im Kern des Maulachgebiets um die Maulach ältestes deutsches<sup>72</sup> und offenbar auch schon vordeutsches Siedlungsgebiet vor.<sup>71</sup> Den Alamannen von Wicelingen und Groningen<sup>73</sup> folgten im 6. Jahrhundert die Franken mit der Gründung von Onolzheim (an der Maulach), Crailsheim, Ingersheim und Gofersheim nahe der Maulach an alten Fernstraßen (Karte Abb. 9), Orte, zu denen in zweiter fränkischer Kolonisation im 7. oder 8. Jahrhundert die weiteren Frankenorte Surheim-Saurach<sup>74</sup> und Jagstheim<sup>75</sup> gekommen sein müssen neben -bach- und anderen Orten.

Von den genannten frühfränkischen Orten des 6. Jahrhunderts mit Personennamen eines Führers und der Siedlungsendung -heim verdient für die Suche nach dem Kern des fränkischen Urgaues an der Maulach (Maulachgau) besondere Beachtung der Ort Onolzheim, die Siedlung eines Anwalt,<sup>76</sup> weil er nahe der Einmündung der Maulach in die Jagst liegt und von der Maulach durchflossen wird. Vielleicht ist dem Geschlecht dieses Anwalt-Onolt im Namen des fränkischen Königs die Aufgabe der ersten Organisation des Maulachgau-Mittelpunktes zugefallen, von einem Punkt aus, an dem nachher wichtige Wege durchzogen.<sup>76</sup> Es fällt auf, daß der inmitten der genannten Frankenorte sich erhebende und der Markung Onolzheim angehörige Kreuzberg (Karte Abb. 9) im Hochmittelalter ein (angeblich gräflich-flügelauisches) Halsgericht getragen hat.<sup>77</sup> Später fällt auf, daß das im 17. Jahrhundert mit Sitz in Onolzheim festzustellende Ehehaftengericht<sup>78</sup> zuständig war nicht nur für Onolzheim, sondern auch für die Orte im alten Kern des Maulachgaus: Maulach, Roßfeld, Rüdern,<sup>79</sup> Altenmünster,<sup>80</sup> Hergershof, Ingersheim<sup>81</sup> und Oberspeltach (beim Burgberg)! Wenn auch dieses Ehehaftengericht ein ausgesprochenes Niedergericht (Dorfgericht) ist, ist doch die territoriale Umgrenzung auffallend. Von all diesen hereingehörenden Orten gehörten auch Gefälle in das „Ämlein“ nach Onolzheim,<sup>82</sup> andererseits aber auch Gefälle von Onolzheim in das Amt zu Roßfeld.<sup>83</sup> Weitere enge Verflechtungen Onolzheims mit Roßfeld zeigt z. B. das gemeinsame Triebreht bis an den Graben der Burg Flügellau;<sup>84</sup> Zinsäcker des Amtes Flügellau liegen auf Onolzheimer Markung auf dem Kreuzberg.

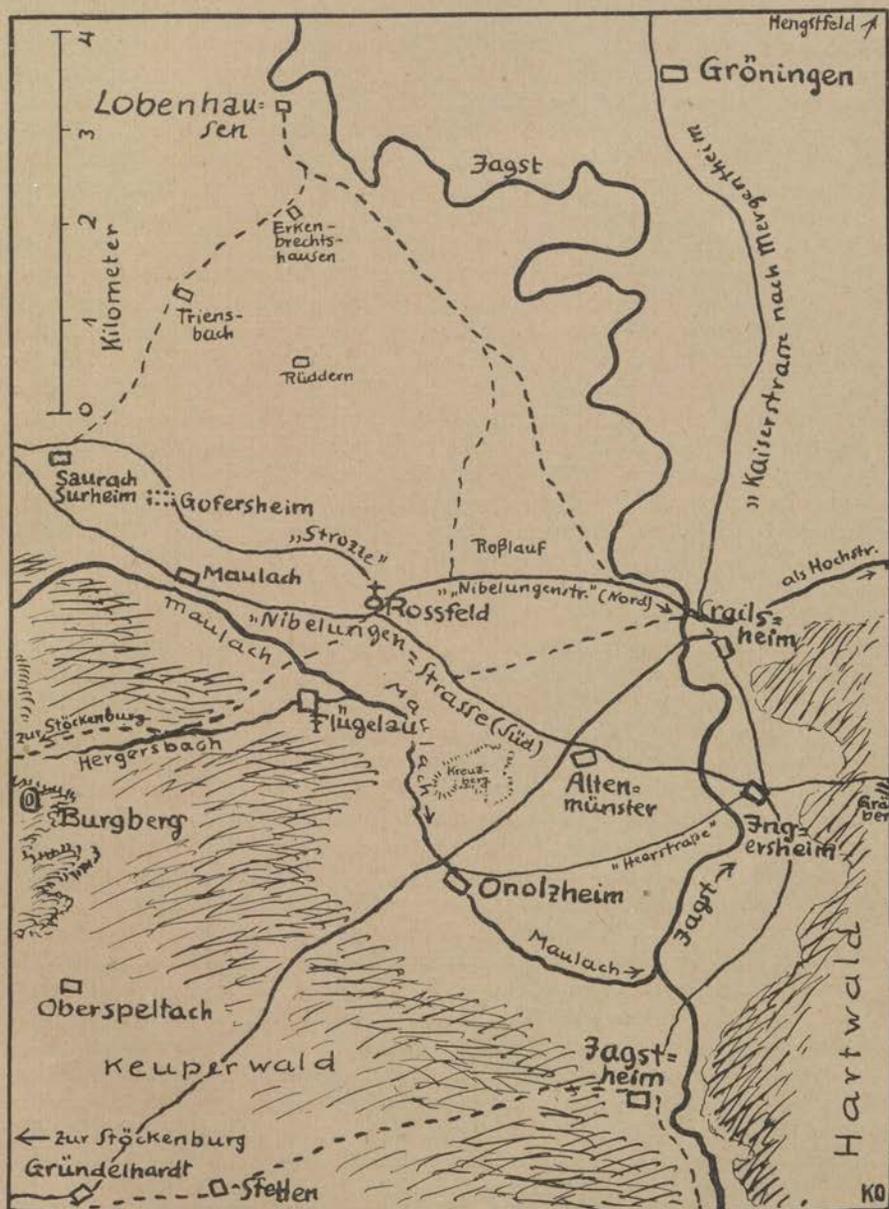


Abb. 9. Die Kernlandschaft des ehemaligen Maulachgaves mit dem Mittel- und Unterlauf der Maulach, dem Schnitt der alten Fernwege, den altfränkischen Siedlungsorten Onolzheim, Ingersheim, Crailsheim und Gofersheim, ferner Surheim (Saurach) und Jagstheim, und mit dem Weiler Maulach und den Kirchorten Rosselfeld und Altenmünster im Mittelpunkt.

So weisen die Beziehungen maulachaufwärts zur Flügelau und in die Gegend von Roßfeld. Es liegt nahe der Maulach an der Fernstraße inmitten der alten Frankenorte Onolzheim, Ingersheim, Crailsheim und Gofersheim des 6. Jahrhunderts und muß früh, im 6. oder 7. Jahrhundert, gegründet worden sein mit seiner Feldkirche<sup>85</sup> zum heiligen Martin, wohl im königlichen Auftrag durch einen Königsmaier, einen Scharführer (aus Onolzheim?). Offenbar sind solche -feld-Orte vielfach fränkische Königsgüter.<sup>86</sup> In der Schenkungsurkunde von 822 (für 741) der königlichen Stöckenburgkirche zum heiligen Martin mit ihrer frühesten Nennung des Maulachgaus<sup>86</sup> ist auch die Schenkung einer ebensolchen Martinskirche „in villa Archifeld (Eßfeld) in pago Graffeldi“ enthalten, also wieder einem -feld-Ort sogar zusätzlich mit einer Gaubenennung mit -feld! In Mitteldeutschland schenkte Karl der Große an Fulda „locum Hunifelt“.<sup>87</sup> Im Kochertal liegt Altschmidelfeld mit einer Flur „Saal“ und mit dem Fund eines karolingischen Bronzeschlüssels (siehe dessen Abb. S. 55). Karolingische Königsgüter waren Riedfeld (Aisch) mit Martinskirche, Rheinfeld (Schweinfurt), Pleichfeld.<sup>88</sup> Hengstfeld, 848 Hengesfeld, im Maulachgau war Grafenbesitz.<sup>89</sup> Durch Reihengräber früh datiert sind die -feld-Orte Blumenfeld (Konstanz, Grabfund um 520!), Heidingsfeld beim Königsgut Würzburg (frühgermanische Gräber, dann Reihengräber um 600 bis 650), in Württemberg Bitzfeld (Öhringen), Pflugfelden, Dahenfeld, Jagstfeld (767 Jagesfelden), Burgfelden, Birkenfeld, Bergfelden, Heufeldern, alle mit Reihengräbern meist des 7. Jahrhunderts.<sup>97</sup>

Roßfeld kann mit diesen Belegen samt seiner Martinskirche<sup>90</sup> also in einen größeren Zusammenhang gestellt werden, der ihm eine wichtige zeitliche und örtliche Rolle in der Besiedlung des Maulachgaus zuteilt. Der Name, 1303 Roßfeld, spricht stark für eine königliche Gründung, mindestens aber für diejenige eines königlichen fränkischen Maiers oder Scharführers (Centenars). Aus seinem Stamm kann dann vom Beginn des 8. Jahrhunderts ab mit der Einführung der Gauverfassung das nachherige Gaugrafenamt der Maulachgegend herausgewachsen sein. Die aus dem Ortsnamen Roßfeld zu entnehmende Rossehaltung entspricht einem fränkischen Großen. In Hengstfeld in demselben Gau (Karte Abb. 8) dürften, gesondert von den Rossen, die Hengste gehalten worden sein zugleich mit dortiger Rossezucht. Dort ist noch im 16. und 17. Jahrhundert der Flurname Roßstall erwähnt und schon 1328 die Roßbürg.<sup>91</sup> Für die einwandfreie Deutung des Roßnamens in Roßfeld spricht noch der 1703<sup>92</sup> und heute noch auf seiner Markung gegen Crailsheim zu vorkommende Flurname Roßlauf (Karte Abb. 9). Die Einrichtungen fränkischer Königshöfe werfen auch Licht auf die für Rossehaltung besonders geeignete Gegend von Roßfeld, in der 1757 der letzte brandenburgische Markgraf Karl Alexander beim Ölhaus einen zum Gestüt Schlehardtshof bei Gröningen gehörigen Fohlenhof anlegen und betreiben ließ. Zu Roßfeld-Hengstfeld gesellt sich namentlich Stuppach (1095 Stutbach), welches Königsgut zu Königshofen oder zum Grafenhof von Mergentheim war.<sup>93</sup> Zu Königshofen an der Tauber gehörte der fränkische königliche Viehhof Schweigern (822 bzw. 741 Soagra, mit königlicher Martinskirche!),<sup>94</sup> zum fränkischen Königshof Heilbronn derjenige von Schwaigern (766, 775 Svegerheim, Sweigerheim) in dortiger Nähe.

Der Sitz des fränkischen Scharführers und Königsbeauftragten des Maulachgaus für die merowingische und karolingische Zeit ist nicht mehr mit Sicherheit auszumachen. Nach den vorhergehenden Darlegungen kann er an einem der drei Maulachorte Roßfeld, Onolzheim oder

Maulach sein. Für den Ort Roßfeld spricht die Martinskirche und die Lage an der Fernstraße<sup>2</sup> und der spätere Sitz der wohl von den Gaugrafen abstammenden hochmittelalterlichen Grafen von Flügelauf auf Roßfelder Boden, für den Weiler Maulach fällt ins Gewicht seine Lage nahe der Roßfelder Martinskirche und ebenfalls an der großen Fernstraße,<sup>2</sup> ganz besonders aber sein mit dem Gaunamen gleicher Name; es müßte einen Grund haben, daß an diesen paar Höfen an der Maulach der Bachname wie der Gauname als Ortsname bis heute zäh hängen geblieben ist. Dazu kommt für den Weiler Maulach die weitere Tatsache, daß gerade unmittelbar an der Fernstraße dort ein bäuerlicher Gasthof mit großem Landbesitz liegt, eine alte Taverne, das „Wirtshaus, welches der Zeit (1703) Georg Meß besizet, hat schon vor langer Zeit hero die Tabernergerechtigkeit und darf der Wirth Hochzeiten, Kindbett, Höff und dergleichen halten, wie auch nach seinem Gefallen herbergen, maßen deßwegen ein sonderbahrer Bau, zu einer großen Stallung, vor Handten stehet“.<sup>95</sup> Maulach liegt nahe Roßfeld (Karte Abb. 9), gehört verwaltungsmäßig im Mittelalter und noch heute zu diesem, kirchlich von jeher. Es fragt sich, ob der vielleicht von Onolzheim<sup>96</sup> maulachaufwärts gerückte fränkische Scharführer, Centenar oder Königsmair oder der von ihm abstammende bzw. ein im 8. Jahrhundert neu eingesetzter Gaugraf hier in Maulach unweit der Martinskirche von Roßfeld seinen Sitz gehabt haben kann. Die Überwachung und Sicherung der durchlaufenden Fernstraße konnte dabei mitbestimmend sein.

Es würde dann besonders verständlich, warum sich nach der späteren Verlegung des Grafensitzes in das dem ritterlichen 11. Jahrhundert günstiger erscheinende jagstumflossene nahe Lobenhausen (Entfernung 4 km) und nach der Wiederbesiedlung der unmittelbaren Maulachgegend bei Roßfeld-Maulach durch die Lobenhauser Grafen von Flügelauf nun deren neuer ritterlicher Sitz, die Flügelauf, dicht an den alten Gaugrafenhof an der Maulach im alten Erbland gelegt worden ist, falls der alte Gausitz nicht überhaupt an der Stelle der späteren Flügelauf war. Für diese Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts waren für die Wahl eines Rittersitzes andere, zeitgemäße Gesichtspunkte maßgebend als für die ehemaligen Maulachgaugrafen früherer Jahrhunderte. Man hatte in Frankreich durch die Kreuzzüge und im Rheinland durch politische Beziehungen die Anlagen der Wasserburgen kennengelernt mit bestimmtem, von uns eingangs dargelegtem Grundplan eines wasserumgebenen Turmhügels und einer angegliederten Hofburg in gemeinsamer Umwässerung als Schutz. Der Herrenbach nahe seiner Einflußstelle in die Maulach und der natürliche Gipskeuperhügel inmitten der riedigen Wiesen war gerade das Richtige für dieses neue Planen, dem durch die Schaffung der Flügelauf im 13. Jahrhundert Gestalt gegeben worden ist. Von der neuen Flügelauf Grafenherrschaft in altheimatlicher Umgebung sprechen dann in den Fluren die Herrenprivilegien: die herrschaftliche Burgbergwaldung (Triebbrief 1557), das Holz Scheubenlohe (Triebbrief 1557),<sup>97</sup> der „Herrschaftliche Casten Brüel“ (Salbuch 1703),<sup>98</sup> das nicht mehr bekannte „Herrenbrücklein bey der Castenamts Wiesen“ oberhalb der Flügelauf (Salbuch 1703), die „Herrschaftlichen Wiesen“ (1703) und die „Herrschaftliche Waldung, der Beuerlbacher Rain genandt“ (1703). Dort müssen flügelauische Dienstmannen, die Herren von Beuerlbach (bei Satteldorf nahe Crailsheim) Dienstbesitz und vielleicht auch einen Wirtschaftshof gehabt haben; der Sage nach soll dort eine Stadt gestanden sein.<sup>99</sup> Flügelauische Dienstmannen waren auch die Herren der kleinen Wasserburg Wüstenau (heute abgegangen, daher vielleicht der Name), genannt 1288 und 1305. An die ehemaligen Herren der Flügelauf denkt der Volksmund

noch, wenn er den Namen des in die Burg einfließenden „Hergersbachs“ zum „Gerbersbach“ (1703) und dann zum heutigen „Herrenbach“ umformt. Dieser Bach kommt vom Fuß des Burgbergs mit einem seiner Ursprünge vom „Gerbersee“ (Salbuch 1703), älter Hergerssee. Diese Gegend gehörte zum H e r g e r s h o f, 1357 im hohenloheschen Gültbuch H e r g e r s h o v e n,<sup>100</sup> zu dem auch das „Holz Hergertshof“ (1703), auch Hergershofen geschrieben, das „Hergershofen Feld“, die „große Hergerswiesen“ (beides Beschreibung 1703) gehörte.<sup>101</sup> Dieser Hof war 1551 aufgelassen.<sup>102</sup> Wahrscheinlich war jener mittelalterliche Hofgründer Heger in spätmehringischer oder karolingischer Zeit ein Beauftragter der alten Maulachgaugrafen von Roßfeld-Maulach wie der swigare der Königsgüter der beiden genannten Schweigern. Hergershofen hatte offenbar land- oder besser viehwirtschaftliche Gründe für seine Anlage; die heute noch vorhandene Wiesenflur Brühl<sup>98</sup> gehörte ihm zu.

### Schluß

Landwirtschaftliche Nutzung kann aber im ganzen nach den Bodenverhältnissen nicht der Hauptgrund für die fränkische Siedlungsverdichtung im Kern des alten Maulachgaves gewesen sein. Zwar zieht sich von dem Urdorf Gröningen her eine wellige Fläche ackerfähigen Lehms bis in die Gegend von Roßfeld, Altenmünster und Ingersheim von Norden her in die Crailsheimer Landschaftsbucht herein; der übrige Raum aber ist Gipskeuperboden und kam für ältere Wirtschaft fast ausschließlich für Viehzucht und Pferdezucht in Betracht. Der im Gipskeuper niedrige Graswuchs ist besonders für freie Bewegung der Pferde günstig. Für Roßfeld mit Flur Roßlauf und Schwemmwasen und Onolzheim mit seiner Flur Roßäcker dürfte Pferdehaltung in größerem Maßstab sicher sein.<sup>92</sup> Der eigentliche Grund für die fränkische Siedlungsgruppe in diesem Gau aber dürfte ein politischer sein. Überzeugend nennt der Erlanger Historiker H. Weigel in seinem Maulachgauaufsatz in diesem Jahrbuch den Kern des Maulachgaves „eine Art Hauptquartier an der alamannischen Grenze mit guten Straßenverbindungen nach allen Seiten“.<sup>103</sup> Die Karte erweist dies (Abb. 9). Ebenso aufschlußreich ist eine Siedlungskarte des geographischen Landschaftsforschers K. Tietzsch in der neuen „kleinen Oberamtsbeschreibung“ des Kreises Crailsheim.<sup>104</sup> Der landschaftliche Buchraum im großen Halbrund der Stubensandsteinberge mit dem Mittelpunkt um Roßfeld hebt sich von Gröningen über Crailsheim bis Onolzheim und Jagstheim aus der Gesamtlandschaft des Landkreises Crailsheim als des heutigen Raums des ehemaligen Mulachgaves durch eine geschlossene Fläche von alten Gewannfluren hervor, und die dort gelegenen frühdeutschen Siedlungsorte tragen durchweg die von Tietzsch aufgestellten Anzeichen von Frühsiedlungsorten: alte Ortsnamen, heutige hohe Einwohnerzahl über 200 Seelen, Markungsgrößen über 4 qkm, Ortsadelssitze und geschlossene Ortsform. Dieser geographischen und wirtschaftsgeschichtlichen Verdichtung entspricht die im vorliegenden Aufsatz behandelte geschichtliche. Ihr Verwaltungskern lag im Verkehrsschnittraum um Crailsheim im Kern des alten Gaves, dem Raum des frühesten Gaugrafensitzes an der Maulach. Seine genaue örtliche Festlegung ist durch den Wechsel der Herrschaftsverhältnisse des Mittelalters erschwert: Alamannische und fränkische Siedlungsgruppe des 5. und 6. bis 7. Jahrhunderts im Frühmittelalter mit Gaugrafensitz inmitten an der Maulach, Verlegung dieses Gaugrafensitzes im 10. bis 13. Jahrhundert auf den Hügelsporn von Lobenhausen, Neugründung durch die Grafen von Flügellau im alten Herrschaftsraum bei Roßfeld im 13. und 14. Jahrhundert, Herrschaftswechsel mit den Grafen

von Leuchtenberg und von Hohenlohe im 14. und 15. Jahrhundert, schließlich Beherrschung durch das ursprünglich ortsfremde Markgrafentum von Ansbach im 15. bis 18. Jahrhundert. Durch diesen Wechsel der Gebiets Herrschaften wurde so manches verändert, umgelagert und verwischt, aber durch die Schleier dieser Jahrhunderte der Vergangenheit hebt sich doch bei geduldigem Einblick dasjenige an Erkenntnissen heraus, was der Inhalt dieser Darstellung geworden ist.

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Kurze Beschreibung der Anlage durch H. Bauer, WFr (Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken) 8, 1868, S. 111—112; Oberamtsbeschreibung Crailsheim, 1884, S. 416; I. Fischer, Blätter des Schwäbischen Albvereins 43, 1931, S. 159, mit Bildaufnahme. In den kurzen Angaben über den topographischen Befund der „Flügelau“ (Fundberichte aus Schwaben VIII, 1900, S. 25) von Major J. Steiner wird erwähnt, daß im Jahre 1878 mit unverhältnismäßig großen Kosten Wälle und Gräben eingeebnet worden seien.

<sup>2</sup> K. Weller, Die Reichsstraßen des Mittelalters im heutigen Württemberg, Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte NF 33, 1927; K. Weller, Die Hauptverkehrsstraße zwischen dem westlichen und südöstlichen Europa in ihrer geschichtlichen Bedeutung bis zum Hochmittelalter, Goebler-Festschrift, Stuttgart 1932; K. Weller, Die Nibelungenstraße, Zeitschrift für deutsche Altertumskunde 70, NF 52.

<sup>3</sup> H. Bauer, Die Grafen von Lobenhausen und Flügelau, WFr 8, 1868, S. 1—82.

<sup>4</sup> Beschreibung des Oberamts Crailsheim (OAB), Stuttgart 1884, S. 421.

<sup>5</sup> Seite 110, Fragen des Maulachgaus.

<sup>6</sup> I. Fischer, WFr NF 22/23, 1948, S. 69.

<sup>7</sup> I. Fischer, Bl. d. Schw. Albvereins 43, 1931, S. 160.

<sup>8</sup> Cohausen, Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters, 1898, S. 31, mit Grundplanskizze und Aufriß.

<sup>9</sup> C. Schuchhardt, Die Burg im Wandel der Weltgeschichte, Potsdam 1931, S. 296, mit Grundplanskizze.

<sup>10</sup> C. Schuchhardt, a. a. O., S. 287, danach ähnliche Anlagen „an einer lothringischen Landwehr, nicht weit von Aachen“, sowie bei Hünxe und Gartrop an der untersten Lippe. Aber immer mehr fanden sie sich auch nach Osten ins Land hinein. Bei Osnabrück ist die „Wittekinsburg“ im Fränkensundern eine und dicht an der Weser die „Römerinsel“ bei Holtrup nahe der Porta.

<sup>11</sup> C. Schuchhardt, a. a. O., S. 286.

<sup>12</sup> Lehrer H. Sohns und Franz Huth mit ihren oberen Klassen, mit freundlicher Förderung durch Schulrat Dr. Dieß (Crailsheim) und Zustimmung des verständnisvollen Grundbesitzers Bauer Fritz Storz in Roßfeld.

<sup>13</sup> WFr 8, S. 111, danach OAB Crailsheim, S. 416.

<sup>14</sup> Müller-Mothes, Archäologisches Wörterbuch, Leipzig und Berlin 1877.

<sup>15</sup> E. Kost, WFr NF 22/23, S. 35, und NF 24/25, S. 66.

<sup>16</sup> Beim Kinderspiel schon im ritterlichen Mittelalter verwendet. Wessely, Deutschlands Lehrjahre I, Aus alten Burgen, S. 48.

<sup>17</sup> C. Schuchhardt, Die Burg, S. 198 ff.

<sup>18</sup> K. Gumpert, Frühmittelalterliche Turmhügel in Franken, 70. Jb. des HV f. Mittel-franken, Ansbach 1950.

<sup>19</sup> Abgebildet Fig. 44 in Piper, Burgenkunde, 1912.

<sup>20</sup> M. Heyne, Hausaltertümer, Wohnwesen, Leipzig 1899, S. 134.

<sup>21</sup> M. Heyne, a. a. O., S. 352.

<sup>22</sup> Deutsche Städtechroniken 7 (Magdeburg), 1869, 241, 28.

<sup>23</sup> E. Steinmeyer und E. Sievers, Althochdeutsche Glossen, Berlin 1879—1898, 3, 391, 8 ff.

<sup>24</sup> Müller-Mothes, Archäologisches Wörterbuch, S. 168.

<sup>25</sup> Müller-Mothes, S. 312.

<sup>26</sup> M. Heyne I, S. 121.

<sup>27</sup> M. Heyne I, S. 120.

<sup>28</sup> Auf der Salzburg bei Kissingen. A. Haupt, Die Baukunst der Germanen, 1909, S. 72.

<sup>29</sup> Deutsche Sagen der Gebrüder Grimm, 1816, S. 128.

<sup>30</sup> H. Bauer, WFr 8, S. 14.

<sup>31</sup> WFr NF 24/25, 1949/50, S. 63, Abb. 44 unten. — Auch dieser Turmhügel hat nach Ausgrabungsbefund keinen Steinturm, sondern offenbar einen Holzturm getragen.

<sup>32</sup> A. a. O., Abb. 44 oben.

<sup>33</sup> A. a. O., S. 63—66.

<sup>34</sup> Müller-Mothes; die ältesten dieser Art im 14. Jahrhundert. Jedoch beruft sich O. Piper, Burgenkunde, S. 503, auf Wolframs von Eschenbach Parzival 565, 7, der das Palasdach des Schatlarveil wie Pfauengefieder geschmückt sein läßt, was also schon Anfang des 13. Jahrhunderts auf farbig glasierte Ziegel deuten würde.

<sup>35</sup> Müller-Mothes, S. 744.

<sup>36</sup> Müller-Mothes, „Armbrust“.

<sup>37</sup> Zeitschrift Deutsche Gaue, Kaufbeuren, 12, 116; bestätigt durch Gimbel, Schutz- und Trugwaffen, Tafel III, 13. Jahrhundert.

<sup>38</sup> Mittelalterliche Burg Schulenrode, bis Mitte des 13. Jahrhunderts. Tode, Harzzeit-schrift 1950, S. 104.

<sup>39</sup> C. Schuchhardt, Die Burg, S. 286.

<sup>40</sup> Gumpert, Frühmittelalterliche Turmhügel in Franken, S. 54.

<sup>41</sup> Gumpert, a. a. O., S. 20—21.

<sup>42</sup> Piper, Burgenkunde, S. 542.

<sup>43</sup> Nikolaus von Jeroschin, Kaplan des Deutschmeisters der Marienburg in seiner „Kronike von Pruzinlant“ 1331—1335, Vers 3436 ff., 3572 ff..

<sup>44</sup> Flügel als Teil einer Zugbrücke siehe Müller-Mothes, S. 417. — Herleitung von „Geflügel“, das in dieser Maulachlandschaft sicher zahlreich war, muß ausscheiden, weil das Wort „Geflügel“ erstmals um 1520 bei Aventin nachweisbar ist und im Mittelhochdeutschen noch „gevüege“ hieß. Ableitung von mittelhochdeutsch „vlügen“, fließen, wie I. Fischer in WFr NF 22/23 erklären will, wird unwahrscheinlich durch die sprachlich damit nicht zu vereinbarende Endung -el; eine von Fischer vorausgesetzte Verkleinerungsform zu vlüjen, vlüjelen ist nicht belegbar.

<sup>45</sup> Regesten, zusammengestellt von H. Bauer, WFr 8, S. 75—82.

<sup>46</sup> K. Weller, Hohenlohesches Urkundenbuch I, S. 180.

<sup>47</sup> H. Bauer, Die Grafen von Lobenhausen und Flügelaue, WFr 8, S. 1—18.

<sup>48</sup> OAB Hall, S. 222.

<sup>49</sup> OAB Hall, S. 222. Die gedruckte Widmann-Ausgabe von Kolb, Württ. Geschichts-quellen 6, Stuttgart 1904, kennt diese Nennungen nicht; sie stammen von einem späteren Handschrift-Randzusatz eines Chronikexemplars. Da die dortige Nennung von Albero de Flugelaue et Pruckberg von 1171 den Ort Bruckberg im mittelfränkischen Amt Ansbach meint, ist sie äußerst unwahrscheinlich, weil Ansbach erst 1399 in den Besitz der Maulach-egend kam und damals die Grafen von Flügelaue längst ausgestorben und ihre Burg Flügelaue abgegangen war. Der Randnachtrag des Widmannschen Chronikexemplars dürfte sowieso erst in späterer Zeit gemacht worden sein, weil das ansbachische Lustschloß Bruckberg erst seit 1720 bestand.

<sup>50</sup> OAB Hall, S. 222.

<sup>51</sup> Württembergisches Urkundenbuch V, 436, und WFr NF 1, S. 36, Eintragung auf dem Deckel des Cod. fol. 55 des Klosters Ellwangen um 1240.

<sup>52</sup> WFr 8, Titelblattbild, und Alberti, Württembergisches Adels- und Wappenbuch 1889, I, 193.

<sup>53</sup> WFr 8, S. 16.

<sup>54</sup> H. Bauer, WFr 8, S. 10.

<sup>55</sup> WFr 8, S. 2, Stammbaum. — Für gräfliche Obliegenheiten dieser Lobenhausener Grafen spricht auch die aus alter Überlieferung stammende Nachricht des Haller Chronisten Widmann (Ausgabe Kolb, S. 112), daß ein kaiserlicher Walthote (= Gewaltbote) am Kocher gegen Friedensstörer beim Adel eingesetzt worden sei. „Dießer Waldebott ist ein Graff von Lobenhausen gewesen.“

<sup>56</sup> Württembergisches Urkundenbuch I, 102.

<sup>57</sup> Württembergisches Urkundenbuch III, 462.

<sup>58</sup> Württembergisches Urkundenbuch I, 135, und I, 141.

<sup>59</sup> Württembergisches Urkundenbuch I, 190.

<sup>60</sup> Württembergisches Urkundenbuch I, 192.

<sup>61</sup> Württembergisches Urkundenbuch II, 438.

<sup>62</sup> Württembergisches Urkundenbuch I, 251.

<sup>63</sup> Württembergisches Urkundenbuch I, 262.

<sup>64</sup> Württembergisches Urkundenbuch II, 66. Diese Nennung Mulegcowe, vgl. Anmerkung <sup>62</sup> für 1024 Mulegtowe, gleicht auffallend dem Mulehkewe von 966 eines so genannten

fränkischen Gaus westlich von Köln; Förstemann, Altd deutsches Namenbuch 2, S. 333. — Der Franke Hariolf, Ellwanger Klostergründer um 760, Bruder des Bischofs Erlulf von Langres, stammt vielleicht aus dem Geschlecht der Maulachgaugrafen, siehe G. Bossert, Blätter für württembergische Kirchengeschichte 1911, 9.

<sup>65</sup> H. Bauer, WFr 8, S. 3. Die Stammburg der Grafen von Lobenhausen in Lobenhausen war bereits 1298 in hohenloheschen Besitz übergegangen, dem 1322 oder vorher der flügelauische folgte.

<sup>66</sup> Der Maulachgau ist durch die Ortsnennungen vorgenannter Urkunden der Anmerkungen <sup>56</sup> bis <sup>64</sup> umschrieben. Über seine Ausdehnung und Grenzen siehe Chr. F. Stälin, Württembergische Geschichte 1, 1841, S. 321; H. Bauer, WFr 7, 1865, S. 120 ff.; Stein, Geschichte Frankens I, S. 159 ff., mit Karte; Pfaff, Württembergische Jahrbücher 1844, I; Stein und Bossert, Archiv des Historischen Vereins für Unterfranken 28 und 29; besonders W. Schulte, Die Fränkischen Grafschaften, Berlin 1897, S. 399—425, mit Karte. Schließlich neuestens in vorliegendem Jahrbuch H. Weigel in seinem letzten Abschnitt.

<sup>67</sup> Zusammenstellung für Baden nach E. Wagner, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden, Tübingen 1911, II, und Badische Fundberichte, herausgegeben vom Badischen Landesamt für Ur- und Frühgeschichte, Freiburg i. Br. und Karlsruhe. Für Bayern nach Bayerische Vorgeschichtsblätter, herausgegeben von der Kommission für Bayerische Landesgeschichte in München, besonders Heft 16. Für Württemberg nach W. Veck, Die Alamannen in Württemberg, Berlin und Leipzig 1931, und Fundberichte aus Schwaben, Stuttgart. Die Zeitbestimmungen bei Veck sind überholt und unrichtig; es war daher eine neue Zeitbestimmung der Funde nötig mit Hilfe von Vergleichsfunden bei J. Werner, Münzdatierte austrasische Grabfunde, Berlin und Leipzig 1935.

<sup>68</sup> C. Höfler, Friedrichs von Hohenlohe, Bischofs von Bamberg Rechtsbuch, 1348, Bamberg 1852 (StA Bamberg, Stb, Nr. 710, 2. Teil), S. 176.

<sup>69</sup> Ausgrabung 1935, WFr NF 17/18, S. 57 ff.; spätkeltische Münzfunde auffallend zahlreich im Maulachgau: Markungen Crailsheim, OBhalden, Amlishagen, Brüchlingen, Ellrichshausen, Gammesfeld, Mistlau, Lobenhausen, Unterspeltach, Langenburg, Weckelweiler, Seibotenberg, Michelbach (Heide), Rot am See, Brettenfeld, Ruppertshofen, Westgartshausen, Wiesenbach, Gaugshausen, Stöckenburg; keltische Siedlungen und Gräber Oberregenbach, Langenburg, Triensbach. — Zu Burgberg: Da im Germanischen Berg und Burg gleichbedeutend gebraucht werden, könnte ein von Germanen örtlich übernommenen keltisches Wort mul (Berg) eben den keltischen „Burgberg“ gemeint haben und damit Mulach der „Bach am Burgberg“ sein. Zu vielleicht Entsprechendem siehe Münzachs (zu mons?), bei: Adolf Bach, Lateinisch mons in deutschen Ortsnamen, in: Beiträge zur Namenforschung (Krahe) I, 1949, S. 175 und 178; ferner Rheinische Vierteljahrsblätter 1950/51, S. 78 (Beispiel u > ü: Frakmünt [Westschweiz] aus Fractum montem).

<sup>70</sup> I. Fischer, Bl. d. Schw. Alververeins 43, 1931, S. 158; WFr NF 22/23, 1948, S. 71. Die Deutung Maulach als Maultierbach würde freilich zu der dort erschlossenen Pferdezeit besonders gut passen.

<sup>71</sup> O. Springer, Die Flußnamen Württembergs und Badens, Stuttgart 1930, S. 231: Urach, Biberach, Wolfach, Bära, Hirschach. — Springer, S. 70, hält den Bachnamen Maulach für vordeutsch, mit Hilfe der germanischen Endung -ach eingedeutscht. Siehe auch Springer, S. 69. Springer verweist auf den gleichen Gaunamen westlich von Köln, siehe unsere Anmerkung <sup>64</sup>.

<sup>72</sup> H. Weigel, Maulachgau, WFr NF 26/27.

<sup>73</sup> Wie <sup>72</sup>. Man denke an Wicelingen.

<sup>74</sup> Surheim 1282, wohl aus Surachheim, da heute Saurach, von dem Bachlauf zur Schmerach von „saurem“, also sumpfigem Boden, vergleiche die „Sauerwiesen“ an der Flügellau, Abb. 2. Dazu Unter- und Oberschmerach, an der Nibelungenstraße.

<sup>75</sup> Jagstheim, 1212 Jagesheim.

<sup>76</sup> Siehe H. Weigel in vorliegendem Jahrbuch NF 26/27, Walt-Namen und Walt-Sippe, soweit bei so weit auseinanderliegenden Räumen Weigels diese Walt-Namen für Blutsverwandtschaft verwendet werden dürfen. — Über die alten Adelsitze in Onolzheim herrscht keine völlige Klarheit. Ortsherren von Onolzheim sind verschiedentlich als solche durch ihren Namen ausgewiesen. (Ihre Zusammenstellung siehe Oberamtsbeschreibung Crailsheim, S. 401.) Sie scheinen mit den nahen Herren von Vellberg verwandt gewesen zu sein und erscheinen zwischen 1284 und 1420. 1364 „Kunz von Onolzheim genannt von Fellberg“, 1321 Volkart von Vellberg ein Bruder Konrads von Onolzheim. OAB, S. 401. Götz von Onolzheim ist hohenlohescher Lehensmann: „Götz von Onelsheim hat von uns empfangen ein hube daselbs“ (Lehenbuch Krafts von Hohenlohe, Hohen-

lohesches Urkundenbuch 2, 564). Angeblich saßen die Herren von Onolzheim auf einer Burg dort, an die noch die heute nicht mehr auffindbare Flur „Burgschel“ (= Burgstall) westlich des Dorfes erinnern soll (OAB, S. 189 und 400, Crailsheimer Heimatbuch 1928, S. 505). Ein „Edelweg“ mit Flur „Im Edelweg“, mundartlich Meddelweg am Westrand des westlichen Ortsteils von Onolzheim könnte noch an einen dortigen alten Ortsherrensitz erinnern. Andererseits liegen „Hofäcker“ am Nordostrand von Onolzheim, östlich der Maulach. Es hatten aber auch andere, auswärtige hohenlohesche ritterliche Dienstleute Höfe in Onolzheim, Cunrat Ligartshuser um 1350 von Kraft von Hohenlohe ein „hus“ (Hohenlohesches Urkundenbuch 2, 564), doch wohl ein heute nicht mehr erkennbares — Steinhaus.

<sup>77</sup> „Auf dem Kreuzberg stand der Galgen für das Ämtlein Onolzheim“ (OAB, S. 400). „In ältesten Zeiten soll der Ort Onolzheim zu der Herrschaft Flügellau gehört und ein eigen Halsgericht gehabt haben“ (G. Stieber, Historische und topographische Nachrichten von dem Fürstentum Brandenburg-Onolzbach, Schwabach 1761, S. 615). Das gesamte Gebiet des früheren Maulachgaues war 1399 an die Ansbacher Herrschaft gegangen. — „Diesen Grafen von Flügellau sollten auch die dort herum gelegene Orte Ilzhofen, Roßfeld und Onolzheim zugehörig gewesen, und deren Hals-Gericht auf dem Kreuzberg zu Altenmünster gestanden seyn“ (G. Stieber, a. a. O., 1761, S. 374). Im 14. Jahrhundert gehörte das Gericht zu Onolzheim den Nachfolgern der Grafen von Flügellau und Lobenhausen, der Herrschaft Hohenlohe: „Onolzheim, das gerichte do selbst ist der herschaft“ (Gültbuch der Herrschaft Hohenlohe 1357, Hohenlohesches Urkundenbuch 3, 137). — Nach den Forschungen von Karl Weller (Die Centgerichtsverfassung im Gebiet des heutigen Württembergischen Franken, Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg, 1907, S. 1 ff.) ist nach der Mitte des 12. Jahrhunderts in Württembergisch Franken durchweg das alte Centgericht als ehemaliges Niedergericht zur Blutgerichtsbarkeit aufgestiegen (S. 8). Es könnte sich also hier auf dem Kreuzberg um eine alte Centgerichtsstätte handeln!

<sup>78</sup> Die Dorfgerichtsordnung dieses Onolzheimer Ehehaftengerichts von 1695 ist erhalten und abgedruckt im Crailsheimer Heimatbuch (herausgegeben von J. Schumm und Fr. Hummel, Crailsheim 1928, S. 504).

<sup>79</sup> R ü d d e r n, 1366 Rudern, von althochdeutsch riuti Rodung oder reod Riedgras; die Namensform ist Wemfall der Mehrzahl wie „den Häusern“ von Haus. Ein gleichnamiger Ort Riedern bei Waldshut hat Reihengräber (Badische Fundberichte 10/12, S. 386).

<sup>80</sup> Altenmünster, seinem Namen nach vielleicht, aber nicht unbedingt alte Mönchs-niederlassung, dürfte mit maulachgaugräflischer Unterstützung vor der Entstehungszeit des Klosters Ellwangen, vor 760, gegründet worden sein (G. Bossert, Blätter für württ. Kirchengeschichte NF 15, S. 9). Den Ellwanger Klostergründer Hariolf hält Bossert für einen Verwandten des Maulachgaugrafen. Die Crailsheimer Johanniskirche wäre dann das jüngere „Neumünster“. Nach Ellwangens Klostergründung war für das Klösterchen von Altenmünster kein Raum mehr zu gedeihlicher selbständiger Entwicklung. Ellwangen wurde sein Erbe. Doch muß Altenmünster so weit sich entwickelt gehabt haben, daß sich um das Kloster eine bürgerliche Gemeinde gesammelt hatte, die zwar klein blieb, aber doch für ihre Kirche selbständige Pfarrechte erlangt hat (Bossert, a. a. O.). Die herrschaftliche Wiesenflur „Brühl“ gegen Onolzheim ist ein Flurnamenzeugnis frühdeutscher Zeit. — Der Kirchenheilige Petrus in Altenmünster könnte ebenfalls (siehe Anmerkung <sup>77</sup>) auf die dort mit zugehörige Gerichtsstätte auf dem ganz nahen Kreuzberg hinweisen. Über Petrus bei Gerichtsstätten siehe G. Hoffmann, Kirchenheilige, 1932, S. 24.

<sup>81</sup> I n g e r s h e i m, dessen Verbindung mit Onolzheim die „Heerstraße“ bildet (siehe Karte Abb. 8), hatte eine wichtige Rolle am Fernstraßenübergang Nibelungenstraße von Roßfeld—Altenmünster über die Jagst in Richtung des späteren Dinkelsbühl—Weißenburg—Kösching zur Donau. Aus dieser Rolle erklären sich wohl die bedeutenden fränkischen Grabfunde des 7. Jahrhunderts auf Gesamtmarkung Ingersheim.

<sup>82</sup> OAB, S. 400.

<sup>83</sup> Hohenlohesches Urkundenbuch 3, 173: „Ampt ze Rosfeldt: In Onolzheim 7 Gülden. Die druteil (dritter Teil) des Zehen ze Onolzheim, groß und klein, ist der herschaft. Ze Onolzheim in der marg die zinsecker (3 Namen).“ Hohenlohesches Gültbuch 1357. — Auch die westlich außerhalb Onolzheim maulachaufwärts gelegene „O b e r e M ü h l e“ dürfte zu Roßfeld, Maulach und Flügellau engere Beziehung gehabt haben und die für einen Herrschaftsbereich unentbehrliche Mühle schon merowingischer Zeit gewesen sein.

<sup>84</sup> Crailsheimer Salbuch 1703.

<sup>85</sup> Die frühe Zeit dieser Martinskirchen G. Hoffmann, Kirchenheilige in Württemberg, 1932, S. 14 ff. und 24; H. Weigel, Das Patrozinium des heiligen Martin, Studium generale 3,

1950, S. 146 ff. — Solche Feldkirchen sind früh. Der Ort Feldkirchen in Oberbayern hat Reihengräber des 7. Jahrhunderts, siehe J. Werner, Münzdatierte austrasische Grabfunde, 1935, S. 78.

<sup>86</sup> Nach P. Höfer, Die Frankenherrschaft in den Harzlandschaften, Zeitschrift des Harzvereins 40, 1907, S. 165, waren die ersten fränkischen Ansiedlungen im Harz königliche Jagdhöfe; Hasselfeld, Bodfeld, Siptenfeld, 940 Sipponfeld in Urkunde Ottos I., Ichtenfeld, Ilfeld u. a.; vgl. auch Grimm, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Unterharzes auf Grund der Bodenfunde, Dissertation Halle 1931. — Nach Feststellungen von H. Weigel liegen -feld-Orte stets am Rand der älteren Siedlungsgebiete! — Auffallend sind G a u n a m e n auf -feld, offenbar nach den Gausitzen bezeichnet: Volkfeld (mit dem Bach Volkach), Grabfeld, Tullfeld, Aschfeld, Sindfeld, Soratfeld, Friesenfeld. — Für den Kern des Maulachgaues um Roßfeld als ursprüngliches fränkisches Königsgut spricht die dortige Martinskirche mit ihrem verhältnismäßig kleinen Sprengel. Auch die merkwürdigen Gerichtsverhältnisse um Roßfeld (siehe oben) möchte Dr. H. Jänichen (Sondelfingen) auf einem von Anfang an exempten Bezirk, einen Königshof mit eigener Gerichtsbarkeit über die zugehörigen Leute deuten. Ein Vergleichsfall für einen ursprünglich vorhandenen, dann verschollenen Königshof ist nach Freiherr Dr. von Guttenberg (Erlangen) ein „ältester fränkischer Stützpunkt bei der Kleinwindsheimer Mühle (bei Windsheim), Zentralpunkt für den sich langsam um diesen Königshof ausdehnenden Großgau, nachdem die benachbarten Kleingäue den Namen des Urgaus, Ranna, angenommen haben“ (Fröhlich, „Herzogenaunach“, 1949). Für die Gegend um Maulach—Roßfeld als Königshof müßte freilich der sicher bezeugte nahe Königshof der Stöckenburg in Einklang gebracht werden, der zum Maulachgau gehört hat.

<sup>87</sup> Dronke cap. 39 Nr. 147.

<sup>88</sup> Stein, Geschichte von Franken I, S. 33 ff.

<sup>89</sup> Württembergisches Urkundenbuch I, 134.

<sup>90</sup> Die Gegend des Maulachgaues war „schon früh dem Christentum gewonnen worden. Dafür spricht die Martinskirche von Roßfeld, deren Gebiet allerdings in der urkundlich erhaltenen Zeit nur noch bescheiden war, denn nur Rüdern und der Burgberg waren ihr geblieben (auch Maulach, Schriftleitung), während der ganze übrige Teil der Urfarrei mit der Taufkirche, der Johanniskirche in Crailsheim, selbständig geworden war. Roßfeld dagegen war die Leutkirche für einen weiten Bezirk, der sein Recht an der Maulach suchte“ (G. Bossert, Blätter für württ. Kirchengeschichte 15, 1911, S. 6).

<sup>91</sup> Roßstall 1506 und 1615, Gegend zwischen Roßbürg und Aspach (J. Fischer, Frankenspiegel 2, 1950, Nr. 32). Roßbürg, 1328 in Komburger Urkunde (WFr 5, S. 309): „Luß Dürre von der Roßbürg“. — Auf der anderen Seite von Roßfeld finden sich bei der Burg Neuberg, 1357 Neuwburg, die Fluren Roßwart und Hengstnest.

<sup>92</sup> „Färtlein der Hospital zu Crailsheim auf seiner Wiesen heym rothen Buck, der Roßlauf genannt“ („Sahlbuch“ des Amts Crailsheim, extrahiert auf der Gemeindepflege Roßfeld, 1703). — Roßlauf, nach Keinath, Orts- und Flurnamenbuch, S. 140, oft für Wettlauf. — Für die Rosse gab es noch einen „Schwemmwasen“ an der Maulach: „Der Gemeinde gemeiner Wasen, der Schwemmwasen genannt“ (Triebbrief der Herrschaft Crailsheim 1557). Die Flur ist heute noch bekannt.

<sup>93</sup> J. Zeller, WFr NF 20/21, S. 180.

<sup>94</sup> Württembergisches Urkundenbuch I, 101, Bestätigungsurkunde König Ludwigs für die Karlmannsche Schenkung von 741 an Bistum Würzburg. — Sweigari ist der Aufseher einer Viehherde. — Der Hagenhof auf Markung Roßfeld kann den Ort für die Haltung des Zuchtstiers, des „hagen“, bezeichnen.

<sup>95</sup> Salbuch des Amts Crailsheim 1703, Abschrift Gemeinderegistratur Roßfeld.

<sup>96</sup> Siehe die vorhergehenden Ausführungen über das frühfränkische und hochmittelalterliche Onolzheim mit seiner Lage ebenfalls an der Maulach, unweit der Jagst, mit dem die hochmittelalterliche Richtstätte tragenden Kreuzberg und dem späteren Eheftengericht für alle Maulachorte mit Umgebung. Siehe auch Anmerkung <sup>77</sup>, zum Ortsadel und Burgsitzfrage Anmerkung <sup>76</sup>. — Aus den oben dargelegten Gerichts- und Wirtschaftszuständen möchte H. Weigel den Schluß ziehen, daß sie im Zusammenhang mit den anderen Erwägungen über die Lage des Grafenhofes für Maulach sprechen können. Da Maulach sich nicht weiter entwickelt habe (wohl wegen Sitzverlegung der Grafen nach Lobenhausen; Kost), aber das benachbarte Onolzheim zum größeren Dorf aufgestiegen ist, habe dieses offenbar die Stelle von Maulach auch im Wirtschafts- und Rechtsleben eingenommen. So sei auch Gollhofen an der Gollach hinter Uffenheim zurückgeblieben.

Für Maulach als ältesten Grafensitz tritt neuerdings, mit noch anderen Gründen, der Crailsheimer Mitarbeiter des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Studienrat Isidor Fischer in einem Aufsatz „Bach und Weiler Maulach bei Crailsheim“ (Frankenspiegel, Sonntagsbeilage des Hohenloher Tagblatts, Jahrgang 4 Nr. 12). Beim Bachnamen Maulach hält Fischer an deutscher Ableitung von mul = Maultier fest. Diese Möglichkeit hat auch der Herausgeber E. Kost offengelassen. Fischer glaubt an eine „Maulachburg“ des Frühmittelalters, des ersten Jahrtausends, auf dem Türrenberg bei Maulach oder in der Flügelaue, auf Grund des 1168 und 1171 (in Urkunden des Bischofs Herold von Würzburg) als Zeuge genannten Würzburger Stiftsherren S i g e f r i d e n d e M u l e b u r g, welches Muleburg Fischer auf eine „Maulachburg“ beziehen will. Diese will er gestützt sehen durch das Beispiel einer „Kochenburg“-Komburg und einer „Jagstburg“-Jagstberg. Freilich dürfte es schwer fallen, diese Hochadelsburgen im ersten Jahrtausend zu belegen.

Den Ort Maulach sieht Fischer in einer Nennung von 1108 im Komburger Schenkungsbuch. Damals tauschten der Propst des Würzburger Neumünsters und der Abt von Komburg Güter in Igersheim (Tauber) und Mulenbach, weil dieses Igersheim dem Propst und Mulenbach der Komburg näher lag: „quia id sibi et illud nobis vicinitate locorum utrobique commodius credebamus.“ Den Schwierigkeiten bereitenden Namensunterschied von Mulenbach zu Mulach, unserem Maulach, erklärt Fischer nicht ganz befriedigend aus einem Mißverständnis der Würzburger und römischen Schreiber: „sie haben die Endung -ach durch das geläufigere -bach ersetzt und den Ortsnamen zu Muli-, Mule-, Mulenbach umgeändert. Der Ort ‚M u l i b a c h‘ kommt sodann in einem Komburger Hebereregister (Steuerliste) des 12. Jahrhunderts vor neben Lohr, Allmerspann, Reinsperg und anderen Orten.“ Die dritte und von Fischer als am wichtigsten angesehene Urkunde stammt von 1248. In ihr bestätigt Papst Innocenz IV. dem Kloster Komburg alle seine Besitzungen, darunter diejenigen in Creglingen, M u l e n b a c h, Haßfelden, Gröningen u. a. Am Schluß werden die Patronatsrechte an den Kirchen von Steinbach, Steinkirchen, M u l e n b a c h, Haßfelden u. a. aufgezählt. An beiden Stellen steht Mulenbach unmittelbar vor Haßfelden (Kreis Schwäbisch Hall). Daraus schließt Fischer, daß die erwänte Kirche in Maulach bei Roßfeld gestanden habe, worauf nach seiner Ansicht auch die Flurnamen „Kirchenacker“ und „Kirchenwiesen“ bei Maulach deuten. Da aber keine Kirche in Maulach sonst geschichtlich nachweisbar ist, muß Fischer zu der Erklärung greifen, daß sie inzwischen abgegangen oder nach dem nahen Ort Roßfeld verlegt worden sei.

Diese Ansichten Fischers werden hier zur Kenntnis gegeben. Das oben angeführte Mulenbach ist nicht sicher zu lokalisieren; es kann irgendein „Mühlbach“ in Württembergisch Franken sein. Die Form Mulenbach geht mit dem allein gesicherten und heute allein gebrauchten altertümlichen Namen Maulach nicht ohne weiteres überein, auch nicht der Name Mulibach. Eine bis jetzt nicht belegt gewesene Kirche in Maulach selbst würde geschichtlich zu diesem namenswichtigen Weiler als möglichen Herrnsitz des Maulachgaues passen, kann aber nicht belegt werden, wenn man nicht die 1248 genannte Kirche von Mulenbach mit ihr gleichsetzen will. Die genannten Maulacher Fluren mit dem „Kirchen“-namen liegen zwischen Maulach und dem tatsächlichen Kirchort Roßfeld, können also ohne weiteres früher Grundstücke der Roßfelder Kirche und also namentlich damit erklärt sein. Jedenfalls verdienen Fischers Ausführungen Beachtung und die Aufmerksamkeit der weiteren Forschung.

<sup>97</sup> Scheubenlohr 1703, heute Scheibenlohe, doch kaum vom Scheibenwerfen als Feuerbrauch im Wald, sondern zweifellos von Schaub, Strohwisch zur Bannung.

<sup>98</sup> Heute noch „Brühl“ am Herrenbach oberhalb der Flügelaue.

<sup>99</sup> OAB Crailsheim, S. 400. Flurnamen Berlinsäcker, -wiesen, -wald, auf Markung Onolzheim nahe dem Beuerbacher Rain der Markung Roßfeld, sprachlich wohl zu Beuerlach.

<sup>100</sup> „Ze Flugelauwe 1 Gült von dem hof ze Hergershoven“ (Hohenlohesches Gültbuch 1357).

<sup>101</sup> Triebbrief 1557, Gemeinderegistratur Roßfeld. „Der Hergershof oder das Roßfelder Gemeinholz“, erneuerter Triebbrief 1681.

<sup>102</sup> Crailsheimer Urkunde, nach OAB, S. 419.

<sup>103</sup> Noch 1303 besitzt Graf Konrad von Flügelaue als herzoglich würzburgisches Lehen den Zoll an der Fernstraße zu Uskershusen, Westgartshausen bei Ingersheim (K. Weller, Hohenlohesches Urkundenbuch II, 58). — Siehe auch Anmerkung <sup>2</sup> und <sup>81</sup>.

<sup>104</sup> Neue Beschreibung des Kreises Crailsheim, Stuttgart 1952.

# Der Maulachgau

## Wachstum und Organisation einer ostfränkischen Landschaft im frühen Mittelalter

Ein Versuch von Helmut Weigel

### I. Grundlegung

Der Maulachgau ist urkundlich erst in karolingischer Zeit — in der Periode des Hausmeiertums (687—752) — als ein Verwaltungsbezirk des Frankenreiches gesichert.<sup>1</sup> Unklar bleiben seine Grenzen.<sup>2</sup> Unangetastet sind die Fragen nach seiner verwaltungsmäßigen Gliederung — in Centenen und Forsthufen<sup>3</sup> — und nach seinem geschichtlichen Aufbau, nach seinem Wachstum und seiner Organisation. Zu ihrer Beantwortung bietet sich verschiedenartiges Quellenmaterial, dessen mengenmäßige Dürftigkeit im umgekehrten Verhältnis zu der Fülle seiner inneren Problematik steht: Ortsnamen<sup>4</sup> (ON), Patrozinien<sup>5</sup> (P), Gräberfunde.<sup>6</sup>

Trotzdem wage ich es, diese Probleme anzufassen. Das Verfahren, das ich anwende, ist ungewöhnlich; die Antworten entsprechen nicht immer dem Herkommen. Ich bin auf Kritik gefaßt, erkenne sie aber nur an, wenn sie, positiv gerichtet, mit zweckmäßigeren Methoden bessere Ergebnisse zu erzielen weiß.

Nicht alle Probleme, die der frühmittelalterliche Maulachgau aufwirft, finden in und aus ihm allein befriedigende Antworten. Sie liegen oft in den Nachbar-gauen bereit. Doch nur in knappster Form erlauben Eigenart und Raum dieser Zeitschrift, den Blick antwortheischend über die Grenzen Württembergs zu richten.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, Herrn Dr. Emil Kost (Schwäbisch Hall) und Herrn Studienrat Isidor Fischer (Crailsheim) für vielerlei Belehrung und Unterstützung zu danken; ersterem auch für die Aufnahme meiner Abhandlung in diese Zeitschrift, letzterem besonders für seine Zusammenstellung der „Ortsnamen des Kreises Crailsheim“, die den Anstoß zu vorliegender Untersuchung gegeben hat.

Ich kennzeichne zuerst ganz roh das Untersuchungsgebiet: es ist der Raum von der mittleren Bühler um die Stöckenburg bis zur oberen Tauber mit Rothenburg als Endpunkt; seine Mittelachse bildet die Jagststrecke von Jagstheim bis Bächlingen. Kleine Ausweitungen an die mittlere Tauber und den mittleren Kocher ergaben sich als zweckmäßig.

Die römisch-germanische Zeit und die frühe Völkerwanderung haben im Maulachgau keine bis heute erkennbaren Spuren hinterlassen.<sup>7</sup>

Seine mittelalterliche Geschichte hebt an mit der Landnahme der Alamannen. Diese erste dauernde Niederlassung eines germanischen Stammes, eines Bauernvolkes unter adeligen Führern,<sup>8</sup> spiegelt sich nur gebrochen und trümmerhaft in wenigen Ortsnamen, gebildet mit der Herkunftsendung „ingen“,<sup>9</sup> wider. Sie ergreift den Maulachgau kaum vor dem 5. Jahrhundert. Die Siedlungsformen von Dorf und Hof stehen wohl schon nebeneinander. Sozial hebt sich über

die Bauernhöfe der Hof des adeligen Grundherren mit einem größeren Anteil an Land heraus. Dem entspricht als politische Organisationsform die kleinräumige Adels Herrschaft.<sup>10</sup>

Das 6. Jahrhundert brachte eine tief einschneidende und weithin wirkende Wende: das Ausgreifen des im romanischen Gallien entstehenden Frankenreiches nach den germanischen Landen östlich des Rheins. Mit ihm trat den kleinen germanischen Adels Herrschaften ein Neues, Fremdartiges entgegen, das germanische Großreich. Ihm ordneten sich die ostrheinischen Adels Sippen ein oder sie wurden ausgemerzt.

Die Geschichte des Frankenreiches, den Zeitraum vom 6. bis ins 10. Jahrhundert umfassend, war innerpolitisch erfüllt von dem Kampf um die Führung des Reiches, um die Macht im Staat, ausgefochten zwischen dem Königtum und dem Adel. Perioden einer starken Zentralgewalt wechselten mit solchen einer Adelsvoherrschaft. Macht war nun in jenen agrarischen Zeiten unauflöslich verbunden mit dem Besitz an Land, mit der Verfügung über die „männerernährende Erde“. So wurde die siedlungsmäßige Durchdringung und organisatorische Gestaltung des Landes, die Siedlungspolitik zu einem wesentlichen Bestandteil frühmittelalterlicher Politik. Die Stärke der Zentralgewalt beruhte auf einem reichen, zweckmäßig organisierten, durch Beamte verwalteten Krongut, das man auch als Fiskalgut oder Königsgut bezeichnet. Niedergang des Königtums bedeutete Verlust und Minderung des Krongutes. Jeder Wiederaufstieg der obersten Reichsgewalt war verbunden mit der Neuschaffung und Gliederung von Königsgut. Solche Kolonisation und Organisation von Staats wegen, getragen von Beamten, zeigt immer und überall die Neigung zu bürokratischer Gleichförmigkeit, zum Schema. Sie haftet deutlichst auch dem Frankenreich an.

Drei Perioden starker Zentralgewalt heben sich in der Geschichte des Frankenreiches heraus.

Um die Wende des 5. zum 6. Jahrhundert besiegte König Chlodwig, der Begründer des Frankenreiches in Gallien, irgendwo am Oberrhein die Alamannen. Sein Sohn Theuderich zertrümmerte in den Jahren 532 bis 534 das Reich der Thüringer. Chlodwigs Enkel Theudebert (535—548) dehnte seinen Einfluß über Baiern und Oberitalien aus bis an die Machtsphäre Ost-Roms heran. Sie und vielleicht auch noch die ersten ihrer Nachfolger im Teilreich Austrasien setzten an den Landstrichen und Punkten Ostfrankens, die wirtschaftlich günstig und für den räumlichen Zusammenhalt des Reiches wichtig erschienen, zwischen die alamannischen und thüringischen Bewohner fränkische Siedlerscharen unter königlichen Führern an. Zwischen und neben den Gutsbezirken alamannischer und thüringischer<sup>11</sup> Adeliger, die sich dem Frankenherrscher kampflos oder freiwillig untergeordnet hatten, entstand so beamtenmäßig verwaltetes Königsgut der Merowinger. Faßbar ist diese erste Stufe fränkischer Organisation — von Kolonisation kann man nicht sprechen, da die Franken altes alamannisches und thüringisches Siedlungsland einfach übernahmen —, faßbar ist dieses hochmerowingische Königsgut des 6. Jahrhunderts in den ON von der Bildung: Personennamen + heim (PN + heim); sie haften durchweg am althesiedelten Gauland. Martinskirchen, die sich in oder nächst so benannten Orten finden, kann man versuchsweise als Martinspatrozinien<sup>12</sup> ältester Schicht, der hochmerowingischen Zeit betrachten.

Mit der Reichsteilung von 561 zog für die merowingische Königsmacht eine Krise herauf, die sich in greuelvollen Familienkriegen und wilden Adelsfehden

entlud. Als endlich mit König Chlotar II. 614 in Gallien Ruhe einkehrte, war der Adel zu einer dem Königtum ebenbürtigen, wenn nicht überlegenen Macht im Reich aufgestiegen. In diesen Jahrzehnten hatte sich höchstwahrscheinlich auch in Ostfranken aus den alteinheimischen alamannischen und thüringischen Adelsgeschlechtern und den zugezogenen fränkischen Scharführern merowingischer Königsbauern ein kräftiger Adel gebildet. Seine Stärke beruhte nicht zum wenigsten auf dem von ihm als Eigen betrachteten einstigen merowingischen Königsgut.

Immerhin konnte König D a g o b e r t I. (623—639),<sup>13</sup> Chlothars II. Sohn, es versuchen, dem Königtum die Macht im Reich zurückzugewinnen. Im Zusammenhang mit seiner gegen die slavische Bedrohung gerichteten Ostpolitik mochte ihm das ostfränkische Land als Raum von gehobener Wichtigkeit erschienen sein. Melden uns auch davon die schriftlichen Quellen nichts, haftet König Dagoberts Name in der Sage auch nur noch im rheinischen Franken, so legt uns doch das plötzliche Auftreten von spätermerowingischen R e i h e n g r ä b e r n<sup>14</sup> mit Waffenbeigaben in Ostfranken die Frage nach deren Herkunft nahe. Dazu treten gerade in den für Neuschaffung von Königsbauernland geeigneten „herrenlosen“ Waldlandschaften Ostfrankens neue eigenartige O r t s n a m e n entgegen: solche von der Form: P N + b a c h. Mit ihnen finden sich abermals M a r t i n s k i r c h e n verbunden. Somit dürfen wir — zum mindesten als vorläufige Arbeitshypothese (Arbeitsgrundlage) — eine z w e i t e W e l l e fränkischer Kronguts o r g a n i s a t i o n verbunden mit K o l o n i s a t i o n unter König Dagobert, also eine spätermerowingische Welle im 3. und 4. Jahrzehnt des 7. Jahrhunderts, annehmen.

Doch dazu mußte der König die persönlichen Kräfte des Adels heranziehen, ein nicht unbedenkliches Schwäche- und Gefahrenmoment. Weiter bedeutete die militärische Niederlage seiner Ostpolitik an der Wogastisburg 630 eine gefährliche Erschütterung des königlichen Ansehens. Die Ernennung eines Amtsherrzogs für die von den Slaven bedrohten ostfränkisch-thüringischen Lande war eine zweiseitige Maßnahme. Der vorzeitige Tod des Königs 639 aber war für die merowingische Königsmacht der Anfang unheilbaren Siechtums. Kämpfe der einzelnen Reichsteile gegeneinander, Fehden der Adelparteien in Gallien kennzeichnen das nächste Halbjahrhundert ebenso wie die fast völlige Verselbständigung Ostfrankens, dessen Herzog, vom König nahezu unabhängig, doch nur der erste eines selbtherrlichen Adels war.

Erst in der Spätzeit des Jahrhunderts ging aus diesem wilden Ringen der H a u s m e i e r A u s t r a s i e n s, P i p p i n der Mittlere, durch seinen Sieg bei Tertry an der Somme 687 als Herr des Gesamtreiches hervor. Nach schwierigen Anfängen behauptete sich sein Sohn Karl Martell (714—740) in dieser Machtstellung. Die merowingische Periode des Frankenreichs war zu Ende; die karolingische hob an.

„Karl Martell zwang die Lande zwischen Neckar und Main wieder unter den Willen der Krone, die er selbst verkörperte; beseitigte das thüringisch-ostfränkische Herzogtum; brach die führende Stellung des Adels; nahm damit wohl auch entfremdetes merowingisches Krongut in die „königliche“ Verwaltung zurück; schuf in einer dritten Kolonisationswelle durch Ansetzung freier Königsbauern in den Königsforsten neues Königsgut; organisierte es in C e n t e n e n, die zugleich Gerichtssprengel und Verwaltungsbezirke waren und bis in die Neuzeit, wenn auch mit veränderten Grenzen, als Zenten mit Zentgerichten und Zentgrafen fortlebten; formte die Centenen auch noch als P f a r r e i e n, deren Kirche St. Martin geweiht und in der Regel von einer Johannes-Taufkapelle begleitet war;<sup>15</sup> faßte Königsgut und Adelsbesitz zu

größeren Einheiten, den *Gauen*, zusammen; setzte über diese die Grafen als königliche Beamte; kurz, Karl Martell schuf die Königsprovinz Franken.<sup>410</sup> Seine Nachfolger, Pippin der Jüngere, Hausmeier, dann König (740—768), und Karl der Große (768—814), haben diese Organisation über die Frankenalb bis an die böhmischen Grenzwälder hin ausgedehnt.

Der karolingischen Organisation des 8. Jahrhunderts gehören nun die meisten unserer ostfränkischen *Martinskirchen* an, die als Pfarrkirchen der Krondomänen, somit als Bezirkskirchen nicht zu einem Dorf gehörten, sondern frei im Felde neben dem Königsmaierhof oder auch am Rande des Kulturlandes, oft auf sicherer Höhe, immer aber an leicht erreichbaren Punkten errichtet wurden. In noch höherem Maße aber sind für diese dritte Kolonisations- und Organisationsstufe kennzeichnend die neuartigen Ortsnamen auf *-heim* und *-bach*, die keine Personennamen mehr in sich tragen, sondern *schematische* Bildungen nach feststehenden Mustern sind. Solche *Typen-ON* kehren im gesamten karolingischen Machtbereich auf germanischem wie auf romanischem Boden immer wieder, sind verständlich nur als Schöpfungen einer einheitlich ausgerichteten, mit Schreibwerk arbeitenden Bürokratie.<sup>17</sup> Sie bediente sich dabei der Sachbezeichnungen, sowohl der Gegenstandswörter (Substantiva) wie der Eigenschaftswörter (Adjektiva), verband diese mit den Grundwörtern *-heim* und *-bach*: *Sonthheim* (= *Südheim*), *Stockheim*, *Speckheim*; *Tierbach*, *Michelbach*, *Sulzbach*; oder sie verwendete die Namen der Bäche, an denen die Neusiedler angesetzt wurden, oder die Namen der Stämme und Stände, denen die Siedler entnommen wurden: *Brettheim* (aus *Brettachheim*), *Frankenheim*.

Mit Ludwig dem Frommen (814—840) begann die politische Kraft des karolingischen Herrschertums nachzulassen. Der Reichsadel stieg im 9. Jahrhundert erneut zur Mitregierung im Reich empor.

Die erste fränkische, die *hochmerowingische* Siedlungswelle des 6. Jahrhunderts ist an das bereits vorhandene Kulturland, an die altesiedelten *Gaulandschaften* gebunden. Schon damals wird das Königsgut in der Verwaltungseinheit der *Centene* organisiert worden sein: die mit staatlichen Leistungen belasteten *Höfe* der Königsbauern, der Königsfreien, hatten in dem Hof des Königsmaiers ihren rechtlichen und wirtschaftlichen Mittelpunkt.<sup>18</sup>

Die zweite, die *spätmerowingische*, und die dritte, die *karolingische* Kolonisations- und Organisationsstufe ergriffen die bisher nur wirtschaftlich, nicht aber siedlungsmäßig genutzten Waldlandschaften,<sup>19</sup> die sich um das hochmerowingische Franken herumlegten. Diese Wälder wurden, weil „herrenlos“, vom König als sein Eigen beansprucht. Gerodet, urbar gemacht, besiedelt, besonders dort, wo uns heute eine ältere vorgeschichtliche Besiedlung erkennbar ist, konnten diese Waldlande neues, wirtschaftlich ertragreiches Krongut abgeben, Ersatz für altes verlorenes Königsgut der Gaulande bilden, neue Grundlagen politischer Macht schaffen. Neue Siedlungsstellen lockerten so die Wälder auf, durchstießen sie, die sich bisher als trennende Schranken zwischen die fränkischen Lande am Main und Neckar einerseits, die nördlichsten Gauen alamannischen und baiwarischen Volkstums andererseits aufgebaut hatten. Damit fiel den neuen Siedlungen häufig die Aufgabe zu, Stützpunkte des staatlichen Verkehrs, Rastplätze und Herbergen an den seit alters bestehenden Fernstraßen zu bilden. So wurde unter dem Merowinger Dagobert ein hochpolitisches Ziel angestrebt, unter den Karolingern erreicht: die ostrheinischen Landschaften untereinander zu verbinden, zu einem Reich straff zusammenzufassen.

Aus schriftlichen Quellen des frühen Mittelalters ist uns für das Frankenreich, aber auch für andere germanische Staaten der königliche Bannwald, der „Forst“,<sup>20</sup> in dem dem König allein die Nutzungsrechte zustanden, als Teil des Krongutes bekannt. Wir wissen von „Forstbauern“ und „Forstmeistern“, von „Forsthufen“ und „Fischhuben“. Aber erst die jüngste Forschung geht daran, solche mittelalterliche Forstverwaltungs- und Forstnutzungsbezirke aus älteren und jüngeren Quellen herauszuschälen und räumlich zu umschreiben. Wenig beachtet sind dabei als Hilfsmittel die Ortsnamen der Waldlande.

Denn es gibt eine Fülle von ON-Formen, die nur dem Waldland zu eigen sind. Als bedeutsamste Klasse heben sich heraus die ON auf -bach. Sie hängen ebenso an älteren natürlichen Lichtungen wie an jüngeren künstlich geschaffenen Rodungen. Urbarmachung und Besiedlung der Forste erforderte deren Aufteilung in Waldbezirke, die ich vorläufig mit dem Ausdruck „Forsthufe“ belegen will. Zu deren Abgrenzung boten sich natürliche Linien, Bäche, Täler und Höhenkämme, sogenannte Firste, dann auch einzelne von Natur hervorgehobene Punkte, Berge, Waldwiesen, auffällige Einzelbäume, Quellen.<sup>21</sup> Der Bach bildete wohl meist das Rückgrat der Forsthufe, so daß diese sich das „Tal“ entlang aufwärts zog; mitunter reckte sie sich über die Wasserscheide hinweg ins jenseitige Tal. Die Breite konnte durch die Wasserscheiden nach rechts und links, manchmal auch durch ein künstliches Maß, die gleiche Anzahl von „Rasten“ zu je 4,440 km<sup>22</sup> nach beiden Seiten bestimmt sein.

Das, was uns heute als Ortsname auf -bach erscheint, bezeichnete ursprünglich nicht eine Siedlung, sondern ein rechtlich und wirtschaftlich einheitliches Siedlungsgelände, ein „Tal“ oder ein „Revier“.<sup>23</sup> Dieses Wort, aus lateinisch rivus Bach + aria (Endung, die die Zugehörigkeit verdeutlicht) gebildet, bezeichnet das Gelände beiderseits des Baches. Wenn dieses mit einer „Forsthufe“ zusammenfiel, so ist der Übergang des Wortes „rivaria“ zu einem Fachausdruck des Forstwesens verständlich. Der Revier-Name auf -bach begriff dann alle Bauanlagen seines Bereiches in sich, mochten sie nach Art und Zweck noch so verschieden sein. So erklären sich denn die durch spätere Zusätze wie „Ober-“, „Mittel-“, „Unter-“, „Kirch-“ unterschiedenen Orte vielfach als Entwicklungen gleichzeitig angelegter Höfe, können aber auch ein Nebeneinander von älterem Mutterhof und jüngeren Ausbauten darstellen. Daß ON auf -tal<sup>24</sup> sachlich sich in keiner Weise von ON auf -bach unterscheiden, sondern wie diese „Forsthufen“ bezeichnen, ist nach dem eben dargelegten eindeutig klar.

Bei den ON auf -felde<sup>25</sup> drängt sich die Frage auf, ob sie nicht das Revier selbst oder eine räumliche Abteilung der Forsthufe meinen, besonders wenn diese durch eine größere waldfreie Fläche gekennzeichnet war. Freilich kann der -felden-ON auch auf ein durch Rodung gewonnenes Feld, einen Bifang als Siedlungsveranlassung hinweisen. Verwandt mit den ON auf -felden und, wie diese an Waldlandschaften gebunden sind, die ON auf -wäng,<sup>26</sup> die eben eine den frühmittelalterlichen Viehzüchter höchst erfreuende Waldwiese verraten.

Wenn uns weiter auf altem Waldboden ON auf -bronn, brunn<sup>27</sup> entgegen treten, so enthüllt sich damit die Quelle als Siedlungsveranlassung. Ihr rechtlicher Charakter als Grenzmal hat dabei weniger mitgewirkt als ihr wirtschaftlicher Wert: nicht nur für Hirten und Herden waren Quellen unentbehrlich; auch für den Reisenden, der als Pilgrim, Kaufmann oder in staatlichem Auftrag den Wald zu durchqueren hatte, waren sie als natürliche Raststätten von lebenswichtiger Bedeutung.

All diese Ortsnamen treten nun in den zwei Formen auf, die wir für die ON

auf -heim herausgehoben haben: entweder verbunden mit einem Personennamen oder als schematischer Typenname: Triensbach-Michelbach; Hachtel = Habichtstal; Gammesfeld-Roßfeld; Gerabronn-Schwarzenbronn.

Als letzte unter den ON der Waldgebiete ist die Gruppe der einfachen Geländennamen (Stellennamen) ohne jeden Zusatz personeller oder schematischer Prägung zu nennen: Buch (= Einzelbaum oder Gehölz), Lohr (ahd. lari = Viehweide, Hutwald).<sup>28</sup>

Damit erhebt sich die Frage, welche dieser Gruppen den fränkischen Kolonisationsperioden des 7. und 8. Jahrhunderts zugeschrieben werden und wie sie auf beide verteilt werden könnten. Darf man die Bildungen mit PN sozusagen als Fortsetzung der PN + heim-ON der spätmerowingischen, die typisch geformten ON der karolingischen Periode zuweisen? Oder fallen die ersteren wenigstens zum Teil in die spätkarolingische Periode, in das 9. Jahrhundert, in dem das Königtum im Abstieg, der Adel im Aufstieg begriffen war, das karolingische „Schema“ also abstarb?

Neben diesen „Forst-ON“, die der Klasse der Gelände- oder Stellen-ON eingeordnet werden müssen, finden sich gerade in den fränkischen Keuperwaldgebieten auch reine Siedlungsbezeichnungen: außer den schon erwähnten Typen-ON auf -heim vor allem ON auf -hofen und -hausen, auf -dorf und -weiler. Von diesen tragen nur sehr wenige das Gepräge von Typenformen, während die überwiegende Mehrzahl mit PN gebildet ist. Wenn erstere bei der karolingischen Organisation einzugliedern sind, so bleibt für die letzteren wiederum die Wahl zwischen dem 7. und 9. Jahrhundert.

Es führt also diese rein philologische Klassifizierung zu keinem voll brauchbaren Ergebnis. Sie verliert sich in einer dürren Statistik, vielleicht sogar mit prozentualen Anteilberechnungen, besonders wenn die Untersuchungsräume zu weit oder künstlich, etwa in Anlehnung an moderne Verwaltungsgrenzen, abgesteckt sind. Denn wenn ON Zeugnisse der Besiedlung, der Kolonisation und der Organisation, also einer auf bestimmte Ziele bewußt ausgerichteten Tätigkeit sind, dann müssen sie lebendig erfaßt, von der Dynamik des Geschehens her begriffen werden, die sich im Raum auswirkte. Sind die Räume alter, alamannischer und hochmerowingischer Ansiedlung durch -ingen- und -heim-Orte mit PN gekennzeichnet, wie verteilen sich dann die Waldland-ON auf die Wälder, die die Altsiedlungsräume voneinander trennten? Die siedlungsmäßige Auflockerung dieser Wälder bildet ja das, was wir „Wachstum und Organisation eines frühmittelalterlichen Gaus“ nennen. Bei einer von dieser Frage geleiteten Betrachtung der Karte lassen sich häufig Vergesellschaftungen oder Folgen von ON feststellen, die aus gleichen ON-Gruppen aufgebaut sind: etwa ON auf -bach, -felden, -hofen bzw. -hausen oder ON auf -bronn, -dorf, -weiler. „Ortsnamensbilder“ gleicher Art werden auf gleichzeitige und gleichgeartete Siedlungsvorgänge zurückgehen. Unter den Ortsnamensbildern werden sich dann weiter jüngere und ältere unterscheiden lassen. So wird es vielleicht auch bei den mit PN gebildeten „Forst-ON“ möglich sein, solche des 7. von denen des 9. Jahrhunderts abzutrennen. Nicht aus den einzelnen sprachlich-formalen ON-Gruppen, sondern aus den geologisch-bodenmäßig bestimmten ON-Bildern läßt sich der Gang der Besiedlung, der Kolonisation erkennen.

Manchmal allerdings wird das ON-Bild nicht mehr die Besiedlung und deren Verlauf anzeigen, sondern lediglich die Organisation. Fallen im 7. Jahrhundert unter Dagobert Kolonisation und Organisation der Waldgebiete zeitlich zusammen, wie es eben dem Zweck, im Waldland neues Königsgut zu schaffen,

entspricht, so kann in dem karolingischen Jahrhundert das Verhältnis von Kolonisation und Organisation anderer Art sein. Es kann sich im 8. Jahrhundert um die staatliche Reorganisation eines bereits in früheren Jahrhunderten besiedelten Raumes handeln, wobei freilich die bisherigen Siedler gegen neue ausgetauscht werden konnten, also Verpflanzungen stattfanden. Wenn so Besiedlung (Kolonisation) und Organisation auseinanderklaffen, stehen sich im gleichen Raum karolingische Typen-ON des 8. Jahrhunderts und Bodenfunde früherer Zeit gegenüber. Die junge Organisationsstufe überdeckt im ON-Bild oft völlig die ältere Besiedlung.

Diese aber ist immer absolut durch Bodenfunde gesichert. Zwar sprechen auch sie nicht immer für Gründung, sondern nur für das Bestehen der Siedlung. Wenn der ON jünger ist als der Fund, weisen beide auf zwei verschiedene Siedlungs- bzw. Organisationsvorgänge. Die Zahl der merowingerzeitlichen Bodenfunde<sup>20</sup> im Maulachgau ist nur gering: Ingersheim, Altdorf-Steppach, Stöckenburg; sie stellen der Forschung mehr Fragen, als sie ihr Antworten geben. In Martinskirchenorten des Gaues haben sich Reihengräber bis jetzt nicht auffinden lassen.

## 2. Alamannische Landnahme: vermutliche Adelsherrschaft (Kleingau) an der mittleren Jagst und der oberen Tauber (5. Jahrhundert)

Die Landnahme der Alamannen im Raum des späteren Maulachgauen und in den Grenzgebieten seiner Nachbargäue,<sup>1</sup> die von der württembergischen Forschung ins 5. Jahrhundert gesetzt wird, hat nur dürftige Spuren hinterlassen. Von dem, was damals geschaffen, haben die große Politik und der kleine Alltag in 1500 Jahren viel, wenn nicht das meiste wieder beseitigt, durch neues ersetzt. Gänzlich fehlen alamannische Bodenfunde dieser Frühzeit; alamannische -ingen-ON haben sich nur wenige gehalten.

Sie treten uns in drei räumlich deutlich geschiedenen Gruppen entgegen. Zuerst an der mittleren Jagst: Ailringen, 1054 Adalringen PN Adalhar, an der Einmündung des Rißbaches; Mulfingen, 1095 Mulvingen PN Muniwolf, an der Einmündung des Roggelshauer Baches; Bächlingen, 1077 Bachilingen PN Bachilo, in einer Ausbuchtung des Jagsttales. Die beiden rechts der Jagst auf der Hochfläche liegenden Weiler Bröchlingen, 1357 Bruehtlingen PN Brochart, über dem Röthelbach, und Heuchlingen, 1054 Huckilheim PN Huchilo, zwischen Herrnthierbach und Riedbach, als Siedlungen der alamannischen Landnahme anzusprechen, trage ich trotz der üblichen Erklärung von PN gerade im Hinblick auf ihre Lage Bedenken; sie werden im Fall Heuchlingen noch durch die Überlieferung in der fränkischen ON-Form verstärkt. Ich kann beide Namen hier ausscheiden, ohne das Bild der alamannischen Landnahme zu verzeichnen.

Eine zweite Gruppe von -ingen-Orten in der Crailsheimer Bucht bildet sich nur noch in Resten ab: Gröningen, 1002 Groningen, 1108 Grüningen PN Gruono, an der Gronach am Ansatz des tiefeingeschnittenen Unterlaufs, und †Wizelingen, 1130 Wicelingen PN Witizo, abgegangen, im Raum Ingersheim—Wittau—Westgartshausen—Goldbach zu suchen,<sup>2</sup> beide also rechts der Jagst. An ihr selbst erscheinen heute keine -ingen-ON mehr, nur noch fränkische -heim-ON. Eine dynamische Geschichtsbetrachtung wird mit einem Blick auf das ON-Bild um Weißenburg an der Rezat — fränkische -heim-ON im Kern um Weißenburg, ältere alamannische -ingen-ON an den Rändern, thüringische -stadt-ON nur noch im Nordosten, sämtliche auf gutem Siedlungsboden, die fränkischen

-heim-ON jedoch in dem durch seine Straßenkreuzungen politisch wichtigen Kernraum — auch in der Crailsheimer Bucht, die ein ähnliches ON-Bild aufweist, eine Überlagerung und Aufsaugung älterer alamannischer Siedlungen durch jüngere fränkische Anlagen und deren Namen um so mehr annehmen, als auch hier die -heim-Orte mit höchster Wahrscheinlichkeit an den Jagstübergängen alter Fernstraßen liegen.

Endlich findet sich an der oberen Tauber noch die -ingen-ON-Gruppe: *Wettringen*, 1326 *Wettringen PN Wadihari*, nächst einer Verbreiterung des Taubertals, und *Insingen*, 1090 *Ingesingen PN Ingezo*, gleichfalls an einer umfanglichen Talverbreiterung.<sup>3</sup> Diese Taubergruppe ist nun zusammen mit den -ingen-ON an der oberen Wörnitz bzw. Sulzach:<sup>4</sup> (Dorf-, Lehen-) *Güttingen*, *Altform Gutingen PN Gudo*, *Godo*, nördlich und südlich von Feuchtwangen, und *Segringen*, 1238 *Saegeringen PN Sighari*, westlich Dinkelsbühl, auch eingespannt zwischen *Creglingen*, 1045 *Chregeligen PN Crago*,<sup>5</sup> im altesiedelten Taubergau und *Weiltlingen*, 1238 *Wiltigen PN Wilto*,<sup>6</sup> in dem gleichfalls altesiedelten Hesselbergland. Aber die Wasserscheide der Frankenhöhe zwischen Tauber und Wörnitz-Sulzach ist scharf und markant, während die zwischen Tauber und Jagst unmerklich im Gelände zerfließt. So wird die -ingen-ON-Gruppe an der oberen Tauber stärker nach der Jagst hin verwiesen.

Zwar schob sich zwischen diese drei Gruppen ein breites Waldgebiet; aber es war von alten *Fernwegen*<sup>7</sup> durchzogen: von der Crailsheimer Bucht war über *Rot am See* (Martinskirche) und über *Michelbach* (Martinskirche zu vermuten) die Taubergruppe erreichbar, von wo aus der Fernweg dem Rangau zustrebte; von *Rot* aus leitete zudem die später sogenannte „Kaiserstraße“ in das Gauland an der mittleren Tauber. Ein für die Strecke *Crailsheim—Ilshofen* gesicherter, weiter über *Ruppertshofen* (Martinskirche) vermuteter Altweg führte an die Jagstgruppe von *Bächlingen* heran und weiter in die *Wingarteiba* östlich des *Odenwaldes*. Vielleicht darf man auch einen Altweg *Bächlingen—Rot—Insingen* als Teil eines Fernweges von *Öhringen* her annehmen. Allerdings wird man nicht übersehen, daß die Linien vom Taubergau um *Mergentheim* und von den *Gaulandschaften* an der Westseite des *Maindreiecks* ins *Ries* und weiter nach *Augsburg* durch den Raum von *Wettringen* und *Insingen* zogen.<sup>8</sup> Unzweifelhaft wird dann auch das *Crailsheimer Becken*, der *Auffangplatz* mehrerer vom *Neckar* her kommender Fernwege, mit dem *Hesselbergland* über *Segringen* verbunden gewesen sein.

Ähnlich weisen auch manche der in den -ingen-ON steckenden *Personennamen* auf eine Verknüpfung der drei -ingen-Gruppen.<sup>9</sup> Dem *PN Adalhari* in *Ailringen* entspricht in *Wettringen* der *PN Wadhari*; der *Witezo* in †*Wizelingen* ist in gleicher Weise gebildet wie *Ingezo* in *Insingen*; zu *Ingesingen* vom *PN Ingezo* tritt *Ingersheim* in seinen Altformen 1037 *Ingeresheim*, 1357 *Ingheresheim* vom *PN Inghari*; endlich könnte man sogar den *Sighari* von *Segringen* den anderen drei -HARI-Namen anschließen; verteilen sich doch gerade diese -HARI-PN auf alle vier ON-Gruppen. Wir finden ferner den Stamm *WIT* außer in dem *PN Witezo* und in dem ON *Wizelingen* nun auch in der *Adelsfamilie* von *Gröningen*: um 1100 nennt uns das *Komburger Schenkungsbuch* einen *Witho de Groningen*.\* Sollte uns in diesen Namenszusammenhängen, die einer trümmer-

\* Bei dem 1102 und 1108 genannten Hochadeligen *Wito* von *Groningen* nimmt, gegen das *Wirtembergische Urkundenbuch* I, Seite 334 und 401, die *Oberamtsbeschreibung Crailsheim* an, daß er nicht *Gröningen* bei *Crailsheim*, sondern *Ober- und Untergröningen* im oberen *Kochertal* zuzuweisen ist. Dafür spricht von vornherein das

haften Überlieferung entnommen sind, etwa eine Sippe alamannischer Urmäier<sup>10</sup> entgegnetreten? Könnte sie nicht noch nach der Jahrtausendwende in den ortsadeligen Familien zu Gröningen,\* Wizelingen und Mulvingen, vielleicht auch zu Insingon fortgelebt haben?<sup>11</sup>

Diese alamannischen Mittelfreien saßen, durch Besitz und gewisse Führungsrechte, „Twing und Bann“, über die breitere Schicht der sogenannten gemeinfreien Bauern herausgehoben, mitten unter oder neben deren Höfen auf ihren Herrenhöfen,<sup>12</sup> noch nicht auf „Burgen“. <sup>13</sup> Aber wir dürfen aus der Gleichheit der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse bei den germanischen Stämmen der Völkerwanderungszeit annehmen, daß auch den Alamannen die Fliehbürg ein wesentliches Zubehör ihrer Siedlungen war. Die vorgeschichtlichen Höhenburgen wurden als Zufluchtsstätten im Fall der Not betrachtet,<sup>14</sup> wenngleich uns alamannische Funde, die eine solche Benützung sichern würden, auf den vorgeschichtlichen Fliehburgen unseres Landschaftsgebiets bisher nicht geschenkt wurden; ihr Fehlen berechtigt jedoch nicht zu einem negativen Schluß. Für die Crailsheimer Bucht kämen zwei ältere Fliehburgen, der Burgberg links der Jagst und die Schöneburg in der „Urmark“<sup>15</sup> †Wizelingen in Betracht. Für Ingersheim verwiesen mich einheimische Forscher auf die „Pfannenburg“. In der „Urmark“ Gröningen nannte man mir den Abschnittswall „Schloßberg“. Für Bächlingen ständen der „Lange Berg“, der heute das Städtchen Langenburg trägt, und der „Katzenstein“ südöstlich von Bächlingen zur Verfügung. Für Wettringen endlich könnte man an die Schanze auf dem Rothen Berg denken, deren vorgeschichtlicher Ursprung allerdings noch nicht erwiesen ist.

So drängt sich zuletzt doch noch die Frage auf, ob diese drei Siedlungsräume an der Jagst und an der Tauber nicht schon in alamannischer Zeit eine politische Einheit, das politische Herrschaftsgebiet eines hochadeligen Geschlechtes gebildet haben könnten.<sup>16</sup> Wir lassen es hier angesichts des heutigen Standes von Forschung und Quellen bei dieser Frage bewenden.

### 3. Fränkische Besetzung und Organisation: die hochmerowingische Centene an der mittleren Jagst (Maulach-Gronach) (6. Jahrhundert)

Kaum schon Chlodwig, wohl erst Theuderich hat das alamannische Siedlungsgebiet an der mittleren Jagst dem Frankenreiche eingefügt, vermutlich noch vor dem Jahre 536, in dem sein Sohn Theudebert das südliche Alamannien sich von den Ostgoten abtreten ließ. Zuerst also noch Grenzraum gegen die ala-

---

obere Kochertal als zum staufischen Kerngebiet gehörig, und die engen Beziehungen dieses Wito zu den Staufern. In der Gründungsurkunde des staufischen, nahe gelegenen Hausklosters Lorch ist dieser dominus Wito de Gröningen zusammen mit seinem Standesgenossen Ulrich von Vellberg 1102 als Zeuge herangezogen vom Stifter, dem Staufer Herzog Friedrich von Schwaben. Für Witos Zugehörigkeit zu Ober- und Untergröningen spricht weiter das aus einer festen Burg über dem Kocher erwachsene ansehnliche Schloß Untergröningen mit seiner eines Hochadelsgeschlechtes würdigen und ihm für jene Zeit ganz entsprechenden Lage. Die Tauschurkunde zwischen dem Würzburger Neumünster und Kloster Komburg 1108 läßt die Möglichkeit für Gröningen am oberen Kocher und für das Crailsheimer Gröningen offen. Hier steht Witho de Gruonigen als Zeuge nach den Edelfreien Konrad von Künzelsau und Heinrich von Vellberg vor Adelbert von Stein (bei Künzelsau) und den Herren von Stetten (Kocherstetten), Gammesfeld, Marlach und Rot (wohl bei Mittelrot), also von Orten des Kochergebiets und einem Ort des Kreises Crailsheim. Die Erwägung aller Umstände scheint doch eher für Unter- und Obergröningen am oberen Kocher zu sprechen.

Schriftleitung.

mannischen Herrschaften am Hesselberg, im Ries, um Weißenburg herum, wurde das Maulach-Siedlungsgebiet nach 536 wichtigstes Verbindungsstück zwischen den rheinfränkischen Landen um Worms und den ebengenannten, neu erworbenen alamannischen Gauen, ja darüber hinaus dem gleichfalls dem Reich angegliederten Baiernland. Überschritt doch die große Rhein-Donau-Verbindung im Maulachraum wohl mit zwei Strängen die Jagst.<sup>1</sup> Zugleich überquerte diese auch noch ein Fernweg, der die alamannischen Siedlungsgebiete um Cannstatt mit Böhmen verknüpfte.<sup>2</sup> Somit für die fränkische Reichsverwaltung Grund und Anlaß genug, um gerade diesen Raum durch Ansetzung fränkischer Scharen<sup>3</sup> als staatlichen Bezirk mit Aufgaben des Grenzschutzes zuerst, später mehr des Verkehrs zu organisieren. So wurde alamannisches Siedlungsgebiet auch an der Jagst wie an der mittleren Tauber „verfrankt“.

Diesen Vorgang können wir mangels an Bodenfunden des 6. Jahrhunderts wiederum nur den ON, den fränkischen ON von der Formel PN + heim entnehmen. Vier drängen sich in dem Jagst-Maulach-Raum zusammen: Crailsheim, 1136 Crowelesheim PN Crowilo, an der Jagst; Ingersheim, 1037 Ingersheim PN Inguhari, an der Jagst oberhalb Crailsheim; Onolzheim, 1333 Onoltsheim PN Aunwald, an der Maulach, westlich von Ingersheim; † Gofersheim, 1357 Gofersheim wohl PN Gotfried, abgegangen bei Maulach. Dazu gesellen sich noch Bronnholzheim, 1296 Brunoldesheim PN Brunold (Brunwalt), an der Gronach östlich von Gröningen, und † Siecheim, 1345 PN Sigo, vermutlich zwischen Wallhausen und Gailnau.

Crailsheim und Ingersheim sind die Jagstübergänge der Fernstraßen von Heilbronn und Cannstatt her; beide Orte beobachten die östlichen Aufstiege in den Richtungen Feuchtwangen und Dinkelsbühl; Onolzheim sperrt den Abstieg der Cannstatter Straße; Gofersheim lag vermutlich an der Heilbronn-Wimpfener über Geislingen am Kocher laufenden Straße, die dort das feuchte Waldgelände zwischen Saurach und Maulach zu überwinden hatte. Bronnholzheim ist der Gronach-Übergang einer Linie Crailsheim—Wettringen, die wohl einer Altstraße gleichzusetzen ist. Endlich mündet bei Crailsheim über Gröningen die „Kaiserstraße“ ein. Die fränkischen PN + heim-Orte liegen also an den rückwärtigen Verbindungen zu den fränkischen Gauen am Neckar, an der Tauber und am mittleren Main, richten sich hinüber in die alamannischen Siedlungsgebiete an der Wörnitz und am Hesselberg.

Räumliche Beziehungen der fränkischen Siedlungen zu den Fliehbürgen sind deutlich. Der Burgberg ist von Gofersheim wie von Onolzheim leicht erreichbar; Ingersheim liegt die Pfannenburg am nächsten; für Crailsheim kommt die Goldbacher Burg in Betracht; allerdings bietet der Bergsporn, auf dem das mittelalterliche Städtchen liegt, sich selbst als Zufluchtsstätte an.

Es erscheint somit Crailsheim schon in hochmerowingischer Zeit als der wichtigste Punkt des Jagst-Maulach-Raumes: Straßenknotenpunkt und natürlicher Sicherheitsplatz. Demgegenüber erweist sich Ingersheim als ein stärker unter landwirtschaftlichen Gesichtspunkten angelegter Ort wahrscheinlich noch der alamannischen Landnahme. Der Name ist dann „verfrankt“ worden, als der dort sitzende Adelige der ING-HARI-Sippe sich der fränkischen Herrschaft freiwillig einfügte und dadurch seine führende Stellung behauptete. Daß dessen Herrenhof in Ingersheim anzunehmen ist, darauf weist ferner noch das Gräberfeld des 7. Jahrhunderts.<sup>4</sup> Somit wird man Ingersheim als den sozial führenden Platz betrachten dürfen. Die Einrichtungen des Gerichtswesens und der Wirtschaft, die in viel späteren Jahrhunderten dem Ort Onolzheim eine führende Stellung

zuweisen,<sup>4a</sup> gehörten meines Erachtens ursprünglich zu Maulach als Grafen Hof, entstammen somit erst dem 8. Jahrhundert und sind erst nachträglich in das sich kräftiger entwickelnde Onolzheim abgewandert.

In den anderen ON treten die Namen der fränkischen Scharführer hervor. Die drei PN Crowilo, Gotufriid und Aunwalt stehen beziehungslos nebeneinander, deuten nicht auf Sippenzusammenhang. Hingegen kann auf einen solchen die gleiche Bildung der in den ON Onolzheim und Bronnholzheim steckenden PN Aunwalt und Brunwalt weisen. Man findet solche WALT-PN noch in mehreren älteren ON der angrenzenden Keuperwälder und in dem benachbarten Rangau: Ansbach, 788 Onoldisbach PN Aunwald; Windelsbach nordöstlich von Rothenburg o. d. T., 1241 Binoltsbach PN Winwalt; Cadolzhofen bei Windelsbach, PN Catwalt; Beroldsheim bei Windsheim an der Aisch, Altform Beroldesheim PN Ber(n)walt; Krassoltzheim an der Ehe, 1023 Grassulzun, Grassulzim PN Graswalt. Die Entfernung dieser Orte von den beiden Maulachgau-Orten gleicher Bildung liegt zwischen 2 und 3 fränkischen Tagesreisen = rund 50 bis 60 km, die von reitenden Personen auch rascher zurückgelegt werden konnte. Ein Sippenzusammenhang zwischen diesen fränkischen Scharführern und Ortsgründern — eine WALT-Sippe — erscheint also sehr wohl möglich.<sup>5</sup>

Darf man nun für diese hochmerowingischen Maulach-Jagst-Siedlungen auch einen christlich-kirchlichen Mittelpunkt annehmen? Wir finden in den hochmerowingischen Siedlungskernen anderer ostfränkischer Gaue Martinskirchen: im Taubergau zu Mergentheim, Igersheim und Weikersheim, im Rangau zu Klein-Windsheim, im Iffgau zu Willanzheim und Markt-Herrnsheim, im Radenzgau zu Eggolsheim.<sup>6</sup> So wäre auch bei den Frankensiedlungen um Crailsheim eine Martinskirche des 6. Jahrhunderts möglich. In Betracht käme etwa die Martinskirche zu Roßfeld (Maulach),<sup>7</sup> wenn man nicht von der hochmittelalterlichen Johanneskirche auf dem Crailsheimer Höhengsporn auf eine fränkische St.-Martins-Kirche mit Taufkapelle zurückschließen will.

Immerhin, die -heim-Orte im Maulach-Jagst-Gronach-Raum machen nach ihrer Lage eine fränkische Centene des 6. Jahrhunderts höchst wahrscheinlich.

Ob wir solche Centenen auch bei der -ingen-ON-Gruppe jagstabwärts Bächlingen und bei der gleichartigen ON-Gruppe an der oberen Tauber annehmen dürfen, bleibt zweifelhaft. ON auf -heim fehlen hier wie dort. Die Martinskirchen von Ailringen und von Buch bei Insingen sind für sich allein nicht beweiskräftig. So bleibt es wahrscheinlicher, daß die erste fränkische Organisationswelle, die der Besetzung, die hochmerowingische Centenenbildung, diese beiden alamannischen Siedlungsgruppen nicht erfaßt hat. Auf die Frage nach dem Warum wären zwei Antworten denkbar: entweder waren diese ostwärts gerichteten Kleinräume für die Südostpolitik König Theudeberts belanglos oder die in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts heraufziehende Krise des merowingischen Königtums verhinderte eine Weiterführung der staatlichen Organisation in diesen vom Rhein weitab gelegenen Gebieten.

#### 4. Fränkische Kolonisation und Organisation: spätmerowingische Forsthufen an der mittleren Jagst und an der oberen Tauber (7. Jahrhundert)

Der Versuch König Dagoberts I. (623—639), in Ostfranken neues Königsgut zu schaffen, sah sich, nachdem das Gauland in die Hände des aufblühenden Landschaftsadels entglitten war, auf die Waldgebiete angewiesen. Die kräftigst ent-

wickelten und damit wohl auch ältesten Orte tragen hier Namen von der Bildung PN + bach.<sup>1</sup> Von ihnen aus haben wir zuerst die ON-Bilder an den Rändern der drei alamannisch-hochmerowingischen Teilräume des „Maulachgau“ zu untersuchen, um dann auch noch die Martinspatroninien dieser Landstriche einzugliedern.

Zuvor aber sei eine knappe Aufzählung der PN + bach-ON<sup>2</sup> gestattet, die sich in weitem Bogen um den (karolingischen) Maulachgau herumlegen. Von der oberen Aisch, dem hochmerowingischen Kern des Rangaus, schwärmen gegen den Maulachgau und den Taubergau nicht weniger als 6 solcher ON aus. Südwärts sind in den Keuperwald vorgetrieben: **Windelsbach**, 1241 Binoltesbach PN Winwalt, im Quellgebiet der Altmühl; **Wiedersbach**, wohl PN Withari, nächst der Altmühl westlich von Ansbach; **Ansbach**, 786 Onoldisbach PN Auwalt, an der Einmündung des Onolzbachs in die Rezat. Westlich des Rangaus in dem Winkel zwischen Gollach und Steinach findet sich **Wallmersbach**, 1157 Walmaresbach PN Waltmar; nach Südwesten gegen die Tauber ist vorgeschoben, abgesehen von einem **Ohrenbach**, 953 Orinebach, kaum PN Aran, sondern eher ahd. oran Ahorn, (Ober-, Tauber-) **Scheckenbach**, 1231 Scheckenbach PN Scacco. Im Grenzgebiet des Taubergaus tritt **Freudenbach** auf, 807 Fridunbach, Fraunname Frida (ob an Stelle eines älteren Männernamens Frido?), hart unterhalb der Wasserscheide zwischen Tauber und Steinach. Im Süden des hochmerowingischen Taubergaus finden sich **Laudenbach**, 9./12. Jahrhundert Lutenbach PN Luto, an dem Vorbach, und **Wachbach**, 1045 Wachenbach PN Wacho, südlich von Mergentheim, westlich des Kaiserwegs.

Betrachten wir ebenso rasch die ON-Bilder, denen diese -bach-ON angehören, so stoßen wir auf PN-Bildungen mit -felden, -hofen und (teilweise jüngeren) -hausen. Ich stelle zusammen: **Windelsbach**, **Preuntsfelden** 1000 Breunolzfelden, **Cadolzhofen** 1351 Cadoltzhofen; **Wiedersbach**, **Frommetsfelden**, so 1375, **Gastenvelden** 1369 Gastenvelden, **Leutershausen** 1000 Liuthereshusun; **Ansbach**, **Schalkhausen** 1144 Scalchusen; **Wallmersbach**, **Rudolzhofen** 14. Jahrhundert Ruelczhofen, **Adelhofen** 1358 Adelhoven, **Walkershofen** 1284 Walgarshofen, **Simmershofen** 1144 Sigmareshofen, **Waldmannshofen** 807 Uualtmannishova, vielleicht auch **Auernhofen** 1329 Urenhofen, **Welbhausen** 1018 Wanlebehusun, **Wallbehusun**; **Ohrenbach-Scheckenbach**, **Gailshofen** 1358 Gyltshova, **Adelshofen** 1279 Adelshofen, **Gattenhofen** 1147 Gattenhofen, **Gumpelshofen**, **Ruckertshofen** 1394 Rueckershofen, **Reichelshofen**, fraglich ob **Steinsfeld** 1253 Steinsvelt; **Freudenbach**, **Equarhofen** 1119 Ekkeburghofen, **Archshofen** 807 Autgausishova PN Autgauz; **Laudenbach**, **Wermutshausen** Werinbretheshusen PN Warinberht, **Adolzhausen** Otolveshusen PN Audwulf; **Wachbach**, **Herbsthausen** Herwigeshusen PN Hariweg Herwig. Man wird bei der engen räumlichen Vergesellschaftung dieser gleichgebauten -bach- und -hofen- bzw. -hausen-ON geneigt sein, diese letzteren beiden Gruppen dem 7. Jahrhundert zuzuweisen.

Zuletzt haben wir noch die Kirchenpatroninien der -bach-Orte zu überblicken.<sup>3</sup> Die Pfarrkirche von Windelsbach ist St. Martin geweiht. In Ansbach stand innerhalb des Klosterbereichs eine St.-Martins-Kapelle, die den hochadeligen Klostervögten aus dem Geschlecht der Dynasten von Dornberg als Grablege diente, sich dadurch als der Klosterkirche im Range folgend zu erkennen gibt, während die einst zugehörige Taufkapelle in die bäuerliche Siedlung abwanderte und weiter zur Stadtpfarrkirche aufstieg.<sup>4</sup> In Wiedersbach tritt als Kirchen-

heiliger St. Laurentius<sup>5</sup> auf, der auch sonst in der Nachbarschaft des heiligen Martin erscheint und diesen vermutlich öfters verdrängt hat. Das zu Wallmersbach gehörige Martinspatrozinium findet sich in dem benachbarten Welbhausen. In Ohrenbach treffen wir den Täufer Johannes und in Oberscheckenbach den Würzburger Bistumsheiligen Kilian<sup>6</sup> an; Verdrängung eines älteren Martinspatroziniums wäre nicht ausgeschlossen. Freudenbachs St. Blasius ist sicher nicht ursprünglich. In Laudenbachs ältester Pfarrkirche, der Bergkirche, ist Martinus von der Gottesmutter auf die zweite Stelle abgedrängt worden. Wachbach hat den ritterlichen, also jüngeren St. Georg zum Kirchenpatron. Von den 9-bach-Orten weisen drei in ihren Kirchen, einer in der des Nachbarortes Martinspatrozinien auf; in einem dieser 4 Fälle steht im gleichen Ort ein Täuferpatrozinium daneben; über dieses verfügt noch ein weiterer Ort. Je einmal treten L a u r e n t i u s, der Siegerheilige von 955, und K i l i a n, der Bistumsheilige, auf. (Dazu als Vergleich: von den in der Würzburger Gründungsurkunde von 742/823 erwähnten 12 Martinskirchen haben nur 3 dieses Patrozinium bewahrt; dreimal ist St. Kilian, zweimal der Täufer, je einmal Laurentius, Jakobus und Mauritius an seine Stelle getreten; eine Martinskirche ist spurlos verschwunden.<sup>7</sup>)

Ich ziehe das Ergebnis: Von den hochmerowingisch besiedelten Kernen des Rangaus und des Taubergaus, gekennzeichnet durch PN + ingen-ON und PN + heim-ON sowie durch Martinspatrozinien, sind später, unter König Dagobert I., neun „Forsthuben“ — mit PN geformte ON auf -bach, -feld, -hofen und -hausen — in die trennenden Wälder hineingetrieben worden; Zwischen Rangau und Taubergau wurde die Verbindung vollständig hergestellt; auf dem sanften Osthang der Frankenhöhe erreichte sie vom Rangau aus wenigstens das alamannische Siedlungsgebiet um Insingen—Wettringen; vom Taubergau schob sie sich bis an die Ailringen—Bächlingen-Kette heran; und endlich muß abschließend noch gesagt werden, daß vom Rangau über Ansbach und eine zehnte Forsthufe mit dem Mittelpunkt W i n d s b a c h 1153 Windesbach,<sup>8</sup> an der Rezat die Verbindung mit dem altbesiedelten Umland von W e i ß e n b u r g zu Füßen der Alb geknüpft wurde. So erscheint uns ein kolonisatorisches und organisatorisches System. Welche Rolle spielte in ihm nun der Maulachgau?

An der oberen Tauber um I n s i n g e n—W e t t r i n g e n findet sich nur ein, allerdings nicht ganz einwandfreier PN + bach-ON: R e i c h e n b a c h, 1304 Richenbach PN Richo, zwischen den beiden -ingen-Orten. Dann stoßen wir in dem Halbkreis nördlich um Insingen auf drei -felden-ON: B o c k e n f e l d, 1312 Bockenfeld PN Bocco, an der Tauber; B e t t e n f e l d, 1302 Bettenveld PN Betto, an der Schandtauber (Kleinen Tauber); G a m m e s f e l d, 1101 Gammesfeld PN Gamno Gaman, westlich von Insingen; dazu H e r t e r s h o f e n, 1171 Hertrichshofen PN Hartrich, südöstlich von Gammesfeld, und B e l l e r s h a u s e n, 1333 Beldrichshusen PN Baldrich, am Wohnbach östlich von Insingen. Weiter weisen die spätmittelalterlichen Gerichts- und Pfarrsprengel Insingen und Wettringen<sup>9</sup> zwei Martinskirchen auf, eine vermutliche zu B u c h, westlich von Insingen, und eine zu W ö r n i t z, östlich von Wettringen; ihre Ansetzung in die spätmérowingische Kolonisationsperiode wird durch die karolingische Typenform der ON in Frage gestellt. Werfen wir doch noch einen Blick auf die jüngeren Wald-ON des Insinger Nordbogens und um Wettringen: L o h r (mit Lohrbach), 1368 Loer Lar ahd. lari Hutwald; M e t z h o l z, 1377 Metteinsholz PN Mahtwin; G e m m h a g e n, 1338 Gebenhagen PN Geba<sup>10</sup> + Einhegung, Bifang; B u c h, 1261 Buoch ahd. buohha Buche(ngehölz); endlich G a i l n a u, 1314 Aue, feuchte (Wald) Wiese; — so ergibt sich eine intensive Rodungstätigkeit in dem heute fast waldlosen

Nordbogen von Insingingen und in dem fast ausgeholzten Streifen zwischen Insingingen und Wettringen. Dazu mögen spätmerowingische Forsthufen im Bereich von Insingingen und Wettringen den ersten Anstoß gegeben haben.

Der spätmittelalterliche Gerichts- und Pfarreisprengel von Insingingen war nach Norden, Nordosten und Nordwesten ausgerichtet; der von Wettringen griff über die Frankenhöhe hinweg ins Wörnigtal. Diese Richtungstendenzen scheinen vom frühen Mittelalter her schon bedingt gewesen zu sein. Eine Verbindung von den hochmerowingischen Maulachsiedlungen zu den gleichaltrigen des Rangaus geht durch den Raum von Insingingen. Hier schnitt sie eine West-Ost-Linie, die aus dem Salzgebiet von Niedernhall nach Ansbach zieht. Außerdem ist eine alte Verbindung von Insingingen nach Creglingen, der südöstlichsten Siedlung des alamannischen Taubergaus, anzunehmen.

An diesen vermutlich schon vorgeschichtlichen Altwegen ergeben sich nun folgende Entfernungen: Crailsheim—Insingingen etwa 21 km; Insingingen—Südwestrand des Rangaus bei dem Landturm von Steinach 18 km oder Insingingen—Windelsbach 18 km; Steinach—Beroldsheim 18 km bzw. Windelsbach—Beroldsheim 19 km. In der West-Ost-Richtung liegen entsprechende Abschnittsstrecken Ingelfingen (PN-Stamm ING wie in Insingingen und Ingersheim!)—Billingsbach 20 km; Billingsbach—Insingingen 19 km; Insingingen—Wiedersbach 19 bis 20 km; Wiedersbach—Ansbach  $10\frac{1}{2}$  km. Endlich beträgt die Entfernung von Insingingen nach Creglingen knapp 22 km. Dieses Zusammenspiel von PN+ingen- und PN+heim-ON der alamannisch-hochmerowingischen Perioden und der PN+bach-ON der Spätmerowingerzeit mit Entfernungen, die zwischen 18 und 22 km = 4 bis 5 germanischen Rasten liegen und somit der Tagesstrecke eines (mit Ochsen bespannten) Wagenzuges<sup>10</sup> im frühen Mittelalter gleichkommen, kann kein Zufall sein, ist ein System. Stellen wir nun Wettringen in eine Linie von der Wörnitz zur mittleren Tauber, so kommen wir zu folgenden Teilstrecken: Mergentheim—Oberstetten 21 km; Oberstetten—Wettringen 21 km; Wettringen—Lehengüttingen 21 km. Auch hier also das gleiche Entfernungssystem wie bei Insingingen; nur bei den ON eine Abweichung, die an Gewicht verliert, wenn wir Oberstetten als räumlich zu Laudenbach gehörig erkennen; somit auch das gleiche ON-System. Es bleibt mir nur die Schlußfolgerung, daß die Forsthufen-Orte von der Bildung PN+bach mit staatlichen Verkehrsaufgaben belastet waren, Reisestationen mit Unterkünften, Stallungen, Schmiede = Herbergen<sup>11</sup> darstellten. Sollte man gerade aus dem „System“ Bedenken ableiten, so möge man erwägen, daß jede Organisation durch ein System gekennzeichnet ist, und weiter, daß dem in Gallien wurzelnden Frankenreich in den spätrömischen Reichseinrichtungen Vorbilder zur Verfügung standen, die man nur nach den Kolonialländern des ostrheinischen Germaniens zu übertragen brauchte.

So fügt sich also der Raum Insingingen—Wettringen in die Reihe der bisher erschlossenen 9 „Forsthufen“ ein, stellte das wichtige Verbindungsglied dar zwischen dem hochmerowingischen Alt-Rangau an der Aisch und dem spätmerowingischen Kolonial-Rangau im Keuperwald einerseits, dem alamannisch-hochmerowingischen Maulachgau andererseits.

Wir haben also nur noch die Lücke zwischen den alamannisch-hochmerowingischen Siedlungslanden an der mittleren Jagst untereinander und hinüber zum Taubergau zu schließen. Es bieten sich uns folgende PN+bach-ON an: Triensbach, 1091 Triensbach PN Truant, nordwestlich von Crailsheim; Dünsbach, 1226 Tuntzgebach PN Tunizo, südlich von Morstein—Bäch-

lingen; (Ober-, Unter-) Regenbach, 1033 Regenbach PN Ragino, links der Jagst zwischen Bächlingen und Mulfingen, nördlich von Langenburg; Billingsbach, 1323 Bullingesbach PN Billing, östlich von Eberbach, südöstlich von Mulfingen; Hollenbach, Holenbach PN Holo (?) oder hol = hohl, nordöstlich von Ailringen. Das Bild runden ab die PN + bach-ON, die sich an den alamannischen Kochergau unterhalb Halls (mit den PN + ingen-Orten Gelbingen, 1248 Galubingen PN Galubo; Enslingen, 1102 Nensilingen PN Nanzilo; Geislingen, 1241 Gyslingen PN Gisilo) anschließen: Cröffelbach, um 1100 Kreffelbach PN Craftilo, an der untersten Bühler, und Braunsbach, Brunsbach PN Bruno, am Kocher unterhalb Geislingen.

Wenden wir uns nun den ON-Bildern zu, wobei wir auch die Patrozinien mit einbeziehen.

Hollenbach liegt oben am Rißbach, während Ailringen an der Mündung sitzt. Beide bilden also eine räumliche Einheit; zeitlich verkörpern sie zwei verschiedene Stufen; die Martinskirche über Ailringen wird ursprünglich für das Tal des Rißbachs zuständig gewesen sein. Die Nachbarorte diesseits der Jagst-Tauber-Wasserscheide stehen ohne Zusammenhang daneben. Denn Rengershausen, um 1100 Reingershusen PN Regingar, gehört talmäßig zu Dörzbach, Torcebach, während Zaisenhausen, PN Zeizo, und Ettenhausen, Ettenhusen PN Atto, Etto, beide im Tal der Ette, man talmäßig an Mulfingen, räumlich-nachbarlich ebensogut an Hollenbach anschließen könnte. So mag die Forsthufe Hollenbach von der Tauber-Jagst-Wasserscheide bis an die Scheide zwischen Ette und Roggelhauser Bach gereicht haben. Die Orte jenseits der Tauberwasserscheide gehören zum Bereich der Forsthufensiedlung Wachbach. Diese und Hollenbach waren also die Forsthufen, die die alamannisch-hochmerowingischen Siedlungsräume um Mergentheim und um Ailringen enger aneinander binden sollten.

Billingsbach gibt sich deutlich als Forsthufenort für den Rötelbach und seine zahlreichen Nebenbäche zu erkennen. Hier finden sich ON auf -hausen: Raboldshausen, 14. Jahrhundert Rabenolzhusen PN Rabanwald; Rakoldshausen, 1357 Rachershausen PN Racchar, Racwald, abgegangen; Rechenhausen, so 1291 PN Ragicho, Reccho. Daran schließen sich nordwestwärts an den um Mulfingen mündenden Bächen an: Simmeltshausen, PN Sindwald, und Simprechtshausen, 1103 Sindprechtshusen PN Sindperht, Alkertshausen, 1326 Alkershusen PN Adalgar. Im Norden erscheint ein typischer -bach-ON (Herren-Tierbach), nach Osten und Süden treten -weiler-ON auf. Gerade diese Siedlungen bilden den spätmittelalterlichen Sprengel der Pfarrei Billingsbach; die Pfarrkirche hat den Täufer Johannes zum Patron. Damit erscheint Billingsbach als Forsthufenmittelpunkt der Hochfläche rechts der Jagst bis etwa an den Tierbach heran, zwischen der nördlichen Wasserscheide des Roggelhauser Baches und der Linie Langenburg—Rechenhausen. Nach Lage und Entfernung darf Billingsbach als Station zwischen den Räumen von Ingelfingen und Insingem betrachtet werden; die frühmittelalterliche Straße wird freilich, da Insingem und Billingsbach sich in nachstaufiger Zeit nicht weiterentwickelten, nicht mehr als durchgehender Zug, sondern nur noch in Bruchstücken erhalten sein.

Der Billingsbacher Forsthufe entsprach auf dem linken Jagstufer die Forsthufe von Regenbach. Daß im späten Mittelalter Oberregenbach zur Pfarrei Bächlingen gehörte, Unterregenbach mit den Weilern Falkenhof, Rappoldswelnhof und Sonnhofen eine selbständige Pfarrei bildete,<sup>12</sup> widerspricht der aus den

ON und der Lage abzuleitenden ursprünglichen Zusammengehörigkeit, erklärt sich als Folge der karolingischen und hochmittelalterlichen Klosterschöpfungen zu Unterreggenbach.<sup>13</sup> Das ON-Bild der Jagst zwischen Bächlingen und Mulfingen und auf der westlichen Hochfläche weist auch hier neben typischen -bach-ON (Eberbach und Buchenbach) einen -hofen-ON: *Bernsdshofen*, PN Bernhard, Bernwalt (?), und drei -hausen-ON auf: *Heimhausen*, 11. Jahrhundert Heimenhusen PN Haimo (diese beiden Orte im Jagsttal), *Bernsdshausen*, vgl. Bernshofen, und *Nitzenhausen*, 914 Nyzenhusen (?) PN Nizo, diese auf der Hochfläche östlich der Wasserscheide Jagst-Kocher. *Laßbach*, das nach Unterreggenbach pfarrte, liegt bereits im Kochergebiet und war wohl der an der Altstraße Crailsheim—Hermutshausen gelegene Haupthof einer Forsthufe, deren Kern das Tal von Kocherstetten bildete. Das *St.-Veit-Patrozinium* in Unterreggenbach kann frühestens dem 10. Jahrhundert entstammen, wenn es nicht sogar erst dem 11. angehört. Das merowingische Patrozinium ist bereits durch die karolingische Klostergründung verdeckt worden. In Betracht kommen nach unseren bisherigen Beobachtungen *St. Martin* (Ailringen) oder *St. Johannes der Täufer* (Billingsbach).

Das ON-Bild von *Braunsbach* weist die gleichen Züge auf: *Zottishofen*, 1098 Zotenshofen PN Zotan; *Jungholzhausen*, Altform Jungoldshusen PN + Jungwalt Ingwalt; *Elzhausen*, Altform (?).

Von den durch PN + bach-ON gekennzeichneten spätmérowingischen Forsthufen der Jagststrecke Ailringen—Bächlingen weisen *Hollenbach* und *Billingsbach* nur ON von der Bildung PN + hausen, *Regenbach* und *Braunsbach* außer diesen noch gleichgeartete ON auf -hofen auf. ON von der Art PN + felden fehlen hingegen völlig.

Wir haben nun noch den unmittelbar an den alamannisch-hochmérowingischen Maulachgau-Kern nordwestwärts anschließenden Landstrich zu betrachten, der von dem windungsreichen Jagstlauf Crailsheim—Morstein, der Schmerach und der unteren Bühler umschlossen wird. Er umfaßt die drei PN + bach-Orte *Triensbach* im Südosten, *Dünsbach* im Norden, *Cröffelbach* an der Bühler im Westen. Von diesen hat *Triensbach* nord- und ostwärts gegen die Jagst zu nur -hausen-ON um sich: *Wollmershausen*, 1262 Wolmershusen PN Wolomar, Wolfmar; *Erkenbrechtshausen*, 1278 Erkenbrechtshusen PN Ercanbrecht;<sup>14</sup> *Lobenhhausen*, 1085 Luobenhusen PN Lobo; *Herboldshofen*, 1372 Heroltshusen PN Heriwalt. Nach Westen zu treten -hofen-Orte auf: *Ilshofen*, 1303 Ulleshoven PN Ulo, Udilo, westlich von *Triensbach*, südlich von *Ruppertshofen*; *Ruppertshofen*, 1303 Ruoprechtshoven PN Ruodprecht, nördlich von *Ilshofen*, südlich von *Dünsbach*; † *Guttershofen*, so auch Altform, PN Godehart, abgegangen bei *Ruppertshofen*; endlich † *Reichertshofen*, so auch Altform, PN wohl Richart, abgegangen bei *Dünsbach*. Weiter westlich noch, schon im Einzugsgebiet des Kochers, liegt *Haßfelden*, 1248 Hastoldesfelden PN Hasolt (?); dann erscheint noch ein -hausen-ON *Wolpertshausen*, *Wolprehtshusen* PN Wolperht, nordöstlich von *Cröffelbach*.

Den ON entsprechend ist dieser Landstrich heute arm an *Wäldern*. Immerhin dürften die vorhandenen Gehölze von uns im Sinne alter Grenzen verwendet werden. Dann ergibt sich für *Triensbach* und seine -hausen-Gruppe eine Südostgrenze gegen das Gebiet der Maulach, eine Nordwestgrenze, überdies noch durch den ON *Allmerspänn*, 1090 Almaresbiunt zu ahd. biunta Bifang, gekennzeichnet, gegen *Dünsbach* und die -hofen-Orte. In deren Westen könnte man eine Waldgrenze gegen *Cröffelbach*, *Haßfelden* und *Wolpertshausen* erkennen.

Auch die Patrozinien und Pfarrverhältnisse legen diese Dreiteilung nahe: Haßfelden und Cröffelbach gehörten zum Landkapitel Hall; Haßfeldens Kirche ist dem Erzengel vielleicht als Schützer der Kultur gegen die Dämonen der Wildnis geweiht. Ruppertshofen hat eine Martinskirche. Triensbach verehrt den Apostel Andreas als Patron. Bedeutsamer aber erscheint das Täufer-Patrozinium in Lobenhausen.

Ich nehme also drei spätmerowingische Forsthufen zu Triensbach, Dünsbach und Cröffelbach an. Die von Cröffelbach und Triensbach nebst dem südlichen Teil der Forsthufe Dünsbach (Ilshofen) stellen die Verbindung zwischen den alamannischen Siedlungsbezirken um Hall und Crailsheim dar. Durch das Mittelstück von Dünsbach zog die Verbindung von Hall zum Insinger Raum. Die Forsthufen Dünsbach und Triensbach vermittelten zwischen den beiden Altsiedlungsräumen an der Jagst um Bächlingen und um Crailsheim. Die Forsthufe Dünsbach, durch ihre -hofen-ON den Forsthufen von Regenbach und Braunsbach nächstehend, erscheint in ihrer Gesamtheit von Nord nach Süd als die Verlängerung der -ingen-Kette an der Jagst in Richtung auf die Bühler abwärts der Stöckenburg.

Bevor wir weiter gehen, ein Überblick. Die spätmerowingischen Forsthufen Hollenbach, Billingsbach, Regenbach und Dünsbach stellen eine allseitige Verbreiterung des alamannischen Siedlungsraumes an der Jagst zwischen Ailringen und Bächlingen dar. Sie sind Ansätze zu Verbindungen zu den hochmerowingischen Nachbargauen. Diese Vorstöße werden mit den Forsthufen Wabhach vom Taubergau her, mit den Forsthufen Braunsbach und Cröffelbach vom Kochergau her, mit der Forsthufe Triensbach vom Maulachgau her aufgenommen. Das System, das wir an den PN + bach-ON (mit zugehörigen ON-Bildern) vom Rangau aus nach Süden in den Keuperwald hinein, nach Südwesten auf den Maulachgau zu und nach Westen gegen den Taubergau hin zu erkennen glaubten, tritt uns mit den gleichen Symptomen zwischen dem Taubergau einerseits, Kochergau und Maulachgau andererseits entgegen. Das Rund ist geschlossen bis auf eine Lücke im Südosten zwischen den Räumen von Crailsheim und Insingen—Wettringen. Hier finden wir ein anderes ON-Bild, das durch Typenformen auf -bach gefärbt ist. Sie können Neuanlagen der Karolingerzeit, also durch Kolonisation im Wald, entstanden sein; sie könnten aber auch die karolingische Neuorganisation eines bereits spätmerowingisch kolonisierten Raumes sein; doch fehlen Anzeichen für diese Annahme, etwa merowingerzeitliche Bodenfunde.

Dieses Rund von Siedlungsräumen, alamannisch-hochmerowingischen Gaulanden und spätmerowingischen Forsthufen, ist in sich von schmälere Waldzonen durchbrochen. Innerhalb des Rundes verbleibt ein geschlossen bewaldetes Zentrum von Tauberzell—Finsterlohr bis Michelbach an der Heide und von Rinderfeld bis Michelbach an der Lücke bestehen, siedlungsleer, nur von Altwegen durchzogen.

Außerhalb des Rundes fällt nur der Südosten und Süden in unser Blickfeld, der Keuperwald von dem Mittellauf der Fränkischen Rezat bis zur Bühler, die alte *Vircunnia*.<sup>15</sup>

Am Mittellauf der Bühler tritt uns eindeutig das Problem entgegen, das wir an der Siedlungslücke zwischen Crailsheim und Wettringen—Insingen gestreift, aber als wohl nicht vorhanden beiseitegelegt haben. Hier an der Bühler wird es mit der Quellenlage: fränkische Typen-ON, die wir dem karolingischen 8. Jahrhundert zuweisen, und merowingische Bodenfunde des 7. Jahrhunderts, brennend. Auf der Stöckenburg, 823 Stockamburg, 889 Stocheimeraburg

ahd. stock Baumstumpf, haben sich zwei merowingerzeitliche Perlen fränkischer Art gefunden.<sup>16</sup> Bei Altdorf, 848 Alahorf ahd. alah Heiligtum, Grundbedeutung: umzäunter Platz, am Ahlbach gelegen, wurde in der Flur Steppach ein Reitergrab des 7. Jahrhunderts entdeckt.<sup>17</sup> Weist der Stöckenburger Perlenfund nur auf Besiedlung, so deutet das Reitergrab auch auf staatliche Organisation.

Das „castrum Stocheimaroburch“ wurde bisher als „Frankenkastell“, also eine von den Franken geschaffene Sperrfestung betrachtet.<sup>18</sup> Die von Dr. E. Kost im Winter 1950 durchgeführten Ausgrabungen haben dafür keinen Anhaltspunkt ergeben: außer den schon bekannten zwei Perlen hat die Stöckenburg keine weiteren fränkischen Funde geliefert. Aufgedeckt wurden vielmehr die Mauer und Einzelfunde einer keltischen Höhensiedlung.<sup>19</sup> Es ist also eine vorgeschichtliche befestigte Anlage von den Franken als „burg“, „castrum“, bezeichnet worden; und das entspricht voll dem germanischen Sprachgebrauch. Fränkische Perlen auf der Stöckenburg beweisen bestenfalls deren Benützung durch Franken im 7. Jahrhundert, also Besiedlung in deren Umkreis. Sollte nun dieser Perlenfund zusammenhängen mit dem zweiten Fund, dem Reitergrab von Altdorf-Steppach? Dieser Flurname ist wohl ein verschliffenes Stettbach ahd. stadibach. Er stellt sich damit zu den ON Stetten ohne oder mit Zusatz einer Sachbezeichnung oder eines PN. Meine Beobachtungen haben ergeben, daß dieser scheinbar allgemeinen Bezeichnung eines Platzes, einer „Stätte“, ahd. stadi, eine prägnante Bedeutung, die der „Raststätte“, der „Gaststätte“, innewohnte.<sup>20</sup> Die Raststätte, lateinisch statio, an der man stehen bleibt, die Fahrt unterbricht, steigert sich zur Übernachtungsstätte, zur „Bleibe“, lateinisch mansio (französisch maison) von manere bleiben, zur „Herberge“. Diese staatliche Herbergsorganisation floß aus der Eigenart der Straße als Königseigentum. Gerade aus Alamannien kennen wir mehrere kleine Reitergräber: Unterbränd (Kreis Donaueschingen), Hintschingen, Derendingen (Kreis Tübingen), Gutenstein (Kreis Meßkirch), die, zum Teil abseits anderer Siedlungen gelegen, als „Reiterposten“ angesprochen worden sind.<sup>21</sup> Wie nun die Reitergräber von Derendingen halbwegs, nämlich je 10 km (= 1/2 fränkische Tagesreise), zwischen den Königshöfen Altstadt bei Rottenburg und Altenburg am Neckar liegen, so liegt Altdorf etwa eine halbe fränkische Tagereise halbwegs zwischen dem wichtigen Straßenkreuz von Altenhausen (bei Tüngental) — etwa 9 km — und Triensbach bzw. Onolzheim — etwa 9 bzw. 10 1/2 km. Man könnte also auch das Altdorfer Reitergrab als einen staatlichen Geleitsposten ansehen.\* Dafür spricht auch die Nachbarschaft von Lorenzenzimmern,<sup>22</sup> dessen Name gleichfalls eine Verkehrsanlage (Herberge) jüngerer Schicht anzeigt. Dem Raum Altdorf—Lorenzenzimmern kam

\* Für eine Deutung des merowingerzeitlichen Reitergrabes von Großaltdorf als Grab für einen fränkischen Straßenposten besteht keine Notwendigkeit, wenn sie auch nach dem Beispiel von Pfahlheim nicht ausgeschlossen ist. Zugezogen werden sollte besonders die Bedeutung der Tatsache, daß Großaltdorf 848 als Alahdorf genannt ist. Der Name weist auf ein vorchristliches Heiligtum, Alah, und damit auf alamannische Benützung des Orts oder der Ortsnähe schon in vorfränkischer Zeit des 5. Jahrhunderts. Diese Tatsache könnte anschließend eine frühe fränkische Besetzung im 6. Jahrhundert rechtfertigen, die ja in der Umgegend auch durch fränkische Beherrschung der alamannischen -ingen-Orte Gelbingen, Muningen = Müncheim = Münkheim und Geislingen (an der Bühlermündung) wahrscheinlich wird. Auch die fränkisch gesicherte Stöckenburg liegt an Bühler und Ahlbach (= Alahbach!); sie kann durch Frankenbesetzung mit ihrer Martinskirche ein älteres alamannisches Heiligtum neutralisiert haben. Andererseits ist die Großaltdorfer Michaelskirche, wohl von Ortsadeligen von Alahdorf gestiftet, vielleicht gleichfalls eine Reaktion auf das anzunehmende vorchristliche Heiligtum der Gegend. Die Vorfahren des Großaltdorfer Edelings

zwischen Kocher und Jagst im Mittelalter eine verkehrsmäßige Bedeutung zu. Eine bäuerliche Besiedlung um Ahlbach und Bühler ist freilich mit diesem Reiterposten noch nicht eindeutig erwiesen; er könnte vereinzelt in das Waldland hineingesetzt sein, wie es bei dem Reiterposten von Bränd der Fall war. Aber er spricht auch in Altdorf für staatliche Organisation der Spätmerowingerzeit. Über die Stöckenburg reichen merowingische Spuren nicht in den Keuperwald hinein.

Die spätmerowingische Kolonisation und Organisation, die wir an König Dagobert anknüpfen, begnügte sich damit, zwischen den am weitesten nach Südosten vorgeschobenen „fränkischen Gauen“, dem Rangau, Taubergau und Maulachgau, eine engere Verbindung herzustellen, indem sie in den bisher trennenden Waldgebieten neues Königsgut, königliche Forsthufen, schuf.

### 5. Fränkische Kolonisation und Organisation: karolingische Forsthufen und Centenen an der mittleren Jagst, der oberen Tauber und der Bühler (8. Jahrhundert)

König Dagoberts wahrer Nachfolger in Ostfranken war seit Mitte des 7. Jahrhunderts der thüringisch-ostfränkische Herzog; das Königsgut fiel den adeligen Familien zu, mit deren Kräften der König es zu schaffen versucht hatte. Franken wurde Adelsland für rund zwei Generationen. Dann formte der Hausmeier Karl Martell, der Sohn des Hausmeiers Pippin, Herr des gesamten Frankenreiches (714 bis 740), Ostfranken zur Königsprovinz um, ebenso sehr durch Kolonisation wie durch Organisation. Letztere prägt sich vor allem in den Ortsnamen typischer Formung, schematischer Art auf -heim und -bach aus. Sie finden sich in den Waldzonen zwischen den Dagobertschen Forsthufen, dann weiter hineingeschoben in das Waldgebiet der Mitte, endlich vorgetrieben in den Keuper-Grenzwald gegen Alamannien. Sie zeigen uns die Organisation — Centenen und Forsthufen — an. Die mit diesen ON verbundenen Patrozinien des heiligen Martin und des Täufers J o h a n n e s lassen die Centene auch als Pfarrei erkennen.

In dem spätmerowingischen Siedlungsrund vom Maulachgau über den Rangau zum Taubergau und wieder zurück zum Maulachgau klaffte eine Lücke im Südosten zwischen Crailsheim—Groningen und Insingen—Wettingen. Eine karolingische Forsthufe in dem Winkel zwischen Jagst und Gronach verrät sich wohl noch in dem Bachnamen T i e r b a c h, ahd. tior Wildtier, Rotwild,<sup>1</sup> nördlich von Satteldorf; diese Typenform wird uns noch zweimal begegnen. In dem Bereich dieser Forsthufe mögen dann noch die -hausen-Orte E l l r i c h s h a u s e n,

---

des 7. Jahrhunderts, dessen gut ausgestattetes einzelnes Reitergrab unmittelbar gegenüber dieser Michaelskirche an der Wiesenflur Brühl des Herrenhofs an der Kirche, unmittelbar über dem Ahlbach, gefunden ist („Württ. Franken“ NF 20/21, S. 28 ff.), können schon vor dem 7. Jahrhundert dort ansässig gewesen sein. Später, Ende des 11. Jahrhunderts, treten dort die edelfreien Herren von Altdorf auf. Der heilige Michael von Altdorf läßt gegenüber dem Frankenheiligen Martin der nahen Stöckenburg alamannische Denkweise nicht ganz von der Hand weisen. Alamannische Vorbesiedler setzt eben das Alah voraus mit seinen Bezeichnungen in A l a h d o r f, dem A h l b a c h (einst: Alahbach) und dem daran gelegenen A h l e s b e r g zwischen Großaltdorf und der Stöckenburg. Der Name dieses Berges über der Bühler ist später, vom Volk nicht mehr verstanden, umgestaltet worden zu Alesberg, Ahlinsberg, Ählinsberg, Öhlinsberg, Ihlinsberg, Jehelinsberg (laut Lagerbüchern des 17. Jahrhunderts im Stadtarchiv Schwäbisch Hall). — Wenn auch diese Ausführungen nicht völlig schlüssig sind, verdienen sie doch Erwähnung und Weiterforschung; diese könnte das Weigelsche Siedlungsschema vielleicht in manchem ändern.

Schriftleitung.

1240 Uolricheshusen, 1271 Elrichusen PN Uolrich Adalrich, Volkerts-  
hausen, 1090 Uolcheshausen, 1351 Volkartshusen PN Volchart, Horsch-  
hausen entstanden sein.

Kräftiger hebt sich eine karolingische Forsthufe zwischen der Gronach und der Tauberquelle in den ON heraus: Michelbach an der Lücke, ahd. *midil* groß,<sup>2</sup> und Hengstfeld, 848 Hengesfeld ahd. *hengist* Roß<sup>3</sup> (erst später verengt zu Hengst). Limbach, ahd. *linta* Linde,<sup>4</sup> und Asbach, ahd. *asc* Esche,<sup>5</sup> sind wohl auch hier als echte -bach-ON, nicht als umgeformte Sammelbezeichnungen icht = ach aufzufassen. Der ON Schainbach ist nicht zu erklären. Dazu treten zwei -hausen-ON: Wallhausen, 1234 Walhusen PN Walho, und Triftshausen, 1345 Treffenhausen PN Triffo, dann ein abgangener -weiler-Ort Lutzenweiler PN Luto, endlich jüngere Wald-ON: Schlechartshof und Kühnhard, Weickersholz, Theuerbronn und Schönbronn, Gailrot und Reubach, 1340 Ruthuch. Von den Patrozinien hebe ich hervor: St. Jakob<sup>6</sup> in Schainbach, der Pilgerheilige an dem „Kaiserweg“, benachbart St. Martin in Rot am See und vielleicht auch St. Martin in Michelbach. Dessen Kirchenheiliger ist zwar unbekannt, der Patronat des Klosters Fulda könnte aus der Schenkung eines königlichen Dienstgutes herrühren. Aber auch ohne diese Vermutung ist durch die ON die karolingische Forsthufenorganisation hier gesichert. Damit ist dann die Waldschranke zwischen Gronach und Tauber aufgelockert, eine siedlungsmäßige Verbindung zwischen Crailsheim—Groningen und Insingens—Wettingen hergestellt.

In Insingens Nachbarschaft stellen sich abermals schematische ON ein: Hausen am Bach, 1282 Husen ahd. *hus*;<sup>7</sup> Buch, 1345 Buch ahd. *buohha* Buche(ngehölz) oder Kurzform zu Buchheim;<sup>8</sup> Lohr, 1080 Lare ahd. *lari* Weideplatz, Hutwald;<sup>9</sup> Diebach, 1335 Dieppach ahd. *tiuf* tief.<sup>10</sup> Diese Orte füllen den Raum zwischen Insingens und den nördlich gelegenen spätmerowingischen -felden-Orten. Von den Patrozinien weisen St. Ägidius in Lohr, St. Bartholomäus in Diebach und St. Nikolaus<sup>11</sup> in Gammesfeld auf Einfluß des Klosters Kumburg, also in das ausgehende 11. und 12. Jahrhundert zurück; St. Ulrich in Insingens erklärt sich aus Beziehungen der Herren von Insingens zu den Grafen von Dillingen (Schwaben), die in Bischof Ulrich von Augsburg (heilig gesprochen 993) einen Familienheiligen verehrten.<sup>12</sup> Für Buch werden als Kirchenheilige St. Nikolaus und St. Martin genannt; eine Feld-Pfarrkirche St. Martin hätte hier an der Kreuzung der Fernstraßen Kochergau—Rangau und Taubergau—Wörnitz—Hesselberg (bzw. Ries) einen sehr guten Platz. Daß sich zu Martin im späten 11. oder 12. Jahrhundert St. Nikolaus gesellt, nimmt im Strahlungsraum von Kumburg nicht wunder. Die im 13. Jahrhundert urkundlich gesicherte Großpfarre Insingens kann im Anschluß an das staufische Amt Insingens gebildet worden sein. Eine Vor- und Grundstufe in Gestalt einer karolingischen Centenenpfarre ist mit hoher Wahrscheinlichkeit zu erschließen.

Deutlicher noch prägt sich die karolingische Organisation in den Typen-ON östlich und südöstlich von Insingens aus: (Unter-, Ober-) Östheim, 1343 Östheim ahd. *aust* Osten;<sup>13</sup> Frankenheim, 1343 Frankenheim, nicht PN Franko, sondern Rechtsausdruck „franko“ freier königlicher Gefolgsmann, Königsfreier.<sup>14</sup> Ihnen entsprechen jenseits der Frankenhöhe Wörnitz, 9. Jahrhundert Warinza (Flußname),<sup>15</sup> und Sulz, Kurzform für Sulzbach ahd. *sulza* Salzwasser, Salzlecke für das Wild, sumpfiger Rasen.<sup>16</sup> Von diesen vier Orten liegen Östheim und Wörnitz an der karolingischen Linie Taubergau—Hesselberg—Ries; bei Östheim mündete in sie auch der Fernweg Würzburg—Aub—Langensteinach, der auf

Augsburg zielte. Ein zweiter, kürzerer Zug dieser Linie spaltete sich bei Geb-sattel, 1100 Gebesedelen PN Geba (Frauenname),<sup>17</sup> südlich von Rothenburg,\* südsüdostwärts über Faulenberg auf Frankenheim ab. Die beiden Züge über Östheim und Frankenheim vereinigen sich dann im Sulzachtal bei Dorfgütingen—Archshofen mit dem Nahziel Feuchtwangen, 815 Fiuhtwang ahd. fiuht Fichte + wang (Wald-)Wiese, dessen Martinskirche im 9. Jahrhundert bereits Anhängsel des Klosters war.<sup>18</sup> Im Paßraum an der Frankenhöhe hat nur Wörnitz eine Martinskirche, die spätmittelalterlich zu Gailnau gehörte. Der ON Östheim spricht dafür, daß die Nordseite des Passes in der fränkischen Zeit entweder mit Insingen oder mit Wettringen eine fiskalische Einheit bildete.

Es bleibt also das Ergebnis, daß der Insinger Raum wegen seiner mehrfachen Blickrichtung stärkere Spuren karolingischer Organisation trägt.

Nördlich der Insinger-feld-Orte breitete sich auch noch im 8. Jahrhundert ein geschlossener Waldgürtel, der erst nördlich des (Rothenburger) Steinbachs bei Gattenhofen sich aufzulockern begann. Die Verbindung zwischen Maulachgau und Rangau zu Füßen der Frankenhöhe war also noch nicht voll durchgebrochen.

Anders ist das Bild an ihrer Ostabdachung. Zwischen den vorgeschobenen Typen-heim-ON von Insingen und den spätmerowingischen Forsthufen von Wiedersbach und Windelsbach siedeln sich karolingische Typen-ON und jüngere Wald-ON an, an einer Stelle bis zur Fränkischen Rezat ausgreifend: Buch am Wald; Auerbach, ahd. ur Wildstier;<sup>19</sup> Dornhausen, Nebenform zu Dornheim ahd. dorn Wildrose bzw. von Dornsträuchern bestockter oder eingehogter Platz;<sup>20</sup> Lauterbach, ahd. hlutar lauter, hell;<sup>21</sup> (Ober-, Unter-) Sulzbach, ahd. sulza salzige, sumpfige Stelle; (Gräfen-) Buch, ahd. buohha. Dazu treten andere schematische Bildungen wie Geslau, 1330 Gessler wohl Bildung mit lari Weideplatz; Binzwangen, 915 Pinezwangen ahd. binuz Binse;<sup>22</sup> endlich Stettberg, 11. Jahrhundert Stedeberc ahd. stadi Raststätte, rund 19 km = eine fränkische Tagereise von Ansbach entfernt. Endlich verzeichne ich noch folgende schematische Wald-ON Hainhof = Hagenhof; Hagenau (Buch), (Ober-, Unter-) Hagenau (Obersulzbach); Kreuth (= Gereuth), Schwabsroth; Hürbel, ahd. horwi sumpfig; Hinterholz; Schönbronn. Ein Martinspatrozinium ist in diesem Raum nicht feststellbar; Johannes der Täufer schützt die Kirche von Stettberg; St. Maria in Auerbach und Obersulzbach zeigen den Einfluß des Gumpertusklosters in Ansbach, St. Kilian in Geslauen der Würzburger Domkirche (nach 1000) an.

In dem Raum zwischen Rangau und Taubergau wurden die spätmerowingischen Forsthufen von Wallmersbach und Scheckenbach deutlich durch einen Waldstreifen längs der Steinach geschieden. Dieser -bach-Name ist selbst

\* Wenn Gebesedelen, heute Geb-sattel bei Rothenburg, genannt 1100, die von einer Adelligen Geba angelegte oder ihr gehörige Siedlung auf die Gemahlin Geba des Grafen Heinrich von Rothenburg-Komburg zu beziehen ist, dürfte der Ansatz dieser Siedlung in das 8. Jahrhundert zu früh sein; Graf Heinrich starb 1116. Für Gebenhan = Gebenhagen, heute Gemhagen bei Leuzendorf in Gegend Rothenburg (Seite 135), die Eingebung einer Geba, genannt 1338, trifft dieselbe zeitliche Schwierigkeit zu, die sich behebt, wenn in diesen Ortsnamen eine frühere Geba gemeint ist. Frauen treten als namengebend für Siedlungen in Württembergisch Franken bereits vom 8. Jahrhundert ab auf: Helmana in Helmanabiunde = Helmbund 797, Mehita in Mehitamulin im 8. bis 9. Jahrhundert, Marigund in Mergintaim = Mergentheim 1058. Siehe dazu K. Weller, Frauennamen in Ortsbezeichnungen des württembergischen Franken, „Württ. Franken“ NF 14, Seite 35 ff. Ob Frida in Fridunbach = Freudenbach 807 allerdings schon in das 7. Jahrhundert gesetzt werden darf, ist fraglich.

ein äußerst häufiger Typen-ON, ebenso wie seine Nebenform Steinbach. Er hat zwei gleichnamige Orte bei sich: Langen- und Nieder-Steinach, 9./12. Jahrhundert Steinaha ahd. stain.<sup>23</sup> An linken Nebenbächen liegen Ohrenbach, ahd. oran Ahorn, und (Groß-, Klein-)Harbach, 9. Jahrhundert ahd. horo Sumpf;<sup>24</sup> rechts findet sich Lohrhof, 9./12. Jahrhundert Larhoven ahd. lari Weideplatz. Im Mündungswinkel tritt uns ein wohl vertrauter ON entgegen: Buch, 1356 Buch ahd. buohha. Den fränkischen Typen-ON endlich steht nahe das an der Tauber gelegene Bieberehren, 1237 Biberaere ahd. bibar + ari bei den zum Biber(bach) gehörigen Leuten; Biberbach ist ja einer der häufigsten Typen-ON.<sup>25</sup> An Wald-ON nenne ich nächst dem Oberlauf Reichartsroth, 1192 Richardrodan PN Richard, nächst dem Unterlauf Reinsbronn PN Ragino, daneben einige (wohl jüngere) -bach-ON Erdbach und Schirmbach, endlich an der Tauber oberhalb Creglingens Craintal, 1318 Craigental ahd. kraja Krähe, der erste typische -tal-ON.\* — Eine Martinskirche findet sich an der Steinach nicht. Johannes der Täufer ist vertreten mit je einer Kapelle in Ohrenbach und in Bieberehren; das Johannespatrozinium in Reichartsroth geht auf den Johanniterorden zurück. Die Kirche von Langensteinach, Mittelpunkt der „Cent Reichartsroth“,<sup>26</sup> ist St. Peter geweiht; ebenso die Kirche von Bieberehren.

Auf einer durchgehenden Siedlungsbrücke, im 7. Jahrhundert begonnen, im 8. dann vollendet, haben wir vom Rangau her den Taubergau erreicht, damit auch den Nordrand des geschlossenen, von der spätmerowingischen Kolonisation nicht ergriffenen Waldlandes zwischen Tauber, Vorbach, Blaubach und Jagst. Die karolingische Kolonisation lockert es auf, durchstößt es nach allen Richtungen.

Zuerst von der spätmerowingischen Forsthufe Laudenbach am Vorbach in Richtung Ostsüdost zur Tauber hin. Eine besondere Spielart karolingischer Typen-ON tritt hier auf. Am Degelbronner Bach liegen Nieder-Rimbach, 1045 Rintbach ahd. brind Rind, und Rinderfeld, so 1392 ahd. hrind;<sup>27</sup> dann folgen an den beiden Quellbächen des Herrgottsbaches Ober-Rimbach, ahd. hrind, und Schmerbach, 1182 Smerenbach ahd. smero Fett, Lehm.<sup>28</sup> Eine zweite Linie geht von Nieder-Stetten am Vorbach aus ostwärts ebenfalls zur Tauber: Wilden-Tierbach, ahd. tior Rotwild, Wildtier, und Spielbach,\*\* entweder ahd. spil Verhandlung, Gericht(splatz) oder lateinisch specula Warte.<sup>29</sup> Dazu gesellen sich als Abart der -bach-ON solche auf -tal; außer dem schon erwähnten Craintal noch Lichtel, 1224 Lihental ahd. liehe Wildschwein, nächst Oberrimbach; Streichental, 1334 Strydental ahd. strich Wildstrich, bei Rinderfeld; Hachtel, ahd. habuh Habicht.<sup>30</sup> Gehäuft treten unter den Wald-ON-bronn-Bildungen auf: Queckbronn, Neubronn, † Degelbronn (mhd. tiichel Wasserleitungsrohr) und Ebertsbronn, sämtlich zwischen Laudenbach und Niederrimbach-Rinderfeld; Schwarzenbronn, Heiligenbronn, PN Helika, und Leuzenbronn, PN Liutizo, diese drei östlich und südöstlich der Linie Schmerbach—Oberrimbach—Spielbach. Es zeichnen sich somit zwei Siedlungsräume mit gleichem ON-Bild ab: Typenformen auf -bach

\* Craintal, 1318 Craigental, ist mit Sicherheit zur benachbarten Ursiedlung Creglingen, 1045 Chregelingen, als der Siedlung der Leute eines Führers Crago (die Krähe) zu stellen, von dem auch der im 18. Jahrhundert noch nachweisbare Flurname Crainberg (Name des Bergrückens südlich von Creglingen) abzuleiten ist. Craintal muß in der Ursiedlungszeit noch Flur- und Stellenname gewesen sein (wie Crainberg) und dann in den Jahrhunderten darauf zur Siedlungsstelle gemacht worden sein von Creglingen aus.

\*\* Spielbach am besten gedeutet als Ort sich tummelnder, spielender Wildtiere, gestügt durch Wildentierbach. Schriftleitung.

und -tal, Formen auf -bronn mit Sachbezeichnungen und PN. Diese beiden Siedlungsräume sind also von der gleichen Kolonisationswelle, der karolingischen des 8. Jahrhunderts, erfaßt worden. Ein leichter zeitlicher Unterschied mag sich schon in den -bronn-ON andeuten. Er wird deutlicher, wenn man den Blick auf die ON mit Siedlungsbezeichnungen richtet. ON auf -hausen sind vereinzelt und auf den westlichen Teilraum beschränkt: *Wermutshausen*, *Werenbrechtshusen* PN *Werinberht*, zwischen *Vorbachzimmern* und *Rinderfeld*, und *Craillshausen*, 1303 *Crowelshusen* PN *Crowilo*, östlich von *Oberstetten*, südlich von *Wildentierbach*. Weiter erscheinen im Streifen *Niederrimbach—Rinderfeld* ON auf -dorf: *Standorf* mit *Oberndorf*, *Dünzendorf*. In dem Raum zwischen *Schmerbach—Oberrimbach—Spielbach* und der *Tauber* fehlen ON auf -hausen völlig, tritt nur ein einziger -dorf-ON auf: *Hemmendorf*. Ihnen werden wir erst südlich von *Leuzenbronn* in einem anderen räumlichen Zusammenhang begegnen. Der Raum der drei -bronn-Orte westlich des *Rothenburg—Dettwanger* Raumes ist vielmehr gefüllt mit -weiler-ON: *Weiler*, *Blumweiler*, *Böhmweiler*, *Hummetsweiler*, *Enzenweiler*. Nordwärts schließen *Wald-ON* an: *Wolfsbuch*, früher einfach *Buch*, *Schonach* und *Finsterlohr*. Solche -weiler-ON und einfache *Wald-ON* aber fehlen wiederum in dem westlicheren Raum *Niederrimbach—Rinderfeld—Wildentierbach*. Die Kolonisation des westlichen Teilgebietes war also früher beendet als die des Ostteiles. Die Grundlage dafür hatte in beiden Räumen die karolingische Forsthufenorganisation gebildet. — Von den Patrozinien seien nur drei herausgehoben: im Westteil besitzt *Craillshausen* eine *Martinskapelle*, *Dünzendorf* eine *Laurentiuskapelle*, beide nach *Wildentierbach* gepfarrt. Im Osten ist *Schmerbachs Kirche* dem *Täufer Johannes* geweiht. Auch auf kirchlichem Gebiet schimmert eine Zweiteilung durch.

Die Orte *Rinderfeld*, *Lichtel*, *Oberrimbach* (*Schmerbach*), *Schwarzenbronn* und *Wildentierbach*, *Spielbach*, *Heiligenbronn* (*Leuzenbronn*) bezeichnen zwei Linien vom *Vorbach* zur *Tauber* bei *Rothenburg—Dettwang*, die in ihren Auslaufstrecken untereinander querverbunden sind. Ansatzpunkt der nördlichen Linie ist der spätmerowingische Forsthufenort *Laudenbach*, dem dann in karolingischer Zeit *Vorbachzimmern*, 9. Jahrhundert *Zimberen* ahd. *zimbar Holzbau*, *Hütte*, ergänzend zur Seite oder ersetzend an dessen Stelle trat. Denn *Laudenbach* ist *Vorbachübergang* für die *Taubersiedlungen* *Elpersheim* und *Markelsheim*, während für *Ingersheim* und erst recht für *Mergentheim* auch *Vorbachzimmern* in Betracht kommt. Wenigstens erwähnt sei noch das westlich am *Asbach* gelegene *Herren-Zimmeren*, das zu einer Forsthufe *Asbach*, 1045 *Asbach et iterum Asbach* ahd. *ask Esche*,<sup>31</sup> heute abgegangen, gehörte. Zum *Vorbach* zurückkehrend, so geht eine südliche Linie von *Niederstetten*, 9./12. Jahrhundert *Stetin* ahd. *stadi*, aus; dieses weist rückwärts zum „*Kaiserweg*“, also nach *Mergentheim*, doch nur in gebrochener Linie; die Gerade führt nach dem frühkarolingischen *Krautheim* (*Jagst*) und weiter zum *Neckarknie* von *Mosbach*.

Der Zielraum beider *Vorbachübergänge* ist die *Tauberstrecke* *Rothenburg—Dettwang*. *Rothenburg* als ON ist vor 1050 nicht denkbar. Doch mag mit diesem Namen die *Bergnase* der „*Alten Burg*“ (eine vorgeschichtliche *Fliehbürg*?) von den Bewohnern der umliegenden *Rodungsorte* bezeichnet worden sein. Diese *Rodungssiedlungen* sind für das 10. Jahrhundert gesichert, und einer von ihnen hat im mittelalterlichen *Stadtgelände* oder dicht dabei gelegen. Beiderseits dieser *Bergnase* ist die *Tauber* bequem überschreitbar. Im Norden kommt der *Weg* von *Schwarzenbronn* herunter, um bei der *Bronnenmühle* die *Tauber* zu queren. Im

Süden führt die sogenannte Leuzenbronner Steig ins Tal, um sich bei Kobelzell — Jacobi cella — mit der Fernstraße von Wimpfen am Neckar her zu treffen, die die sogenannte Blinksteige — 10. Jahrhundert „Blanc“ als Gemarkungsgrenze erwähnt — heruntersteigt. Am nördlichen Übergang liegt D e t t w a n g, 967,974 Tatenwanc PN Dado? oder Stellenbezeichnung?<sup>32</sup> Bäche und Kleinsiedlungen in seiner unmittelbaren Nachbarschaft: V o r b a c h, ahd. foraha Föhre, Fichte; D ü r r e n h o f, Dornhof? oder Besitzername Dürr?; der H o h b a c h und der S t e i n b a c h, beides Gemarkungsgrenzen, lassen den Verdacht aufkommen, daß auch hier eine karolingische Forsthufe die älteste Grundlage kolonisatorischer und organisatorischer Art abgegeben hätte.

Man muß in der „Altstraßenforschung“ stärker als bisher das Problem der Entfernung berücksichtigen. Von Vorbachzimmern bis zum Dettwanger Tauberübergang sind es 19 bis 20 km; das war die durchschnittliche Tagesstrecke in fränkischer Zeit. Auf der Hälfte des Weges etwa liegt Oberrimbach, Halbtagsraststätte. Die Zimmern-ON sind als Hütten = Herbergen<sup>33</sup> zu deuten. Somit muß an der Tauber, sei es zu Dettwang im Tal, sei es auf der Höhe im späteren Stadtgebiet, eine weitere Herberge angenommen werden. Rinderfeld und Schwarzenbronn halbieren jeweils die Halbtagsstrecke. Auch von Niederstetten zum Dettwanger Tauberübergang sind es 19 bis 20 km; wieder folgen sich Wildentierbach (5 km), Wolkersfelden (9 km) bzw. Spielbach (10<sup>1/2</sup> km), Schwarzenbronn (15 km). Ebenso beträgt die Strecke von Niederstetten zum südlichen Tauberübergang bei Kobelzell rund 20 km; als Rastplatz zwischen Spielbach und dem Tagesziel hat die Natur Heiligenbronn (13<sup>1/2</sup> km) und Leuzenbronn (15<sup>1/2</sup> km) vorgezeichnet. Im späten Mittelalter sind diese Straßenführungen an der Landhege Rothenburgs durch den Landturm von Lichtel und den Riegel von Heimberg gekennzeichnet.<sup>34</sup>

Zu dem erweiterten Bereich der Forsthufe Laudenschlag gehörte endlich noch Oberstetten. Es ist nach Westen hin über Sichertshausen und Ermershausen an den Kaiserweg und damit an Mergentheim angeknüpft. Als Vorbachübergang ist es nach Südosten ausgerichtet. Die Orte Speckheim (7<sup>1/2</sup> km), Buch (14,7 km) sind Zwischenstationen auf der Linie nach Östheim (21 km). Vermutlich ist in der Nähe von Wolfskreut ein Altweg über Gammesfeld auf Hausen (14,7 km) und weiter nach Wettringen (20 km) abzweigt.

Somit zielten, von Mergentheim aus gesehen, die Übergänge von Vorbachzimmern—Niederstetten über Rothenburg und Ansbach auf Weißenburg und die Donauübergänge im Bereich von Ingolstadt, der von Oberstetten über die Pässe von Insingen und Wettringen auf das Hesselbergland sowie auf das Ries und letztlich auf Augsburg. Mergentheim seinerseits ist als Tauberstation von Mainz her zu bewerten.

Von Mergentheim war nun bereits spätmerowingisch die Forsthufe W a c h b a c h gegen Süden auf die Jagst zu vorgetrieben worden. Dieses Waldgebiet ist von der karolingischen Kolonisation noch weiter aufgelockert und entsprechend organisiert worden. Die ON Apfelbach, 1096 Abfelbach ahd. aphal Apfel(baum), Nebenform zu den zahlreichen Bildungen von aphal-triu (Effelder, Effeltrich, Affolder, Altfalter, Affoltra),<sup>35</sup> und Stuppach, 1095 Stutbach ahd. stuot Pferdeherde (im Wald weidend),<sup>36</sup> verraten zwei Forsthufen beiderseits des Kaiserwegs bzw. der Forsthufe Wachbach. Deren Sprossen nach Süden werden durch die -tal-ON Hachtel, 1291 Habchtal ahd. habuh Habicht,<sup>37</sup> und Dörtel, Altform unbekannt, vielleicht zu ahd. dorn Wildrose, angezeigt. Ganz oben, unmittelbar unter

der Tauber-Jagst-Wasserscheide tritt uns endlich Rot, ahd. riuti Rodung, entgegen; es vermittelt hinüber nach Hollenbach. Die siedlungsmäßige Verbindung zwischen dem Taubergau um Mergentheim und den alamannischen Dörfern an der Jagst war hergestellt.

Es blieb noch die Aufgabe, in gleicher Weise den Taubergau mit dem alten Siedlungsgebiet an der Maulach und dessen spätmerowingischen Forsthufen zu verbinden. Der „Kaiserweg“ gab die Leitlinie ab. Das Waldgebiet, durch das er führt, hat seinen heutigen Umfang durch die Kulturarbeit der anliegenden -hausen-Orte erhalten: Herbsthausen, Zaizenhausen, Ethenhausen, Adolzhausen, Ermershausen, Sicherheitshausen. Dann tritt die Altstraße in offeneres Gelände.

Dieses ist das Ergebnis karolingischer Kolonisation. Denn wieder treten Typen-ON auf: Riedbach, 1054 Rietbach ahd. riot Ried(gras),<sup>38</sup> kaum zu riuti Rodung, an einem Quellbach der Ette; Herren-Tierbach, 1156 Dierbach ahd. tior, am gleichnamigen Nebenbach der Ette; Kälberbach, Altform unbekannt ahd. calb Kalb,<sup>39</sup> verwandt mit den hrind-ON, an der Wasserscheide von Vorbach und Blaubach; Heuchlingen, 1054 Huhilheim PN Huhilo (?),<sup>40</sup> an einem Nebenbach der Ette; sämtliche Orte also beiderseits des Kaiserweges. Nach Süden und Südosten hin schließen sich ihnen -weiler-ON an: Kottmannsweiler, Leupoldswailer (abgegangen), Erpfersweiler, Lentersweiler, Lampertswailer (abgegangen), alle rechts des Blaubaches, Sigisweiler, Niederweiler links davon. Ein Martinspatrozinium findet sich nicht; im späten Mittelalter sind diese -bach- und -weiler-Orte nach der Johanneskirche von Billingsbach eingepfarrt. Immerhin genügen die Typen-ON, um karolingische Forsthufen an der oberen Ette längs des Kaiserwegs zu sichern.

Entscheidend für deren Anlage wurde wohl die Tatsache, daß sich hier mit dem Kaiserweg, der ja ein Teilstück einer vorgeschichtlichen Fernstraße vom Rhein—Main-Winkel zum Lech—Wertach-Winkel darstellt, ein anderer Fernweg west-östlicher Richtung kreuzt, die „Hohe Straße“; diese überschreitet zwischen den Mündungen von Kocher und Jagst den Neckar und quert dann bei Heimhausen die mittlere Jagst.<sup>41</sup> Im weiteren Verlauf über Herren-Tierbach (6 km = Drittel-Tagesstrecke) erreicht sie nach etwa 9 km den Kaiserweg; hier könnten Heuchlingen oder Kälberbach als Halbtagsrastplätze angelegt worden sein.

Weiter nach Osten führt dann die Altstraße in den heute noch gut erkennlichen innersten Kern des spätmerowingischen Waldzentrums, der sich durch eine systemlose Anhäufung von ON verschiedenster Bildung — Wolkersfelden, Heimberg, Kreuzfeld, Leupold Roth, Bovenzenweiler, (Ober-, Unter-)Eichenroth, Spindelbach, Herbelein, Windisch-Bockenfeld, Funkstadt, Wolfskreut — noch heute von den geschlossenen ON-Bildern seiner Ränder abhebt. Es liegt hier jüngstes Kolonisationsgebiet spätkarolingischer oder auch erst nachfränkischer Zeit vor.

Nur an einer Stelle ist die Staatskolonisation des 8. Jahrhunderts in diesen Raum eingedrungen. Ein Typen-ON begegnet uns in Speckheim, so 1340, ahd. specke Knüppeldamm<sup>42</sup> durch sumpfiges Gelände. Hier schnitt sich der West-Ost-Weg mit dem Weg Oberstetten—Östheim. Zugleich beträgt die Entfernung von Heimhausen rund 18 km = eine fränkische Tagereise. Zu dem Forsthufenbereich um Speckheim darf man noch Schmalfelden, 1033 Smalefeldon ahd. smalo schmal, klein, rechnen, wohl Treffpunkt zweier von Billingsbach und Unterregenbach her führender Altwege, die dann bei Leuzendorf in die Heim-

hausen-Straße einmünden. Jüngere Ausbausiedlungen in diesem Bereich sind (Klein-, Groß-) Bärenweiler, Naicha, 15. Jahrhundert zum Eichen, und Wolfskreut.

Mit Leuzendorf PN Liutizo ist ein eigenartiger Siedlungsbereich geschnitten. Südlich von Leuzenbronn mit seinen -weiler-ON treten um das eben genannte Leuzendorf ausschließlich ON auf -dorf auf: Standort, Bossendorf, Schnepfendorf, Brunzendorf. Sie ziehen sich alle längs der Straße von Speckheim hin, die nach einer Halbtagsstrecke auf der sogenannten Blinksteige zum südlichen Tauberübergang von Rothenburg hinabsteigt.

Zurück zu unserem Ausgangspunkt, dem karolingischen Forsthufenbezirk um Herren-Tierbach. Er war die nördliche Ausweitung der spätererowingischen Forsthufe Billingsbach. Deren Südgrenze nahmen wir bei Rechenhausen an. Nach Südosten hin legen die ON Blaubach, 1262 Blawach wohl ahd. blaw blau, und Blaufelden, 1157 Blavelden, eine karolingische Forsthufe an dem Blaubach nahe, die später durch die -weiler-Orte Wittenweiler, (Unter-) Weiler, Emhartsweiler (abgegangen) sich nach Südwest ausgeweitet hat.

Im Süden von Billingsbach endlich füllt die karolingische Forsthufe Michelbach an der Heide, ahd. michil groß, den Winkel zwischen Jagst und Brettach. Hier möchte ich als später-karolingische Ausbauten anschließen die Talsiedlungen Elpershofen und Ottelshofen (in Hürden aufgegangen), dann Liebesdorf, weiter Wald-ON Forst und Hürden. Auf der Hochfläche scharen sich um den Quell-ON Gerabronn die Bifangsiedlungen Amlishagen, Rückershagen und Regelshagen (= Oberweiler), der Rodungs-ON Atzenrot. Das Doppelpatrozinium Bonifatius und Burkhard von Michelbach deutet zwei aufeinanderfolgende Patronatsverhältnisse, erst Fulda, dann Würzburg, an; dem ON nach würde in Michelbach ein Martinspatrozinium als ältestes anzunehmen sein.

Die Wälder links der unteren Brettach bildeten wohl die Forsthufe Beimbach, 1398 Beundtbad ahd. biunta Einhegung; zu ihrer Errichtung mögen die benachbarten Sandquellen beigetragen haben. Die räumlich zugehörigen ON, teils Siedlungsbezeichnungen, Heroldshausen, Weckelweiler, teils Siedlerbezeichnungen wie (Ober-, Nieder-) Winden, der Bifang-ON Gagstatt, ahd. gahagi + stadi, lassen verschiedene Kolonisationsschichten erkennen, die bis ins 9. Jahrhundert reichen. Von Lenkerstetten wird noch die Rede sein. Endlich fügt sich diesen noch der Rodungs-ON Rot am See, 1333 Rod, 1345 uf dem sewe zum Rode ahd. riuti Rodung, an. Hier stand wohl ursprünglich als Feldkirche zu St. Martin die Pfarrkirche dieser Forsthufe, vermutlich auch zuständig für die des oberen Brettachtals.

Hier tritt uns in dem Hauptort Brettheim, 1251 Bretheim, benannt nach der Brettach, ein fränkischer Typen-ON entgegen. Gleicher Art sind das abwärts gelegene Brettenfeld, 1345 Brettenvelt, und das in einem Seitental angelegte Wiesenbach, so 1328 ahd. wisa Wiese. Auch Musdorf, ahd. Moosumpf, verwandt mit Mosheim,<sup>43</sup> reihe ich als weiteren Typen-ON an. Das ON-Bild wird weiterhin von -hausen-Namen beherrscht: Hilgartshausen, Ehringshausen, Herbertshausen, Engelhardshausen; dazu Saalbach, 1220 Salhach, ein Sammelname Weidengehölz; Emmertsbühl und Hegenau als Stellen-ON; Reubach, Altform Reutbach, Reutbuch ahd. riuti. — Das ursprüngliche Patrozinium von Brettheim, St. Peter, stand wohl in Zusammenhang mit der „Cent Rot“, als deren Hauptort im Spätmittelalter eben

Brettheim galt. Es stellt sich damit zu den anderen St. Peter geweihten Centkirchen in Wettringen, Langensteinach, Creglingen und Dettwang. —

Mit den Forsthufen im Bereich der oberen Brettach schließt sich der Ring hinüber zu den Forsthufen des Insinger Raumes.

Wir überblicken das Waldgebiet, das sich zu Ende des 7. Jahrhunderts zwischen den Bögen der Tauber und der Jagst breitete. Es war gegenüber den Zeiten der alamannischen Landnahme und der fränkischen Besetzung bereits durch die Forsthufen König Dagoberts (mit ihren ON von der Form PN + bach samt den sich räumlich anschließenden von PN gebildeten ON auf -hofen und -hausen) bereits allseitig eingeschränkt worden. Doch war der Siedlungsring nicht überall dicht und ließ das von ihm umschlossene Waldland unberührt.

In diesem weisen sich nun die Typen-ON auf -heim und -bach, begleitet von solchen auf -tal, -feld(en) und -wang als älteste Schicht aus. Die so benannten Orte sind Schöpfungen der staatlichen Kolonisation und Organisation des 8. Jahrhunderts. Zeitlich schließen sich ihnen die ON auf -bronn an; doch weist deren Bildung überwiegend mit PN bereits in eine neue Kolonisationsepoche, die des grundherrlichen Adels. Ihr dürfen wir nun die mit PN gebildeten ON zurechnen, als deren ältere Kerne sich eben die hochkarolingischen Typen-ON und die -bronn-ON dartun. Diese jüngeren ON, die man als spätkarolingisch dem 9. Jahrhundert wird zuweisen dürfen, wenn sie sich nicht noch bis ins 10. Jahrhundert erstrecken, heben sich gegeneinander als -hausen-, -weiler- und -dorf-Bildungen ab. Die ON auf -hausen (und auf -hofen) betrachte ich als ältere Schicht, teils wegen der sprachlichen Gleichheit mit den spätmerowingischen -hausen- und (-hofen-)ON, teils weil sie sich im Anschluß an Typen-Formen finden, die wie Brettheim und Michelbach weithin verbreitet sind. Jünger erscheinen die ON auf -weiler, da sie an seltenere Typen-ON wie Rimbach und Tierbach, auch an PN + bronn-ON angeschlossen sind. Als jüngste Gruppe betrachte ich dann die ON von der Form PN + dorf. Wir müssen uns einstweilen mit dieser relativen Chronologie bescheiden. Daß sie nicht ohne weiteres schematisch auf andere Gebiete Ostfrankens oder gar Deutschlands übertragen werden darf, brauche ich nicht zu betonen.

Wir wenden uns dem linken Jagstufer zu.

An die spätmerowingische Forsthufe Regenbach fügen sich jagstabwärts zwei Typen-ON an: Eberbach, ahd. ebar Eber,<sup>44</sup> an der Einmündung des Röthelbachs, und Buchenbach, ahd. buohha Buche, wenig abwärts gleichfalls an einer Bachmündung, zwei karolingische Forsthufen anzeigend. Der Forsthufe Eberbach darf man den Weiler Sonnhofen, wohl ursprüngliches Sonthofen, ahd. sunt Süd, zuteilen; während die -hofen- und -hausen-Orte des Tales und der linken Hochfläche, Bernshofen, Heimhausen, Berndshausen und Nitzhausen, nebst Büttelbronn und einigen jüngeren Siedlungen bis hin zur Kocherwasserscheide der Forsthufe Buchenbach zugewiesen werden dürfen.

Den Zwickel zwischen den spätmerowingischen Forsthufen Dünsbach, Braunsbach und Cröffelbach füllte eine karolingische Forsthufe aus. Ihre Spuren sind in den ON zu erkennen: (Ober-, Nieder-)Steinbach, ahd. stain; Nesselbach, 1226 Nesselbach ahd. nezzila Nessel;<sup>45</sup> (Windisch-)Brachbach, ahd. brahha Brache, Neubruch aus Heide und Holz,<sup>46</sup> dessen unterscheidender Zusatz auf das 9. Jahrhundert weist, aber ein älteres Brachbach in der Nähe voraussetzt.

Zwischen den älteren Forsthufen Dünsbach und Triensbach läßt sich nördlich der Schmerach ein Typen-ON auf -bach oder -heim nicht finden. (Groß-, Klein-)Allmerspänn, 1090 Almaresbiunt, 12. Jahrhundert Almannesbiunt PN Adalmar

bzw. Atmar Altmann, ist den Bifang- oder Hagensiedlungen wohl schon des 9. Jahrhunderts zuzurechnen. Zweifelhaft bleibt die Deutung und damit die siedlungsgeschichtliche Einreihung des ONs *Lendsiedel*, 1231 *Lantsideln*. Man könnte den ON zu *Geb-sattel* (bei Rothenburg), 1100 *Gebesedelen*, Frauenname *Geba*, stellen und somit als PN *Lanto + sedel*, „Sitz des Lanto“, deuten. Der PN-Stamm *LANT* kommt in unserem Untersuchungsgebiet öfters vor: *Lampertsweiler*, PN *Landberht*, abgegangen bei Billingsbach; *Lentersweiler*, 1362 *Lendrichsweiler* PN *Lantrich*, bei Billingsbach; *Lenkerstetten*, PN *Lantger*, nördlich von *Lendsiedel*. Da *Lendsiedel* und *Lenkerstetten* räumlich durch die gleiche Fernstraße nachbarschaftlich verbunden sind, erscheint die Deutung des ON vom PN *Lanto* gestützt. Daneben steht eine zweite Deutung: Dativ Pluralis (Wemfall der Mehrzahl) von *lantsidel* = freier, aber auf fremdem Grund sitzender und daher dienst- und abgabenpflichtiger Bauer. Als „Niederlassung von *lantsideln*“ würde *Lendsiedel* in die Nähe des ONs *Markt Bergel*, 837 *Bargilli* „bei den Bargilden“ rücken.<sup>47</sup> Als *Bargilden* werden in Ostfranken die freien auf Königsland sitzenden, zu Königsdienst und Königsabgabe verpflichteten Bauern bezeichnet. Bei *Markt Bergel* schafft der Aufstieg aus dem Rangau auf die Steilstufe der Frankenhöhe für die Straße Würzburg—Ochsenfurt—Ansbach—Weißenburg—Eichstätt eine verkehrsmäßig schwierige Lage, erfordert Vorspann. Die Ansiedlung von Königsleuten, die zu Beförderung und Sicherung staatlicher Transporte verpflichtet waren, an dieser Stelle ist sinnvoll. Ebenso erscheint sie zweckmäßig am Platz von *Lendsiedel*, wo die vom Rangau über *Rot am See* herkommende Straße die Jagst bei *Eichenau* überschreiten muß und sich nun nach dem *Kocher* (*Gelbingen—Schwäbisch Hall*) und zur *Bühler* (*Stöckenburg*) gabelt. — Der dritte ON *Kirchberg*, 1245 *Kirperg*, trägt einen zeitlosen, siedlungsmäßig kaum auswertbaren Stellen-Namen. — Im ganzen erscheint der Streifen zwischen *Dünzbach* und *Triensbach* als karolingisch kolonisiert und organisiert. — Ein *Martins* patrozinium haben wir in dem von uns als spätmehringisch betrachteten *Ruppertshofen* kennengelernt.

Typen-ON erscheinen nun aber unmittelbar westlich von *Triensbach* an und links der *Schmerach*: zuerst (Ober-, Unter-) *Schmerach*, ahd. *smero* *Lehm*, wohl aus *Schmerbach* verkürzt; *Saurach*, 1248 *Surheim* ahd. *sur* *sauer* (von *Wiesen* und *Wäldern*),<sup>48</sup> *Buch*, ahd. *buohha*. Damit tritt ein karolingischer Forsthufenbezirk an der Wasserscheide zwischen *Maulach—Jagst* und *Schmerach—Bühler* zutage, dessen Bedeutung wir später noch herauszustellen haben.

Westwärts weist er in den Raum des Reiterpostens von *Aldorf—Stappach*. Wir mustern auch hier die ON und finden zwischen der *Schmerach* und den Ansläufern der *Ellwanger Berge* zuerst zwei Typen-ON: (Ober-, Unter-) *Aspach*, ahd. *ask* *Esche*, und *Steinbächle*, ahd. *stein*, weiter den Herbergsort *Lorenzenzimmern*, Heiligennamen *Laurentius + ahd. zimbar* *Holzhaus*, wobei der Zusatz des Heiligennamens auf die Zeit nach 955 verweist; *Aldorf*, 848 *Alahdorp* ahd. *alah* *umzäunter Platz*, Heiligtum,<sup>49a</sup> *Gaugshausen* und *Eckartshausen*. Die ON führen also auf eine karolingische Forsthufe, zu der auch eine Herberge gehörte. *Lorenzenzimmern* liegt, was zu beachten, an der Stelle, wo die Ansläufer der *Ellwanger Berge* schmaler werden und an dem *Burgberg* vorbei einen trockenen Durchgang zur *Crailsheimer Jagstbucht* darbieten.

Ähnliche Züge wie der eben behandelte Landstrich trägt das ON-Bild links der *Bühler* zwischen der *Stöckenburg* und *Oberscheffach*. *Otterbach*, so um 1100 ahd. *ottar* *Otter*;<sup>49</sup> *Sulzdorf*, so um 1100, Nebenform zu *Sulzbach* ahd. *sulza*;

Buch, ahd. buohha; Dörrenzimmern, ahd. dorn (?); + zimbar; Anhausen. Sollte Matheshörlebach, ahd. arila Erle, als dritte Forsthufe (mit Jagstrot) anzuschließen sein? Es tritt also auch hier ein karolingisches Forsthufensystem in Erscheinung.

An der Bühler selbst folgen sich karolingische Typen-ON „klassischer“ Prägung: Stöckenburg, 823 Stockamburg, 889 Stocheimaroburg ahd. stoc Baumstumpf,<sup>50</sup> woraus sich ein nicht mehr vorhandener Ort †Stockheim ergibt; E. Kost möchte ihn in oder bei Vellberg, K. Dinklage in Talheim suchen. Talheim, ahd. tal,<sup>51</sup> nördlich im Ahlbachtal; (Unter-, Ober-) Sontheim, ahd. sund Süden;<sup>52</sup> Eschenau, ahd. askin + ouwa lichtet Eschengehölz, Nebenform zu Eschenbach.<sup>53</sup> Jüngere ON finden sich links und rechts des Tales im ehemaligen oder noch bestehenden Wald. Die -hofen-ON Ummenhofen und Markerts-hofen stehen ähnlich wie die -hofen-ON bei Michelbach an der Heide an Stelle der jüngeren -hausen-ON um Brettheim; gleichfalls jüngere Bildungen sind Merkelbach und Schneckenweiler, beide in räumlichem Anschluß an Eschenau.

Die karolingischen Typen-ON sind zeitlich durch die Stiftungsurkunde des Bistums Würzburg, die die Martinskirche in der Stöckenburg als Dotationskirche<sup>54</sup> nennt, auf die Zeit vor 740 festgelegt. †Stockheim und das zur würzburgischen Martinspfarre gehörige Talheim sind also Anlagen aus der Zeit Karl Martells, geschaffen im Zusammenhang mit den Feldzügen der 20er Jahre gegen die Alamannen. Die beiden Sontheim gehörten zwar nicht zu der spätmittelalterlichen Pfarrei Stöckenburg würzburgischen Patronats, sondern pfarren nach der ellwangischen Georgskirche von Bühlertann; ich möchte jedoch daraus nicht schließen, daß Sontheim erst nach 741 angelegt worden wäre. Der ON spricht doch für eine Anlage aus der Zeit, als die Stöckenburg noch unmittelbar vom Reich aus verwaltet wurde. So haben sich vor 740 drei Forsthufen quer über das Bühlertal und den unteren Ahlbach gelegt: Talheim, Stockheim und Sontheim; Eschenau lag wohl im Bereich der Forsthufe Stockheim. Als kirchlicher Mittelpunkt der drei Forsthufen ist die Martinskirche in der Stöckenburg zu betrachten.

Eine letzte Gruppe von Typen-ON findet sich im Bereich der Fischach: (Unter-, Mittel-, Ober-) Fischach, um 1100 Viscaha ahd. fisk Fisch;<sup>55</sup> Herlebach, Altform unbekannt, wohl ahd. erila Erle;<sup>56</sup> Hausen, ahd. hus Haus, Rasthaus. Dazu treten auch hier jüngere -hofen-ON: Rappoltshofen, PN Ratbolt; Engelhofen, PN Angil; Geifertshofen, PN Gisilbreht. An Kirchenheiligen erscheint St. Johannes der Täufer in Mittelfischach, der würzburgische Bistumspatron Kilian in Oberfischach. So sind auch im Fischachgrund karolingische Forsthufen gesichert.

Rückblickend erkennen wir einen Kern von Forsthufen der Karl-Martell-Zeit an der Bühler; hier geht die Rhein—Donau-Straße über den Fluß. Um diesen Kern legen sich in einem nach Westen gerichteten Bogen drei weitere Forsthufenbezirke. Von ihnen ist der links der Bühler mit Sulzdorf und Dörrenzimmern, beide an oder nächst der gleichen Rhein—Donau-Straße, der ältere; gleichaltrig oder nur wenig jünger ist wohl nach der Lage — Verbindung mit den Gaulandschaften an der Tauber und Mittelmain — der Bezirk von Altdorf und Lorenz-zimmern an der Fernstraße von Heilbronn am Neckar über Mainhardt in das Crailsheimer Becken und weiter nach Feuchtwangen. Da beide Forsthufenbezirke, Sulzdorf und Altdorf, zu der würzburgischen Pfarrei Stöckenburg gehörten, wird man ihre Anfänge noch vor 740 setzen dürfen. Das Forsthufensystem an der

Fischach ist meines Erachtens das jüngste; es legt sich mit Mittelfischach und Hausen um die Fernstraße vom Cannstatter Becken in die Crailsheimer Bucht und um eine Querverbindung zwischen den beiden Linien Cannstatt—Crailsheim und Heilbronn—Crailsheim; allerdings ist diese Querlinie nur ein Teilstück einer Verbindung vom Rangau und oberen Taubergau zur Kohlstraße<sup>57</sup> und damit in das Remstal. Sie führt von Hausen bei Mittelfischach über Altdorf—Steppach als Halbtagsrastplatz (9 km) und Lendsiedel nach Lenkerstetten als Herberge des ersten Tages (19 km); dann am zweiten Tage über Hausen bei Insingen als Halbtagsrastplatz (9 km) nach Gebstättel bzw. Rothenburg—Kobelzell als Übernachtungsplatz (17 bzw. 18 km); von da entweder über Windelsbach in den Rangau und nach Forchheim, das zu Beginn des 9. Jahrhunderts als Königshof und wichtiger Handelsplatz, seit der Jahrhundertmitte als Königspfalz auftritt,<sup>58</sup> oder über Ohrenbach und Langensteinach in den Gollachgau und nach Würzburg, der Bischofsstadt Ostfrankens.<sup>59</sup>

Es lockt, den Blick über die Limpurger Berge, auf denen die Kohlstraße, zugleich auch Westgrenze der Bühler-Forsthufen, läuft, hinweg ins Kochertal zu tun. Vier Martinskirchen zu Großaltdorf, Ottendorf, Westheim und Michelbach an der Bilz deuten auf ausgedehntes Königsland. Es bildete die Brücke von den Limpurger Bergen über den Kocher zu dem Keuperwald nördlich der Rems, den eine uralte West—Ost-Straße von Winnenden—Backnang nach Aalen—Ellwangen durchzieht, wie auch zu dem Keuperland östlich von Mainhardt, durch das eine Süd—Nord-Verbindung von der ebengenannten West—Ost-Altstraße zur „Nibelungenstraße“ bei Öhringen läuft.<sup>60</sup> Diese Süd—Nord-Linie ist bis Bubenorbis wohl die Grenze der Kocher-Forsthufen, von denen noch zu reden ist. Sie fangen eine zweite West—Ost-Straße durch den Mainhardter Forst auf.<sup>61</sup> Diese geht in zwei Strängen von den Königsgütern Heilbronn und Lauffen am Neckar aus; beide vereinigen sich bei der ersten Tagesherberge *B e r n b a c h*, ahd. *bero Bär*, Nebenform zu dem häufigeren *Bernheim*.<sup>62</sup> Dann laufen sie einen halben Tag lang vereinigt bis *M a i n h a r d t*. Hier gabelt sich der Weg aufs neue. Der nördliche Zweig erreicht nach 4 $\frac{1}{2}$  km Bubenorbis, um sich abermals zu spalten. Der nördliche Arm steigt nach *Michelfeld*, ahd. *Michil groß*, Nebenform zu *Michelbach*, ab, das mit 4 $\frac{1}{2}$  km ab Bubenorbis die Herberge eines zweiten Tages bildet. Die halbe Strecke des dritten Tages, die bei Steinbach (1156 *Steinwac!*<sup>63</sup>) unterhalb der Kumburg den Kocher überschreitet, endet in *Altenhausen*,<sup>64</sup> wo die „Nibelungenstraße“ kreuzt. Zu dem karolingischen Forsthufenbezirk wird man außer Steinbach mit einer Johanneskirche noch die beiden -tal-Orte *Hessental*, *Hesental*, und *Tüngental*, *Dungetal*, zählen dürfen. Die dritte Herberge unseres Fernweges gibt dann Altdorf-Steppach ab.

Der südliche Arm senkt sich von Bubenorbis über Starkholzbach in 4 $\frac{1}{2}$  km nach *Bibersfeld*, ahd. *hibar Biber*, Nebenform zu *Biberbach*. Von hier aus ist ein Altweg auf *Michelbach* an der Bilz, ahd. *Michil*, anzunehmen. Von da zielte er durch die Forsthufe Herlebach auf die Stöckenburg.

Von Bubenorbis südostwärts auf dem großen Kammweg erreicht man *Sittenhardt*. Die beiden ON *Rötenhof* = roten Hof\* und *Hütten* könnten auf Raststätten bzw. Herbergen an einer Altstraße deuten;<sup>65</sup> allerdings

\* Gegen eine Deutung von *Rötenhof* = roter Hof (nach Weigel Name für eine Raststätte) spricht der Name des nahen Rotflusses; Rotbäche und -flüsse sind häufig (siehe Springer, Die Flußnamen Württembergs und Badens, 1930, Seite 92 f.). Der Rötenbach am Rötenhof fließt in die Rot und hat mit dem Hof doch wohl von der Rot den Namen, vielleicht über seine ehemaligen Besitzer, die Herren von Rot. Schriftleitung.

werden gegen eine direkte Verbindung Mainhardt—Sittenhardt von ortskundiger Seite Bedenken geäußert. Man konnte jedenfalls am zweiten Halbtage von Mainhardt aus etwa bis nach *Zimmerts haus* östlich von Sittenhardt gelangen. Darf man in diesem ON ein umgeformtes Zimmern vermuten? Am dritten Tage konnte man bei *R i e d e n*, ahd. riot Ried(gras), abgeschliffene Form von Riedheim, entweder in der bisherigen Ostrichtung auf Michelbach ziehen und erreichte als Tagesziel die Stöckenburg. Oder man bog von Rieden auf den Kocherübergang *Westheim*, ahd. west Westen,<sup>66</sup> (6 km) ab und gelangte nach 18 km zur Herberge in Sontheim.

Damit sind die Martinskirchen von Michelbach und Westheim sowie die gehäuft Typen-ON hinreichend erklärt. Zugleich erhellt die zentrale Stellung von Michelbach an der Bilz, die ihrerseits wieder von Stöckenburg her bestimmt war. Von Michelbach aus gesehen versteht sich mühelos der ON Westheim wie Sontheim von der Stöckenburg her.

Die bisher verfolgten karolingischen Spuren im Kochertal sind meiner Auffassung nach nicht Zeugnisse einer fränkischen Kolonisation, sondern vielmehr der staatlichen Organisation eines bereits alamannisch besiedelten Gebietes. Denn es keilt sich zwischen die alamannischen Orte *Gelbingen* und *Bretzingen* im Norden, *Bröckingen* im Süden ein. Dann fallen auch (Groß-, Klein-) *Altdorf* und *Gaidorf* in diesen fränkisch organisierten, vorher schon alamannisch besiedelten Raum. Diese Annahme wird durch eine vermutliche Altstraße, die von Kaisersbach an der West—Ost-Straße des südlichen Keuperwaldes über *Gaidorf* auf die *Limpurger Berge* hinauf und weiter in die *Crailsheimer Gegend* zieht. Nun verlangt aber das karolingische Forsthufengebiet um *Murrhardt* mit *Fornsbach* und *Sulzbach* auch eine Verbindung mit den *Bühler-Forsthufen*. An diese Linie käme *Hausen*, ahd. hus (Rast-)Haus, zu liegen. Dieses ist etwa 18 km = eine Tagereise von Sontheim an der Bühler entfernt; (Klein-, Groß-) *Altdorf* bezeichnet etwa das erste Drittel, der *Rothof* bei *Winzenweiler* das zweite der Gesamtstrecke; beide entsprechen sich durch ihre Lage zu Füßen und auf dem Kamm der *Limpurger Berge*. Nimmt man jedoch (Klein-, Groß-) *Altdorf* als Ausgangspunkt, so ist Sontheim die Hälfte der Tagesstrecke; ihr Ende liegt mit etwa 19 km bei *Altenfelden* oder *Stetten*<sup>67</sup> (südwestlich von *Jagstheim*).

Es ergibt sich also auch an dem Kocher eine Reihe von Forsthufen wie an der Bühler. Dabei ist eine Parallelität nicht zu verkennen: *Steinbach* — *Altdorf-Steppach*; *Michelbach* — *Stöckenburg*; *Westheim* — *Oberfischach* — *Untersontheim*; *Ottendorf* — *Obersontheim*.

Nun erkennen wir von dem östlichsten Punkt der *Cannstatt—Feuchtwangen-Straße*, den wir bei *Stetten—Altenfelden* erreicht haben, daß auch das *Jagsttal* oberhalb des alamannisch-hochmerowingischen Siedlungsraumes Anzeichen karolingischer Kolonisation bzw. Organisation aufweist. Auch hier finden sich nämlich typische ON: *Jagstheim*, 1212 *Jagesheim*, Flußname *Jagas Jagst*, an der Mündung der *Speltach* in die *Jagst*; *Stöckenhof*, 1366 zu den *Stokken*, könnte vielleicht ein in der Entwicklung zurückgebliebenes und deshalb im Namen abgeschwächtes *Stockheim* sein; *Steinbach*, 1172 *Steinbach* ahd. stain, an der Mündung des gleichnamigen Baches in die *Jagst*; *Stimpfach*, 1024 *Stimpfach* ahd. stumpf Baumstumpf, an der Einmündung des *Reiglersbaches* in die *Jagst*, dann die typischen Gewässernamen *Goldbach*, ahd. gold, rotgelber Mergelgrund, und *Sulzbach*, ahd. sulza; endlich *Bechhof*, 1357 *Bechhoven* ahd.

peh Pech (vgl. B e c h h o f e n im Königsforst von Königshofen an der Heide; ein zweites bei Windsbach an der Fränkischen Rezat; ein drittes im Aurachtal südlich von Schwabach [Mfr.], Z e n t b e c h h o f e n im Steigerwald; B e c h t h a l im ehemaligen Weißenburger Forst;<sup>68</sup> Pechofen-Anlage im Bereich des Königshofes Fürth in Franken mit karolingischen Scherben<sup>69</sup>). Dazu tritt der ON L o h r, ahd. lari (Wald-) Weide, der uns schon mehrfach in karolingischen ON-Bildern begegnet ist. Zeitlich wird man diesen eindeutig karolingischen ON des 8. Jahrhunderts die beiden Gewässer-ON S t i m p f a c h und (Unter-, Ober-) S p e l t a c h, dann die Wald-ON H o n h a r d t, 1176 Hoinhardt, von einem durchziehenden „Hochweg“, und G r ü n d e l h a r d t, 1306 Gründelhart mhd. grindel Riegel, Stange, in der Bedeutung: abgeriegelter, eingeehter Herrschaftswald (?), folgen lassen. Wenn M u r r h a r d t Murrahart als Waldbezeichnung des 9. Jahrhunderts gesichert sein sollte, dann wird man auch die beiden -hardt-Orte im Jagstgebiet gleichzeitig ansetzen dürfen. Jedenfalls erscheinen diese vier Orte als Muttersiedlungen jüngerer Anlagen. Diese tragen entweder -hofen-ON wie S i e g l e r s h o f e n, W e i p e r t s h o f e n, G e r b e r t s h o f e n am Rieglerbach, H e l l m a n n s h o f e n an der Wasserscheide der Speltach zur Bühler, und -hausen-ON wie G a u c h s h a u s e n oder ON auf -weiler wie B a n z e n w e i l e r, H ü m m e l s w e i l e r, R a n d e n w e i l e r oder Wald-ON, deren Fülle aufzuzählen ich unterlassen kann. Auch hier sind ON auf -hofen und -hausen die älteste Gruppe der spätkarolingischen und nachkarolingischen ON. Karolingische Patrozinien fehlen; Jagstheim hat den komburgischen St. Nikolaus und Stimpfach den adeligen St. Georg zu Pfarrpatronen. Verdrängung eines ursprünglichen Martin ist nicht ausgeschlossen.

Wir fassen hier Jagstübergänge wichtiger Fernstraßen, Jagstheim für die Cannstatt—Feuchtwangen-Straße, Stimpfach für einen Seitenstrang der „Nibelungenstraße“. Erstere haben wir von Hausen bzw. (Klein-, Groß-) Altdorf an bis Stetten verfolgt. Von dieser Herberge aus zieht die Straße über Jagstheim (4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> km), Lohr (9 km) und Wegses (10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> km) — beide Orte Halbtagsrastplätze am Auf- bzw. Abstieg der Höhenstufe — nach der Herberge T r i b u r<sup>70</sup> an der Wörnitz (19<sup>1</sup>/<sub>2</sub> km). Die „Nibelungenstraße“ erreicht von Altenhausen ab zuerst Eschenau als Halbtagsraststätte, dann Altenfelden, dicht bei Stetten (zwischen Gründelhardt und Honhardt) als Tagesstation. Auf der folgenden Tagesstrecke bezeichnen Stimpfach und B l i n d h o f, 1409 Blendheim ahd. blind, trübe, versteckt liegend<sup>71</sup> (vgl. Blendheim an der Rot—Öhringen-Straße; Blindheim in Bayerisch-Schwaben, Donauübergang), also doch wohl karolingische Anlage, Raststätten im Abstand von etwa 6 km (Tagesdrittel). Das Tagesziel ist (Unter-, Ober-) D e u f s t e t t e n, 1268 Tiufstetten ahd. tiuf tief, an der Rotach; die im Jahre 1492 in dem Adelssitz Wildenstein bezugte M a r t i n s k i r c h e ist bei dieser Umgebung eine Höhenkirche karolingischen Ursprungs. Der weitere Verlauf dieser Straße zielt auf den Hesselberg.

Kehren wir an die Jagst zurück, um das Gesamtbild zu erfassen. Es heben sich zwei Forsthufen mit Sicherheit heraus: Jagstheim und Stimpfach. Diese letztere könnte freilich ein etwas jüngeres Gebilde sein, erwachsen aus zurückgebliebenen oder nur geplanten Forsthufen Steinbach, Goldbach und Sulzbach. Mit der (wohl spätkarolingischen) Forsthufe Stimpfach-Honhardt wird gleichzeitig eine Forsthufe Speltach-Gründelhardt sein, aus der durch Rodung die hochmittelalterliche „Urmark“ Speltach erwachsen ist. Der wichtigste Punkt in diesem Waldgebiet war freilich die Kreuzung der beiden großen Fernstraßen im Gelände von Stetten-Altenfelden. Dieser letztere Name zusammen mit dem Flurnamen „Kirch-

berg“ deutet auf eine abgegangene Siedlung, die nach dem anderen ON Stetten in das 8. Jahrhundert zu setzen ist. So entsprechen sich die karolingischen Forsthufen an Bühler und Jagst übers Kreuz: Sontheim—Jagstheim, Stöckenburg—Stimpfach. Die nördlichste der Bühler-Forsthufen, die von Altdorf-Steppach an dem Ahlbach, aber hat ihre Entsprechung nicht mehr an der Jagst oberhalb, sondern bereits unterhalb Crailsheims.

Denn die karolingische Kolonisation hat endlich auch den Wald ergriffen, der sich nordwestlich des Gaulandes um Crailsheim gegen die spätmrowingische Forsthufe Triensbach und ihre karolingische Ausweitung an der Schmerach ausbreitete. Hier finden sich folgende Typen-ON auf -bach: Tiefenbach, 1345 Tiefenbach ahd. *tīuf*, und, heute in diesem Ort aufgegangen, Schmiedebach, 1345 Smidebach ahd. *smido* Schmied. Der letztere ON deutet auf eine ursprüngliche Straßenschmiede, wie sie zu Rastplätzen gelegentlich, zu Herbergen in der Regel gehörten.<sup>72</sup> Endlich ist Maulach, 1108 Mulenbach, früher in dem Namen des Gaus 823 Muligaugio, 889 Mulahgowe, 9./12. Jahrhundert Mulihgowe, 1033 Mulgowe, in diese Gruppe zu stellen. Die Ableitung von ahd. *mula* Maultier, aus dem Lateinischen im 4. Jahrhundert entlehnt,<sup>73</sup> ist abzulehnen, wenn sie auch sachlich zu dem ON des benachbarten Roßfeld ahd. *hros* Roß<sup>74</sup> nicht übel passen würde. Es ist vielmehr eine Erklärung aus einem keltischen Gewässernamen zu bevorzugen, an den ein germanisches „ach“ = Ache angehängt worden ist.<sup>75</sup> Maulach ist also ein karolingischer Schema-ON vom Typ „Wörnitz“, verwandt dem Typ „Brett[ach]heim“ und „Goll[ach]hofen“. An jüngeren Wald-ON seien genannt: Hagenhof, Hagenhart, Gonzenhart (abgegangen) und Heinkenbusch, dazu der Rodungs-ON Rüdern. — Ein Martinspatrozinium haftet an der Kirche zu Roßfeld.

Es ergeben sich somit unter Berücksichtigung der Lage und der Straßenzüge drei Forsthufen: Tiefenbach-Schmiedebach an dem zur Jagst fließenden Grundbach, Roßfeld gleichfalls an einem Nebenbach der Jagst (Roßbach?), Maulach an der oberen Maulach. Der führende Platz war Maulach. Hier entsendet der nördliche Strang der „Nibelungenstraße“, der auf Altenmünster—Ingersheim zu läuft, eine Abzweigung nach Osten, die über Roßfeld bei Crailsheim auf die Cannstatt—Feuchtwangen-Straße trifft. Weiter muß sich in Maulach die „Nibelungenstraße“ mit der von Altdorf-Steppach kommenden Straße gekreuzt haben. Lorenzenzimmern ist  $4\frac{1}{2}$  km = eine Vierteltagsreise von Maulach entfernt; in nordöstlicher Richtung ist Tiefenbach-Schmiedebach ebenso eine Vierteltagsreise entfernt. Damit erscheint also die Jagstforsthufe Tiefenbach als die Entsprechung der Bühlerforsthufe Altdorf-Steppach. Runden wir das Bild, auf früheres zurückgreifend, rasch ab: der Forsthufe Cröffelbach an der untersten Bühler entspricht an der Jagst die Forsthufe um Lendsiedel—Lenkerstetten. Das System ist geschlossen. System ist das Merkmal aller planmäßig bürokratisch geschaffenen Staatsgebilde auf traditionslosem oder doch von älterer Tradition „befreitem“ Land, auf Neuland.

Wir werfen noch einen rückschauenden Blick auf das Gebiet links der Jagst. Daß die alamannischen Siedlungen sich jagstaufwärts noch etwas über Ingersheim hinaufgeschoben hätten, daß alamannische Siedlungen an der mittleren Bühler und dem Ahlbach sich gesammelt hätten, ist bei dem ON-Befund — Typen-ON der karolingischen Organisation — nicht ausgeschlossen, bei dem Fehlen alamannischer Funde jedoch nicht allzu wahrscheinlich. An einige spätmrowingische Forsthufen zwischen Jagst und Kocher schließen sich solche der Karolingerzeit mit Typen-ON auf -bach an. In deren Gefolge treten dann mit PN gebildete ON

auf -hofen und -hausen, vereinzelt auch auf -weiler auf, zum Teil noch heute im Waldland liegend. — ON auf -dorf nur vereinzelt an Bühler—Ahlbach; jüngere Wald-ON fast nur in den Ellwanger Bergen.

Der Wald zwischen Jagst, Schmerach und unterer Bühler ist durch die von den merowingischen und karolingischen Forsthufen ausgehende Tätigkeit heute fast ganz verschwunden. Von dieser durch das altbesiedelte Land um Crailsheim verbreiterten Basis lecken breite Zungen neuen Siedellandes längs der Täler der Jagst und der Bühler, vielleicht eine ältere alamannische Besiedlung umformend und erweiternd, in den Keuperwald hinein. Zwischen beiden Tälern blieb der Wald im bergigen Gelände bis ins 9. Jahrhundert, ja weithin bis heute stehen.

## 6. Der Maulachgau des 8. Jahrhunderts: Mittelpunkt, Grenzen, innere Gliederung

Wir haben von Forsthufen gesprochen. Auch von Forsthufenbezirken, die vielleicht den Centenen gleichkommen. Darüber steht als noch größere Einheit der Gau. Stellen wir diesen Begriff auch jetzt noch etwas zurück. Fragen wir ganz einfach nur, ob dieses System von Forsthufen und Centenen zwischen Kocher und Jagst nicht einen Mittelpunkt, ein politisches Zentrum gehabt hat. Die Betrachtung der Karte führt uns an einen Punkt, an dem sich die Einzugsgebiete von Jagst und Bühler-Kocher am Nordende der beide Täler scheidenden Ellwanger Berge berühren. Das ist der Raum um den heute so bescheidenen Weiler *M a u l a c h*. Geht nun von ihm der Name „Maulachgau“ aus? Oder, wie bisher angenommen wurde, von der Tatsache, daß die ältesten Siedlungen des 5. und 6. Jahrhunderts im Bereich der Maulach lagen?<sup>1</sup> Gegen diese Auffassung sprechen jedoch andere Tatsachen, daß auch an der obersten Tauber und an der Jagst abwärts Bächlingen sich älteste Siedlungen finden. Somit bleibt nur der Weiler oder seine Vorstufe, die karolingische Forsthufe Maulach, als gau-benennendes Element.

Tatsächlich hatte *M a u l a c h* eine zentrale Lage innerhalb der Landschaft zwischen mittlerer Jagst und mittlerem Kocher. Selbst die beiden jagstabwärts bei Bächlingen und an die obere Tauber bei Insingingen vorgeschobenen Landstriche waren von Maulach aus unschwer zu erreichen.

Maulach lag an der Teilstrecke Geislingen—Crailsheim der „Nibelungenstraße“. Sie verlief ostwärts über Roßfeld (3 km) und Altenmünster (6 km) auf Ingersheim; bei Altenmünster zweigte eine Talstraße südwärts auf Jagstheim (10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> km) und Stimpfach (16 bis 17 km) ab. Der auf Wildenstein—Deufstetten gerichtete Hauptzug der „Nibelungenstraße“ erreichte bei Lohr (12 km) die erste Terrasse des zwischen Jagst und Wörnitz sich einschiebenden Waldgürtels. Von der „Nibelungenstraße“ setzte sich bei Roßfeld in Ostrichtung ein auf Feuchtwangen zielender Altweg ab, der über Crailsheim bei Goldbach (10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> km) an die Steilstufe gelangte. — Nach Südwesten und Westen führte von Maulach der Altweg auf Lorenzenzimmern (6 km) und Altdorf-Steppach (9 km); er leitete nahezu südwärts an die mittlere Bühler zur Stöckenburg (15 km) und über Hausen (18 km) nach Mittelfischach (21 km). Bei Bühler-Altdorf zweigte eine Straße westwärts nach Steinbach und der Komburg zum Königsgut am Kocher (10 bis 11 km) ab. Gleichfalls nach Westen an die Bühlermündung führte die „Nibelungenstraße“, eine Abzweigung nach Cröffelbach (15 km) entsendend. — Endlich bogen von der gleichen Fernstraße zwei Linien nach Nordwesten und Norden ab. Die Nordweststraße ist entweder schon im Bereich von Saurach—Schmerach—Buch (3 bis 4 km) oder erst bei Ilshofen (7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> km) abgezweigt; über Ruppertshofen (10 km) laufend, überquerte sie die Jagst bei Dünsbach—Morstein (13,5 km) und

erreichte Michelbach an der Heide (16,5 km). Kurz vorher gabelte sich eine Verbindung nach Regenbach (21 bis 22 km) ab. Die Nordstraße setzte sich bei Saurach—Buch von der „Nibelungenstraße“ ab, überschritt bei Lendsiedel—Eichenau (9 km) die Jagst, bei Beimbach (13 $\frac{1}{2}$  km) die Brettach. Von hier liegen Billingsbach 9 km, Tierbach 12 km und Riedbach 13 $\frac{1}{2}$  km entfernt. Über Lendsiedel ist von Maulach aus auch Rot am See (16 $\frac{1}{2}$  km) zu erreichen. Von hier führt nordwestwärts der Kaiserweg nach Blaufelden (7,5 km) und Riedbach (15 km). Nordostwärts aber war sowohl Insingen (14 km) wie Gebstattel (16 bis 17 km) zu erreichen. — Endlich leitete die Verlängerung des Altweges von Lorenzenzimmern her zum Jagstübergang Tiefenbach (4 $\frac{1}{2}$  km) und weiter nach Satteldorf (7 $\frac{1}{2}$  km); dann über Michelbach an der Lücke (15 km) nach Wetringen (21 km).

Maulach liegt also ganz deutlich noch im südlichen Drittel der eben umschriebenen Landschaft. Es war zugleich der Treffpunkt der Straßen aus den Forsthufenbezirken am Kocher, an der Bühler und an der Jagst. Es war also deutlich nach Süden ausgerichtet, d. h. gegen die Gebiete der Alamannen. Gegen diese aber sah nicht nur Maulach mit seinen Königsländereien an Bühler und Jagst, sondern auch Wetringen und Insingen mit dem Königsbesitz an der obersten Tauber und der obersten Wörnitz. Zwischen Insingen und Maulach vermittelt das Königsgut an der Brettach. Und nun finden sich gerade in diesen Landstrichen, die nach außen und für den inneren Zusammenhalt des Gaues von besonderer Wichtigkeit waren, die „klassischen“ Typen-ON auf -heim: Stockheim(er Burg), Talheim, Sontheim; Jagstheim; Östheim, Frankenheim; Brettheim; auch Wörnitz mag als Kurzform für † Wörnitzheim angefügt werden. Solche -heim-ON aber fehlen in dem politisch geringer wertigen Raum an der Jagst abwärts Bächlingen. So empfängt auch in dieser Beleuchtung Maulach das hellste Licht. Es erscheint als eine Art Hauptquartier an der alamannischen Grenze mit guten Straßenverbindungen nach allen Seiten.

Von da her wird uns klar, daß der Gauname „Maulachgau“ mit dem Örtchen Maulach zusammenhängt. Zwar wird man einwenden, daß gerade in Ostfranken viele Gaue nach einem Fluß oder Bach benannt sind: der Rangau nach der Ranach, einem Quellbach der Aisch, der Gollachgau nach der Gollach, der Iffiggau nach der Iffig, das Volkfeld nach der Volkach, der Taubergau nach der Tauber, der Saalegau nach der Saale und der Radenzgau nach der Rednitz. Aber gerade der Gollachgau weist ein Gollhofen und der Iffgau ein Iphofen auf; sie stehen in der Dotationsurkunde für Würzburg gleichberechtigt neben den Königshofen an der Tauber, im Badanachgau, im Grabfeld; diese Gewässer- oder Königshofen-Orte haben in der karolingisch organisierten Oberpfalz ihre Verwandten in Lauterhofen an der Lauterach, in Vilshofen an der Vils und in Schwarzhofen an der Schwarzach. Sprachlich fällt bei manchen Bezeichnungen das Mittelglied, das Gewässermerkmal -ach fort; es kann aber auch das Grundwort „hofen“ abfallen, besonders wenn es nicht landschaftsüblich ist und andere Bildungen wie Schmerach. Saurach die Verkürzung eines „Maulachhofen“ nicht zu „Maulhofen“, sondern zu „Maulach“ nahelegen. Somit: ich sehe in M a u l a c h den „K ö n i g s h o f“ des M a u l a c h g a u s, d. h. den ersten Wirtschafts- und Verwaltungshof, den staatlichen Mittelpunkt des Maulachgaues, den „D i e n s t s i t z“ des G a u g r a f e n.

Dafür läßt sich anführen, daß hochmittelalterliche Grafenfamilien nach Plätzen und Burgen in der Umgebung von Maulach sich benennen, die Grafen von Lobenhäusern, die Grafen von Flügela u.<sup>2</sup> Auch dazu liefern andere ostfränkische Gaue Gleichartigkeiten: nächst Iphofen hat das Dynastengeschlecht derer von

Castell<sup>3</sup> seinen Stammsitz; hochfreie Herren von Uffenheim erscheinen im 13. Jahrhundert nahe bei Gollhofen;<sup>4</sup> bei Burgbernheim, also im Umkreis der Ranach als Quellbaches der Aisch, tritt um 1000 eine gräfliche Familie<sup>5</sup> auf; und endlich kennen wir vom Jahre 1058 Grafen von Mergentheim,<sup>6</sup> unfern von Königshofen an der Tauber.

Können wir nun noch diesen königlichen Grafenhof an der Maulach feststellen? Eine *Maulachburg*, mit der 1162 erwähnten Muleburg kaum gleichzusetzen, wäre als Grafensitz im 11. und 12. Jahrhundert zeitgemäß, nicht aber im 8. Jahrhundert. Hier kann es sich nur um einen gegen Raubtierzeug und Diebe leicht geschützten Grafenhof handeln. So hat denn auch Dr. Kost bei seiner 1951 vorgenommenen Grabung am Platz des Wasserschlosses Flügelaun Keramik, Eisenwaren, Dachziegel nur des 13. und 14. Jahrhunderts zutage gefördert. Aber neben dieser für uns negativen Feststellung hat er äußerst wertvolle Fingerzeige gegeben: er verweist einmal auf das abgegangene *Hergerhofen* abseits von Roßfeld mit „Brühl“-Wiesen; ich möchte darin eher den Wirtschaftshof der Wasserburg Flügelaun erblicken. Zum andern macht Dr. Kost aufmerksam auf „eine ansehnliche Hofwirtschaft an der großen Fernstraße (Nibelungenstraße)“, den „größten Hof des Weilers Maulach“, von dem 1703 ein Aktenvermerk besagt: „hat von langer Zeit her die Taberngerechtigkeit“. <sup>6a</sup> Da auch in anderen süddeutschen Landschaften, so um Weißenburg<sup>7</sup> und in der (viel Altertümliches bewahrenden) Oberpfalz, mittelalterliche Herrnsitze als Wirtschaften, oft als Brauereien fortleben, so könnte auch die *Maulacher Tabern* von 1703 der *Ausklang des karolingischen königlichen Grafenhofes* sein.

Vom Mittelpunkt des Maulachgaus wenden wir uns den Grenzen zu. Wir gehen dabei von den Forsthufen aus, die in spätmehringischer und dann noch einmal in karolingischer Zeit, also im 7. und 8. Jahrhundert, die Waldgürtel zwischen den Gauen, hier also zwischen Maulachgau, Kochergau, Taubergau, Rangau und, so müssen wir hinzufügen, dem alamannischen Siedlungsgebiet an der oberen Wörnitz, lockern und sprengen sollten. Nach Süden verläuft der Maulachgau an Jagst und Bühler ohne feste Grenze im Virngrund-Wald; im menschenleeren Waldland erschien dem frühen Mittelalter eine Grenzziehung nur in besonderen Fällen nötig. Ähnliche Verhältnisse liegen nach Osten und im Südwesten vor, wo die Wasserscheiden zwischen Jagst und Wörnitz bzw. zwischen Bühler und Kocher Naturgrenzen abgeben. Dabei ist zu beobachten, daß die karolingischen Siedlungen rechts der Jagst nur bis an die Steilstufe heranreichen, daß also diese bereits die natürliche Gaugrenze darstellte; zwischen Bühler und Kocher hat hingegen die Kohlstraße auf den Limpurger Bergen die Grenze gebildet, bis zu der die Siedlungen den flachen Hang hinansteigen. So formen die Forsthufen Goldbach, Jagstheim, Sulzbach—Goldbach (Honhardt), Sontheim, Fischach—Herlebach die Gaugrenze von Südost über Süd nach Südwest, von der Crailsheim—Feuchtwangen-Straße bis zur Kohlstraße. Von der Nordecke der Limpurger Berge bis zum Bächlinger Jagstkie ist die Gaugrenze heute undeutlicher geworden. Aber ich möchte annehmen, daß sie zwischen den Forsthufen Sulzdorf—Otterbach einerseits, Hessental—Tüngental andererseits hindurch bis etwa zur Mündung der Schmerach in die Bühler, weiter im Wald die Schmerach aufwärts zog, um dann auf der Wasserscheide zwischen Jagst und Kocher, also zwischen den Forsthufen Dünsbach und Braunsbach, nach Norden zu verlaufen; sie fiel hier wohl mit der Altstraße vom Crailsheimer Becken zur Wimpfener Straße („Hohe Straße“) zusammen, so daß die Forsthufe Regenbach, entsprechend der Urkunde von 1033,

dem Maulachgau zugehört. Diese Wimpfener Straße bzw. der von ihr ostwärts durchgezogene Wald bildete von der Jagst bis zur Tauber die Nordgrenze des Gaues. Diese Waldzone ist trotz der karolingischen Forsthufen Herrentierbach, Riedbach, Speckheim-Schmalfelden, letzteres wiederum 1033 als im Maulachgau liegend urkundlich bezeugt, Wiesenbach und der spätmerowingischen Forsthufen Gammesfeld, Bettenfeld und Bockenfeld teils an den noch vorhandenen Wäldern, teils an den jüngeren ON des späten 8. und 9. Jahrhunderts erkenntlich. Jenseits dieser Waldzone schob sich im Nordwesten mit Ailringen der Jagstgau heran. In der Hauptsache aber grenzte dieser Waldgürtel den Maulachgau von dem Taubergau ab. Dieser drängte sich mit den Forsthufen Wildentierbach und Spielbach, Rinderfeld, Oberrimbach und Schmerbach in zwei Streifen an die Tauber bei Dettwang und Kobelzell vor, ohne sie jedoch im 8. Jahrhundert noch zu erreichen. Die Tauber aufwärts gab dann der Steilhang der Frankenhöhe mit den Forsthufen Bockenfeld und Diebach zu seinen Füßen die Gaugrenze ab. Nur in der Paßlandschaft Östheim—Frankenheim—Wettringen wird der Gau aus militärischen und verkehrsmäßigen Gründen die Forsthufen Wörnitz und Sulz als jenseitige Fußpunkte einbezogen haben. Von Wettringen ab nach Süden bis zur Forsthufe Goldbach dürfen wir die Gaugrenze wieder entlang der Steilstufe der Crailsheimer Berge vermuten.

Damit sind die Grenzen des Maulachgaus im 8. Jahrhundert, man darf genauer sagen, unter Karl dem Großen gezogen. Denn der Maulachgau, den Karl Martell während der Kämpfe mit den Alamannen oder kurz nach deren Beendigung, also zwischen 720 und 730, organisierte, umfaßte doch nur das alamannisch-merowingische Siedlungsgebiet und einige neu angelegte Forsthufen von der Bühler zur oberen Tauber und Wörnitz einerseits, zur Jagst bei Bächlingen andererseits. Zwischen Jagst und oberer Tauber, von Billingsbach bis Gammesfeld, und herunter bis zum Jagstknie bei Gröningen dehnte sich Wald, den erst die jüngeren Forsthufen in dem Bogen von Michelbach an der Heide über Riedbach und Michelbach an der Lücke bis Tiefenbach angriffen und aufspalteten. Sie wird man in das zweite, vielleicht auch noch ins dritte Drittel des Jahrhunderts setzen.

Der gleichen Zeit dürfen wir dann auch die Forsthufen zuweisen, die vom Taubergau her, ausgehend von der Vorbach-Linie im Doppelstreifen in den nördlichen Teil des Waldes hineingetrieben wurden: Rinderfeld, Ober-Rimbach, Schmerbach als nördliche, Wildentierbach und Spielbach als südliche Linie. Dann müssen wir auch die Forsthufe um Dettwang, die sich freilich nur schwach abzeichnet, ursprünglich dem Taubergau zuteilen. Es ist erst eine spätere Entwicklungsstufe, greifbar für uns im 10. Jahrhundert, wenn ein an der Fischach und Bühler begütertes Geschlecht auch über die Gemarkung, d. h. die karolingische Forsthufe von Dettwang verfügte, wenn dann im 11. Jahrhundert die Kochergaugrafen sich auf der Bergnase zwischen Dettwang und Kobelzell eine Burg erbauen.

Nach Mittelpunkt und Grenzen des karolingischen Maulachgaus muß nun noch seine verwaltungsmäßige Gliederung erörtert werden. Wir haben bisher mit dem Begriff der Forsthufe gearbeitet. Sie schlossen sich in zwei Schichten, einer spätmerowingischen des 7. Jahrhunderts und einer karolingischen des 8. Jahrhunderts, an die alamannischen, im 6. Jahrhundert, der hochmerowingischen Zeit, zum Teil „verfranken“ Altsiedlungsräume an. Dann haben wir die karolingische Schicht als zweiegliedert erfaßt: eine frühere aus dem dritten Jahrzehnt und eine spätere, die zeitlich noch nicht genauer bestimmt werden kann.

Weiter haben wir diese Forsthufen immer wieder verbunden gesehen mit zwei Patrozinien: dem des fränkischen Reichsheiligen, des heiligen Martin, einst

Bischof zu Tours, und dem des biblischen Täufers Johannes. Wir wissen, daß beide Patrozinien miteinander auf das engste verknüpft waren: zu der königlichen staatseigenen Pfarrkirche St. Martin gehörte eine Johannes dem Täufer geweihte Taufkapelle. Nirgends im Maulachgau habe ich diese Zusammengehörigkeit mehr erkennen können; doch tritt sie in den Nachbargauen noch auf: im Taubergau zu Mergentheim<sup>8</sup> und im Kolonial-Rangau zu Ansbach.<sup>9</sup> Die Martinspfarrkirche war Feldkirche; sie stand in keinem Ortsverband, sondern war als „Bezirkkirche“ für einen rechtlich-wirtschaftlichen Siedlungsverband zuständig. Mit anderen Worten: die fränkische Centene war zugleich Pfarrei, Pfarrsprengel. Die fränkische Martinspfarre war also eine staatliche Einrichtung, besonders in Ostfranken, wo es bis 740 keine Bistümer gab. Können wir mit Hilfe der Martins- und Johannespatrozinien auf Grundlage der Forsthufen die Centenen des späteren 8. Jahrhunderts wiederherstellen?

Wir versuchen eine Antwort in dem klaren Bewußtsein, daß wir nur Vermutungen äußern können, aber auch äußern dürfen, um die Forschung vorwärtszutreiben. Wir geben dieser Antwort die Form einer Übersicht, einer nüchternen Aufzählung, um das System und zugleich die in ihm beschlossenen Probleme deutlich werden zu lassen: zuerst der Alt-Siedlungsraum (ASR) und die Forsthufen (FH), dann das Patrozinium (P), endlich den mutmaßlichen Centenenbereich.

#### Mutmaßliche Centenen im Maulachgau:

1. FH † Stockheim, Talheim, Sontheim; Sulzdorf, Otterbach; Aspach  
P St. Martin in der Stöckenburg  
Centene an der mittleren Bühler und am Ahlbach.
2. FH Fischach, Herlebach  
P St. Johannes in Mittelfischach  
Centene an der Fischach.
3. FH Jagstheim, Stimpfach, Sulzbach, Goldbach  
P weder Martin noch Johannes; St. Nikolaus (an Stelle von St. Martin?)  
in Jagstheim  
Centene an der Jagst.
4. ASR um Crailsheim—Ingersheim—Onolzheim; HF Goldbach; Tierbach (?)  
P St. Johannes in Crailsheim  
Centene im Jagst-Maulach-Winkel.
5. FH Tiefenbach, Saurach, Maulach, Roßfeld  
P St. Martin in Roßfeld  
Centene an der oberen Maulach.
6. FH Triensbach (Lendsiedel), Dünsbach  
P St. Martin in Ruppertshofen, St. Johannes in Lobenhausen  
Centene zwischen Schmerach und Jagst.
7. ASR um Bächlingen; FH Michelbach an der Heide, Blaubach  
P St. Johannes in Bächlingen; St. Bonifatius (an Stelle von St. Martin?)  
in Michelbach  
Centene zwischen Jagst und Brettach.
8. FH Regenbach, Eberbach, Buchenbach  
P weder Martin noch Johannes; St. Veit (an Stelle von St. Martin?)  
in Regenbach  
Centene an der Jagst.

9. FH Billingsbach, Herrentierbach, Riedbach  
P St. Johannes in Billingsbach  
Centene zwischen Jagst und Kaiserweg.
10. FH Brettheim, Beimbach, Wiesenbach  
P St. Martin in Rot  
Centene an der Brettach.
11. ASR um Insingem; FH Gammesfeld, Bettenfeld, Bockenfeld; Diebach, Buch  
P St. Martin (und St. Nikolaus) in Buch  
Centene im Kreuzungsraum der Altstraßen Maulachgau—Rangau und Taubergau—Ries.
12. ASR um Wettringen; FH Östheim, Wörnitz; Frankenheim, Sulz  
P St. Martin in Wörnitz  
Centene an den Tauber-Wörnitz-Pässen.
13. ASR bei Gröningen—Bronnholzheim; FH Michelbach an der Lücke; Hengstfeld  
P weder Martin noch Johannes (St. Martin in Michelbach?)  
Centene an der Gronach.

#### Mutmaßliche Centenen im Taubergau:

1. ASR Mergentheim—Markelsheim; FH Wachbach; Stuppach, Apfelbach  
P St. Martin und St. Johannes in Mergentheim  
Centene zwischen Mergentheim und Ailingen.
2. ASR Elpersheim; FH Asbach; Laudembach  
P St.-Martin-Bergkirche bei Laudembach  
Centene Tauber-Vorbach.
3. FH Rinderfeld, Oberrimbach, Schmerbach  
P St. Johannes in Schmerbach  
Centene an der Altstraße Vorbachzimmern—Dettwang (Rothenburg o. T.).
4. FH Wildentierbach, Spielbach (Spindelbach?)  
P St. Martin in Crailshausen (Wildentierbach)  
Centene an der Altstraße Niederstetten—Dettwang bzw. Kobelzell (Rothenburg o. T.).
5. FH Dettwang (?)  
P weder St. Martin noch St. Johannes  
Centene (geplant?) an den Tauberübergängen.

Man wird gegenüber dieser Übersicht einwenden, daß diese Centenen nicht mit den Zenten des Spätmittelalters und der Frühneuzeit<sup>10</sup> übereinstimmen. Man wird weiter einwenden, daß diese fränkischen Martins- und Johanneskirchen nicht immer oder nur ganz selten die Pfarrkirchen der sogenannten „Urfparreien“ seien. Ich antworte darauf: Eine dynamische Geschichtsforschung wird beachten, daß zwischen dem frühen und dem späten Mittelalter zwei Krisen mit gewaltigen Umformungen liegen: der sogenannte Investiturstreit des 11. Jahrhunderts mit der Beseitigung des germanischen Eigenkirchenwesens und der staufisch-welfische Thronstreit zu Beginn des 13. Jahrhunderts mit der völligen und endgültigen Auflösung des Reiches in landesherrliche Territorien. Deshalb lehne ich es ab, aus Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts oder aus noch späteren Quellen bindende und zwingende Schlüsse auf die innere Gestaltung des Frankenreiches zu ziehen. Es bleibt dann nur der andere Weg: aus den Überresten

des frühen Mittelalters selbst, und zwar mit absolutem Vorrang dieser Quellen vor allen späteren, den Aufbau des fränkischen Reiches wiederherzustellen. Diese Wiederherstellung wird erfolgen müssen aus der Erkenntnis, daß Geschichte erstarrte Politik ist; sie wird also eine versuchsweise Nachschöpfung dessen sein müssen, was einst Staatsmänner und ihre Gehilfen, von der Idee ihres Staates und von dem Willen zur Macht geführt, unter bestimmten politischen und räumlichen Gegebenheiten geschaffen haben. Ich habe diese Nachschöpfung im Raum und am Beispiel des Maulachgaues gewagt, habe das Werden und die Organisation dieser ostfränkischen Landschaft im frühen Mittelalter nachzuzeichnen versucht.<sup>11</sup>

## Anmerkungen

### 1. Grundlegung

<sup>1</sup> Dotationsurkunde des Bistums Würzburg in den Bestätigungen Ludwigs des Frommen 19. Dezember 823 und Arnulfs 21. November 889. Württembergisches Urkundenbuch (WUB) 1, 101 nr. 87; 190 nr. 164; 192 nr. 165. Monumenta Boica 28, 2, 17 nr. 11; 93 nr. 69; 98 nr. 71.

<sup>2</sup> Chr. F. Stälin, Württembergische Geschichte 1, 1841, 321. — Fr. Stein, Die ostfränkischen Gaue. Archiv des Historischen Vereins für Unterfranken (AUfr) 28, 1885, 349 f. — Fr. Stein, Geschichte Frankens 1, 1885, Kartenbeilage.

<sup>3</sup> H. Dannenbauer, Hundertschaft, Centena und Huntari. Historisches Jahrbuch (HJb) 62—69, 1950, 155—209. — Zu dem Problem der Huntaren Alamanniens neuerdings: K. Bohnenberger, Zur Gliederung Altschwabens in Hundertschaften, Landstriche und Grafschaften sowie zu deren Benennungsweise. Zschr. württ. Landesgesch. 10, 1951, 1—28. H. Jänichen, Huntari und Hundersingen. Württemberg-Hohenzollern in Zahlen 6, 1951, 95—100. — H. Thimmé, Forestis. Königsgut und Königsrecht nach den Forsturkunden vom 6. bis 12. Jahrhundert. Archiv für Urkundenforschung 2, 1909, 101 bis 154. — K. Glöckner, Bedeutung und Entstehung des Forstbegriffs. Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgesch. 17, 1924, 1—31. — Vgl. auch über das Fortleben der Forsthuben im 13./14. Jahrhundert: W. Schwemmer, Das ehemalige Königsgut Velden. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 42, 1951, 14—29.

<sup>4</sup> Das Schrifttum über die deutschen ON ist unübersehbar. Ich nenne hier nur E. Schröder, Deutsche Namenkunde 1938, besonders den Vortrag: Über ON-Forschung. Zeitschrift des Harzvereins 1908. — R. Gradmann, Die Arbeitsweise der Siedlungsgeographie in ihrer Anwendung auf das Frankenland. Zschr. f. Bayer. Landesgesch. 1, 1928, 316—357, besonders 323—325. — K. Bohnenberger, Die -heim- und -weiler-N Württembergs. Mit einem Anhang über die -ingen-N. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgesch. (WVjLG) NF 31, 1922/24, 1—28. — K. Bohnenberger, Zu den Ortsnamen. Germanica. Festschrift für E. Sievers. 1925, 129—202. — Die Altformen der in vorliegender Untersuchung behandelten ON sind entnommen: J. Fischer, Die ON des Kreises Crailsheim. „Württembergisch Franken“, Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken (WFr) NF 22/23, 1947/48, 62—83; 172. L. Förstemann-H. Jellinghaus (Fö), Altd deutsches Namenbuch Bd. 2 (ON); andere beruhen auf schriftlichen Mitteilungen der Herren Dr. E. Kost (Schwäbisch Hall) und I. Fischer (Crailsheim), denen ich hiermit bestens danke.

<sup>5</sup> Das Schrifttum über Patrozinienkunde ist verzeichnet bei J. Dorn, Beiträge zur Patrozinienforschung. Archiv f. Kulturgesch. 13, 1917, 9—49; 220—255. — H. Delehaye, Loca sanctorum. Analecta Bollandiana 48, 1930, 5—64. — W. Deinhardt, Frühmittelalterliche Kirchenpatrozinien in Franken. 1933. — W. Deinhardt, Patrozinienkunde. Hist. Jb. d. Görres-Gesellschaft 56, 1936, 174—207. — Für einzelne Heilige: Forschungen zur Volkskunde. Hrsg. von Gg. Schreiber (Münster). — Bernoulli, Die Heiligen der Merowinger. 1900. — Für Württemberg: G. Hoffmann, Kirchenheilige in Württemberg. 1932 (KH).

<sup>6</sup> W. Veeck, Die Alamannen in Württemberg. 1932. — J. Werner, Zur Entstehung der Reihengraberzivilisation. Archaeologia Geographica 1, 1950, 23—32. — Funde im Keckenburg-Museum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Schwäbisch Hall; dazu E. Kost (Anm. 7).

<sup>7</sup> Siedlungsgeschichte Württembergisch Frankens: K. Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert. 1938. (BG). — E. Kost, Die Besiedlung

Württembergisch Fränkens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. WFr. NF 17/18, 1926, 1—138, besonders 79—87. — E. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande. 3, 1925.

<sup>8</sup> H. Dannenbauer, Adel, Burg und Herrschaft bei den Germanen. Grundlagen der deutschen Verfassungsentwicklung. HJb 61, 1941, 1—50.

<sup>9</sup> F. Kluge, Sippensiedlungen und Sippennamen. Vjsh. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 6, 1908, 73—84. — E. Schröder, Deutsche Namenkunde. 1938, 114 ff., besonders 123: „Die alten Ableitungen auf -inga und -unga stellen ursprünglich einen rein kollektiven Lokalbegriff dar.“ — A. Dopisch, Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung von Caesar bis auf Karl d. Gr. 1, 1923, 238. — Bohnenberger, WVjhlG NF 31, 1922/24, 21. — J. Sturm, Die Anfänge des Hauses Preysing. 1931, 121. — H. Dachs, Sippensiedlung oder Grundherrschaft. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 78, 1930, 103—109. — H. Dannenbauer, Fränkische und schwäbische Dörfer am Ende des 8. Jahrhunderts. Festgabe für K. Bohnenberger. 1938, 53—67, besonders 65 ff.

<sup>10</sup> Dannenbauer, HJb 62/69, 175—187.

<sup>11</sup> Für die thüringischen Adelherrschaften im bayerischen Ostfranken sind ON auf -stadt kennzeichnend. Vielleicht darf man auch die im nördlichen Baden auftretenden -stadt-ON in gleicher Weise bewerten.

<sup>12</sup> Lexikon für Theologie und Kirche, hrsg. von M. Buchberger, 6, 948 f.: St. Martin. — C. Bernoulli, Die Heiligen der Merowinger. S. 222 ff.; 227 ff. — K. H. Ritter von Lang, Rede über die heiligen Schutzpatronen der älteren baierischen Kirchen. 1829, 6 f. — G. Bossert in „Schwäbische Kronik“, Beil. zum „Schwäbischen Merkur“, Stuttgart 1887, 817; 1133; 1985. — G. Bossert, Die Kirchenheiligen. Blätter für würt. Kirchengesch. NF 15, 1911, 97—113, besonders These 9 und 29. — Hoffmann, KH 14. — Deinhardt, KP 7—9. — H. Weigel, Das Patrozinium des heiligen Martin. Studium Generale 3, 1950, 145—155, besonders 148 f. — H. Weigel, St. Martin und seine Kirchen in und um Forchheim (Oberfranken). Forchheimer Heimat, hrsg. von M. Kaupert. 1951, 137—146. — H. Weigel, Martiuskirchen in der Oberpfalz. Die Oberpfalz 38, 1950, 61—63; 102 f.; 124 f.; 165—167; 184—186. — H. Weigel, Kirchenheilige des Windsheimer Landes. Windsheimer Zeitung, Beilage: „Rund um den Petersberg“. 1952, 22. und 29. März; 5. April; 10. Mai. — H. Weigel, Vom frühen Mittelalter im fränkischen Keuperwald. Schwabacher Unterrichtshilfen, 1952, Folge 19.

<sup>13</sup> R. Barroux, Dagobert, roi des Francs. 1938. Leider nur nach den schriftlichen Quellen gearbeitet.

<sup>14</sup> P. Reinecke, Die Slaven in Nordostbayern. Bayer. Vorgeschichtsfreund 7, 1927/28, 36 f. — Als „spätmerowingisch“ bezeichne ich den Zeitraum von Chlothachar II. bis zur Machtübernahme durch die karolingischen Hausmeier, also von 614 bis 687; ich weiche damit bewußt von der Ausdrucksweise der frühgeschichtlichen Archäologie ab; mit dem Sieg Pippins bei Tertry 687 beginnt für mich die „karolingische“ Periode. Ich kann als Historiker die Zeiträume nur nach den tatsächlichen Inhabern der Staatsgewalt benennen.

<sup>15</sup> Siehe Anm. <sup>12</sup>. — R. Bauerreiß, Fons sacer. 1949. (Behandelt das Problem der Taufkapelle, ohne es jedoch nach der Seite der Patrozinien voll zu erfassen.)

<sup>16</sup> Dieser Absatz entnommen meinem noch ungedruckten Vortrag „Epochen der Geschichte Fränkens“.

<sup>17</sup> O. Bethge, Fränkische Siedlungen in Deutschland auf Grund von Ortsnamen festgestellt. Wörter und Sachen 6, 1914, 56—89. Typen-ON in Frankreich und Belgien: E. Gamillscheg, Romania Germanica 1, 1934. — F. Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich 1, 1937. — H. Gröhler, Über Ursprung und Bedeutung der französischen ON. Bd. 2, 1938. — E. Gamillscheg, Germanische Siedlung in Belgien und Nordfrankreich. 1938.

<sup>18</sup> G. L. Maurer, Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland. 1, 1861, 112—314.

<sup>19</sup> H. Weigel, Studien zur Eingliederung Ostfränkens in das merowingisch-karolingische Reich. Historische Vierteljahrsschrift 28, 1933/34, 449—502, besonders 464 ff.

<sup>20</sup> Siehe Anm. <sup>3</sup>.

<sup>21</sup> Vgl. fränkische Markbeschreibungen, zusammengestellt bei K. Brandi in Göttingische Gelehrte Anzeigen 170, 1, 1908, 6 ff. Dazu die Grenzbeschreibung der Pfarrei Dettwang von 967/978: P. Schattennann, Wann entstand die Kirche von Dettwang? Jahresbericht des Vereins Alt-Rothenburg 1923, 5—9. — H. Weigel, Studien zu den Anfängen Rothenburgs ob der Tauber. Die Linde (Rothenburg) 34, 1952, 61—66.

<sup>22</sup> Althochdeutsch *rasta* = Rast, Ruhe, Wegstrecke; F. Kluge - A. Goetze, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 1934. — Die germanische *rasta* = 4,440 km entspricht 3 römischen Meilen, 1000 Doppelschritte zu 0,74 m, bzw. 2 gallischen Leugen, 1500 Doppelschritte von gleicher Größe.

<sup>23</sup> E. Schröder, Deutsche Namenkunde 125 (Über ON-Forschung); 304 (Flußnamen). — Kluge-Goetze unter „Revier“. — ON auf -bach in Frankreich und Belgien: Gamillscheg, Romania 1, 50, 91 ff. — Petri 1, 510—533. — Gröhler 2, 271. — Außerhalb unseres Untersuchungsgebietes ist die fränkische Forstorganisation erkennbar im Raum von Heiningen (Backnang): zwei Orte namens Weissach; drei namens Brüden; in jedem Fall im Hochmittelalter ein nieder-adeliges Geschlecht, vermutlich die Nachfahren oder Erben der fränkischen *forestarii*; vgl. E. Kost, Das Urdorf Heiningen und die frühdeutsche Besiedlung der Backnanger Bucht. WFr NF 24/25, 1950, 97 f.

<sup>24</sup> Alamannische Talschaften: Dannenbauer, HJb 62/69, 181, Anm. <sup>94</sup>; Stälin, Wirt. Gesch. 1, 306, 307; 311. — ON auf fränkisch *dal* in Frankreich und Belgien: Gamillscheg 1, 101 nr. 33; Petri 1, 606—611. — Wie lange noch die gebietsmäßige Einteilung in „Täler“ sich gelegentlich gehalten hat, zeigen zwei Urkunden der Pfalzgrafen Ruprechts I. und Ruprechts II. vom 4. Mai 1356 und 26. März 1361, in denen die „delen“ Täler Bacharach, Diepach, Steeg und Mannebach als rechtliche Einheiten erscheinen. Regesten der Pfalzgrafen am Rhein 1, 1894, nr. 2952 und 3286.

<sup>25</sup> Petri 1, 586. — Gröhler 2, 262.

<sup>26</sup> Petri 1, 585. — Als Einzelbeispiel siehe E. Kost, Das Urdorf Heiningen und die frühdeutsche Besiedlung der Backnanger Bucht. WFr NF 24/25, 1950, 102 ff., betr. Backnang.

<sup>27</sup> Gamillscheg 1, 98 ff. — Petri 1, 533 ff. — Gröhler 2, 275.

<sup>28</sup> J. Schnetz, Das Lär-Problem mit besonderer Berücksichtigung der unterfränkischen Lohr-Orte am Main. 1913, 39—47. — Gamillscheg 1, 108 nr. 38. — Petri 1, 577—584. — Gröhler 2, 263.

<sup>29</sup> Kost, WFr NF 17/18, 84—86; NF 20/21, 28—36. — Veeck, Alamannen, S. 163.

## 2. Alamannische Landnahme (5. Jahrhundert)

<sup>1</sup> Kost, WFr NF 17/18, 79 ff. — Weller, BG 142 ff.

<sup>2</sup> Fischer, WFr NF 22/23, 65 f.; 172 mit 83; Siegfried von Wicelingen, Dekan zu Augsburg, schenkt dem dortigen Mauritiusstift Grundstücke zu Croelsheim; damit hängt das Mauritius-Patrozinium der Kirche von Goldbach zusammen.

<sup>3</sup> Für alle Stellen und Teile dieser Abhandlung, die das Gebiet der oberen Tauber bis herab nach Creglingen betreffen, verweise ich auf meine(n) (heute in Einzelheiten überholten) Versuch: Siedlung und Kirche an der oberen Tauber im frühen Mittelalter. Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte (ZbKG) 14, 1939, 59—94; 159—187; 15, 1940, 7—37.

<sup>4</sup> A. Steichele, Das Bistum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben. 3, 1872, 413, 454 und 506.

<sup>5</sup> E. Kost, Die Creglinger Tauberlandschaft. Ihre Besiedlung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Festschrift zur 600-Jahr-Feier der Stadt Creglingen, 1949, und Der Bergfried (Rothenburg o. T.) 2, 1950, 93 f.

<sup>6</sup> A. Steichele 3, 534.

<sup>7</sup> K. Tietzsch, Abgegangene Orte und alte Straßen. WFr NF 24/25, 180—185, Karteneilage. — K. Weller, Die Reichsstraßen des Mittelalters im heutigen Württemberg. WVjLg NF 33, 1927, 1—43.

<sup>8</sup> K. Weller, Geschichte des Hauses Hohenlohe 2, 462 f.

<sup>9</sup> Vgl. dazu die folgenden Arbeiten: J. Sturm, Die Anfänge des Hauses Preysing. 1931, besonders S. 23—47. — H. Dachs, Germanischer Uradel im frühbayerischen Donaugau. Verhandl. des Hist. Ver. Oberpfalz und Regensburg 80, 1936, 179 ff. — E. Kunze, Die Fuldaer Traditionen in Ostfranken als sippenkundliche Quellen in der Karolingerzeit. Jahrbuch des Instituts für fränkische Landesforschung Erlangen (JfL) 8/9, 1943, 233 ff. — A. Bayer, St. Gumberts Kloster und Stift in Ansbach. 1949, 11 ff. — H. Weigel, Fränkische Centenen im Umland von Fordheim (Oberfranken). Künftig in Bayer. Vorgesichtsblätter 20.

<sup>10</sup> V. Ernst, Die Entstehung des niederen Adels. 1916. — V. Ernst, Mittelfreie. Ein Beitrag zur schwäbischen Standesgeschichte. 1920, besonders S. 98—102.

<sup>11</sup> Ortsadelfamilien: WUB 1, 401 nr. 13 (Gröningen); oben Anm. <sup>2</sup> (Wicelingen); WUB 1, 396 nr. 7; 399 nr. 11 (Mulfingen); WUB 3, 371 nr. 873 (Insingen). — Turmburg zu Insingen: K. Gumpert und H. Schreibmüller, Frühmittelalterliche Turmhügel in Franken. 70. Jahresbericht des Hist. Ver. Mittelfranken (Jber. Mfr), 1950, 61—65.

<sup>12</sup> C. Schuchhardt, Die Burg im Wandel der Weltgeschichte. 1931, 180—187. — Weller, BG 278; 121 und 124. — L. G. Maurer, Anm. 1, <sup>16</sup>.

<sup>13</sup> Schuchhardt, 194—230; 260—267. — Weller, BG 280—286.

<sup>14</sup> Dannenbauer, HJb 61, 37 ff. — E. Kost, Spuren von Belegung vorgeschichtlicher Bergbefestigungen Süddeutschlands 200—800 u. Ztr. Mannus 32, 1940, 165—177. — P. Reinecke, Die kaiserzeitlichen Germanenfunde aus dem bayerischen Anteil an der Germania Magna. 23. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1933, 141—206, besonders 180 (Gelbe Bürg bei Gunzenhausen); 193 (Ehrenbürg bei Forchheim). Die Angabe der Flichburgen im Kreis Crailsheim verdanke ich den Herren Dr. Kost und J. Fischer.

<sup>15</sup> Ich verwende diesen Ausdruck als rein räumlichen Begriff, ohne damit die Vorstellung einer „Markgenossenschaft“ erwecken zu wollen.

<sup>16</sup> Dannenbauer, HJb 62/69, 175—183.

### 3. Fränkische Besetzung: die hochmerowingische Centene (6. Jahrhundert)

<sup>1</sup> Weller, Reichsstraßen. WVjLG NF 33, 38 ff. nr. 36 und 37. — K. Weller, Die Hauptverkehrsstraße zwischen dem westlichen und südöstlichen Europa in ihrer geschichtlichen Bedeutung bis zum Hochmittelalter. Württ. Vergangenheit 1932, 89—123.

<sup>2</sup> E. Kost, Urdorf Heiningen. WFr NF 24/25, 106 Anm. <sup>22</sup> Absatz 2. — E. Kost, Alte Höhenwege im Limpurger Land. Heimatbeilage „Zwischen Kocher und Jagst“ 2, 1951, Oktober. — Tietzsch, Anm. 2, <sup>7</sup>.

<sup>3</sup> Ahd. scara = Heeresteil von wenigstens 4 Mann; vgl. Kluge-Goetze. Dazu Gamillsehlg 1, 172 f. (Fortleben des Wortes im Romanischen).

<sup>4</sup> W. Veck, Alamannen, 163 f. — Neben 5 Männergräbern mit Hiebessern (Sax) unter Funden aus verschiedenen Gräbern 2 Goldfibeln, 1 Spatha und 2 Spatha-Bruchstücke. Man darf also von einem Adelsgrab sprechen. — Zur Unterscheidung Adelsgrab und Fürsten- bzw. Hochadelsgrab: J. Werner, Das alamannische Fürstengrab von Wittlingen. 1950, S. 73.

<sup>4a</sup> E. Kost, Die mittelalterliche Wasserburg Flügelaue und der frühmittelalterliche Maulachgau. In diesem Jahrbuch, S. 98—122.

<sup>5</sup> So Bayer (Anm. 2, <sup>9</sup>).

<sup>6</sup> Deinhardt, KP 11; 21; 25. — Hoffmann, KH 121 f. — G. Hoffmann, Zu den neu aufgedeckten Wandbildern in Schäfersheim. WFr NF 20/21, 212—214. — E. Freiherr von Guttenberg, Kirchenzehnten als Siedlungszeugnisse im oberen Maingebiet. Jffl 6/7, 1941, 40—129, besonders 107 (Eggolsheim). — Anm. 1, <sup>12</sup> (Weigel, Forchheim 141).

<sup>7</sup> Hoffmann, KH 98.

### 4. Fränkische Kolonisation und Organisation: spätmmerowingische Forsthufen (7. Jahrhundert)

<sup>1</sup> In der Ansetzung der PN+bach-ON ins 7. Jahrhundert weiche ich von der ab, die E. Freiherr von Guttenberg, Stammesgrenzen und Volkstum im Gebiet der Rednitz und Altmühl, Jffl 8/9, 1943, 1—109, besonders 58—63, entwickelt.

<sup>2</sup> Die ON-Altformen sind meist eigenen Sammlungen entnommen, zum Teil verwertet in meiner Anm. 2, <sup>3</sup> angeführten Studie, wie auch in meiner weiteren Abhandlung: Grundlagen und Anfänge kirchlicher Organisation an der mittleren Rezat. ZbKG 16, 1941, 1—25. Ferner Beck, Die ON des Aischtales und der Nachbartäler, 1926; endlich K. Weller, Besiedlungsgeschichte.

<sup>3</sup> Die Kirchenpatrozinien entnommen für Württemberg: G. Hoffmann, Kirchenheilige in Württemberg; für den Rangau: P. Schöffel, Das Archidiakonats Rangau am Ausgang des Mittelalters. Jffl 5, 1939, 132—175; für die obere Tauber: meine Anm. 2, <sup>3</sup> angeführte Untersuchung.

<sup>4</sup> Gegen A. Bayer, Pfarrei und Kirche St. Johannis in Ansbach im Mittelalter. 67. Jber. Mfr. 1937, 37—52, sowie dessen Darlegungen in: St. Gumberts Kloster und Stift in Ansbach, S. 118 ff.; 227 ff.

<sup>5</sup> K. Schornbaum, Archivinventare der evangelischen mittelfränkischen Pfarreien des ehemaligen Konsistoriums Ansbach. 1929, 385.

<sup>6</sup> Deinhardt, KP 128—132.

<sup>7</sup> Deinhardt, KP 9—13. Vgl. auch K. Weller, Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit. 1936, 23 f. Dazu meine Ausführungen Studium Generale 3, 1950, 149.

<sup>8</sup> Weigel, ZbKG 16, 10; 17.

<sup>9</sup> W. Bensen, Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg. 1837, 468; 474. — Weigel (Anm. 2, <sup>3</sup>), ZbKG 15, 15—17; 18.

<sup>9a</sup> Wohl nach der Gemahlin des (Rothenburg-Komburger) Grafen Heinrich, Tochter des Grafen Ebo, Schwester des Grafen Goswin, beide im Tauberggau (Mergentheim) begütert, Erbin eines Teiles von Gebattel (um 1100 Gebeseden). Die Angaben bei Stälin, Wirt. Geschichte 2, 415 überholt durch H. Schreibmüller, Geba, die letzte Gräfin von Rothenburg. Der Bergfried (Rothenburg o. d. T.) 4, 1952, 1—3; 11—13; 20—23. — Zur Benennung „von Rothenburg“: H. Weigel, in: Die Linde (Rothenburg) 34, 1952, 72—74.

<sup>10</sup> Eine Tages-Marschleistung von 22 km galt in der deutschen Armee vor 1914 als das Normalmaß für eine Fußtruppe mit leicht gespannten Fahrzeugen. — Im Abstand eines Doppelmarsches, nämlich von 40 km, errichtete der Deutschorden in Preußen die Weichselburgen Thorn, Kulm und Rheden (G. Ipsen, Landnahme und Landesausbau. Sammelwerk: Heimat im Herzen. Wir Ostpreußen. 1950, 61). — 18 km (genau 17,760 km) = 12 römische Meilen = 8 gallische Leugen = 4 germanische Rasten; 22,200 km = 15 römische Meilen = 10 Leugen = 5 Rasten.

<sup>11</sup> J. Kachel, Herberge und Gastwirtschaft in Deutschland bis zum 17. Jahrhundert. 1924, besonders S. 1 ff.; 12 ff. Beschränkt sich auf die schriftlichen Quellen. — Siehe auch Anm. 5, <sup>65</sup>.

<sup>12</sup> Solche Einzelangaben bei G. Bossert, Die Urpfarreien des Oberamts Gerabronn. Blätter für württ. Kirchengesch. NF 19, 1917, 36—59; 143—177. Diese Abhandlung, methodisch heute überholt, bietet wertvolles Material im einzelnen.

<sup>13</sup> H. Christ, Die Pfarrkirche von Unterregenbach. WFr NF 24/25, 1950, 116—143; hier auch das gesamte Schrifttum. — H. Christ, Die Krypta von Unterregenbach. Jb. der Technischen Hochschule Aachen 1950, 23—41; besprochen WFr NF 24/25, 269.

<sup>14</sup> Die von Veeck, Alamannen, 163, angeführten angeblichen Reihengräber sind ein Irrtum; es handelt sich nach Mitteilung von Dr. Kost um eine Verwechslung mit urkeltischen Hügelgräbern.

<sup>15</sup> Mon. Germ. Hist. Diplomata Karolinorum 1, 265 nr. 152. — Traub, Württembergische Flußnamen aus vorgermanischer Zeit. WVjLg NF 34, 1928, 8. — Weigel, Z. bayer. KG. 16, 1941, 4.

<sup>16</sup> E. Kost, Neue vor- und frühgeschichtliche Funde in Württembergisch Franken 1938—1940. WFr NF 20/21, 28.

<sup>17</sup> Kost, ebenda 28—36.

<sup>18</sup> F. Hertlein, Die Stöckenburg bei Vellberg. WVjLg NF 14, 1905, 238—242. — K. Weller, Das Alter der Stöckenburg. WFr NF 14, 1927, 37—39. — K. Dinklage, Würzburg im Frühmittelalter. Mainfränkische Heimatkunde 3, 71—75.

<sup>19</sup> Dinklage (Anm. <sup>18</sup>). — E. Kost, Die Geheimnisse der Stöckenburg. „Haller Tagblatt“ 8. Dezember 1950. — Vgl. auch Kost, Anm. 2, <sup>14</sup>.

<sup>20</sup> Vorkommen des ONs Stetten; vgl. Fö 2, 2, 851. Hier 4 ON auf -stetten erstmals im 8. Jahrhundert, 8 im 9. Jahrhundert, insgesamt für 8. mit 12. Jahrhundert rund 70; außerdem 25 Orte namens Steti, 6 Stetiheim, 5 Stetfeld, 3 Stetebach, 1 Stetihaha, 1 Stetiwan. — Bohnenberger in Festschrift Germanica (Anm. 1, <sup>4</sup>), 156—161; besonders 159: Stätte Statt = „ein Ort zum vorübergehenden Verweilen“. — H. Schreibmüller, Unterdachstetten. „Fränkische Zeitung“ (Ansbach) 24. Januar 1941; „stetten-Orte liegen fast immer an alten Straßen“. — H. Stoll, Badische Fundberichte 16, 1940, 127, weist an -stetten-Orten mit zusammengesetzten Namen Reihengräber des 7. Jahrhunderts nach. — Die ohne Jahreszahl überlieferte Form „Steffensbach“ für Steppach-Aldorf erscheint mir als eine künstlich zurechtgelegte, erklärende Form.

<sup>21</sup> H. Stoll, Drei außergewöhnliche alamannische Gräberfelder und deren Deutung. ZwürtLG 5, 1941, 1—18, besonders 8—14. — Zwar nimmt Stoll ebenda S. 216 die Reiterpostentheorie für die meisten Fälle wieder zurück. Seine Begründung erscheint mir bei dem dürftigen Quellenmaterial des 7. Jahrhunderts nicht ausreichend. Auf die damit aufgeworfene grundsätzliche Frage des Verhältnisses zwischen schriftlichen Quellen und Bodenfunden des 7. Jahrhunderts in den Ostrheinlanden kann ich hier nicht eingehen. Die Datierung des Aldorfer Reitergrabes auf frühes 7. Jahrhundert spräche durchaus für einen Reiterposten der Dagobertzeit.

<sup>22</sup> Fö 2, 2, 994 f. Fö: 20 Zimmern; 1 Cimbarheim. — Bohnenberger, Germanica (Anm. 1, <sup>4</sup>), 169 ff.

##### 5. Fränkische Kolonisation und Organisation: karolingische Forstufen und Centenen (8. Jahrhundert)

<sup>1</sup> Vgl. Fö 2, 1, 719. Fö: 3 Tierbach.

<sup>2</sup> Vgl. Fö 2, 2, 268. Fö: 11 Michelbach, 3 Michelfeld, 3 Michelstadt.

<sup>3</sup> Vgl. Fö 2, 1, 1343. Fö: 3 Hengistbeki, 4 Hengistdorf.

<sup>4</sup> Vgl. Fö 2, 2, 78 f. Fö: 4 Lindbach.

<sup>5</sup> Vgl. Fö 2, 1, 208 f. Fö: 22 Aspach.

<sup>6</sup> Hoffmann, KH 34. — Weigel, Studium Generale 3, 154.

<sup>7</sup> Öfters nächst Orten mit fränkischer Königspfalz bzw. Königshof: Hausen bei Neuburg an der Donau; Hausen bei Forchheim (Obfr.). — Bohnenberger, Germanica 194. — Fö 2, 1, 1528 ff. Fö: 52 Husen, 7 Husstedi, dazu noch: Hausheim.

<sup>8</sup> Vgl. Fö 2, 1, 517. Fö: 44 Buch(en), 10 Buochbach, 15 Bochhaim. — Petri 1, 620: 16 in Nordfrankreich und Wallonien.

<sup>9</sup> Vgl. Fö 2, 2, 36. Fö: 19 Lara, 2 Larun. — Petri 1, 582: 20 Iari-ON.

<sup>10</sup> Vgl. Fö 2, 1, 716. Fö: 17 Tiefenbach, 10 Tiefental. Ahd. tief = nicht mit Wagen zu durchfahren.

<sup>11</sup> K. Meiser, Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendland. 1932. — Hoffmann, KH 28.

<sup>12</sup> Weigel, ZbayerGK 15, 20.

<sup>13</sup> Vgl. Fö 2, 1, 275. Fö: 9 Ostheim, 2 Osthofen, 4 Osthausen; 4 Ostarhem; 2 Osterhoben, 4 Osterhusen. — Petri 1, 632: 3 Ostarhem in Nordfrankreich.

<sup>14</sup> Vgl. Fö 2, 1, 933. — Fö: 3 Frankenheim, 3 Frankenhausen, 2 Frankenhofen, 3 Frankenhach, 1 Frankenfeld. — Gamillscheg, Romania Germanica 1, 89 nr. 26; 155 nr. 72.

<sup>15</sup> Wörnig vermutlich illyrischer Flußname, keinesfalls slavisch. (Vgl. H. Krahe, Beiträge zur alteuropäischen Flußnamenforschung. Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft 1, 1946, 79 ff., besonders 93.) — Slaven sind in den Gegenden an Tauber und Jagst nur als verpflanzte Ansiedler aus den ON nachzuweisen; damit scheiden sie für die Flußnamengebung aus.

<sup>16</sup> Vgl. Fö 2, 2, 929. Fö: 3 Sulzaha, 18 Sulzibach.

<sup>17</sup> Fö 2, 1, 1029; 1, 631. — Vgl. Fischer 80 (Gemmhagen); auch W. Hommel, Zur Frühgeschichte des Taubergrundes und seiner Beziehungen zur Reichsgeschichte. WFr NF 19, 49 f., und H. Schreibmüller (Anm. 4, <sup>9a</sup>).

<sup>18</sup> A. Steichele, Das Bistum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben. 3, 1872, 333—337. — W. Schaudig, Geschichte der Stadt und des ehemaligen Stiftes Feuchtwangen. 1927, 1—7.

<sup>19</sup> Vgl. Fö 2, 2, 1144. Fö: 12 Urbach, 9 Uraha, 1 Urahheim. — Petri 1, 623: 12 Namen, jedoch mit falscher Ableitung.

<sup>20</sup> Vgl. Fö 2, 2, 1071. Fö: 3 Dornbach, 8 Dornheim, 1 Dornhusen.

<sup>21</sup> Vgl. Fö 2, 2, 1383. Fö: 3 Hlutraha, 2 Hlutirinbach.

<sup>22</sup> Fö 2, 1, 461. Fö: 5 Binuzwanc, 4 Binusheim, 4 Binizfeld, 1 Pinzberg.

<sup>23</sup> Vgl. Fö 2, 2, 860. Fö: 18 Steinaha, 38 Steinbach, 9 Steinheim. — Petri 1, 528: 5 Steinbach.

<sup>24</sup> Vgl. Fö 2, 1, 1419. Fö: 13 Horabach, 5 Horaheim, 5 Horohusen. — Petri 1, 517: 6 Horabach; 626: 1 Horaheim. — Gamillscheg, Romania 1, 106, unter horaha und horwi.

<sup>25</sup> Vgl. Fö 2, 1, 442. Fö 439: 23 Biberaha, 2 Beverhem, 1 Biberheim.

<sup>26</sup> Bensen, Untersuchungen über Rotenburg, 455. — (Spätere) Zentgerichtsorte mit Peterskirchen: Deinhardt, KP 40 f. (allgemein, Kaltensundheim); 42 (Jüchsen i. Th.); 47 (Gemünden); 51 (Bütthard, Creglingen); vielleicht auch 39 (Königshofen im Grabfeld); dazu Wetringen und Dettwang.

<sup>27</sup> Vgl. Fö 2, 1, 1442. Fö: 9 Hrindbach, 1 Rinthusen, 1 Rinderfeld (bei Würzburg), 1 Rinderbach. — Petri 1, 587.

<sup>28</sup> Vgl. Fö 2, 2, 814. Fö: 1 Schmerbach (niederdeutsch), 1 Schmerfeld.

<sup>29</sup> Vgl. Fö 2, 2, 237 f. — R. Vollmann, Spiegel in ON. Zsch. für deutsches Altertum 61, 1924, 82—92. — Vollmann, Flurnamenforschung. 1926, 52; 62. — Fischer, 72, sachlich unmöglich, dagegen Keina th. Orts- und Flurnamen in Württemberg. 1951, 195. — J. Schnetz, Flurnamenskunde. 1952, 78 f.

<sup>30</sup> Vgl. Fö 2, 1, 1147. Dazu Hachtel bei Mergentheim und Habuchotal in der Würzburger Markbeschreibung 779. (Druck: Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa. 1 [3. Aufl.], 1892, 225 ff.) Die hier gefundenen beigabenlosen Gräber des 8. oder 9. Jahrhunderts bekräftigen die Einreihung des ONs als jüngerkarolingisch.

<sup>31</sup> Fö 2, 1, 211. Fö: 26 Ascaha, 20 Ascabach, 2 Ascheim.

<sup>32</sup> P. Schattenmann (Anm. 1, <sup>21</sup>). — M. Weigel, Kirchliche Geschichte Rothenburgs von den Anfängen bis zur Reichsfreiheit 1172. Die Linde (Rothenburg) 5, 1913, 29 f.

<sup>33</sup> Vgl. Bohnenberger, Germanica 164. — Karlsruhe Gen.-Landes-Archiv, Kopialbuch 812 (Pfalz) fol. 151 b: „wegen der herberg, genannt ‚die hütt‘ bei Frankental“ (15. Jahrhundert). — Hütten bei Mainhardt.

<sup>34</sup> L. H ä f f n e r, Die Landhege und die Landtürme des reichsstädtischen Gebietes von Rothenburg o. d. T. Jahresbericht Ver. Alt-Rothenburg 1904/05, 28 ff. — K. H e l l e r, Rothenburg in Wehr und Waffen. 1912, 49 f.

<sup>35</sup> Fö 2, 1, 172. Hier 31 ON mit apha'triu. — 972 Affaltrebach bei Marbach.

<sup>36</sup> Fö 2, 2, 895. Fö: 2 Stutbach, 2 Stutheim, 1 Stutgarten.

<sup>37</sup> Vgl. Anm. <sup>30</sup>.

<sup>38</sup> Vgl. Fö 2, 1, 1440. Fö: 6 Riedbach, 3 Riedheim.

<sup>39</sup> Vgl. Fö 2, 1, 1627.

<sup>40</sup> Ich bezweifle die Ableitung der zahlreichen ON Heuchlingen und Heuchelheim (Fö 2, 1, 1429 und 1484, nennt 8 + 4 so benannte Orte, schwankt in der Ableitung zwischen PN-Stamm HUG und hukil, Verkleinerung von huk) von einem PN, da sie sich vorwiegend abseits der PN+ingen- bzw. PN+heim-ON, vielmehr meist in Gesellschaft von Typen-ON finden.

<sup>41</sup> E. K o s t, Die hohe Straße zwischen Kocher und Jagst. WFr NF 22/23, 1948, 47—61.

<sup>42</sup> Fö 2, 2, 834: 1153 Speckve't = Alten-Speckfeld; war Tagesstation zwischen dem pippinischen Königshof Riedfeld (Neustadt an der Aisch) — 19 km — und dem bonifatianischen Frauenkloster (adeliges Damenstift) Kitzingen — 19 km. Jüngerer Turmhügel A-Sp.: Gumpert, 71. Jber. Mfr., 92 f. — Speckheim im Zuge einer Altstraße Schwabach—Windsbach—Königshofen an der Heide (Mittelfranken).

<sup>43</sup> Vgl. Fö 2, 2, 322 f. Fö: 8 Mosaha, 4 Mosaheim, 3 Mosdorf, 2 bis 3 karolingische Mosaburg. — Zu seinem Michaelspatrozinium vgl. Bossert, Bl. f. württ. KG NF 19, 155—158.

<sup>44</sup> Vgl. Fö 2, 1, 1787 ff. Fö: 3 Ebrach, 6 Eberbach.

<sup>45</sup> Vgl. Fö 2, 2, 289. Fö: 6 Nesselbach; sonst mit auwe, wang, tal, biunta verbunden.

<sup>46</sup> Vgl. Fö 2, 1, 559. Fö: 3 Brärbach.

<sup>47</sup> Bayer (Anm. 2, <sup>9</sup>), 56. — H. S c h r e i b m ü l l e r, Der Einzug der Franken ins Frankenland, Der Bergfried (Rothenburg o. T.) 3, 1951, 5 f., entwickelt eine unhaltbare Auffassung.

<sup>48</sup> Fischer, 66; 71. — Sauernheim zwischen Windsbach und Wolframs-Eschenbach (Mfr).

<sup>48a</sup> Siehe S. 140. Anmerkung der Schriftleitung.

<sup>49</sup> Fö 2, 2, 454; dazu noch Oteraha.

<sup>50</sup> Fö 2, 2, 898. Fö: 28 Stockheim, 6 Stockhausen, 1 Stockstadt, 1 Stocharin (12. Jahrhundert gebildet wie Bibararin Bieberehren). — Petri 1, 623.

<sup>51</sup> Fö 2, 1, 678 f. Fö: 32 Talheim, 11 Talhausen, 1 Talhofen. — Petri 1, 631: 8 Dalaheim.

<sup>52</sup> Fö 2, 2, 935. Fö: 9 Sontheim, 3 Sonthofen, 5 Sunthusen.

<sup>53</sup> Vgl. Fö 2, 1, 221. Fö: 2 Eschenau, 4 Eschenbach, 9 Eschelbach und Esbach.

<sup>54</sup> P. F r a u n d o r f e r, Ehemalige Dotations- und Eigenkirchen des Hochstifts Würzburg. 1925. Fraundorfer nennt von den Martinskirchen unseres Gebietes nur die von der Stöckenburg. — A. B i g l m a i e r, Die Gründung des Bistums Würzburg. Würzburger Diözesangesichtsblätter 2, 1934, 1—18.

<sup>55</sup> Fö 2, 1, 892. Fö: 6 Fischach, 9 Fischbach, 2 Fischeren. — Petri 1, 529.

<sup>56</sup> Vgl. Fö 2, 1, 196. Fö: 17 Erlbach, 2 Erlheim, 1 Erlahusen, 2 Erlastedi, 3 Arilinbach.

<sup>57</sup> E. K o s t, Alte Höhenwege durchziehen das Limpurger Land. Die Kohlstraße als Überlandweg der Vorzeit und des Mittelalters. „Hohenloher Heimat“ (Beilage zum Haller Tagblatt) 2, 1951, November. — Von der Kohlstraße zweigt ein Höhenweg, die sogenannte Brünsterstraße (Karte 1: 100 000 Blatt 592) auf Sulzbach am Kocher ab; von hier Aufstieg zur Bergnase von Heerberg (= Herberge), hier Kreuzung mit der Backnang—Aalen-Straße, dann Abstieg nach Laufen am Kocher. Diese drei Orte, Sulzbach, Heerberg und Laufen, bilden nebst Wegstetten an der West-Ost-Straße und Schmidelfeld, das auf eine Straßenschmiede deuten dürfte, eine weitere karolingische Forsthufe. Nachfahren der karolingischen Forsthufner darf man vielleicht in den Ministerialen von Schmidelfeld erblicken. Vgl. E. K o s t, Streiflichter aus der Vor- und Frühzeit unserer limpurgischen Heimat. Der Kocherbote (Gaildorf) 1949 (Abschnitt VI). — E. K o s t, Altschmidelfeld am oberen Kochertal. Der Kocherbote 16. September 1950. — Die fränkischen S t r a ß e n s c h m i e d e n sind Fortsetzungen spätrömischer Einrichtungen, die sich in zahlreichen französischen ON vom lateinischen fabrica = Schmiede verraten, vgl. H. Gröhler (Anm. 1, <sup>17</sup>), 2, 62 ff. Dazu die deutschen ON: Schmidheim (Rheinland), Schmiden (Stuttgart), Schmiedhausen (bei Freising). — ON Laufen = Flußschnelle; Fö 2, 1, 1376: 8 Laufen.

<sup>58</sup> Vgl. Forchheimer Heimat. Ein Heimatbuch, hrsg. von J. M. Kaupert, 1951, 143 ff. (Weigel); 189—193 (Rühl).

<sup>59</sup> Dinklage, Anm. 4, <sup>18</sup>.

<sup>60</sup> E. Kost (Anm. 3, <sup>2</sup>).

<sup>61</sup> F. Hertlein, P. Goeßler, O. Paret, Die Römer in Württemberg 2, 1930, 117 f.

<sup>62</sup> Vgl. Fö 2, 1, 297. Fö: 7 Berenbach, 3 Berenheim, 3 Berenhäusen, 10 Berendorf.

<sup>63</sup> Diese Form ist so vereinzelt, daß ich sie nicht zur Deutung des ON heranziehe.

<sup>64</sup> Vgl. Fö 2, 1, 74 ff. Fö: je 1 Althusen und Altenhusir, 4 Altenhova, 17 Altheim, 12 Altdorf, 37 Altendorf; 1 Altbach, 2 Altach.

<sup>65</sup> H. Weigel, Vom „Maison rouge“ zum fränkischen „Rothenhof“. Frankenland, Beilage zur „Allgemeinen Rundschau“ (Zirndorf-Nürnberg) 1, 1950, Nr. 8. — H. Weigel, Ein Frankenkönig reist durch die Oberpfalz. Die Oberpfalz 40, 1952, 146—150. — H. Weigel, Frühmittelalterliche Herbergsorte an und auf der Frankenhöhe. Windsheimer Zeitung, Beilage: „Rund um den Petersberg“. 1952, 2., 9., 16., 23. August; 6. und 27. September.

<sup>66</sup> Vgl. Fö 2, 2, 1282. Fö: 15 Westheim, 5 Westhofen, 3 Westenheim, je 1 Westenhausen und Westenhofen, 9 Westerheim, 4 Westerhausen, 5 Westerndorf. — Petri 1, 637: 4 Westerheim.

<sup>67</sup> Vgl. Anm. 5, <sup>64</sup> und 4, <sup>20</sup>.

<sup>68</sup> Vgl. auch den „becheraer“, der neben dem „forstaer“ und dem „maier“ unter den Eigenleuten der Reichsmarschälle von Pappenheim genannt wird; W. Kraft, Das Urbar der Reichsmarschälle von Pappenheim. 1929, S. 133 nr. 633.

<sup>69</sup> Freundliche Mitteilung von Dr. G. Raschke, Kustos am Germanischen Nationalmuseum Nürnberg.

<sup>70</sup> Tribur = tri bure = Drei-Höfe-Anlage. Vgl. Fö 2, 2, 1055; 10 Tribur. — Bethge (Anm. 1, <sup>17</sup>), S. 61. — Zabern im Elsaß = römische Poststation Tres tabernae. ON in Frankreich wie Trois-Maisons, Trois-Puits (Brunnen), Trois-Moutiers (monasterium = verfallenes, altes Haus, vgl. H. Gröhler 2, 375). — Tribur (Wörnitz): A. Gable, Zur Struktur der Weilersiedlungen im oberen Wörnitzgrund. 71. Jber. Mfr. 1951, 69—73. — H. Weigel, Tribur an der Wörnitz. Fränkische Landeszeitung, Ausgabe für Feuchtwangen, 1952, Nr. 77 und 85.

<sup>71</sup> Vgl. Fö 2, 1, 487. Fö: 2 Blindheim.

<sup>72</sup> Siehe Anm. 5, <sup>57</sup>.

<sup>73</sup> Fö 2, 2, 333 (Mulahowe); Fischer 71.

<sup>74</sup> Vgl. Fö 2, 1, 1473, und 2, 2, 609. Fö: 14 + 7 Roßbach, 9 Roßdorf, 3 Roslara.

<sup>75</sup> Kost (Anm. 3, <sup>4a</sup>), S. 117.

## 6. Der Maulachgau des 8. Jahrhunderts

<sup>1</sup> E. Freiherr von Guttenberg, Jffl 8/9, 29—31.

<sup>2</sup> H. Bauer, Die Grafen von Lobenhausen und Flügellau. WFr 8, 1—8; 205; 234. — Kost (Anm. 3, <sup>4a</sup>), S. 117.

<sup>3</sup> A. Sperl, Castell. 1908, 12 ff.

<sup>4</sup> H. Bauer, Die Vögte und Truchsesse von Rothenburg, die Herren von Stolberg ... und Uffenheim, ... 30. Jber. Mfr. 1862, 91.

<sup>5</sup> E. Freiherr von Guttenberg, Über den Rangau. Herzogenaauracher Heimatbuch 1949, 29—45, besonders 31 ff.

<sup>6</sup> J. Zeller, Mergentheim, seine Entwicklung von 500 bis 1340. WFr NF 20/21, 161 bis 211, besonders 195 f.

<sup>6a</sup> Kost, S. 115.

<sup>7</sup> W. Kraft, Dorfwirtschaften als einstige Sitze von Adeligen. Weißenburger Heimatbuch 7, 1930, 12 ff.

<sup>8</sup> Zeller (Anm. 6, <sup>6</sup>), S. 188.

<sup>9</sup> Weigel, ZbayerKG 16, 22 f. Die St.-Martins-Kapelle im Bereich des Klosters geht auf die fränkische Pfarrkirche zurück; die Taufkapelle ist, wie auch sonst, frühzeitig aus dem Klosterbereich herausverlegt worden.

<sup>10</sup> K. Weller, Die Centgerichtsverfassung im Gebiet des heutigen Württembergischen Franken. Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg, 16. März 1907, Nr. 1 und 2. — Für wertvolle Nachrichten über die Ausdehnung der jüngeren Zenten habe ich Herrn Studienrat Fischer (Crailsheim) zu danken. — Für die mittelalterlichen Gerichte im Bereich von Insing und Wettingen sind wir immer noch auf die kargen Nachrichten bei W. Bensen, Untersuchungen, S. 468 und 474, angewiesen.

<sup>11</sup> Es ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis, dem Herausgeber dieses Jahrbuchs, Herrn Dr. E. Kost, wärmstens zu danken sowohl für die Aufnahme dieses Versuchs in sein Jahrbuch als ganz besonders für das lebhafteste Interesse, das er an ihm nahm und das sich in einem regen brieflichen und mündlichen Meinungsaustausch kundtat.

## Walterichüberlieferungen in Murrhardt

### Ein Beitrag zur mittelalterlichen Glaubensgeschichte

Von Emil Kost

Der von Waldhöhen umgebene Luttkurort Murrhardt (Kreis Backnang) pflegt noch heute das Andenken an den sagenhaften „Waldbruder“, Einsiedler und Klostergründer Walterich. Der Name dieses vom Volk für verehrungswürdig und heilig angesehenen Mannes hat nichts mit „Wald“ zu tun, wie die Volksdeutung und sogar wissenschaftliche Forschung gern haben will.<sup>1</sup> Es ist der althochdeutsche Name Waltrich oder Walterich, zweimal Walthricus, einmal Waldricus geschrieben, in der 817 datierten Urkunde, die aber aus der Zeit Kaiser Friedrichs I. stammt, also aus dem 12. Jahrhundert. Walterich ist ein typisch germanischer Name eines Walt-rich, eines Waltenden und Gebietenden, mit dem Grundwort „rich“, der Herrscher, der viel Besitzende, Mächtige; Waltrich bedeutet somit der waltende Herrscher und ist Name eines altdeutschen Vornehmen. Diese Tatsache stimmt ganz überein mit der Rolle eines Klostergründers, welche die Überlieferung dem „heiligen“ Walterich zuschreibt,<sup>2</sup> einem Mann, der von Kaiser Ludwig dem Frommen den Stiftungsbrief für sein Murrhardter Kloster 817 erhalten haben soll.

Diese Urkunde von 817 spricht von der Erlaubnis des Kaisers Ludwig des Frommen an den Einsiedler Waltrich, sich im Wald bei der sogenannten Hunnenburg eine Einsiedelei zu errichten.<sup>3</sup> Als heiligen Mann habe der Kaiser diesen Walterich zu seinem Beichtvater erwählt. Nach dem Anschluß von 12 Brüdern an Walterich habe ihm Kaiser Ludwig im Murrwald<sup>4</sup> Land von einer Meile Geviertlänge geschenkt und habe bald danach die drei Pfarreien Viheberg (Fichtenberg), Murrhardt und Sulzbach (an der Murr oder am Kocher?) dazugegeben. Der Kaiser habe weiter „zur Ruhe der Brüder“ die Hunnenburg abbrechen und aus ihren Steinen die Kirche zur heiligen Trinität, Maria und Januarius erbauen lassen. Außerdem habe er dem Kloster den königlichen Hof in Oßweil, den Hof und die Pfarrei Erdmannhausen und das Gut Laufen („Lafa“, wohl Laufen am Kocher)<sup>5</sup> geschenkt und 35 Ministerialen überlassen, darunter einige von der „Hunnenburg“. Auch habe Kaiser Ludwig den Walterich mit einer Gesandtschaft nach Rom zu Papst Stephan V. geschickt, damit ihn dieser zum Abt weihe und die Rechte des Klosters bestätige. Walterich sei mit dem kaiserlichen Gesandten und zwei vom Papst abgeordneten Kardinälen, Paschalis und Johannes, zu Ludwig nach Worms zurückgekehrt. Dieser habe auf der Reichsversammlung in Worms dem Kloster Immunität und freie Abtswahl zugesichert.

Die Forschung<sup>6</sup> hat einige echte alte Züge in dieser sonst erst in staufischer Zeit von einem Murrhardter Klosterinsassen abgefaßten, fingierten Urkunde erkannt; so die Tatsache von einer Gesandtschaft Papst Stephans an Kaiser Ludwig 816 und das Vorkommen einiger verstümmelter Namen echter Persönlichkeiten der Zeit Ludwigs.

Zwar stehen dem Sachverhalt obiger, dem Kloster Murrhardt freundlicher und von ihm hergerichteter Urkunde andere Urkunden in Händen der Bischöfe von

Würzburg gegenüber, doch ist ersichtlich, daß diese Bischöfe wiederholt, schließlich 993 mit Erfolg, versucht haben, das Kloster Murrhardt unter ihre Botmäßigkeit zu bekommen, und daß sie dazu selbst zur Fiktion griffen und mit einer Urkunde Karls des Großen aufwarteten von 788.<sup>7</sup> Nach dieser Urkunde hätte schon Karls Vater Pipin das Königsgut Murrhardt dem heiligen Kilian, also Würzburg, übergeben. Drei echte Urkunden der Kaiser Otto III., Heinrich II. und Konrad II. von 993, 1003 und 1025 bestätigen diesen Tatbestand.<sup>8</sup> In keiner dieser Urkunden ist von einem Einsiedler, Klostergründer oder Abt Walterich die Rede. Nach der Urkunde von 993 habe König Pipin<sup>9</sup> seinem Würzburger Kaplan, dem späteren Bischof Burghard, das Königsgut Murrhardt gegeben, damit er dort mönchisches Leben nach der Regel (des heiligen Benedikt) einrichte. Eine echte Urkunde von 999<sup>10</sup> spricht dann von der Würzburg unterstellten Murrhardter Abtei.<sup>11</sup> Die Urkunden von 1003 und 1025 sprechen in demselben Sinn von Klöstern, Cellula, in Murrhardt. Offenbar hat Würzburg mit dieser auf 788 datierten Urkunde das von anderer Seite gegründete oder seiner Botmäßigkeit entglittene Kloster Murrhardt (wieder?) an sich bringen wollen und hat dies offenbar im 10. Jahrhundert auch fertig gebracht. Die andere Seite wäre diejenige des Walterich, der in der Murrhardter Orts- tradition außer in dem zusammengearbeiteten Stiftungsbrief fortlebt in der Walterichkapelle an der Klosterkirche und der Walterichkirche auf dem Hügel südwestlich außerhalb des Klosters, und mündlich in den Sagen vom Walterichgrab und vom Walterichstein und seinen Wundertaten.

Die Walterichkapelle, ein Kleinod romanischer Baukunst aus der Zeit um 1250,<sup>12</sup> ist im Kern des Klosters an die Klosterkirche nördlich angebaut (Abb. 1). Diese Klosterkirche zeigt außer gotischen auch noch romanische Bauformen, und an ihrer Stelle muß um 839/40<sup>13</sup> eine erste Kirche gestanden haben, die dem heiligen Januarius geweiht war. Um diese Zeit muß die Urzelle des Klosters schon gestanden haben, wohl an der Stelle der heutigen Stadt- und ehemaligen Klosterkirche. Nach der Haller Chronik des Chronisten Georg Widmann aus der Mitte des 16. Jahrhunderts<sup>14</sup> wäre allerdings die Walterichkapelle „die erste kirch, darinnen st. Walthericus, erster abbt zue Murrhardt mit seinen Brüdern ihre horas gesungen . . ., ein cellein von sandstein gehawen und gewölbte cappellen . . .“ Freilich kann diese heute noch stehende stauferzeitliche Kapelle schon zeitlich nicht die Urkapelle des Klosters sein. Sie steht „auf dem Todengarten“, wie 1733 noch bekannt und schon von Crusius<sup>15</sup> mitgeteilt ist. Man hat in der neueren Forschung mehrfach angenommen, daß diese den Namen des heiligen Walterich tragende Kapelle nach dem Beispiel von Ellwangen und anderen Beispielen über dem Grab des Heiligen stehe, der eben der „venerabilis heremita Walthericus“, der ehrwürdige Walterich gewesen sein müßte.<sup>16</sup> Von einem Heiligengrab in dieser Kapelle ist allerdings keine sichere Nachricht anzuführen,<sup>17</sup> sondern im 16. Jahrhundert wird es zweimal als in der „Pfarrkirche“ befindlich erwähnt,<sup>18</sup> also in der Walterichkirche auf dem Hügel, und es wird dort zu Walterichs Grabstein gewallfahrt.<sup>19</sup> Eine vom Historischen Verein für Württembergisch Franken durch den Verfasser im September 1952 in der Walterichkapelle vorgenommene Ausgrabung hat schließlich eindeutig klären können, daß diese Kapelle kein Heiligengrab enthalten und auch keine frühere Kapelle an dieser Stelle gestanden hat.<sup>20</sup>

Diese Feststellungen und Mitteilungen legen die Wahrscheinlichkeit nahe, daß auf dem gegenüber dem Kloster am Fuße des „Walterberges“ gelegenen Hügel bei dem mindestens seit dem Dreißigjährigen Krieg Walterichkirchlein

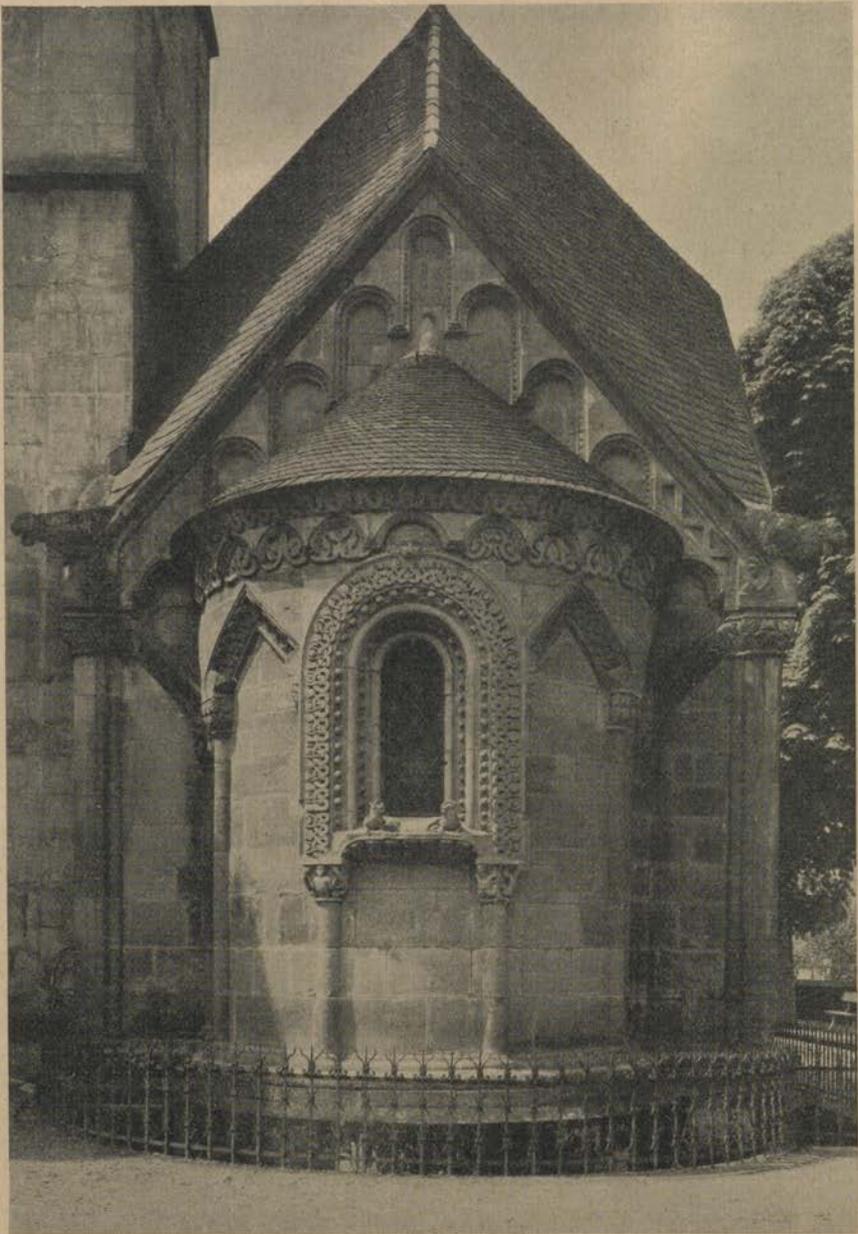


Abb. 1. Die romanische Walterichkapelle an der ehemaligen Murrhardter Klosterkirche am Ort des ehemaligen Klosterfriedhofs.

(Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg)

geheißenen Pfarrkirchlein<sup>21</sup> Walterichs erster Sitz oder seine erste Wirkungsstätte vor der Zeit der Klostergründung gewesen ist (Abb. 2). Der Volksmund sprach und spricht dort von einer Einsiedelei, die Urkunde von 817 nennt Walterich „venerabilis heremita“, den verehrungswürdigen Einsiedler. Es wäre denkbar, daß Walterich, dessen Dasein durchaus glaubhaft erscheint,<sup>22</sup> seine Murrhardter Wirksamkeit dort begonnen hätte, dann auf Grund hochadeliger und vielleicht sogar verwandtschaftlicher Beziehungen zum Kaiserhaus<sup>23</sup> auf königlichem Grund und Boden in Murrhardt Er-



Abb. 2. Die Waltherichkirche am Westfuß des Waltersbergs, die mittelalterliche Pfarrkirche von Murrhardt, zur heiligen Maria, mit Quelle am Fuß. (Aufnahme: Dr. A. Joos)

laubnis zum Bau eines Klösterchens (Cellula) erlangt hätte und schließlich an geeigneter Stelle unterhalb des Flügels der Waltherichkirche (damals Pfarrkirche zur heiligen Maria), dem Hügel gerade gegenüber, an der nachmals bekannten Stelle das Kloster erbaut hätte. So wäre seine Bestattung auf dem Hügel im geweihten Boden der Pfarrkirche begründet um so mehr, als auf diesem Hügel schon zuvor der Vorläufer des dortigen Kirchleins als Murrhardter Königs- oder Leutkirche gestanden haben muß.<sup>24</sup> Möglich ist dabei, daß Walterich vor Vollendung des Klosterbaus gestorben und an der Stelle seines ersten Wirkens im spätmerowingischen oder frühkarolingischen Pfarrkirchlein auf dem Hügel beigesetzt worden ist.<sup>25</sup> Der zum Ortsheiligen gewordene Walterich hätte dann wohl wegen des

bald an der Stätte seiner ersten Wirksamkeit und seinem Grab auf dem Hügel einsetzenden Heiligenkults nicht mehr nach dem Kloster verlegt werden können. Um so verständlicher ist so, daß das Kloster in der Stauferzeit, unter einem Grafen von Wolfsölden-Löwenstein als Vogt, als Anbau an die Klosterkirche unten im Klosterbereich eine besonders schön und reich ausgestattete Gedächtniskapelle für seinen Ortsheiligen errichtet hat. Hier in der ihm geweihten „Walterichkapelle“ konnten nun die Mönche ihren Klostergründer würdig verehren!

Nach Walterichs Grab im Hügelnkirchlein mit seinem Grabstein gingen im Spätmittelalter und in der neueren Zeit viele Jahrhunderte hindurch Wallfahrten dorthin, wo der angebliche Rest dieses Heiligengrabsteins eingemauert ist, am Portal der Walterichkirche, zum Opferstock (Abb. 3). Der



Abb. 3. Der wundertätige Opferstock am Eingang der Walterichkirche, aus dem angeblichen Grabstein des heiligen Walterich. (Aufnahme: Dr. E. Kost)

Chronist Widmann weiß Mitte des 16. Jahrhunderts zu berichten von Krankenheilungen am Walterichgrab in der Pfarrkirche, also der heute sogenannten Walterichkirche: „Zue solcher St. Weltreichs (Walterichs) begräbdt seindt etwann (also früher) und bei meinen zeithen die unsinnigen, auch die besessenen Menschen an ketten geführt uf solch grab in einem eng häußlein darauff gemaurth in ketten gebunden gelegt worden, undt so sie eine nacht darauf lagen, ihrer etlich wider zu Sinne kommen.“<sup>26</sup> Die Wallfahrten gingen dann weiter zu dem in der Reformationszeit (angeblich) aus dem zerschlagenen Grabstein gefertigten Opferstock, dem das Volk dann dieselben heilenden Kräfte zuschrieb (Abb. 3). „Nach dem weit verbreiteten, bis ins Ausland reichenden Volksglauben sollen schon Blinde, Lahme wie überhaupt körperlich und geistig Kranke hier Heilung gefunden haben. Auch bis auf den heutigen Tag erscheinen, besonders am Karfreitag, Scharen von Wallfahrern (Katholiken und Protestanten) an dem Walterichopferstock, legen ein Opfer für die Armen ein und sprechen dabei knieend das

Vaterunser. Diese Opfergaben bilden eine bedeutende Einnahme des Murrhardter Heiligen und betrogen in früheren Zeiten manchmal jährlich 200 bis 300 Gulden. Neuerdings (1871) scheint die Frequenz etwas nachzulassen.<sup>27</sup> Von solchen Karfreitagswallfahrten berichtet auch folgende in Murrhardt aufgenommene Sage:<sup>28</sup>

Zum wundertätigen steinernen Opferstock an der alten Walterichkirche zu Murrhardt kam auch ein Vater mit seinem blinden Kind um Heilung. Das Kind warf sein Opfergeld in den Opferstock und wurde sofort wieder sehend! — Am nächstjährigen Karfreitag kamen die beiden wieder zur Kirche, und das Kind in seiner Dankbarkeit und Freude verlangte Geld für ein neues Opfer. Den Vater aber reute das „weggeworfene Geld“, und er sagte: „Zu was denn jetzt noch opfern? Du siehst ja doch, mein Kind!“ Kaum hatte er das gesagt, so wurde das Kind aufs neue blind und konnte selbst durch noch so häufiges Opfern nicht wieder sehend gemacht werden.

Von der Überlieferung des Grabsteins von Walterich berichtet der Volksmund:<sup>29</sup>

Bei seiner Einsiedelei am Waltersberg, wo heute das Walterichkirchlein auf dem Hügel steht, hat der heilige Walterich oft auf einem Stein gesessen und hat von da aus Kranke geheilt und Wunder verrichtet. Als der Einsiedler gestorben und an der Stelle seiner Zelle beigesetzt war, bekam er diesen Stein als Grabstein. Wie durch ein Wunder war es, als schwebte der Stein ob dem Grab des frommen Mannes; wo man diesen Stein rundum angriff oder auf ihn trat, ging er auf und nieder. Immer noch hatte der Stein die Wunderkraft, an ihm betende Kranke zu heilen. Dafür wurde Walterich hoch verehrt. Da sind die Mönche des Klosters darüber neidisch geworden und haben den Stein auf den Waltersberg schaffen lassen. Aber jedesmal ist er über Nacht wieder auf das Grab des heiligen Mannes zurückgekehrt.

Als dies immer wieder geschah, haben ihn die Fuhrleute endlich in des Teufels Namen beschworen. Darauf ist er sogleich zersprungen. Aber auch die Bruchstücke haben ihre Wunderkraft behalten, und so hat man aus einem Stück den Opferstock gemacht, der noch jetzt am Kirchenportal eingemauert ist. Seit Jahrhunderten haben bei ihm die Gläubigen Heilung und Hilfe für ihre Leiden gefunden, besonders Frauen die Erhörung ihrer heißesten Wünsche erlangt.<sup>30</sup> Unsinige und Besessene aber sind dort wieder zu Sinnen gekommen.

Der Volksglaube hält also bis heute fest an Walterichs Einsiedelei an der Stelle des Walterichkirchleins an dem dortigen Heiligengrab, an der Wunderwirkung des Grabsteins und seines angeblichen Nachfolgers, des Opferstockes. Dieser Volksglaube ist offenbar von seiten der an der Wallfahrt interessierten Heiligen- bzw. Kirchenpflege in vorreformatorischer Zeit noch bestärkt worden, besonders planmäßig und auffällig durch Zurichtung des Grabsteins zu einem „Schwebstein“ und „Wackelstein“, wie solche im Volksglauben an sonstigen Orten besonders tiefen Eindruck hervorriefen. So galt dem Volk als Wunder der sagenhafte, mächtige „Pimperlesstein“<sup>31</sup> (zwischen Lorch und Pfahlbronn am römischen Grenzwall auf einer Bergkuppe),<sup>32</sup> der sich allmählich herumdrehte, und ähnlich wohl der „Springstein“ beim Eschelhof im Wald über Sulzbach (Murr). Auch sonst gibt es Beispiele für Wackel- und Drehsteine in Deutschland und Österreich und in Skandinavien.<sup>33</sup> Es sind „Wundersteine“, die in der Mitte eine feste Unterlage haben und nicht aus der Lage gebracht werden, aber um den Aufsetzpunkt in der Mitte gedreht und in Schwingung versetzt werden können.<sup>34</sup> Es herrschte der Glaube, daß man durch Treten auf solche Steine Geister von Verstorbenen zitieren könne.<sup>35</sup> Offenbar ist nun der erwähnte Grab-

stein Walterichs im Murrhardter mittelalterlichen Pfarrkirchlein zu einem solchen „Schwebstein“ künstlich hergerichtet worden, wie der Bericht des Haller und Murrhardter Chronisten Georg Widmann in seiner Chronika von Schwäbisch Hall zeigt.<sup>36</sup>

„Man sagt, dießer stein schwebe ob dem grab, denn was arth man dießen stain angreiff, so knappt er. Nachdeme man aber den stain erhebt, hat man gefunden, daß er in der mitten uf einem gewerb, und zu den orthen leedig geweßen, daß wa undt welche seithen man darauff getretten, er unter sich hat können weichen. Jetzt ligt er noch daselbst still wie andere grabstein, und ist die abgötterey und aberglaub uffgehoben.“

Entgegen Widmanns Meinung vom Aufhören des „Aberglaubens“ in seiner Zeit, der Reformationszeit, ging aber der Zulauf und der Wunderglaube weiter bis zum heutigen Tag!

Welche Bannkraft die Stelle auf dem Hügel mit dem Walterichgrab ausübte, geht aus der Sage hervor, daß der Stein trotz gewaltsamer Entfernung — wohl in reformatorischer Zeit — immer wieder auf seinen Platz auf dem Grab zurückgekehrt sei,<sup>37</sup> und daß nach seinem endlichen Zerspringen die Teilstücke, wie der daraus gefertigte, heute noch benützte Opferstock, ihre Wunderkraft behalten hätten.

Zu dieser Wunderkraft gehörte neben Heilung von leiblichen und geistigen Krankheiten auch der Glaube an die Fruchtbarkeitsspendende Macht des Steines. Berichtet doch die Murrhardter Sage, daß besonders Frauen bei Berührung des steinernen Opferstocks bei Einlegung ihrer Gabe ihre Wünsche nach Geburtengewährung erfüllt bekommen hätten!<sup>38</sup> Hier tritt auch im Murrhardter Fall ein uralter, westeuropäischer Volksglaube an die Fruchtbarkeitwirkung von Steinen zutage. Zahlreiche Beispiele für diesen bis heute nachwirkenden Glauben bietet besonders Frankreich, das aus der Zeit des Frankenreiches wohl besonderen Einfluß auf den deutschen Volksglauben bekommen hat. Dort gibt es viele Fälle von Berührung von Steinen (Menhire und Großgräbersteine) durch Fruchtbarkeit ersehende Frauen mit dem Glauben an Erfüllung.<sup>39</sup>

Der Glaube an die Heil- und Wunderwirkung von Steinen ist uralt und weit verbreitet.<sup>40</sup> In frühchristlicher Zeit kämpften im Frankenreich Kirchensynoden von Nantes (658), Toledo (695) und Liftinae (743) in Erlassen vergeblich dagegen an. Aber selbst die Kirche konnte sich den Forderungen des Volksglaubens nicht ganz verschließen. Heilige Steine im christlichen Bereich sind bekannt von Wallfahrtsstätten, so vom Sonntagberg im Bezirk Amstatten in Niederösterreich und in einer Wallfahrtskapelle in der Nähe von Helfensberg im oberösterreichischen Mühlviertel.<sup>41</sup> Der Michelstein (= großer Stein) bei Unteressendorf in Oberschwaben war früher Ziel von Wallfahrten.<sup>42</sup> An der Decke der Mariengrotte an der ehemaligen Wallfahrtskapelle von Neusaß über Kloster Schöntal ist ein fast kopfgroßer brauner Stein (Feuerstein?) eingelassen, der von der vielen Bestreichung durch Wallfahrer tiefe Fingerrinnen aufweist. Die Berührung dieses Steins nach dem Eintauchen der Finger in die dort entspringende Marienquelle galt als wunder- und heilkräftig für Augenleiden bei nachfolgender Bestreichung der Augen mit den Fingern.

Der Walterichsage nach sei der Grabstein des Murrhardter Heiligen, angeblich jetzt der Opferstock, der Stein, auf dem der Heilige zu Lebzeiten gesessen und von dem aus er Kranke geheilt und Wunder verrichtet habe. Diesem Zug der Sage liegt offenbar zugrunde der Urglaube an die magi-

sche Macht des Steins, für welche der christliche Heilige hier nur mehr der Vermittler zu sein scheint. Dieser Urglaube, der wohl ein allgemeiner Menschheitsglaube der Vorzeit war mit seinem „fetischistischen“ Grundzug, stellt sich auch in der Edda dar, wo im Zaubergesang Grogaldr die tote Mutter Groa dem Sohn Svipdag singt:

„Auf erdfestem Stein  
Stand ich im Tor,  
Da ich Sprüche dir sprach.“

Durch dieses Stehen oder Sitzen auf dem Stein, dem „erdfesten“, erhielten die gesprochenen Worte Festigkeit und Gültigkeit.<sup>43</sup> Der Stein galt als beseelt, kraftefüllt. So standen bei isländischen (und sicherlich auch bei unseren südgermanischen) Thingversammlungen die Gesetzessprecher auf dem Thingstein, und der altgermanische Eid wurde unter Berührung dieses Steins abgelegt.<sup>44</sup> Unter diesen Blickpunkten gewinnen die magischen Handlungen des Walterich von seinem Stein aus einen besonderen, uralten Glaubenshintergrund!

Nun erfahren wir aus Widmanns Chronik, daß der Grabstein Walterichs aus einem römischen Götterweihstein (aus Murrhardter Boden stammend) gefertigt gewesen sei. Die von Widmann mitgeteilte Inschrift erweist sich als gallorömisch, also einheimischer Tradition. Widmann teilt darüber in seiner Haller Chronik mit:<sup>45</sup>

„Item in der pfarrkirchen uff st. Weltheichs grab ligt ein stein ebenmäßiger lenge, sihet, alß seye er etwann an einer Mauer ufgericht gewesen, darauff, wie hernacher stehet, mit großen lateinischen buchstaben gehauen:<sup>46</sup>

D M	Den guten Göttern.
MEDDILLIO	Dem Meddillus
CARANTO PATRI	Carantus, ihrem Vater,
ET VICTORINAE	und der Victorina,
MATRI CARANTIA	ihrer Mutter, hat Carantia
AELIA FILIA DULC	Aelia, die vielgeliebte Tochter,
ISSIMA HERES	als Erbin
EX TESTAMENTO	nach dem Testament (den Grabstein)
POSUIT	gesetzt.

Die Namen des Vaters, Meddillius Garantus, und der von letzterem Beinamen abgeleitete erste Name der Tochter, Carantia, sind keltisch, der Name der Mutter Victorina romanisiert. Der Stein ist leider nicht mehr vorhanden, gegen 1800 zerschlugen ihn unwissende Maurer, wie der limpurgische Geschichtsschreiber Prescher und die Murrhardter Pfarrbeschreibung von 1828 mitteilen.<sup>47</sup> Es handelt sich also bei dem auf das Walterichgrab gelegt gewesenen Stein um einen einheimischen, den „guten Göttern“ geweiht gewesenen gallorömischen (keltischen) Murrhardter Familiengrabstein römischer Besetzungszeit um 200!

Widmann teilt weiter mit:

„Zue ermelten eptaphio ist auch folgend darauff st. Weltheichsepitaphium gehawen worden, lautet also mit buchstaben, hingegen umbkhert (also: auf der anderen Seite):

„Obiit Walthericus abbas in tertia calend: decembris nostris temporibus huius monasterii — huius corpus hic iam est sepultum.“	„Es starb Abt Walterich dieses Klosters, am 29. November unserer Zeit, dessen Leichnam hier begraben ist.“
---	---

Danach hätte Walterichs Grabstein aus einem gallorömischen Weihestein bestanden mit zusätzlich darauf nach Walterichs Tod eingehauener Grabinschrift auf ihn, und danach hätte Walterich selbst unter diesem Stein in der Walterichkirche bestattet gelegen. Bei der sonstigen Glaubwürdigkeit des Haller und Murrhardter Chronisten Widmann ist an dem, was er als selbst gesehen mitteilt, nicht zu zweifeln.<sup>48</sup>

Außer dem Chronisten Widmann, dem limpurgischen Geschichtsschreiber Prescher und der Murrhardter Pfarrbeschreibung von 1828 hält auch die mündliche Volksüberlieferung am Walterichgrab auf dem Hügel fest. Folgende Sage ist im 19. Jahrhundert aufgezeichnet worden:

„Als der heilige Walterich den Grundstein zur Walterichkapelle legte, verschwand über Nacht dieser Stein immer wieder und lag auf dem Platz, wo heute das Walterichkirchlein auf dem Hügel steht. So oft ihn Walterich wieder zurückholte zum Ort der Kapelle, so oft fand sich der Stein morgens wieder am späteren Ort der Walterichkirche auf dem Hügel. Darauf rief der Einsiedler: ‚Willst du nicht hier bleiben in Gottes Namen, so bleib in des Teufels Namen!‘ Darauf ist der Stein zersprungen, und nun wurde die Kapelle an der nachmaligen Klosterkirche unten gebaut. An der Stelle auf dem Hügel aber wurde später die Wallfahrtskapelle über Walterichs Grab errichtet.“

Diese Sage legt dem Hügel mit dem Ort der Walterichkirche besonders bannende Kraft bei.

Woher kommt dieser Bann der Örtlichkeit der Walterichkirche? Ist es nur die vom Volk geglaubte oder wirkliche Stätte von Walterichs erstem Wirken? Das ist unwahrscheinlich, weil hier ja die Pfarrkirche der bürgerlichen Siedlung Murrhardt für das Mittelalter steht außerhalb des Klosterbereiches, und weil offenbar der Bischof von Würzburg auf dem Platz der Walterichkirche die Oberhand hatte seit Anbeginn, wie die Urkunden von 993 ab mit ihren Rückschlüssen erweisen. Aber eine andere Erklärungsmöglichkeit für die Bedeutung der Stätte im Volksglauben ist gegeben: der Hügel, der heute das Walterichkirchlein trägt, hat sehr wahrscheinlich heilige Tradition von der Römerzeit her; er dürfte an seinem Fuß einen Mithrastempel in sich geborgen haben, ein eingebautes Heiligtum des bei der römischen Besatzung Murrhardts verehrten persischen Lichtgottes.

Vermutlich war von der Nordseite her nahe der Quelle am Fuß dieses Hügel ein römisches Heiligtum, nach für Mithrasverehrung üblichem Kult, in den Hügel eingetieft gewesen. Dies hat auch neuere Forschung mehrfach angenommen.<sup>49</sup> Ein Weihealtar für Mithras, der schon vor drei Jahrhunderten aus Murrhardter Boden geborgen wurde und sich heute im Stuttgarter Schloßmuseum befindet,<sup>50</sup> ist Zeuge für das Vorhandensein eines Mithrasheiligtums in Murrhardt. Die Inschrift dieses Weihesteins berichtet von der Wiederherstellung des Murrhardter Tempels für den „unbesiegbaren Sonnengott Mithras“ durch den Anführer der Murrhardter Kastellbesatzung, einen römischen Tribunen.<sup>51</sup> Der bestmögliche Platz für das wie üblich sicher auch hier halbunterirdisch angelegte Mithräum war der Walterichhügel mit der Quelle an seinem Nordfuß. Dort lief auch die Römerstraße von Backnang her zum nahen Kastell vorbei, und dort an der Straße wurde auch zu Widmanns Zeit ein anderer römischer Weihestein ausgegraben. Stimmt die sehr wahrscheinliche Annahme vom Ort des Mithrasheiligtums im Walterichhügel, so wäre damit dessen Bannwirkung auf die Bevölkerung erklärt auch zu einer Zeit, in der sich keine Römer mehr in Murrhardt befanden. Für

den Kastellort Welzheim ist das Verbleiben gallorömischer Restbevölkerung nach der Vertreibung der Römer durch den Alamanneneinfall von 260 aus seinem ältesten Ortsnamen Wallenzin (Walen = keltische Vorbewohner) zu erschließen.<sup>52</sup> Gallisch-römische Siedler hat Murrhardt bis in das 3. Jahrhundert auf jeden Fall gehabt, wie schon die oben auf Grabsteinen genannten Meddillius und Carantus mit Carantia und ein Cintusmus einer anderen Inschrift erweisen. Auch nach dem Alamannensturm von 260 können solche Gallorömer in den Trümmern von Murrhardt sitzen geblieben sein und örtliche mündliche Tradition weitergegeben haben. Eine Übermittlung mündlicher Tradition von gallorömischen Restbewohnern Murrhardts an die frühdeutschen Bewohner der Frankenzeit des 6. bis 9. Jahrhunderts ist unabhängig von der Frage, ob sich zwischen 260 und dem 6. Jahrhundert alamannische Siedler auf Murrhardter Boden ansässig gemacht haben.<sup>53</sup> Auch wenn von der Möglichkeit unmittelbarer mündlicher Überlieferung über das Mithräum abgesehen wird, ist anzunehmen, daß von dem 260 von den erobernden Alamannen mit zerstörten Mithräum Reste und Spuren noch Jahrhunderte lang sichtbar gewesen sind für die neue fränkische Bevölkerung nach ihrer Besiedlung des Ortes, die spätestens im 7. Jahrhundert anzusetzen ist. Vielleicht ist vom Bistum Würzburg das Kirchlein für die fränkischen Siedler gerade deshalb auf diesen Hügel gesetzt worden. Dies wäre, wenn man der „Pipinischen Schenkung“ an das Bistum Würzburg nach den oben genannten Würzburger Urkunden Glauben schenken darf, für Pipinische Zeit, also zwischen 754 und 768, zu erschließen.

Über das Alter der Walterichkirche in erster Erstellung herrscht keine Sicherheit. Die heute stehende Kirche mit ihrem gotischen Hauptbau von 1489 hat in ihrer nördlichen Außenwand romanische Reliefsteine eingemauert vom Beginn des 12. Jahrhunderts, die sicherlich von ihrer Vorgängerin hier stammen. Die erhöhte Lage auf dem Hügel am Fuß des Waltersberges (Walterichsberges!) außerhalb der Kloster- und Stadtsiedlung Murrhardt ist auffallend. Ihre Vorgängerin könnte dort vom Bistum Würzburg nach Erwerbung des Gebiets (unter Pippin dem Jüngeren, zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts) als Pfarrkirche gegründet worden sein. Daß diese für die Murrhardter Frankensiedlung erstellte Kirche der Gottesmutter Maria geweiht war,<sup>54</sup> verstärkt diese Möglichkeit früher Gründung noch vor dem Klosterbeginn, da die heilige Maria von Würzburg aus unter Einfluß des Bonifatius als Kirchenheilige verbreitet worden ist. Zwei der 741 von Karlmann an das neugegründete Bistum geschenkte Königskirchen waren schon der heiligen Maria geweiht, so die Würzburger Kirche auf dem Marienberg selbst. Allerdings wurde auch im Kloster Reichenau in dessen Münster Maria verehrt. Der frühe Bau des Murrhardter Marienkirchleins auf der Stelle der späteren „Walterichkirche“ wäre aus der Bestätigungsurkunde Ottos III. von 993 über die Pippinische Schenkung (Pippin des Jüngeren, 747 bis 768) zu erschließen, in der Pippin dem Bischof von Würzburg sein Krongut Murrhardt zur Verfügung gestellt hat in Erweiterung früherer Schenkungen seines ins Kloster gegangenen Bruders Karlmann an das 741 neugegründete Bistum Würzburg an anderen Orten. Auch die überarbeitete Urkunde von 817<sup>55</sup> mit dem Stiftungsbrief Ludwigs des Frommen an Walterich<sup>56</sup> erwähnt schon eine Schenkung der Pfarrei Murrhardt an das neugegründete Kloster Murrhardt; ob es sich um eine völlige Übereignung handelt, ist fraglich, da die Walterichkirche erst 1200 in den Besitz des Klosters kam. Würzburg scheint doch neben oder vor dem Kloster Murrhardt (dessen Gründung Anfang des 9. Jahrhunderts liegt) schon mit einem Pfarrkirchlein auf der Stelle

des späteren Walterichkirchleins einen kirchlichen Stützpunkt in Murrhardt innegehabt zu haben, was das spätere Ringen Würzburgs um das Kloster Murrhardt (siehe S. 170) und die Betonung seiner Rechte in den Urkunden des 10. Jahrhunderts verständlicher machen könnte. Dieser Würzburgische Stützpunkt in Murrhardt, die „obere Kirche“, erst seit dem Dreißigjährigen Krieg unter der Bezeichnung Walterichkirche bekannt, wird von Widmann im 16. Jahrhundert als *Pfarrkirche* bezeichnet; dieses Kirchlein zur heiligen Maria hatte die Eigenschaft einer Pfarrkirche bis zur Reformation und diente der außerklösterlichen Siedlung Murrhardt.

Es erhebt sich im Zusammenhang mit der nichtklösterlichen Murrhardter Marienkirche als alte Pfarrkirche die Frage, ob für eine *Murrhardter Siedlung vor der Klostergründung*, vor der Zeit um 800, Anhaltspunkte vorhanden sind. Sie ist zu bejahen. Der seit der Gründungszeit des Klosters, seit Anfang des 9. Jahrhunderts bekannte *Siedlungsname Murrhardt* ist der Bezeichnung eines *Weidewalds* an der Murr entnommen.<sup>57</sup> Dieser Weidewald, nemus in der Urkunde von 817, im Königsbesitz, setzt einen Stützpunkt für die Beweidung mit Viehhaltung und fiskalischen fränkischen Wirtschaftshöfen voraus, der nur an der Stelle einer schon von den Römern getätigten Rodung am Kastellort von Murrhardt gewesen sein kann.<sup>58</sup> Die Franken hatten nach ihrer engeren Bekanntschaft mit römischer Siedlungsweise mit der Eroberung Galliens und des römischen Rheinlandes im Gegensatz zu den germanisch-konservativeren Alamannen die Neigung, römische Siedlungsorte zu übernehmen. Ein Beispiel aus der Nähe ist Lorch und wohl auch Welzheim mit seinem Walennamen, der auf Sitzenbleiben gallorömischer Restbevölkerung bis in die Frankenzeit deutet. Vielleicht hat schon des alamannisch-fränkischen Grenzlandes wegen<sup>59</sup> eine Besetzung der Franken in der Murrhardter siedlungsfreundlichen Talweitung hier im Königswald gelegen. Auch könnte die nötige Verbindung vom fränkischen Königshof Westheim her zur Backnanger Bucht und zur Asperg-egend hier eine fränkische Zwischenstation erfordert haben, um so mehr, als im 7. Jahrhundert bereits in Zell und Oppenweiler fränkische Reihengräber als Beweise dortiger merowingischer Besetzung im Murrthal vorliegen, wozu höchstwahrscheinlich auch ein Stützpunkt am Murrübergang in Backnang gehörte.<sup>60</sup> Der Hauptbeweis für das Dasein einer *merowingerzeitlichen Frankensiedlung* in Murrhardt schon im frühen 7. Jahrhundert dürften aber die beim Bahnbau 1878 oberhalb des Weilers *Hausen* (3 km östlich Murrhardt) im Murrthal aufgedeckten fränkischen Reihengräber vom Beginn des 7. Jahrhunderts sein.<sup>61</sup> Der Ortsname *Hausen* ohne persönliches Bestimmungswort spricht sehr für einen *Außenposten von Murrhardt*,<sup>62</sup> das den königlichen Verwaltungshof gehabt haben müßte. Diese Franken des 7. Jahrhunderts in und um Murrhardt müssen schon ihre kirchliche Betreuung gehabt haben, die nur in Murrhardt oder Westheim ihren Mittelpunkt besessen haben kann, vor Walterich, vielleicht auch schon vor dem Würzburger Besitz und auf jeden Fall vor der Murrhardter Klostergründung.<sup>63</sup> So ist es sehr unwahrscheinlich, daß der sagenhafte Klostergründer Walterich hier in Murrhardt eine unbewohnte Wildnis angetroffen habe, wie die überarbeitete tendenziöse Urkunde von 817 dies glauben machen will. Auch die Mauern des von den Alamannen um 260 zerstörten Römerkastells auf Flur Bürg am Südrand des heutigen Murrhardt müssen um 800 noch aufgehend gestanden haben; dieses Kastell ist zweifellos die in der Urkunde von 817 genannte „Hunnenburg“, bei welcher Volksbenennung unter Hunnen vorzeitliches Volk verstanden wird, in diesem Fall Römer. Auch die Wolkenburg dürfte das

Kastell meinen. Wie die Urkunde sagt, sei auf Anordnung des Kaisers und Königs Ludwig aus den Steinen der Hunnenburg das Kloster gebaut worden durch Walterich. Als Grund des Abbruchs der Hunnenburg wird in der Urkunde von 817 angegeben, daß der Ruhe der Klosterbrüder wegen deren Steine zum Klosterbau genommen worden seien. Wahrscheinlich herrschte in diesen römischen Mauerruinen Spuk und Geisterumgang und die Klosterbrüder werden sichere Mauern gegen Spuk und Feinde vorgezogen haben. Noch 1665 beunruhigte ein polternder Spukgeist den Diakonus von Murrhardt im Pfarrhaus,<sup>64</sup> und hinten am Friedhof bei der Walterichkirche bewegen sich gaukelnde Lichter auf einander zu und in der Adventszeit vor den zwölf Nächten streiten dort nachts die



Abb. 4. Das romanische Türbogenrelief, eingemauert an der Nordwand der Walterichkirche. (Aufnahme: Dr. A. Joos, Murrhardt)

Geisterscharen miteinander.<sup>65</sup> Noch einer der letzten Prälaten des Klosters habe von dem „Prälatenbänklein“ an der Walterichkirche aus den Geistern gepredigt.<sup>66</sup>

Daß am Römerort Murrhardt die Geister der Vergangenheit stark auf das Volksgemüt einwirkten, zeigt solcher Geisterglaube und der Glaube an die magische Gewalt von Steinen wie des „Walterichsteins“. Vielleicht darf in diesem Zusammenhang ein romanisches Steinbild zugezogen werden, das an der nördlichen Außenwand der Walterichkirche, neben einem anderen mit zwei gegenständigen Löwen, eingemauert ist. Die folgenden Betrachtungen sollen ihm gelten.

Es ist das steinerne halbkreisförmige Relief-Bogenfeld eines ehemaligen romanischen Kirchenportals mit Palmetten- und Rankenfriesumrahmung mit eingeschlungenen Drachen dazwischen, einem bärtigen Kopf in der rechten unteren Ecke, und mit drei Kreismedaillons im Mittelfeld, deren zwischenliegende Zwickel zum Teil mit dreizipfligen Knotenschlingen gefüllt sind (A b b. 4). Das mittlere Medaillon füllt den ganzen inneren Halbkreis aus und ist etwa doppelt so groß als die beiden je seitlich angrenzenden. Im Mittelkreis

schreitet das Lamm Gottes nach rechts mit linksrückwärts gewandtem Kopf; es trägt ein senkrecht gestelltes Vortragekreuz. Im linken Kreisfeld erhebt eine im Brustbild gemeißelte menschliche, dem Lamm zugewendete Gestalt mit einem Arm ein bäumchenförmiges Gebilde. Gegenüber im rechten Kreis vor der Brust des schreitenden Lammes steht eine große, dem Menschenmedaillon gleichgeordnete Achtsternrosette.

Das Mittelbild des Gotteslamms als größtes und beherrschendes der drei Kreisbilder muß auch den Hauptgedanken des ganzen Reliefs enthalten; die zwei seitlichen Kreisbilder dürften zu ihm in Beziehung stehen.

Dem Sinn des gesamten Murrhardter Bildwerks kommen wir vielleicht näher bei vergleichender Betrachtung damit verwandter und etwa gleichzeitiger Bogenfelddarstellungen anderer romanischer Kirchen Deutschlands. Dabei zeigt sich, daß hier geradezu eine Tradition festzustellen ist. Am nächsten in Aufbau und Motiven kommt dem Murrhardter Relief ein Bogenrelief über dem Südtor der Kirche zu Bücken (Kreis Grafschaft Hoya,

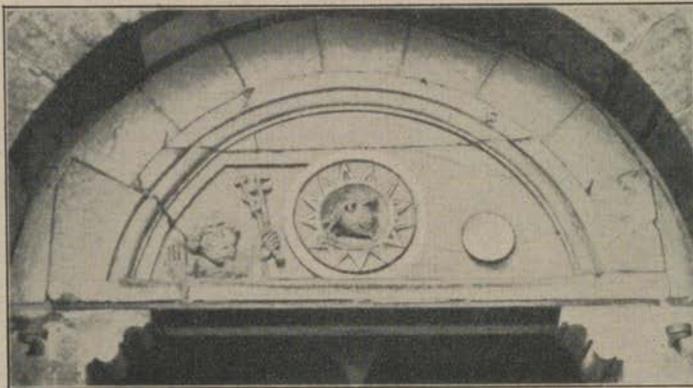


Abb. 5. Romanisches Türbogenrelief von der Pfarrkirche zu Bücken, Niedersachsen. Die drei Darstellungen im Bogenfeld haben ähnlichen Inhalt wie das Murrhardter Tympanon der vorhergehenden Abbildung.

Weser, Niedersachsen) (Abb. 5). Wenn das Murrhardter Relief aus dem staufischen Bereich stammt, so dasjenige von Bücken aus dem welfischen. Auch hier das Lamm Gottes im großen Mittelkreis, hier noch als „Licht der Welt“ von einem Kreis von Sonnenstrahlen umgeben, links die priesterliche Gestalt eines ebenfalls profil gestellten, nach dem Mittelkreis gewandeten Mannes mit erhobenem symbolhaftem Gerät: es ist ein stabförmiger, altertümlicher Hakenschlüssel und ein kleiner Stab mit Kreuz am oberen Ende, umwunden von einer Weinstockranke; dies sind die Zeichen des heiligen Maternus, des Bückener Kirchenheiligen, welcher Patron des Weinstocks und nach der Legende Schüler des Apostels Petrus gewesen ist. Rechts gegenständig steht im Türbogenfeld eine runde Reliefscheibe vor dem Lamm Gottes, gegenüber der Sonne Christi im Mittelkreis, offensichtlich ein Gestirn darstellend, eine strahlenlose Lichtscheibe, die aber früher farbig gefaßt gewesen sein kann. Gestirne bei Gott- oder Götterdarstellungen sind nicht selten und sind uralte heilige Motive. So finden sich Sonne, Mond und Stern schon auf einer Steintafel des chaldäischen Sonnengottes Schamasch im Tempel zu Sippara ums Jahr 900 v. Chr.<sup>67</sup> Ein vor dem Gott

aufgehänger achtstrahliger Stern — ein solcher ist ja auch auf dem Murrhardter Relief dargestellt — ist auf dem chaldäischen Relief durch Inschrift als Sonnensymbol gesichert. Entsprechend kommen in der von Byzanz her beeinflussten langobardisch-christlichen Kunst Italiens im ersten nachchristlichen Jahrtausend Sonnensterne über Christus am Kreuz und über dem Kreuz allein vor: „Christus ist das Licht der Welt.“ In der langobardisch beeinflussten romanischen Kunst Deutschlands kommt ebenfalls der Fünf- und Sechsstern über den Kreuzifixarmen vor,<sup>68</sup> ähnlich achtstrahlige Sonnen.<sup>69</sup> Das Motiv kommt aus der lombardischen Überlieferung in die deutsche romanische kirchliche Kunst. Als Beispiel seien die beiden über den Kreuzarmen stehenden achtstrahligen Sonnenrosetten vom Pluetum des Patriarchen Sigwald in Cividale (Lombardei) angeführt.<sup>70</sup> In romani-



Abb. 6. Romanisches Türbogenfeld der Kirche von Oberröblingen im Mansfelder Seekreis.

sehen Bogenfeldern deutscher Kirchenportale kommen diese Sonnenrosetten auch als alleinige Symbole gleichmässig gestellt vor,<sup>71</sup> auch rechts und links vom gehörnten Lamm Gottes,<sup>72</sup> beiderseitig einer zentralen Gottesfigur.<sup>73</sup>

Daß diese Sonnenrosetten sich auch in dämonischer Gesellschaft finden, zeigt das romanische Bogenfeld von Bietenhausen (Hohenzollern), wo sich um zwei gegenständige Wölfe Sechsstern- und Fünfsterne-Kreisrosetten und ein Fünfsterne (Trudenfuß?) scharen.<sup>74</sup> Fünfsterne und vierarmiges Wirbelkreuz (Hakenkreuz) in eigenartiger Darstellung hat das Halbkreisbogenfeld des romanischen Türsturzes von Oberröblingen im Mansfelder Seekreis mit dem die Mitte beherrschenden „Lamm Gottes“ und einer ihm die Richtung weisenden göttlichen Schwarhand (A b b. 6). Die mehrgliedrige Armspange ist Herrscherzeichen (siehe S. 187). Von den fast in die Ecke gedrängt erscheinenden Sternsymbolen erinnert das vierarmige Wirbelkreuz (Hakenkreuz) mit Zirkelschlagzier auffallend an die Darstellungsart völkerwanderungszeitlicher vorchristlicher Zeichen. Die ganze Szene ist mit einem schützenden „Tau“ wie zur Bannung im Halbkreis umschlossen. Hauptgestalt des Reliefs ist das in Richtung der Sternzeichen sich bewegende

Lamm Gottes mit Hörnern (streitbare Kirche?). Im Bogenfeld in Eichel bei Wertheim rückt dieses gehörnte Lamm gegen ein wolfsähnliches Untier an, das wohl den Teufel vorstellt.<sup>75</sup>

Nun kommt aber in romanischen Türbogenfeldern auch sonst öfter — wie in Murrhardt — neben dem Sonnensternbild das Lamm Gottes vor wie in Oberöblingen und Murrhardt. Das Bogenfeld von Endingen am Kaiserstuhl zeigt in der Mitte das die streitende Kirche mit dem Kreuzbanner anführende Lamm, links und rechts je einen sechsstrahligen Sonnenstern im Kranz.<sup>76</sup> Ähnlich ist die Darstellung des Bogenfeldes von Hornburg (Mansfelder Seekreis),<sup>77</sup> Lamm Gottes mit Kreuz und flankierenden Sonnenrosetten.

Manchmal haben die Gestirnbilder auch die Form strahliger Schlingbandknoten, die in einer Reihe von Fällen für Sonnen- und Sternzeichen stehen, so im romanischen Türbogenfeld von Wechselburg,<sup>78</sup> wo vor und hinter dem Kreuzlamm Gottes je ein Schlingknoten steht; derjenige auf der „Freundseite“ des zurück-



Abb. 7. Romanischer Portalsturz aus dem staufischen Klosterort Lorch, jetzt in der ehemalig staufischen Burg Waldhausen bei Lorch eingemauert. Außerhalb des heiligen Halbkreises des Lamms Gottes wie beim Murrhardter Stein (Abb. 4) in der Außenzone die Drachen (unten) und hier noch die Löwen (Teufel oder Dämonen), aus deren aufgesperrten Rachen die Verstrickungen des Dämonenaushauchs als Bandgeschlinge dargestellt sind. Beim Portalsturz von Murrhardt sind die gegenständigen Löwen, die Rachen aufsperrenden Löwen auf dem Portalstein Abb. 4 dargestellt, der links oben noch im Bild am Rand erscheint.

schauenden Lamms ist dreiteilig (Dreieinigkei?), der andere, gegen den das Lamm schreitet, vierteilig in Hakenkreuzform. Diesen vierteiligen Schlingknoten hat im Dämonenbereich der romanische Türbogensturz von Rüssingen<sup>79</sup> mit Löwe, Drache und keulenbewaffnetem fliegendem Dämon, die gegen das Kreuz in der Mitte angehen. Auch das Lamm Gottes in dem Murrhardt räumlich, politisch und kunstgeschichtlich nahestehenden staufischen Ort L o r c h in dessen Portalsturz<sup>80</sup> ist umgeben von Löwen und Drachen, hier außerhalb des Halbbogens in besonders abgegrenzter Zone wie beim Murrhardter Relief, die wie bei diesem drohend den Rachen aufreißen und deren Aushauch Schlingen bildet (A b b. 7). Vierteilige Schlingknoten neben Löwen und anderen Abwehrsymbolen im geschützten Halbkreis weist auch das romanische Bogenfeld der Martinskirche in Pforzheim auf.<sup>81</sup> In den Grundmauern dieser Kirche waren römische Altäre eingemauert! Auch das vorgenannte Lorch war früher römischer Besatzungsort,<sup>82</sup> ebenso Murrhardt, mit römischen Glaubenszeugnissen.<sup>83</sup>

Das Nachwirken gallorömischen „Heidentums“ in Murrhardt und besonders auf dem Quellhügel der Walterichkirche ist oben (S. 178) wahrscheinlich gemacht. In diesem Licht und im Licht der vorhergehenden Ausführungen über Portaldarstellungen gesehen, bekommt wohl jetzt das Murrhardter Relief an der Nordwand der Walterichkirche — Nordseite ist Heiden­seite! — seine eigenartige Beleuchtung.

Vor dem Betrachter schreitet in dem nach außen gegen eine doppelte Randzone von Drachenschlingwerk (Abb. 4) mit Trennungsband abgegrenzten Halb­bogen das gehörnte Lamm Gottes mit dem vorgetragenen Kreuz. Auf seiner Kreisumrahmung sind folgende Worte zu entziffern:

FIDES SPES CARITAS. DEUM TIME ET MANDATA EIUS OBSERVA.

also: Glaube, Hoffnung, Liebe. Fürchte Gott und halte seine Gebote!

Ein zweiter Spruch am unteren Rand des Türsturzreliefs lautet, soweit lesbar:

DOMINI TEMP(lum) ... (memorare novissima) ET IN AETERNUM NON PECCABIS,

also: Den Tempel des Herrn ... (Gedenke des Endes) und sündige hinfort nicht mehr (Sirach 7, 40).

Christentum und Gottes Gebote werden in diesen Inschriften gegen die sündige Welt gesetzt, deren Rachen sich im Umkreis im Bild auftut und deren Geschlinge mit Vernichtung droht. Das streitbare Lamm Gottes, gehört, geht dagegen an. Es ist Christus, das Licht der Welt, lux mundi. Christus ist der sol invictus, der unbesiegbare Sonnengott. Sein Symbol, die achtstrahlige Sonne, geht vor ihm her. Eine andere Sonne hat einst hier am Ort geleuchtet, die des heidnischen Sonnengottes Mithras. In diesem Quellhügel war wohl früher sein Heiligtum in römischer Zeit eingetieft gewesen. Eine Murrhardter Mithrasinschrift kündete noch nach Jahrhunderten von ihm!<sup>51</sup> Nun kommt das siegreiche Lamm Gottes.

In der unteren rechten Bildecke, eingebaut in die zwei von Dämonen beherrschten Außenzonen mit dem Drachengeschlinge, auf der Seite des Sonnenzeichens, fällt dem Beschauer ein vielumrätseltes bärtiger Männerkopf auf. Sein Blick ist gegen die Kreisbilder im Innenhalbkreis gerichtet. Er ist schon als „Einsiedler“ und Klostergründer Walterich gedeutet worden. Dagegen spricht das Fehlen der Tonsur. Er dürfte eher einen Heiden oder Heidenpriester darstellen. Seine Deutung wird gestützt durch den ganz entsprechenden Kopf einer steinernen romanischen Vollfigur in einer Nische der alten Kapelle in Regensburg<sup>54</sup> (Abb. 8), welche kirchlicher Mittelpunkt für karolingisches Königsgut der Umgegend gewesen ist. Die dortige bärtige Gestalt kniet mit betend erhobenen Händen vor der durch eine zweite Nische davon abgesonderten Figur eines christlichen Priesters, der im Chorrock die Beichte oder Abschwörung entgegennimmt. Der „Heide“ von Regensburg trägt einen zweilappigen „Heidenpriestergürtel“ mit stolaartigen Enden, ähnlich den bärtigen romanischen Männerfiguren von Speyer, Erfurt und am Peter- und Paulturn in Hirsau.<sup>55</sup> In diese Reihe darf vielleicht auch das wohl zeitlich frühere, viel umstrittene Steinbild von Wildberg im Schwarzwald gestellt werden, das einen langbärtigen „Priester“ mit solchem Gürtel und langem Gewand darstellt.<sup>56</sup>

Es bleibt im Murrhardter Relief noch der Kreis links vom Gotteslamm im Halbkreis aufzuklären. Die sehr verwitterte Umschrift in griechischen Buchstaben, Theotokos, Gottesmutter, Gottesgebä­rerin, liefert

die einwandfreie Deutung der darin im Profil dargestellten Halbfigur. Die Gestalt ist Maria, die ja die Heilige der Walterichkirche im Mittelalter gewesen ist. Im Kreis nimmt sie wie auf den Altären und Altarbildern die linke Seite Gottes ein. Das Alter dieser heiligen Maria in Murrhardt dürfte bis in die Hausmeier- oder Merowingerzeit zurückgehen; schon bei der Karlmannschen Schenkung an Würzburg 741 befinden sich zwei Marienkirchen auf Königsgut! Das Wort Theotokos auf dem romanischen Murrhardter Relief in griechischer Schrift weist auf Ostrom, auf Byzanz.<sup>87</sup> Griechisch-byzantinischer Einfluß überrascht hier im Stauferbereich keineswegs. Waren doch in der Kreuzzugszeit des Stauferkaisers Friedrich I. die byzantinischen Beziehungen in unmittelbarer Berührung erwachsen, und knüpfte doch Barbarossas jüngster Sohn Philipp von Schwaben, der nachmalige deutsche König, in seiner 1197 geschlossenen Ehe mit der byzan-



Abb. 8. Steinbilder an der Alten Kapelle in Regensburg, mit Darstellung der Beichte eines Heiden oder Heidenpriesters (?), Nische links. Man vergleiche die Verwandtschaft des Kopfes dieser Figur mit dem Kopf des Außenfeldes des Murrhardter Türbogenreliefs der Walterichkirche.

tinischen kaiserlichen Prinzessin Irene diese Beziehungen am Ende des 12. Jahrhunderts noch enger. Irene ist die „hochgeborniu küneginne“ des Reichspruchs von Walther von der Vogelweide vom Magdeburger Hoftag Weihnachten 1199, die allgemein wegen ihrer Sanftmut und Lieblichkeit verehrte „rôs âne dorn, tûbe sunder gallen“ (Taube ohne Bitterkeit). Diese Beinamen kamen im damaligen deutschen Minnesang sonst nur der heiligen Jungfrau und Himmelskönigin Maria zu. Bezeichnenderweise wurde Irene in Deutschland auch wirklich Maria geheißen! Ihre Tage beschloß Königin Irene in Treue zu dem geliebten, zu Bamberg 1208 von Otto von Wittelsbach erschlagenen jungen Gemahl Philipp auf dem Hohenstaufen, nicht weit von Lorch und Murrhardt. Das Murrhardter Relief ist staufischer Stil und um 1200 (wie wohl auch das Relief von Lorch, Abb. 7) ohne Zweifel unmittelbar aus diesen Beziehungen erwachsen.

Im Murrhardter Relief ist bei genauem Zusehen die Kirchenheilige Maria in der Aufmachung einer byzantinischen Kaiserin dargestellt.<sup>88</sup> Trägt sie doch den zum Krönungsornat gehörigen Schulterumhang, das maniakon; von der kaiserlichen Kopfbedeckung herab scheint am

Ohr herunter das pendilium zu hängen, ein nur der Kaiserin zustehendes Gehänge aus Gold und Edelsteinen, und am Handgelenk des erhobenen Armes ist die rituelle bugilla, die kaiserliche Armspange, sichtbar. Diese Ringspange wurde bei der römischen Kaiserkrönung mit Gebet vom Papst dem Kaiser angelegt.<sup>89</sup> Maria ist somit, vielleicht anfänglich auf golden gefaßtem Reliefhintergrund (Nimbus), als Himmelskönigin dargestellt. Das von ihr mit dem Arm hochgehaltene bäumchenartige Gebilde ist leider sehr verwittert, ist aber weder Lilie noch Szepter. Das Gebilde kann am ehesten als arbor vitae, als Lebensbaum, oder als Staude eines der Maria als heilig geltenden Krautes gedeutet werden,<sup>90</sup> am ehesten als die Mariendistel.<sup>91</sup> Der Zweig kann als Weihwedel (Sprengwedel) hier gemeint sein. Er ist von der „Gottesgebäerin“ im Relief zu Christus als Lamm Gottes und zum Achtstern und darüber hinaus vielleicht gegen den Heidenkopf segnend, Weihend oder beschwörend erhoben. Ihr Sohn Christus, das Licht der Welt, der unbesiegbare Sonnengott (achtstrahliger Stern),<sup>92</sup> herrscht über Sünde und Unglaube, über das Heidentum. Das dürfte die Sprache des rätselvollen Reliefs sein.

Daß es in Murrhardt Aberglauben und Reste des Heidentums zu bekämpfen gab, zeigen die nicht abzdämmenden Verehrungen des Walterichsteins und die an heidnische Römerreste angeknüpften Äußerungen des Volksglaubens. „Heidensteine“ wurden im Mittelalter aus Murrhardter Boden ausgegraben<sup>83</sup> und fanden besondere Beachtung und sicher auch Deutung. Widmann hat in seiner Chronik einen Abschnitt „Hayden voor st. Weltreich (Walterich) in Murrhardt wohnhaft“ mit Hinweis auf den Fund eines anderen römischen Weihsteins (siehe oben S. 177) „mit etlichen darauf gehawenen abgöttischen bildern und schriften“. Es war der Götterweihstein, den Cunctus dem Kohortensoldaten Assonius Justus hatte fertigen lassen. Nach Widmanns Chronikmitteilung hat Abt Johannes Schrade (1486—1501) diesen Stein am Turm der Abtei einmauern lassen. Widmann schreibt, es sei „umb seltzamkeit willen“ geschehen; wahrscheinlich war es zur Bannung.<sup>93</sup> Dazu war zu Widmanns Zeit, Mitte des 16. Jahrhunderts, jener schon genannte Weihstein anderer römischer einheimischer Bewohner der Besatzungszeit (3. Jahrhundert) in der Pfarrkirche auf das Walterichgrab mit zusätzlicher Grabinschrift für Walterich gelegt. Die abergläubischen Vorstellungen der Einheimischen und der Wallfahrer, die an diesem Grabstein hingen, sind bereits erwähnt worden. In der Reformationszeit wurde offenbar von kirchlicher Seite das Geheimnis des Wackelsteins (siehe S. 176) beseitigt. Widmann meinte, damit seien Abgötterei und Aberglaube aufgehoben. Jedoch gingen später die Wallfahrten, der Glaube an die Wunderwirkungen des steinernen Opferstocks und die Wundergeschichten über den heiligen Walterich weiter bis heute.

Wie es mit der wirklichen Persönlichkeit Walterichs steht, wird kaum mehr ermittelt werden können, trotzdem die Forschung der letzten Jahre sich immer wieder darum bemüht hat. Die Person Walterichs ist von besonders kritisch Eingestellten sogar als völlige Erfindung aufgefaßt worden, als plumpe Fälschung der Murrhardter Klosteräbte im Kampf um die Ansprüche auf Selbständigkeit des Klosters und um den Reichsforst.<sup>94</sup> Andere halten die Überlieferung vom Einsiedler und Klostergründer Walterich für durchaus glaubhaft<sup>95</sup> und haben sich um genauere Feststellung seiner geschichtlichen Person bemüht. Man hat in ihm schon den Abt von Langres vermutet, der dort 792 einen Nachfolger erhielt,<sup>96</sup> oder den seligen Walter (Waltger), den Stifter des Klosters Herford in Westfalen-Niedersachsen, der wieder der geschichtliche karolingische Staatsmann Wala sei, ein Feldherr und Staatsmann Karls des Großen und Ludwigs des Frommen.<sup>97</sup> Dieser lebte zeitweise (815—817 und 832) im Kloster, zum Teil

Kloster Corbie in Frankreich, starb aber in Italien und wurde dort in Bobbio begraben. Weiterhin ist an einen als heilig angesehenen Walaricus, Abt eines Klosters in Frankreich, gedacht worden, von dem die Stadt Valéry an der Somme ihren Namen hat.<sup>98</sup> Dieses Walaricus Wundertaten gleichen zum Teil auffallend den vom Murrhardter Abt Walterich berichteten. Aber jener wundertätige Abt Walaricus von Valéry hat schon im 7. Jahrhundert gelebt, ist also für die Murrhardter Klostergründung zu früh, und Walarich, dessen Name „Totenherrscher“ bedeutet, ist nicht „Walterich“, der Herrscher der Lebenden. Immerhin könnte eine Anzahl von geistlichen Personen des 8. und 9. Jahrhunderts mit dem Namen Walterich ihren Namen in Anlehnung an jenen Walarich haben.<sup>99</sup> In einer St. Gallener Urkunde tritt 793 ein Waldherus als Klosterzeuge auf.<sup>100</sup> Der Namens- teil -her statt -rich läßt ihn für den Murrhardter Walterich nicht in Betracht kommen. Dasselbe ist mit einer anderen Urkunde des Klosters St. Gallen von 836 der Fall, wo ein Waldheri in der Zeugenreihe an 10. Stelle steht.<sup>101</sup> Dagegen erscheint in einer Urkundenabschrift betreffend Kloster St. Gallen, die nach 816 anzusetzen ist, unter den Zeugen ein *W a l t i r i h* an 10. Stelle der Zeugenreihe.<sup>102</sup> Leider ist über ihn nichts Näheres bekannt. Dieser *Waltirih* kann kaum mit einem 892 in einer Urkunde des Klosters St. Gallen vorkommenden Walterich gleichgesetzt werden, da der Zeitabstand von 816 bis 892 zu groß ist. Dieser jüngere Walterich steht in der Zeugenreihe der Urkunde von 892 hinter einem Grafen Arnolf und weiteren Mönchen an 7. Stelle.<sup>103</sup>

Am bedeutsamsten für die Walterichforschung scheint eine Entdeckung im sogenannten Verbrüderungsbuch von Kloster St. Gallen zu sein.<sup>104</sup> Darin werden hauptsächlich die Insassen der mit dem Kloster St. Gallen verbrüdereten Klöster, aber auch die Namen der Herrscherhäuser, der Grafen und Stifter aufgeführt, und es galt für eine große Ehre und für eine besondere Bürgerschaft der Seligkeit, in diesem Verzeichnis aufgenommen und in die jährliche Fürbitte der St. Gallener Klosterbrüder eingeschlossen zu sein. Auf Seite 6, Spalte 1, dieses Verzeichnisses stehen die Namen des karolingischen Kaiserhauses. Die Reihe eröffnet: Pippinus rex, König Pippin, der Vater Karls des Großen, der 752—786 regierte. Unter den folgenden erscheinen Carlomannus, sein im Jahre 711 verstorbener, und Carolus imperator, sein im Jahre 800 zum Kaiser gekrönter und als Karl der Große berühmter Sohn; danach die Söhne des letzteren: Carolus, gestorben 811, Pippinus rex, gestorben 810, und Hludawicus imperator, Kaiser Ludwig der Fromme, der 814—840 regierte; es folgen Ludwig, von dem nach ihm benannten Lothringen, Ludawic der Deutsche, Carolus juvenis (Karl der junge), bekannt als Karl der Kahle. Zwischen Lothar und Ludwig dem Deutschen steht Judith imperatrix, die Kaiserin Judith, zweite Gemahlin Ludwigs des Frommen. Nun steht in dieser Liste zwischen Karolus, dem 811 verstorbenen Sohn Karls des Großen und dessen 810 verstorbenem Bruder Pippin, also mitten zwischen Karls Söhnen, die vor Ludwig dem Frommen stehen, der Name *Waltarih*. Das spräche dafür, daß dieser Walterich ein Mitglied des karolingischen Kaiserhauses gewesen ist. Allerdings ist der Name Walterich der Verbrüderungsliste von anderer Hand zwischen die Königsnamen eingefügt, aber auch der übernächste Name Kaiser Ludwigs des Frommen! Somit darf doch Walterich aller Wahrscheinlichkeit nach als mit dem karolingischen Kaiserhause nah verwandt und höchst wahrscheinlich mit dem Murrhardter Klostergründer als personengleich angesehen werden.

Damit scheint schließlich doch noch auf die Gestalt eines historischen Walterich einiges Licht zu fallen.<sup>105</sup> Verständlich und begründet wird in dieser Beleuchtung die in der Urkunde von 817 behauptete Gebietsschenkung Ludwigs des Frommen an Walterich für dessen Klostergründung aus Murrhardter Königsgut. Eine Nachwirkung alter Beziehungen Kaiser Ludwigs zum Kloster Murrhardt könnte auch noch später, in spätgotischer Zeit Mitte des 15. Jahrhunderts, die im Kloster Murrhardt erfolgte Anfertigung und Aufstellung einer reliefverzierten und mit dem Bild des Kaisers versehenen steinernen Tumba als angeblicher Sarkophag dieses Kaisers sein.<sup>106</sup> Schließlich ist in romanischer Zeit der überraschend reich gestaltete und ausgestattete Bau einer Gedächtniskapelle für den Ortsheiligen und Klostergründer, die Walterichkapelle, bei Annahme von Walterichs kaiserlicher Abkunft erklärlich geworden. Die Beziehung Walterichs zum karolingischen Kaiserhaus kann in der Stauferzeit im Kloster Murrhardt aus mündlicher Tradition noch bekannt gewesen sein. Zumindest ist der Murrhardter Walterich auf Grund all dieser Wirksamkeiten als historische Persönlichkeit anzusehen.

Ein Zeugnis für Walterichs wirkliches Dasein in Murrhardt dürfte noch der Name des Waltersberges und des darauf gelegenen gleichnamigen Weilers Waltersberg sein.<sup>107</sup> Durch das Bestehen dieser Siedlung kann die Namensgebung immerhin über 1000 Jahre zurückgehen von heute ab. Die Benennung des Berges als Waltersberg (Walterichsberg) dürfte darüber hinaus noch um Jahrhunderte älter sein und der Karolingerzeit angehören.

So weist alles in allem die Wirkung und Nachwirkung des Murrhardter Ortsheiligen und Klostergründers Walterich, seiner „Erdentage Spur“, auf sein wirkliches Dasein.<sup>108</sup>

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> W. Kaspers, in: Krahe, Beiträge zur Namenforschung I, 1949, möchte den Namen als Walderich aus Wald (silva) und rîche, Königsforst (Reichsgebiet) erklären und glaubt, daß es eine amtliche fränkische Bezeichnung wald-riche, Königsforst, gegeben habe. Kaspers stellt sich die Frage, ob die von ihm geglaubte Bezeichnung dieses Reichswaldes in der Überlieferung auf den Patron und Gründer „Walderich“ des Klosters Murrhardt übergegangen sein könnte (S. 123). Einen ähnlichen Fall glaubt Kaspers für Bertrich an der Mosel gauhast gemacht zu haben (S. 116). Zur Benediktinerabtei Murrhardt verweist Kaspers (S. 123) auf den gleichnamigen Patron Walderich in dem Benediktinerpriorat Overassel in Holland (Atl. V I, S. 312), das in der Nähe eines großen Reichswaldes (auf holländischem Gebiet: Nederijswald) am Niederrhein liegt. Eine Kapelle an demselben Ort sei dem hl. Silvester geweiht. Zweimal trete also Walderich als Kirchenpatron eines Ortes am Reichswald auf. Das sei wohl kaum Zufall. Der sichere in Anlehnung an Walderich gewählte Patron Silvester beweise, daß der Name, vielleicht aus richtiger Tradition, zu Wald (silva) und nicht etwa zu altsächsisch waldan gehöre (Kaspers, Untersuchungen zu den politischen Ortsnamen des Frankenreiches, a. a. O., S. 123). — Diese Auffassungen sollen hier nicht übergangen werden, sind aber unwahrscheinlich aus verschiedenen Gründen, besonders wegen des mehrmaligen Vorkommens des Personennamens Walterich und Waltrich in der Karolingerzeit in Adelskreisen schwäbischer und fränkischer Klöster, das am Schluß unserer Abhandlung aufgewiesen ist.

<sup>2</sup> Der Murrhardter Walterich ist kein kanonischer Heiliger, sondern volkstümlicher Ortsheliger.

<sup>3</sup> Württembergisches Urkundenbuch (WUB) I, 87: Hunenburg, ein zweites Mal Hunnensburg. Die Errichtung dürfe geschehen „in nemore prope castrum nostre proprietatis“. Das Wort nemus, Hain, ließe vielleicht auf bereits vorhandenen königlichen Weidewald, „Hart“, schließen. Siehe unten S. 193. Nemus ist hier der Königsforst, wie aus Mon. Egr. nr. 526 aus der Gegend des staufischen Königsguts Eger (Böhmen) hervorgeht, wo die Bezeichnung „forst“ 1295, nemus 1330 gebraucht wird.

<sup>4</sup> „eiusdem nemoris“, siehe vorige Anmerkung.

<sup>5</sup> So hat auch das irrtümlich so genannte Chronicon Murhardtense im Württembergischen Staatsarchiv „prope fluvium Kocher“. Der Titel Chronicon Murrhardtense gebührt eigentlich einer Handschrift des Murrhardter Priors Adami von 1642 in Würzburg, siehe Schöpfer, Geschichte Murrhardts, 1930, S. 38.

<sup>6</sup> B. Simson, Jahrbücher des Fränkischen Reichs über Ludwig den Frommen, Bd. I, 1874, S. 66. — Böhmer-Mühlbacher, Regesten I, S. 251. — G. Bossert, Württembergische Vierteljahreshefte 1888, S. 220 ff. — K. Weller, Württembergische Kirchengeschichte, Stuttgart 1936, S. 78. — Der angebliche Stiftungsbrief Ludwigs des Frommen über Walterich und Murrhardt hat demnach offenbar echte Aufschriebe des damaligen Klosterarchivs benützt.

<sup>7</sup> WUB I 36.

<sup>8</sup> WUB I 229, 234 und 258.

<sup>9</sup> An der Macht 747 bis 768.

<sup>10</sup> WUB I 231.

<sup>11</sup> Zum erstenmal in einer echten Urkunde ist Kloster Murrhardt unter dem Namen Murrhardt genannt 873 (WUB I 173) als im Besitz eines Teils des Herrenhofes von Bottwar befindlich, jedoch ohne Erwähnung, wem das Kloster unterstellt war.

<sup>12</sup> H. L. Hotz, Die Walterichkapelle, Leipzig 1935, S. 38.

<sup>13</sup> Bossert, Württembergische Vierteljahreshefte 11, S. 221.

<sup>14</sup> Widmanns Chronika, bearbeitet von Chr. Kolb, Geschichtsquellen der Stadt Hall, 2. Bd., Stuttgart 1904, S. 142.

<sup>15</sup> Chronik 1595, deutsche Ausgabe 1733, I 310.

<sup>16</sup> Urkunde von 817, WUB I 87. Siehe H. L. Hotz, Die Walterichkapelle, S. 33. Walterich als Heiligen dieser Kapelle vermutet schon G. Hoffmann, Kirchenheilige, Stuttgart 1932, S. 106. Für die Walterichkapelle am Kloster als Grablege des Klostergründers tritt Hotz (S. 33 seiner obenerwähnten Schrift) mit folgenden Gründen ein: 1. Standort inmitten der klösterlichen Anlage, 2. Lage im Anbau an die Klosterkirche, zumal dort der Friedhof lag, 3. Die Giebelanklänge und die Turmdachform der Kapelle lassen an den Nachklang einer vordem dort gestandenen frühen Holzkapelle denken, die ein pietätvolles Andenken an die dort zu vermutende Klause des Einsiedlers Walterich sein konnte, 4. Der bauliche Prachtaufwand sei nur durch den Charakter einer Gedächtniskapelle über dem Grab des heiligen Klostergründers erklärlich.

<sup>17</sup> Leider ist bei der Angabe der Oberamtsbeschreibung Backnang nach den Stuttgarter Gabelkoverschen Sammelnotizen (S. 241) über die Hebung des Grabsteins Walterichs 1593 unklar, ob dies in der Walterichkirche oder -kapelle geschehen ist, doch kommt nach den anderen in unserer Abhandlung beigebrachten Anhaltspunkten als einziger Ort die Walterichkirche für die Bestattung des Heiligen in Betracht. Die obenerwähnte Notiz besagt, man habe damals, 1598, die „Reliquien der Gebeine Walterichs ordentlich eingemacht“ vorgefunden. Mit dem hier bezeugten Vorhandensein eines Walterichgrabsteins 1598 steht die Sage von dem Zerspringen dieses Steins (S. 175) nur dann in Einklang, wenn der Vorgang dieser Beschwörung und Zerstörung des Steins auf die Zeit nach 1598 verlegt wird, also nach der Reformation. In nachreformatorische Zeit paßt dem Geist nach die Sage auch am besten.

<sup>18</sup> Widmanns Haller Chronik (Kolb), S. 144 und 145.

<sup>19</sup> A. a. O., S. 145.

<sup>20</sup> Die Ausgrabung 1952 in der Walterichkapelle ergab unter dem 50 bis 80 cm tiefen Auffüllungsboden des Kapellenbodens zwischen Kapellenmitte und Altar in 50 cm Tiefe einen menschlichen Halswirbel, und in 1,40 bis 1,60 m Tiefe auf einem Raum von 1½ qm zerstreute Reste eines Skeletts: Oberschenkelknochen, Kugelgelenkpfanne, Schlüsselbein, Rippenteile, Schädel- und Kieferteile und Zähne eines Oberkiefers, nach Bestimmung von Zahnarzt Dr. Casper (Murrhardt) von einem 40- bis 60-jährigen Mann; südlich davon fand sich noch ein Knochensplitter in 1,40 m Tiefe, dies alles im Aulehmboden. Diese menschlichen Reste rühren offenbar von einer vor der Erbauung der Walterichkapelle (vor der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts) dort schon im Boden befindlichen Mönchsbestattung her (oder von mehreren Bestattungen), die dem rund um die Kapelle auf der Nordseite der Klosterkirche gelegenen Klosterfriedhof zuzurechnen ist; diesen bezeugt schon die schwäbische Chronik von Crusius und seine Spuren sind in den letzten Jahrhunderten mehrfach im Umkreis der Kapelle angeschnitten worden. Bei den obengenannten, 1952 in der Kapelle ergrabenen, angewitterten Bestattungsresten fanden sich keine Sargspuren mehr. Nach Art und Lage dieser Bestattung(en) kommt für sie kein Heiligengrab in Betracht. Der Kapellenboden enthält

auch keine Grabeinfriedigungsspuren und keine Gruft. Die Kapelle erscheint damit als reine Gedächtniskapelle zu Ehren des Klosterheiligen, ohne sein Grab!

Auch von einer vor der romanischen, noch stehenden Kapelle am Ort gestandenen älteren aus Stein oder Holz erbrachte die Ausgrabung 1952 keinerlei Anzeichen. Eine von Apsis-Eingangspfeiler zu -Eingangspfeiler ziehende, 1,40 m tief fundierte und 1,20 m starke Grundmauer erwies sich als durchziehendes Abschlußfundament der nördlichen Kapellenwand am Apsis-Eingang. Die als Füllmauerwerk dieser Grundmauer verwendeten Sandsteinbrocken (Schilfsandstein) rührten offensichtlich vom romanischen Kloster- und Kapellenbau als Abfallmaterial her; diese Steinbrocken weisen denselben breitflächig geführten Meißelbehau auf wie der im Kreuzgang des Klosters 1897 im Boden vorgefundene Steinsarg, der in die Zeit zwischen 1100 und 1250 zu datieren ist (siehe in diesem Jahrbuch Kost, Vorgeschichtliche und geschichtliche Funde, S. 58). Auch zeigt die Durchbruchart des vom Nordturm des Klosters zur Kapelle führenden Durchgangs, daß dieser gegen Ende des 12. Jahrhunderts erbaute Turm erst beim Bau der Anfang 13. Jahrhunderts angebauten Kapelle die Turmmauer durchbrochen hat, vordem also keine, vom Nordturm der Klosterkirche aus zu betretende Kapelle dort gestanden hat.

<sup>21</sup> Diese „Walterichkirche“ hat den Namen des Heiligen jedenfalls 1520 noch nicht getragen; damals heißt sie „Pfarrkirche der Jungfrau Maria“ (siehe Anmerkung <sup>54</sup>). Walterich ist als ihr Heiliger erst 1722 (im Kompetenzbuch in der Registratur des evangelischen Oberkirchenrats) genannt. Nach K. Weller (Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit, Stuttgart 1936, S. 82) wurde diese heutige „Walterichkirche“ früher als „Obere Kirche“ und erst seit dem Dreißigjährigen Krieg als „Walterichkirche“ bezeichnet. Von Walterich als dem späteren Heiligen dieser Hügelkirche zeugen auch die im Murrhardter Ratsarchiv noch vorhandenen Heiligenlagerbücher für Einzug des Kirchenzehnten, deren ältestes erhaltenes nach den früheren Zerstörungen (besonders von 1525) und Stadtbränden dasjenige von 1700 ist.

<sup>22</sup> An das geschichtliche Dasein Walterichs glauben G. Bossert (Württembergische Vierteljahreshefte 11, S. 221) und K. Weller (Württembergische Kirchengeschichte, Stuttgart 1936, S. 79).

<sup>23</sup> Siehe Seite 188.

<sup>24</sup> Siehe Seite 170. Man vergleiche damit die glaubwürdigen Angaben der Urkunde von 817, daß die Pfarrei Murrhardt dem Kloster vom Kaiser bei seiner Gründung übereignet worden sei. Über das Vorhandensein einer merowingerzeitlichen Frankensiedlung in Murrhardt vor der Zeit Walterichs siehe S. 180. Die kirchliche Betreuung mußte hier vor der Gründung des Bistums Würzburg (vor 741) von Speyer oder Konstanz, nachdem von Würzburg ausgegangen sein. Über möglichen ältesten Reichenauer oder St. Gallener Einfluß aus dem Bereich des Bistums Konstanz siehe Anmerkungen <sup>63</sup> und <sup>100</sup> bis <sup>103</sup>.

<sup>25</sup> Es gibt mehrere Fälle, in denen Klostergründer nicht in dem von ihnen gegründeten Kloster bestattet liegen.

<sup>26</sup> Widmanns Chronik (Kolb), S. 145.

<sup>27</sup> Oberamtsbeschreibung Backnang 1871, S. 241.

<sup>28</sup> Nach O. Lang, Sagen und Geschichten aus der Gegend der Murr . . ., Marbach 1951.

<sup>29</sup> Lorent, Denkmale des Mittelalters, 1867, S. 170. — Oberamtsbeschreibung Backnang 1871, S. 240/241. — Widmanns Chronik (Kolb), S. 144/145; „aus gemeinem Geruf und Sag der alten Ländsäßen“, Vorrede zur Widmannschen Chronik — ferner heutige Sage im Volksmund. — Über das Alter nachfolgender Sage von der Steinzersprengung siehe Anmerkung <sup>47</sup>.

<sup>30</sup> Die Verleihung von Fruchtbarkeit mag außer dem fruchtbarmachenden Steinkult (siehe unten Anmerkung <sup>39</sup> und <sup>40</sup>) auch auf Maria als Heilige des Kirchleins zurückzuführen sein, der im Volksglauben Fruchtbarkeitswirkung zugeschrieben wird. Siehe dazu Wrede, Handwörterbuch des Aberglaubens V, Sp. 1656.

<sup>31</sup> Pimperlesstein wohl von „Pipperlesstein“, also Hühnerstein, von einer ursprünglich anzunehmenden Bezeichnung „Hünenstein“; vgl. den „Pipelestein“ am Blochmont im Oberelsaß.

<sup>32</sup> E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, Stuttgart 1852, Nr. 110.

<sup>33</sup> Zeitschrift für Deutschkunde 1928, S. 331. — Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, 2. Aufl., S. 271. — O. Bertram, Zeitschrift Germanen-Erbe 1941, S. 170. — Handwörterbuch des Aberglaubens VIII, 394/395. — Kapff, Schwäbische Sagen, S. 106. — Zeitschrift für Volkskunde 1892, S. 23.

<sup>34</sup> Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, München und Berlin 1939, S. 270.

<sup>35</sup> Mannhardt, Germanische Mythen 673.

<sup>36</sup> Widmanns Chronika (Kolb), S. 145.

<sup>37</sup> Solche Steine, die geheimnisvoll an ihren alten Ort zurückkehren, was ja bei der Natur des unbeweglich starren, ortsgebundenen Steins ein besonderes Wunder ist, siehe Handwörterbuch des Aberglaubens VIII, 394; Müllenhoff, Sagen Nr. 315, 457; Alpenburg, Tiroler Sagen Nr. 15. Über das Grundsätzliche siehe Kramer, Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung, S. 58. Die Erscheinung greift über das germanische Gebiet hinaus.

<sup>38</sup> O. Schönhuth, Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Württembergs II, 1860, S. 252.

<sup>39</sup> Handwörterbuch des Aberglaubens III, 152; VIII, 398/399, 1412. — O. Bertram, Germanen-Erbe 1941, S. 176.

<sup>40</sup> Handwörterbuch des Aberglaubens VIII, 397. Besonders im Altertum glaubte man an die Heilkraft der Steine (Handwörterbuch des Aberglaubens VIII, 379, 396). Schon das bronzezeitliche Grab von Kivik auf Schonen zeigt im germanischen Bereich solche Steinverehrung.

<sup>41</sup> E. Jung, Germanische Götter . . ., S. 272.

<sup>42</sup> E. Meier, Deutsche Sagen, Nr. 174.

<sup>43</sup> K. S. Kramer, Die Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung, München 1940, S. 65.

<sup>44</sup> Gudr. kvíða III, 4; Helga kvíða Hundb. II, 29, dann noch in deutschen Sagen, siehe Reithard, Sagen, 152; Rodholz, Sagen, 2, 31; Fehr, Handwörterbuch des Aberglaubens II, 671.

<sup>45</sup> Widmanns Chronika (Kolb), S. 144.

<sup>46</sup> Es folgt der Text einer zweifellos römischerzeitlichen Inschrift, die hier nach Haug-Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs, Stuttgart 1914, Nr. 404, geringfügig richtiggestellt ist.

<sup>47</sup> Haug-Sixt, S. 584. — Pfarrbeschreibung von der Parochie Murrhardt 1828: „In dieser Kirche (sogenannte Walderichkirche), deren Entstehungszeit unbekannt ist, aber in ein hohes Alterthum hinaufreicht, soll der Einsiedler Walderich begraben liegen, der die Stiftung des Klosters veranlaßte. Sein Grabstein war in der Nähe des Altars. Bei einer Reparation des Fußbodens dieser Kirche vor ungefähr 25 Jahren ward aber dieses Denkmahl mit alter, damals jedoch beinahe schon verlöschter Mönchenschrift — durch die Handwerksleute zerschlagen und mit gewöhnlichen Steinplatten überlegt.“ — „Im Jahr 1862 wurde der Boden der Kirchofkirche, sogenannten ‚Totden-Walderichkirche, zum guten Theil mit neuen Platten belegt.“

Der Volkssage nach wäre der Walderichstein schon früher in der Klosterzeit zersprungen (siehe S. 176). Aus der Tatsache, daß Widmann ihn aber um 1550 noch gesehen und Prescher und die Pfarrbeschreibung noch um die Zeit um 1800 von seinem Vorhandensein gewußt haben, ist zu schließen, daß die Seite 175 mitgeteilte Form der Sage dem 19. Jahrhundert angehört.

Eine andere Fassung der Sage vom Zersprengen eines Steins, hier des Klostergrundsteins, durch Walderich selbst siehe S. 178.

<sup>48</sup> Eine Verwechslung mit einem dortigen Pfarrherrn Walter aus dem 14. Jahrhundert, an die W. Hotz, Die Walderichkapelle zu Murrhardt, Leipzig 1935, S. 32, denkt, kann nicht vorliegen, weil die Inschrift des Walderichsteins verschieden von der des Waltersteins ist. Pfarrer Walters Grabstein ist an der äußeren Ostwand des Turmhores der Walderichkirche eingemauert und heute noch vorhanden. Seine Inschrift lautet: „Anno domini MCCCLXXII obiit Walterus rector huius ecclesie.“ Im Jahre 1372 starb Walter, Pfarrherr dieser Kirche.

<sup>49</sup> Nach dem verdienten Murrhardter Stadtpfarrer Miller auch Hertlein, Die Römer in Württemberg II, 142, und Walcher, Namenbuch des Bezirks Backnang 1935, S. 44. Derartige Mithrasheiligtümer sind in Deutschland im rheinischen Besetzungsgebiet der Römer verschiedentlich ausgegraben und erforscht worden, siehe Germania Romana, 2. Aufl., Bamberg, Bd. II, Abb. Tafel XL, 3, 4.

<sup>50</sup> In der „oberen Vorstadt“ gefunden.

<sup>51</sup> Text und Abbildung siehe Haug-Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs, 2. Aufl., 1914, Nr. 400.

<sup>52</sup> Vgl. auch Walheim a. N. und Flur Wallenberg im keltischen Oppidum von Neuffen-Grabenstetten. Vielleicht erinnert auch der Name „Wolkenburg“ an die ehemaligen

keltisch-römischen Bewohner, die als Walen (Walhen) und auch als Volcae = Volken (Name eines Keltenstammes) bezeichnet werden konnten. „Das Schloß oder burgh nicht fern von dem closter Murrhardt im teich dazumahl gelegen, Wolckenburgh genandt, da auch noch der zeit etwann etliche silberne haydnische münzen in der erden gefunden werden“, berichtet Widmann in seiner Chronik des 16. Jahrhunderts (S. 128). Der Beschreibung nach dürfte es sich nicht, wie sonst immer angenommen, um den Wolkenhof auf der Höhe handeln (dieser vielleicht bei einem keltischen Gutshof angelegt!), sondern um das Kastell selbst, im Tal („teich“) gelegen. In der Urkunde von 817 wird von der Ansiedlung Walterichs bei der Hunnenburg und Wolkenburg gesprochen!

<sup>53</sup> Für Verbleiben alamannischer Siedler unmittelbar nach 260 sprechen sich Forscher wie K. Weller (Besiedlungsgeschichte Württembergs, S. 58 und 206) und P. Goebler (Eugen-Nägele-Gedächtnisbuch, S. 11) aus, dagegen mit triftigen Gründen K. Bohnenberger (Württembergische Studien 1926, S. 214). Bohnenberger verweist mit Recht auf die für eine alamannische Siedlergruppe völlig isolierte Lage Murrhardts hin entgegen der alamannischen Sitte, in Schwärmen gegendweise zu siedeln. Siehe auch E. Kost, Das Urdorf Heiningen und die frühdeutsche Besiedlung der Backnanger Bucht, Württembergisch Franken, N. F. 24/25, 1950, S. 87 ff.

<sup>54</sup> „ecclesia parochialis sanctae Mariae virginis“ in einem Gesuch, welches Abt und Konvent des Klosters Murrhardt und die Gemeindeglieder von Murrhardt am 2. Juli 1520 an Bischof Conrad von Würzburg richteten wegen Bestätigung einer Neustiftung für Totenfeiern durch die Sebastianbruderschaft (Archiv Würzburg).

<sup>55</sup> WUB I 229 und 243.

<sup>56</sup> WUB I 87.

<sup>57</sup> K. Bohnenberger, Württembergische Studien, Nägele-Festschrift 1926, S. 212—222. Für die Ausdehnung und Bedeutung dieses Hardtwaldes (Weidewaldes) sprechen Ortsnamen um Murrhardt wie Harbach (Hartbach), Vorder- und Hintermurrhärle (= härtle), Hördthof und Hördter Mühle. — Wie früh in unserem Gebiet die Hart-benennung in einen Ortsnamen als Siedlungsbennennung übergehen kann, erweist der Ortsname von Kirchhardt, 792 villa Kyrihhart (Kreis Sinsheim).

<sup>58</sup> Zum fränkischen Murrhardt Wirtschaftshof gehörte offenbar am Nordwestrand Murrhardts nordwestlich des Klosters, und nördlich der Walterichkirche mit Quelle der Brühl, die alte Herrenhofwiese, und die Burgermühle: 1583, 16. Dezember, Kaufvertrag über die von dem Kloster zu einem Weg bei der Burgermühle aus Brühl erkauften 47 Rt 3 Sch.

<sup>59</sup> Die Grenze lief einige Jahrhunderte nach dem Franksieg von 496 auf der Hochstraße östlich Murrhardt bei Kaisersbach—Ebni—Königsbronnhof und ließ Murrhardt im fränkischen Bereich.

<sup>60</sup> E. Kost, Das Urdorf Heiningen und die frühdeutsche Besiedlung der Backnanger Bucht. Württembergisch Franken N. F. 24/25, 1950, S. 87 ff. — Es handelt sich hier im waldumgebenen Murrthal nahe der alamannischen Stammesgrenze um fränkische staatliche (königliche und hausmeierliche) Siedlungspolitik des 7. und 8. Jahrhunderts sowohl in der Gegend von Backnang mit Königsbronnhof, den Forsthufen Maubach, Weißbach, Großaspach, Allmersbach und Strümpfelbach und den Sachsensiedlungen Sachsenweiler(hof) und Sechselberg, wie in der Gegend des Königsguts Murrhardt mit der Außensiedlung Hausen und den Forsthufen Fornsbach und Sulzbach an der Murr.

<sup>61</sup> Inventarisiert in Veck, Die Alamannen in Württemberg, 1931, Textband S. 40 und 184, Bilderband Tafeln 56 A und 39 B 5. Die Gräber können zeitlich an Hand der silbertauschierten eisernen Rundfibeln und der bronzenen Zierscheibe auf die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts angesetzt werden mit Hilfe von Münzdatierungen. Die eiserne silbertauschierte Rundfibel hat besonders mittelrheinische Vergleichsstücke, u. a. münzdatierte in Oberolm bei Mainz, wo eine solche Fibel durch Beifund einer mittelrheinischen römischen Triensmünze in einem fränkischen Frauengrab datiert ist, und in Hintschingen in Baden, wo zwei ähnliche silbertauschierte eiserne Rundfibeln in einem Grab datiert sind durch Beifund einer Solidusmünze Justinus II. (565—578). Siehe dazu J. Werner, Münzdatierte austrasische Grabfunde, 1935, S. 60, 124 und 127 und Tafel 36 A und S. 59 und 101 und Tafel 33. Auch die bronzenen Zierscheibe kann münzdatiert werden auf die Zeit von 600 bis 650 durch eine ganz ähnliche in einem fränkischen Frauengrab von Weinheim (Baden) mit einer gallorömisch nachgeprägten Triensmünze Justinus II. (565 bis 578), siehe Werner, S. 95, und Tafel 23. Auch dieses Weinheimer Grab hat mittelrheinische Beziehungen.

<sup>62</sup> Wie Hausen bei Oberrot für einen solchen Außenposten des schon 787 urkundlich als Grafensitz genannten Oberrot, Raodaha, spricht.

<sup>63</sup> Der Ausbau der fränkischen Etappenstationen erfolgte besonders in der Zeit König Dagoberts. Durch Hinkmar von Reims (806—882) wird berichtet, daß nach König Dagoberts Tod (638) in den östlichen Grenzgebieten des Frankenreichs das Heidentum sich wieder erhoben habe (Hauk, Kirchengeschichte Deutschlands I, 376). Über das Fortleben und Weiterwirken des Heidentums gerade in Murrhardt siehe die Ausführungen auf den nachfolgenden Seiten.

Die Annahme einer schon pirminischen Klostergründung in Murrhardt, also zur Zeit Karl Martells, ist unsicher. Die einzige Unterlage hierfür wäre der Hinweis des Humanisten Gallus Öhem (Karl Brandi, Die Chronik des Gallus Öhem, 1893, S. 12), daß Morrat (= Murrhardt) eine pirminische Klostergründung gewesen sei. Öhem ist zu dieser Auffassung offenbar durch die Tatsache verführt worden, daß der Heilige der Murrhardter Klosterkirche, Januarius, wohl von Kloster Reichenau herkommt mit dessen gleichem Heiligen. In Kloster Reichenau ist Januarius um 839 zu verehren begonnen worden, also ein Jahrhundert nach Pirmins Zeit. Kloster Murrhardt kann damit nicht der pirminischen Gründung in Anspruch genommen werden. Wohl aber kann bei der Erbauung der Murrhardter Klosterkirche zum hl. Januarius im 9. Jahrhundert reichenauischer Einfluß sich ausgewirkt haben durch Herkunft des Abtes oder von Klosterbrüdern, und dieser Einfluß kann sich baulich um so mehr ausgewirkt haben, als ja in der Karolingerzeit das Reichenauer pirminische Kirchenbauschema sogar noch weiter nördlich bis Unteregenbach gewirkt zu haben scheint, wie die Ausgrabung von Professor Dr. H. Christ dort wahrscheinlich gemacht hat (S. 55). Die heutige, romanisch-gotische Murrhardter Stadtkirche, frühere Klosterkirche, ist zu sehr baulich verändert, um auch in Murrhardt noch derartige Feststellungen machen zu können. Nicht völlig von der Hand zu weisen wäre jedoch von Kloster Reichenau ausgegangener pirminischer Einfluß zur Zeit Karl Martells (717—741) vor der Klostergründung. Von Reichenau aus, dessen Einfluß noch im 9. Jahrhundert durch den heiligen Januarius als den Heiligen der Murrhardter Klosterkirche in Murrhardt belegbar ist, könnte schon zur Zeit des genannten spätmerowingischen Hausmeiers ein pirminischer Anhänger die Murrhardter Frankengemeinde betreut und eine Kapelle auf dem Hügel an Stelle der späteren Walterickirche erstellt haben. Es wäre von Bedeutung, bei einer Ausgrabung im Innern dieses Kirchleins nach pirminischem Bauschema zu forschen.

<sup>64</sup> Blätter für württembergische Kirchengeschichte 1930, S. 178.

<sup>65</sup> Volksmund Murrhardt.

<sup>66</sup> Haußer, Schwäbisch Hall, 1878, S. 152.

<sup>67</sup> Abbildung in Déchelette, Manuel II, Fig. 192.

<sup>68</sup> Abbildung in W. Stief, Heidnische Sinnbilder an christlichen Kirchen, Leipzig 1938, Abb. 12, romanisches Bogenfeld von Aue, Mitteldeutschland.

<sup>69</sup> Über den Kreuzarmen am romanischen Bogenfeld von Schkaiditz, Stief, Abb. 207.

<sup>70</sup> Stief, Abb. 11 a.

<sup>71</sup> In Feist und Cöllme, Stief, Abb. 21 a und 22 a.

<sup>72</sup> In Hornburg, Stief, Abb. 27 a.

<sup>73</sup> In Heiligthal, Stief, Abb. 28 a, und in Steinsfeld bei Rothenburg o. T., Stief, Abb. 113.

<sup>74</sup> E. Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, 2. Aufl., München und Berlin 1939, Abb. 138.

<sup>75</sup> Jung, Abb. 135.

<sup>76</sup> Jung, S. 351.

<sup>77</sup> Stief, Abb. 27 a.

<sup>78</sup> Jung, Abb. 192.

<sup>79</sup> Pfälzisches Museum Speyer, Jung, Abb. 193.

<sup>80</sup> Jetzt in Burg Waldhausen eingemauert; Jung, Abb. 194. Auch Burg Waldhausen war staufisch (Urkunde Barbarossas 1188).

<sup>81</sup> Jung, Abb. 195.

<sup>82</sup> Eine römische Kaiserinschrift ist in Lorch über dem Westtor der Klosterkirche eingemauert.

<sup>83</sup> Götterweihungen in Kundzeugnissen aus Murrhardt siehe Haug-Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs, 1914, S. 577—585.

<sup>84</sup> Jung, Abb. 156.

<sup>85</sup> Jung, Abb. 159, 160, 157. — Über solche „Heidenpriester“ siehe E. Jung, Germani-

sche Götter und Helden in christlicher Zeit, S. 379—389. Einen bärtigen, von einem Engel an einem Säulenfuß des Klosters zu Millstatt gefesselten Heiden als Typ siehe Jung, Abb. 177.

<sup>86</sup> Jetzt im Schloßmuseum in Stuttgart, dort in der vorgeschichtlichen Abteilung aufgestellt. Das Standbild klingt an die langobardischen Relieffiguren des 8. Jahrhunderts zu Cividale an, dürfte aber auf deutschem Boden erst romanisch sein. Die auf dem Rücken in Zopfstreifen geflochten herunterhängenden Haupthaare hat auch der romanische, als Lichtträger dienende „Wolfram“ im Dom zu Erfurt, Jung, Abb. 160. Bestätigt wird romanischer Zeitansatz des 11. Jahrhunderts durch die dieser Zeit angehörende Statue des Frankenkönigs Chlotar I. mit geflochtenen Haaren am Portal der Kirche von St. Germain des Prés. So stellte man sich also damals die in Zöpfen herabhängenden Haare der alten Frankenkönige vor. In Zöpfe geflochtene Haare waren Modetracht des 12. Jahrhunderts (Fastenau, Die romanische Steinplastik, S. 7), besonders bei Gauklern und Modenarren (Wiebel, Die geistige Botschaft romanischer Bauplastik, München 1940, S. 56).

<sup>87</sup> Auf dem Konzil von Ephesus 431 wurde erklärt, daß die Mutter Christi auch Theotokos, Gottesmutter, genannt werden solle.

<sup>88</sup> Feststellung von Staatsarchivrat Dr. Decker-Hauff, dem der Verfasser hiefür zu Dank verpflichtet ist.

<sup>89</sup> Diese Spange dürfte in größerem Zusammenhang mit den vorchristlichen Eidringen der mit Priesterfunktionen bekleideten adeligen Stammesführer alte Beziehungen haben. Vergleiche auf Island die Goden und entsprechende Funde goldener Eidringe bei den festländischen germanischen Stämmen.

<sup>90</sup> Über solche Marienkräuter siehe Wrede im Handwörterbuch des Aberglaubens V, 1160—1162.

<sup>91</sup> A. a. O., Sp. 1690.

<sup>92</sup> Mit der Sonne verbunden ist Maria auch noch als das vom Mittelalter so gesehene apokalyptische Weib, das mit der Sonne bekleidet geschildert wird (Decker-Hauff).

<sup>93</sup> Siehe Beispiele bei O. Paret, Die Römer in Württemberg, Stuttgart 1932, Teil III, S. 220/221.

<sup>94</sup> E. Nägele, Blätter des Welzheimer Waldvereins 1930, Nr. 5, S. 34.

<sup>95</sup> K. Weller, Württembergische Kirchengeschichte 1936, S. 79.

<sup>96</sup> Knapp, Blätter für württembergische Kirchengeschichte 1930, S. 87.

<sup>97</sup> W. Conradt, Blätter des Welzheimer Waldvereins 12, 1939, Nr. 1 ff. und 13, 1940, Nr. 1.

<sup>98</sup> R. Schöpfer, Geschichte Murrhardts, Backnang 1930, S. 26.

<sup>99</sup> R. Schöpfer, a. a. O., S. 18. Aus Walarich könnte durch Einschlebung eines euphonischen t oder durch Verquickung mit Walthari = Walther (Heeresfürst) die Namensform Walterich gebildet worden sein in Wiederaufnahme eines schon früher bestehenden Walt-ric-Namens.

<sup>100</sup> WUB I 44.

<sup>101</sup> WUB I 111.

<sup>102</sup> WUB I 84.

<sup>103</sup> WUB I 196.

<sup>104</sup> F. Losch, Murrhardter Zeitung, 28. Jahrgang, Nr. 50, vom 8. April 1911. Das von F. Losch erkundete St. Gallener Verbrüderungsbuch ist ein umfangreiches handschriftliches Namenverzeichnis von 89 Seiten zu je 4 Spalten; manchmal sind es deren auch 5; auch sind Rand und Zwischenraum zwischen den Spalten noch mit Namen ausgefüllt. Dieses Verbrüderungsbuch enthält über 13 000 altdeutsche Namen.

<sup>105</sup> Falls nicht sowohl die Stelle der unechten Urkunde von 817 mit der dort bedeutsamen Rolle Walterichs und Ludwigs des Frommen (Walterich auch als dessen Beichtvater!) wie auch die nachträgliche Einfügung Walterichs und Ludwigs des Frommen in die St. Gallener karolingische Kaiserliste als tendenziös aufzufassen ist im urkundendiplomatischen Kampf des Klosters und seiner St. Gallener Gesinnungsfreunde gegen das Bistum Würzburg! Freilich spricht eine Einfügung Kaiser Ludwigs des Frommen zugleich mit derjenigen Walterichs in die St. Gallener Verbrüderungsliste doch eher für Echtheit, weil Ludwig der Fromme ja von Rechts wegen in diese Liste gehört!

<sup>106</sup> Dieses Kenotaph Kaiser Ludwigs des Frommen war bis 1870 in der ehemaligen Kloster-, nachmaligen Stadtpfarrkirche in Murrhardt aufgestellt und erhielt dann seinen Platz in der Walterichkapelle. Es ist ein schwerer, mit gotischem Spitzbogenwerk und dem eingetieften Bild des Kaisers im Krönungsornat ausgestatteter Steinsarg mit der Randinschrift in gotischen Minuskeln auf dem Deckel:

anno dni decexvi obiit illustrissimus romanorum imperator semper augustus ludwicus filus Karoli magni cognomento pius fundator huius monasterii cuius anima reqiescat in pace amen. (Im Jahre des Herrn 816 verschied der hochberühmte römische Kaiser Ludwig, genannt der Fromme, der Sohn Karls des Großen, Gründer dieses Klosters. Seine Seele ruhe in Frieden. Amen.) In Wirklichkeit liegt Kaiser Ludwig der Fromme im Dom zu Metz begraben und sein Todesjahr ist 840, nicht wie auf der Murrhardter Tumba vermerkt irrthümlich 816. Soll man aus der falschen Jahreszahl auf eine nur ferne Beziehung des Klosters zu diesem als so nahestehend reklamierten Kaiser sehen, oder gehört die unrichtige Jahreszahl nicht vielmehr in die große Zahl mittelalterlicher Ungenauigkeit? Auf jeden Fall gehört die Murrhardter Kaisertumba noch im Spätmittelalter zu der noch damals fortgesetzten Tradition des Klosters, alles Denkbare zur Wahrung seiner Stellung und seiner Rechtsansprüche auszuspielen.

<sup>107</sup> Da auf dem Waltersberg ein römischer Gutshof nachgewiesen ist (O. Paret, Die Römer in Württemberg, Teil III, S. 346), dürfte die mittelalterliche Hofsidlung dort schon in karolingischer, der frühen Klosterzeit angelegt worden sein, nachdem an jener Stelle in der Römerzeit schon vorgerodet war.

Orte mit dem Namen -berg haben des öfteren schon merowingerzeitliche Gräber, so in Württemberg Schwabsberg, Itzelberg, Klingenberg, Asperg, Kirchberg (Murr), Musberg, Unternberg, Schömberg, Unterkirchberg und Berkheim (siehe Ortsliste bei Veck, Die Alamannen in Württemberg, Textband S. 146—159), in Payern Kranzberg bei Freising (Bayerische Vorgeschichtsblätter 16, S. 73).

<sup>108</sup> O. Keller in seinem Buch *Vicus Aurelii*, 1871 (S. 37, Anmerkung <sup>3</sup>), berichtet von Orendelsall (Kreis Öhringen) vom dortigen, zum Teil noch stauferzeitlichen Kirchlein, das (nach K. Weller, Blätter für Württembergische Kirchengeschichte NF 7, 1903, S. 109) vielleicht das Grab des „heiligen“ Orendel geborgen hat. Der Fall dieses Ortsheiligen hat auffallende Ähnlichkeit mit dem des heiligen Walterich, der offenbar Vorbild des heiligen Orendel gewesen ist. Der Murrhardter Chronist Georg Widmann berichtet in seiner Haller Chronica (um 1550) über diesen Orendel:

„Zue denselben zeithen ist daß einsiedelleben in wälden undt einöde in schwanckh gewesen, dann an der Saal in der graffschaft Hohenlohe ist dazumahl ein waldtbruder gewesen, Orendel genandt, welcher in einer tieffen räwin an einem rayn ein cellen gebaueth, etliche brüder zu ihme überkommen, sich under gehorsamb st. Waltrichs alß ihrem visitatorn ergeben; dahero bey solcher zell bawfelt gereuth, häußer gebaueth; ist diß orth zu einem dorf, undt cell zue einer pfarrkirchen worden, darin st. Orendel noch begraben ligt, undt von diesem waldtbruder undt vorbeießendem waßer der Saahl Orendels Saal genandt worden. Bey meinen zeithen von denen, so übel gehört, ein großer zulauff undt wallen geweßen, diesweil dießes einsiedels nahmen die erste sielb orn ist, haben die menschen geachtet, er köndte auch den tauben ohrn hielff erlangen, daß sie gehören.“ (Kolb-Widmann, S. 145—147.)

Diese sagenhafte Erzählung vom im Ohrwald als Einsiedler lebenden Orendel, der sich unter Walterichs Aufsicht gestellt habe, beruht offenbar, wie Chr. Kolb in seiner Widmann-Ausgabe, S. 146, wohl richtig vermutet, auf Murrhardter Klostertradition und sollte dahin wirken, für die alten Rechte, die das Kloster Murrhardt in Orendelsall besaß (Kirchsatz und Güter, siehe Beschreibung des OA. Öhringen, S. 311), eine einfache Erklärung zu geben als beste Parallele zur Murrhardter Einsiedelei des heiligen Walterich. K. Weller vermutet in diesem Einsiedler Orendel einen frommen Klosterbruder aus Murrhardt. Möglich ist jedoch, daß der Personennamen Orendel volksetymologisch nur durch den Namen des Ohrnflusses und Ohrnwaldes herbeigezogen worden ist und gar keine greifbare Person dahintersteckt. Mitgewirkt haben könnte dabei in der Kreuzzugszeit das Spielmannsepos des 12. Jahrhunderts, das einen König Orendel als Finder des heiligen Rockes feiert. Auch sonst ist der Name Orendel schon in der Heldensage und aus der Prosaedda bekannt.

Der Vergleich mit Walterich ist weitgehend und Orendel wie Walterich sind offenbar Namen vornehmer, geistlich gewordener Franken. Beide sind der Tradition gemäß Zellengründer gewesen und Wundertäter, deren Wirkungsorte im Waldgebiet Anhaltspunkte für Wallfahrten gewesen sind. Für beide fehlen urkundliche Belege, beide sind nur noch in ihren heimatlichen Ortsnamen, Waltersberg und Orendelsall (um 800 Sala, 1351 parochia Orendelsalle) bekannt.

# Die Pfarrkirche von Unterregenchach

Von Hans Christ

## V. Die bautechnischen und kunstgeschichtlichen Zusammenhänge

### 1. Die karolingische Kirche

a) Die Grundmauern. Die wenigen von der karolingischen Kirche über dem Boden erhaltenen Mauerreste zeigen an, daß jene ebenso wie die 724 gegründete Reichenauer Pirminkirche ein mit Kalkmörtelbindung gemauerter Steinbau gewesen war. Dadurch wird die von älteren Bauforschern oft zu einseitig vertretene Auffassung von der merowingischen und auch noch karolingischen Holzkirche in diesen beiden Beispielen widerlegt. Als Baustoffe standen hauptsächlich der im Jagsttal nicht weit vom Ort anstehende Hauptmuschelkalk und die Sandsteine der auf diesem lagernden Lettenkohlegruppe zur Verfügung. Für die Beurteilung des karolingischen Mauerverbandes kommen nur noch folgende Bauteile in Frage: Von den Umfassungsmauern die Sockelmauer an der Nordseite der Kirche vom Anstoß der romanischen Kapelle (Abb. 6 bei C) bis etwa 1 m über die heutige Nordwestecke des Kirchenlanghauses hinaus. Die Tiefe des erhaltenen Mauerstreifens beträgt etwa 1,70 bis 1,30 m unter dem nach Westen ansteigenden Erdboden, der bei d die Höhe des oberen Sockelrücksprunghes erreicht. Die obere Grenze der über dem Sockel erhaltenen karolingischen Mauersubstanz ist infolge des Putzes nicht festzustellen. Nach einer begrenzten Stichprobe reicht sie mindestens bis zum oberen Ende der Fuge C und scheint nach Ausweis der Erhaltung des karolingischen Portales (Abb. 6, A) nach Westen bis zur Höhe des Portalsturzes anzusteigen. Von der karolingischen Südmauer des Langhauses sind bisher nur die untersten mit stark kalkhaltigem Mörtel gebundenen Steinlagen bei I, II und III, Abb. 2a, freigelegt worden. Im Innern der Kirche ist nur die an die nördliche Chorwand nach Westen anschließende auffallend schwache Grundmauer der nördlichen Mittelschiffstützenreihe in einer Länge von 2 m bekannt. Ihre Oberkante liegt 0,66, ihre Unterkante 1,40 m unter dem heutigen Kirchenfußboden. Der älteste, das heißt karolingische Estrichboden war über die Oberkante der Grundmauer hinweggezogen und lag infolgedessen mit der Oberfläche seines Belages nur wenig höher als diese. Der Außenboden muß nach Ausweis der Schwellenlage von Portal A im Westen nur wenig über dem heutigen und knapp 1 m über dem ältesten Kirchenfußboden gelegen haben. Da der Geländeabfall nach Osten vor der Abdämmung des Erdreiches östlich vom Chor ursprünglich steiler gewesen war, so wird der karolingische Fußboden im Chor den Außenboden überragt haben. Die Langhaussockelmauer muß daher etwa vom Portal A an nach Maßgabe des Geländeabfalles aus dem Fußboden herausgekommen und daher auf Sicht gemauert worden sein. Wir untersuchen zunächst die Art der Gründung. Die in den Gruben I—III freigelegten untersten Steinlagen weisen die für Grundmauern eines Gebäudes von dieser Größe auffallende Stärke von 1,20 m auf, welche durch die Stärke der karolingischen Sockelmauer der Langhausnordseite bestätigt wird. Wie der Befund in den Gruben I und II gezeigt hat, sind als unterste Lage größere Muschelkalkplatten von unregelmäßigem Bruch

auf den Badschotter verlegt und die Fugen mit einem weißen, stark kalkhaltigen Mörtel (siehe weiter oben S. 118 bzw. 4 und Abb. 3) ausgefüllt worden. Auf der Nordseite findet sich eine ähnlich sorgfältige Gründung. Der Verband zeigt, soweit dies durch Auswahl gleich hoher Steine oder den ausgleichenden Auftrag des Mörtels möglich war, im Gegensatz zum jüngeren romanischen Mauerwerk das Streben nach waagrecht durchlaufenden Lagerfugen und einen unregelmäßigen, aber immer noch als Absicht erkennbaren Wechsel von höheren und niedrigeren Steinschichten. Der Mörtel ist dem im südlichen Fundament gefundenen ähnlich, hat aber, offenbar infolge eines geringeren Kalkzusatzes, eine mehr graue Farbe. Diese Sockelmauer springt oben in einer 20 cm breiten Stufe zurück, über welcher die vom Putz verdeckte und daher in ihrer Zusammensetzung nicht erkennbare 1 m starke Obermauer beginnt. Der für eine zum Teil im Boden steckende Grundmauer auffallend sorgfältige Mörtelverband mit den wechselnden Schichthöhen beweist deutlich, daß wir hier eine technisch auf der Höhe ihrer Zeit stehende Bautruppe vor uns haben, die in der sachgemäßen Gründung eines Steinbaues über eine zweifellos vom römischen Mauerbau übernommene Erfahrung verfügt hat. Der Verband mit den wechselnden Schichthöhen hat ebenso wie in der etwas jüngeren Krypta der Einhardsbasilika in Steinbach und bei S. Philibert in Grandlieu seine Vorläufer im provinziäl-römischen Bruchsteinbau mit dem Wechsel von Bruchsteinschichten und ausgleichenden Ziegelbändern gehabt. In der Krypta der Einhardsbasilika und bei S. Philibert — beide 1. Hälfte 9. Jahrhundert — kommt das Schema der Schichtung — eine Hausteinlage im Wechsel mit einem doppelten Ziegelband, der Schichtung in den Obermauern des Caldariums der Trierer Kaiserthermen am nächsten und mag bei der geschichtlich bezeugten Auswirkung der Trierer Römerruinen auf die Aachener Palastbauhütte über diese auch die Bauunternehmungen Einhards beeinflußt haben. In Unterregenbach ist der farbige Schichtwechsel wohl in Ermangelung von gebrannten Ziegeln aufgegeben, von der römischen Technik aber als letzter Ausklang der Wechsel der Schichten, wenn auch in unregelmäßiger Folge, beibehalten worden.

Durch den oberen Abschluß der Sockelmauer mit einem horizontalen Rücksprung und die unter den Mittelschiffsstützen durchlaufende Grundmauer unterscheidet sich die Unterregenbacher Gründung von der des gleichzeitigen, unter den Äbten Waldo (786—806) und Heito (806—823) erbauten Reichenauer Münsters II. Bei diesem gehen die Obermauern ohne eine feste Grenze mit Böschung in das mörtelarme Fundament über und die Mittelschiffsstützen waren dort nicht auf eine durchlaufende Grundmauer, sondern auf einzelne Mauerklötze aufgesetzt. Die technisch fortgeschrittenere Gründung in Unterregenbach steht dagegen der Grundmauergestaltung der Einhardsbasilika in Steinbach näher, wo die Sockelmauer auch um einen horizontalen Absatz gegen die Obermauern vorfluchtet und die Mittelschiffspfeiler auf durchlaufende Grundmauern aufgesetzt sind. In Steinbach ist schon durch die Person des Bauherrn Einhard der Zusammenhang mit der römischen Baukunst gesichert.<sup>47</sup> Die Gleichartigkeit der Gründungen erklärt sich aus dem dreihundertjährigen, durch die bonifatianische Kirchenorganisation noch gefestigten fränkischen Kulturzusammenhang, während das erst 746 dem Frankenreich enger angegliederte alamannische Gebiet trotz aller Beziehungen zwischen Karl dem Großen und dem Reichenauer Kloster noch längere Zeit im Zustand einer Kulturexklave verharrte.

<sup>47</sup> Max Buchner, Einhard als Künstler; in: Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 210, 1919, S. 5 und 45 ff.

b) Das karolingische Portal (Abb. 11). Von dem 1948 unter dem Putz der nördlichen Außenwand gefundenen karolingischen Portal sind mit Ausnahme des bei der Zumauerung 1581 erneuerten Sturzes nicht nur das östliche Gewände mit der schrägen Vorkragung sondern wahrscheinlich auch das westliche bis zur Höhe des Sturzes erhalten. Diese über meine weiter oben (Württembergisch Franken, 1949/50, S. 127 und 136, bzw. Sonderdruck S. 13 und 22,

### UNTERREGENBACH - PFARRKIRCHE

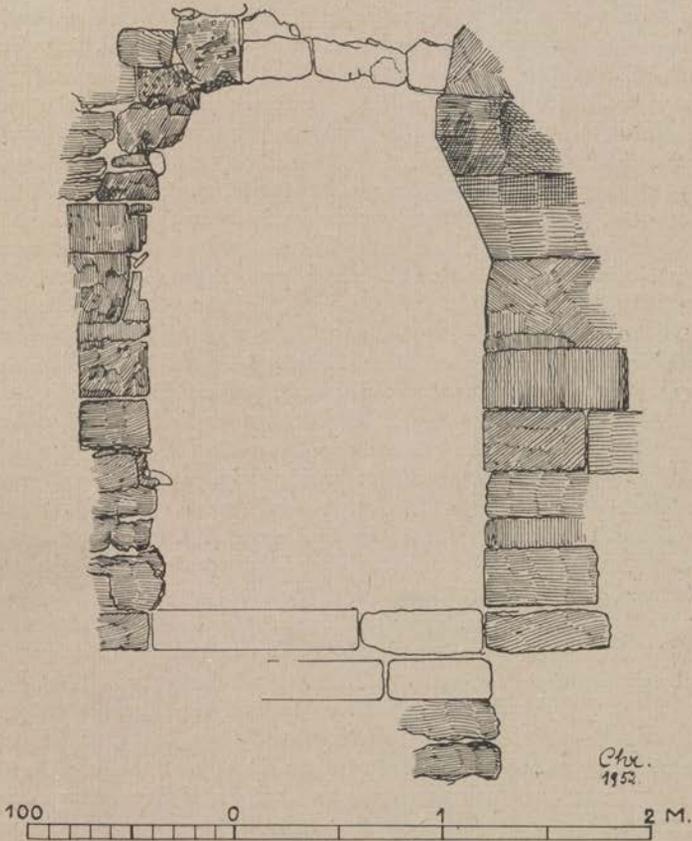


Abb. 11. Karolingisches Portal der Nordseite.  
Schraffiert = erhaltene karolingische Substanz.

sowie in den Plänen 2 a und 6) vertretene Auffassung hinausgehende Beurteilung gründet sich auf die zusätzliche Erwägung, daß das westliche Gewände älter sein muß als die 1581 erfolgte Zumauerung des Portals und daß dieses nach dem Wortlaut des Überschlages 1581 noch mit beiden Gewänden bestanden haben muß.<sup>48</sup>

<sup>48</sup> Überschlag des Kirchbaus zu Unterreggenbach, Anno 1581: "... Item die alte Tür in der Mauer dem Pfarrhaus hinüber von Grund aus zuzumauern." Durch eine inzwischen von Mürdel aufgefundene Baurechnung von 1582 ist die tatsächlich erfolgte Zumauerung bestätigt.

Das aus ungewöhnlich großen Quadern aufgebaute westliche Gewände gehört daher zur ursprünglichen Anlage des Portals. Soweit die begrenzte Freilegung ein Urteil zuläßt, ist nur der Sturz, abgesehen von dem linken fünfeckigen Anfängerstein, im Zusammenhang mit der Zumauerung 1581 erneuert worden. Dieser in den Mauerverband eingreifende Stein ist durch das keilförmige Zusammentreffen seiner Stoßfugen als Konstruktionsteil eines scheinbaren Bogens gekennzeichnet. Nicht ganz geklärt bleibt nur, ob zwischen diesem und seinem über der anderen Gewändeseite anzunehmenden Gegenstück ein monolither Sturz oder — was wahrscheinlicher ist — nach Art des scheinbaren Bogens mehrere Bogensteine gespannt gewesen waren. Die Schrägen der beiden den Sturz tragenden Vorkragungen sind durch das im frühgeschichtlichen Steinbau übliche staffelförmige Verschieben der jeweils höheren Steinlage über die untere und das schon bei den Spitzkuppeln der mykenischen Tholoi — dort im Sinne der Bogenkrümmung — festgestellte Abschrägen der Laibungsseiten gebildet worden. Die so entstandene trapezförmige Überdeckung der Portalöffnung gleicht als Konstruktionsform dem spätgotischen Kragsturzbogen, nur daß bei diesem der Sturz in der Regel aus einem Stück gearbeitet war. Dieser Kragsturzbogen in Verbindung mit dem als scheinbarer Bogen konstruierten Sturz ist in Unterregenbach der posthume Abkömmling einer bis in die Urzeit des Steinbaus zurückzufolgenden Gewölbekonstruktion (Abb. 12), die sich in Mykenae bzw. Tiryns in frühen Beispielen (gegen 1400 v. Chr.) nachweisen läßt. Aus dieser Urform entwickeln sich — wohl unter der Mitwirkung der noch älteren Ziegelwölbung — sowohl die Tonne als auch der Rundbogen. Beide wurden in den östlichen Mittelmeerländern bis über die Zeit Justinians hinaus in den unteren Wölbungen durch horizontale Vorkragung der Mauersteine und in den oberen durch radiale Lagerung der Bogensteine gebildet. In Segni (um 500 v. Chr.) wurde nach Analogie mit mykenischen Kuppelgräbern der formlose Schlußstein von Tiryns (Abb. 12, 1) durch einen vierkant behauenen Sturz ersetzt. Im kleineren Maßstab, aber unter gleichen Vorbedingungen wiederholt sich die zyklische Rohform des Kragsturzbogens von Segni ungefähr 1½ Jahrtausende später auf der irischen Insel in Scatterry. Innerhalb der etruskisch-römischen Baukunst entsteht — vielleicht unter der Einwirkung der Ziegelwölbung — als Ersatz für den monolithen Steinbalken der aus Bogensteinen zusammengesetzte gerade Sturz (= Scheitrechter Bogen) in Ferenti, Rom und Trier. In der Verbindung dieses urtümlichen Kragsturzbogens mit der etwas jüngeren Konstruktion des Scheitrechten Bogens besteht die konstruktionsgeschichtlich ungewöhnliche Bedeutung des Unterregenbacher Portals.<sup>49</sup> Die Überdeckung der Portalöffnung durch einen auf die Vorkragungen der Gewände gelegten Sturz kann entweder auf eine einheimisch-keltische Bauüberlieferung zurückgehen oder als Auswirkung der irisch-angelsächsischen Mission des 7. und

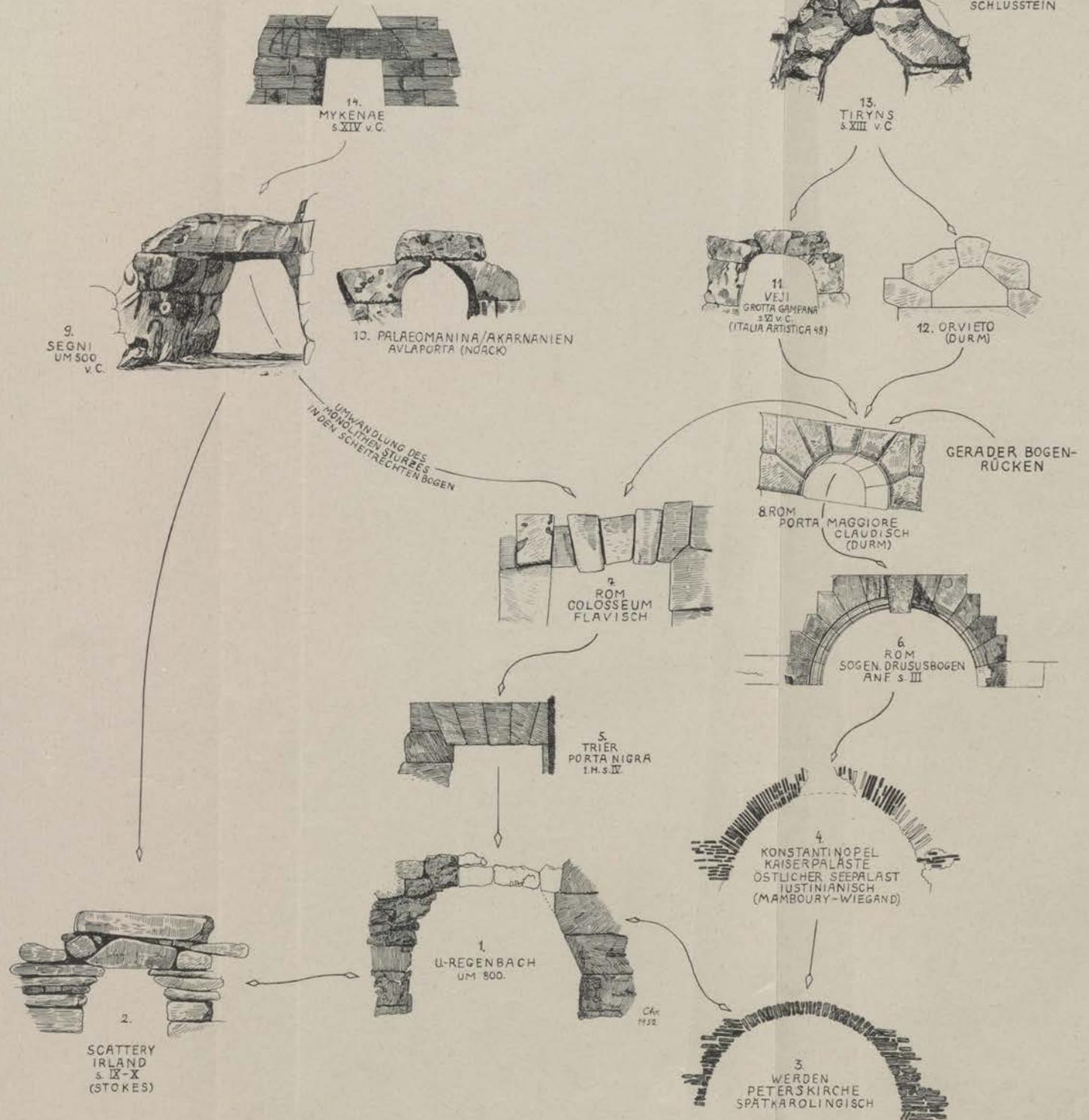
<sup>49</sup> Der jeden Zweifel ausschließende Nachweis des karolingischen Ursprungs kann — wie hier jedoch betont werden muß — erst durch Abschlagen des Putzes an der nördlichen Außenwand der Kirche erbracht werden. Bis dahin wird das Nachleben einer so archaischen Konstruktionsform auch in nachkarolingischer Zeit nicht als völlig ausgeschlossen gelten können. Es befindet sich nämlich auch in Aachen in der Ostmauer des vom karolingischen Palas zur Pfalzkapelle führenden sogenannten Karolingerganges innerhalb der Hl. Kreuzkapelle über einer vermauerten Durchgangsöffnung ein in der Konstruktion ähnlicher, aus drei Monolithen zusammengesetzter Kragsturzbogen. Eine genauere Altersbeurteilung des zum mindesten in eine karolingische Mauer eingesetzten Bogens wird auch hier erst nach Entfernung des angrenzenden Putzes möglich werden. Vorerst möchte ich den Bogen für eine jüngere Veränderung halten.

Abb. 12. Entwicklungsformen des schiebtrechten und runden Bogens.

Erläuterungen: Das Portal des Kuppelgrabes von Mykenae (14, Gruppe A) und die Durchgangsöffnung in der Ostgalerie der Burg von Tiryns (13, Gruppe B) sind frühe Beispiele für die Abdeckung einer Öffnung durch geraden Monolithsturz bzw. einen zwischen zwei vorkragende, an den Laibungsseiten geschrägte Blöcke eingesetzten Schlußstein. Die Abdeckung mit geradem Sturz über einem nach unten ausspreizenden Gewände erhält sich nach fast einem Jahrtausend in der Porta Saracinesca in Segniv und lebt weitere 1 1/2 Jahrtausende später auf der holzarmen irischen Insel nach (2, Durchgangsöffnung im Kirchturm von Scatterry). Die Urform des Bogens von Tiryns wurde in dem wohl schon dem zweiten Drittel des 1. Jahrtausends v. Chr. zuzurechnenden Bogen des etruskischen Grabes von Orvieto (12) im Sinne des radialen Fugenschnitts weiterentwickelt. Bemerkenswert die Zwischenformen des rund ausgeschnittenen, von einem Monolithsturz überdeckten Vorkragbogens der Aulaporta von Palaeomanina (10) und des ebenso ausgerundeten, aber wie in Tiryns durch einen eingesetzten Schlußstein verspannten Vorkragbogens in der Grotta Campana von Veji (11). In der weiteren Entwicklung und wohl nicht vor dem 1. Jahrtausend n. Chr. wurde der monolithische Sturz aus keilförmigen, in der Art eines Bogens versetzten Werkstücken zusammengesetzt (schiebtrechter Bogen). Zu vergleichen das frühe Beispiel im Colosseum (7) mit dem noch unsicheren Fugenschnitt und der wohl mehr als 200 Jahre jüngere Sturz der Porta Nigra in Trier (5) mit seiner konstruktiv klaren Fugenanordnung. Als posthumer Ausläufer der Trierer Konstruktionsstufe, der mit seiner schrägen Gewändevorkragung vielleicht eine irisch-angelsächsische Einwirkung verrät, darf der für seine Zeit ungewöhnliche schiebtrechte Bogen des Unterregenbacher Nordportales angesehen werden. Die in Orvieto im 1. Jahrtausend v. Chr. erreichte Rohform des aus gebrochenen Geraden zusammengesetzten Keilsteinbogens wurde in der römischen Baukunst durch Vergrößerung der Spannweiten und Vermehrung der Keilsteine zum Rundbogen weiterentwickelt. Bei der Porta maggiore (8) und dem sogenannten Drususbogen in Rom (6) wurde — vielleicht unter der Nachwirkung des überdeckenden Sturzes — wie etwa in Palaeomanina über einer ansteigenden Abtreppe die obere Rückenlinie im Sinne des schiebtrechten Bogens waagrecht abgeglichen. In den östlichen Mittelmeerländern hat sich das Prinzip der horizontalen Vorkragsschichten bei Bögen und Tonnen noch im justinianischen Ziegelbau erhalten (Konstantinopel, östlicher Seepalast) und ist aus diesem Bereich vereinzelt in die spätkarolingische Baukunst übernommen worden (Werden, Peterskirche). Ob auch von dieser schon unter Karl dem Großen einsetzenden byzantinischen Einströmung eine Auswirkung nach Unterregenbach ausgegangen ist, läßt sich heute noch nicht sagen.

A. GERADER MONOLITHSTURZ

B. URFORM DES BOGENS: VORGEKRAGTE BLÖCKE MIT ABGESCHRÄGTER LAIBUNGSEITE + SCHLUSSTEIN





8. Jahrhunderts (Columban — S. Gallus — Pirmin — Bonifaz) erklärt werden, während der Scheitrechte Bogen aus der provinzialrömischen Überlieferung abzuleiten ist.

## 2. Die karolingischen Bildwerke und der Inschriftstein

Im Bereich der Pfarrkirche sind im ganzen fünf Bildwerke sowie ein Inschriftstein gefunden und 1914 dem Museum Vaterländischer Altertümer in Stuttgart überwiesen, und leider 1944 durch Brandbombenwirkung beschädigt worden. Seit 1949 sind vier von den Bildwerken dort in dem neuengerichteten Museum im Alten Schloß wieder ausgestellt. Zu den 1914 nach Stuttgart gekommenen Bildwerken gehören die folgenden Stücke:

- a) Blattfächer mit Perlstab. Teilstück eines Frieses. Bis 1914 eingemauert an der Außenseite der Emporenkapelle (Gradmann, 1916, S. 29. — Mürdel, S. 159).
- b) Brustbild eines Heiligen mit Palme. Kopf in Seitenansicht. Perlstab. Von der östlichen Außenseite des Sockels der Sakristei (Gradmann, 1916, S. 29. — Mürdel, S. 159).
- c) Kopf eines Heiligen in Vorderansicht. Von der westlichen Außenseite des Glockenturmes (Gradmann, 1916, S. 29. — Mürdel, S. 160).
- d) Flügeldrache („Lindwurm“). Lag bis 1914 auf der Kirchhofsmauer südöstlich von der Kirche (Gradmann, 1916, S. 30. — Mürdel, S. 161).
- e) Wellenranke mit Weinlaub und Trauben. Gefunden 1914 im Fundament der 1581 abgebrochenen Nordwestecke der Kirche (Gradmann, 1916, S. 30. — Mürdel, S. 158).
- f) Bruchstück mit Inschrift in Kapitalbuchstaben. In der nördlichen Außenwand des Langhauses der Kirche in etwa 3 m Höhe etwas östlich von der Querachse eingemauert (Gradmann, 1916, S. 30 ff. — Mürdel, S. 158).

Sämtliche Stücke aus dem Lettenkohlesandstein der Gegend, der unter der Einwirkung der Brandhitze leicht verschlackt ist und eine silbergraue Farbe angenommen hat.

a) Der Blattfächer (Abb. 13; Höhe des Blocks 0,36, Breite 0,36, Tiefe 0,60 m) setzt sich aus einem leicht nach rechts geneigten Mittellappen und vier seitlich überfallenden Blattlappenpaaren zusammen. Das zweite Paar (von oben) hat aufwärts eingerollte Enden. Alle anderen sind fingerförmig und haben eingearbeitete Furchen. Der Blattfuß wird unten von dem durchlaufenden Perlstab abgeschnitten. Dieser besteht aus langgestreckten doppelkonischen Rollen im Wechsel mit je zwei tellerförmigen Gliedern. Links vom Blattfächer ein Halbkreisbuckel und anschließend die als Relieferhebungen noch erkennbaren Lappenspitzen des folgenden Blattfächers. Beide waren daher Teile eines Frieses (vgl. die Ergänzung Abb. 14). Der Blattfächer unterscheidet sich, wie schon an anderer Stelle<sup>50</sup> ausgeführt worden ist, von dem spitzzackigen byzantinischen Akanthus der aus der benachbarten Krypta stammenden Kapitäle und ist auf provinzialrömische Vorbilder zurückzuführen. Innerhalb der in frühkarolingischer Zeit sich vollziehenden Umbildung des vielteiligen Akanthusblattlappens zum einteiligen Lappenfinger steht unser Blattfächer etwa auf der Stufe der Hochblätter zweier Kapitäle des Städtischen Museums in Hersfeld, die nach Meyer-Barkhausen<sup>51</sup> aus der nur noch in den Grundmauern bekannten Propsteikirche Johannes-

<sup>50</sup> Hans Christ, Die Krypta von Unterregenbach, in: Jahrbuch der Technischen Hochschule Aachen, 1950, S. 32.

<sup>51</sup> Zeitschrift für bildende Kunst, 63, 1929/30, S. 126 ff.



Abb. 13. Palmette mit Perlstab aus Unterreggenbach. Bruchstück eines Frieses.  
Stuttgart, Altertümersammlung im Alten Schloß.

berg bei Hersfeld stammen, nach seinem maßgebenden Urteil karolingisch sind und aus der Zeit der Erbauung der karolingischen Hersfelder Abteikirche im 2. Viertel des 9. Jahrhunderts herrühren mögen. Mit der Grundform der von etruskisch-römischen Vorbildern (Abb. 15) abgeleiteten provinzialrömischen Palmette mit überfallenden Lappenenden<sup>52</sup> kreuzt sich in Unterreggenbach die aus der gleichen Überlieferung überkommene Palmette mit nach oben eingerollten Lappenenden, die als Halbpalmette unter der Bezeichnung „Laufender Hund“ bekannt, Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrhunderts als Bandmuster an den Wimpergiebeln von Altarziborien im Ausbreitungsbereich des sogenannten langobardischen Kerbschnittstiles häufig vorkommt. Während bei den italischen Vorbildern zu beiden Seiten des senkrechten Mittellappens je zwei Lappen mit nach oben eingerollten Enden und unter diesen je ein nach unten abge-

<sup>52</sup> Alois Riegl, *Stilfragen*, 1950, S. 32.



Abb. 14. Ergänzung der Palmette (Abb. 13) zum Fries.

rolltes Kelchblatt folgen, hat man sich in Unterregenbach unter Verzicht auf den wohlabgewogenen Rhythmus der antiken Palmette mit der Einfügung eines eingerollten Lappenpaares begnügt. Der kantige Zuschnitt des besser erhaltenen rechten Lappens erinnert so deutlich an die verkümmerte Volute eines aus Lorsch stammenden korinthischen Kapitäls im Schloßmuseum zu Darmstadt,<sup>53</sup> daß hier gleichzeitige Entstehung angenommen werden kann. Der Perlstab zeigt die für die karolingische Zeit kennzeichnende, mindestens seit der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. nachweisbare Streckung der Ovalkugeln zu einer Form, die dem doppelkonischen Umriß der provinzialrömischen Tonnensäule ähnelt. Die zwischen diese eingesetzten doppelten Scheiben lassen zwar den in spätrömischer Zeit noch gewahrten trapezförmigen Querschnitt der klassischen Zeit erkennen, formen sich jedoch schon zu den für die karolingischen Perlstäbe bezeichnenden Wulstringen von ovalem Querschnitt um. Der in Abb. 14 ergänzte Fries ist im Gegensatz zum alternierenden Lotus-Palmettenband aus einer einfachen Reihung von Palmetten zusammengesetzt, zwischen welche als Ersatz für die geschlossene Knospe Halbkreiswülste eingeschoben sind. Obwohl dieses Alternieren zunächst an einen Zusammenhang mit dem Lotus-Palmettenband denken läßt, sprechen doch das Fehlen des die Blüte zusammenhaltenden Blattkelches wie auch der Rankenverbindung zwischen den Blattfächern gegen diese Annahme. Die Blattlappen laufen in fünf Furchen in dem breiten Blattfuß zusammen, der auf den Perlstab unorganisch aufgesetzt ist. Wenn auch in der Einschnürung des Blattfußes immer noch eine Erinnerung an die vom Blattkelch zusammengefaßte Palmette lebendig bleibt, so entsprechen doch dessen breitere Form und das Aufsitzen auf dem Perlstab mehr den Kranzblättern des korinthischen Kapitäls und der Art wie diese über dem Halsring des Kapitäls abschneiden. Daß die mittleren Lappen nicht wie bei den antiken Kranzblättern nach vorn überfallen, spricht nicht gegen einen Zusammenhang, weil bei den Kranzblättern gleichzeitiger karolingischer Kapitäle der Vorfall der mittleren Lappen schon

<sup>53</sup> Heinz Kähler, Die römischen Kapitelle des Rheingebiets; in: Römisch-germanische Forschungen, Bd. 13, 1939, S. 94. und Beilage 7, Nr. 12.

zu schrumpfen beginnt — wie bei den Pfostenkapitälern der Bronzegitter der Aachener Pfalzkapelle — oder aber ganz aufgegeben ist wie bei den im Dom zu Fulda gefundenen Kompositkapitälern. Der Palmettenfries von Unterregenhach ist daher in seiner vom klassischen Lotus-Palmettenfries abweichenden Bildung am besten als Abwicklung der Kranzblattreihe des korinthischen bzw. kompositen Kapitäl zu verstehen, wobei in der Einschnürung des Blattfächerfußes noch eine deutliche Nachwirkung des Lotus-Palmettenfrieses zugegeben werden kann.

GRIECHISCH



6. EPIDAUROS



ETRUSKISCH

7. BARBERINISCHE CISTE



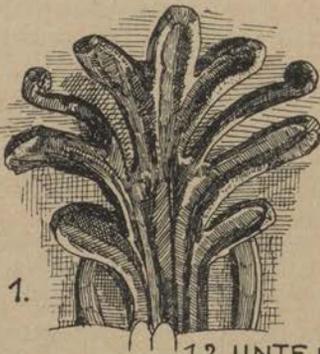
ETRUSKISCH

5. LUNI

3. POMPEJI

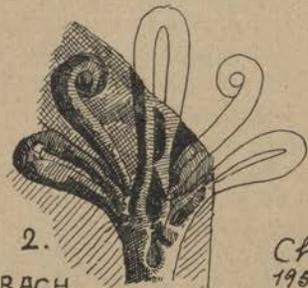


4. MAINZ



1.

1.2. UNTERREGENBACH



2.

Clor.  
1952.

Abb. 15. Die mediterranen Vorstufen der Palmette von Unterregenhach.



Abb. 16. Märtyrer mit Perlstab aus Unterregenbach. Bruchstück eines Frieses, Stuttgart, Altertümersammlung im Alten Schloß.

b) Mit dem Blattfächer kann nach Ausweis des unteren Perlstabes und der annähernd gleichen Blockhöhe von 0,35 m in Zusammenhang gebracht werden das Relief mit dem Brustbild des von Gradmann als Märtyrer gedeuteten Heiligen (Abb. 16). Der Kopf ist fast in Seitenansicht, das brillenartig umrandete Auge in Vorderansicht gegeben. Die eingebogene Wulstnase, das ovale Unter Gesicht mit der fast in Augenhöhe ansetzenden, in hartem Kontur durchgezogenen Kinnlade und die wie eine Perücke aufgesetzte Haarkappe mit der über die rechte Schulter abfallenden Mähne kennzeichnen die noch etwas urwüchsige Meißelkunst des Bildhauers. Hinter dem Kopf ein eingeritzter Kreisnimbus, welchem in Höhe der Nasenwurzel eine für die Deutung bedeutsame flachgebogene Ritzlinie eingearbeitet ist. Die rechte Schulter ist zur Vorderansicht zurückgebogen, die linke von der leicht vorgewölbten Brust überdeckt, hinter welcher der linke

Unterarm mit der ein Palmbäumchen fassenden Hand wie bei einer Gliederpuppe herausgestreckt ist. Die an die zurückgebogene rechte Schulter angezogene rechte Hand hält einen an ein Horn erinnernden Gegenstand. Von der Bekleidung sind erkennbar eine Ärmeltunika und darüber eine Chlamys mit Spange über der rechten Schulter. Der als Baum dargestellte Palmzweig besteht aus Stiel und fünfteiliger Palmette. Der senkrechte und die beiden äußeren Lappen sind eingekehlt und dürfen wohl nach Analogie des linken erhaltenen Lappens mit gerundeten Enden ergänzt werden. Der linke Zwischenlappen ist ungekehlt und hat die Form eines Polypenarmes mit nach oben eingerolltem Ende. Der die Darstellung als untere Randleiste begrenzende Perlstab entspricht in seiner Lage und Bildung dem des Blattfächerreliefs. In der Bestimmung der dargestellten Person ist die Forschung über die durch den Nimbus und die Palme gegebene Deutung als Märtyrer nicht hinausgekommen. Die Brandbeschädigung von 1944 hat die Beurteilung noch weiter erschwert. So glaubte Gradmann, in dem hornähnlichen Attribut in der rechten Hand des Heiligen zuerst eine Schriftrolle,<sup>54</sup> später einen Mantelsaum<sup>55</sup> und zuletzt ein Tüchlein<sup>56</sup> erkennen zu sollen, während Julius Baum auf eine Erklärung verzichtet hat.<sup>57</sup> Eine gegen jeden Einwand gesicherte Deutung ist beim heutigen Zustand des Bildwerks nicht mehr zu geben. Immerhin kann bei der Form des Attributs an ein Füllhorn als Symbol der Macht gedacht werden, so wie es der Thronende Christus in dem Metzser Sakramentar der Pariser Nationalbibliothek (lat. 4141) in der rechten Hand hält (Abb. 17). Die dadurch nahegelegte Deutung des Unterregenbacher Heiligen als Christus wird gestützt durch die im Nimbus in Augenhöhe erkennbare, flach nach oben gebogene Ritzlinie, die wie der letzte Rest eines dem Nimbus einbeschriebenen Kreuzes aussieht.<sup>58</sup> Gegen ein Christusbild sprechen dagegen die Profilstellung des Kopfes und die über der rechten Schulter mit einer Spange geschlossene Chlamys an Stelle des über die linke Schulter herabhängenden Manteltuches. Eine klare Entscheidung wird hier schwer zu treffen sein. Die Profilstellung des Kopfes und der Brust haben Gradmann an ein Münzvorbild denken lassen.<sup>59</sup> Man könnte hier etwa auf eine Münze Ludwigs des Frommen im Pariser Münzkabinett verweisen (Abb. 18, Nr. 10).<sup>60</sup> Noch ähnlicher im Ausschnitt und in der Haltung scheint mir das Medaillonbild des Propheten Jeremias in der in Tours in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts geschriebenen Bamberger Bibel zu sein (Abb. 18, Nr. 8). Neben den Münzen und Medaillons kommen aber als Vorlagen auch die in Stein gehauenen Brustbilder mit Profilköpfen an provincialrömischen Denkmälern, vor allem den Mithraskultbildern in Frage, wie z. B. in den Limeskastellen von Heddernheim und Dieburg (Abb. 18, Nr. 3 und 4). Die Frage nach dem Woher der Anregungen läßt sich daher nicht eindeutig beantworten. Da aber, wie wir bald sehen werden, bei dem „Lindwurm“ eine noch deutlichere Verbindung mit dem Mithrasstier nachweisbar ist, so kann der Gedanke an die Nach-

<sup>54</sup> Gradmann; in: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 57, 1909, S. 73.

<sup>55</sup> Derselbe, Das Rätsel von Regenbach, 1916, S. 29.

<sup>56</sup> Derselbe in: Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern, 1926, S. 146.

<sup>57</sup> Deutsche Bildwerke des 10. bis 18. Jahrhunderts (Kataloge der königlichen Altertümersammlung in Stuttgart, Bd. III), 1917, S. 61. — Deutsche Bildwerke des Mittelalters (Bücher der Kunstsammlungen des württembergischen Staates, Bd. II), 1923, S. 25.

<sup>58</sup> Die offenbar ursprüngliche Einritzung war vor der Brandbeschädigung noch besser sichtbar.

<sup>59</sup> Das Rätsel von Regenbach, 1916, S. 32.

<sup>60</sup> R. Hamann und Mac Lean, Frühe Kunst im Westfränkischen Reich, 1939, Abb. 39.

wirkung von solchen an Mithrasdenkmälern angebrachten Medaillonbildern in diesem Falle nicht ohne weiteres abgewiesen werden. Die von Gradmann und Baum versuchte Datierung in karolingisch-ottonische Zeit, d. h. in den Anfang des 9. Jahrhunderts bzw. um 950 konnte bei dem damaligen Stand der Forschung noch als möglich hingenommen werden, ist aber heute überholt. Ich habe an anderer Stelle<sup>61</sup> schon auf den Stilzusammenhang mit den Wandmalereien von St. Prokulus in Naturns (Tirol) hingewiesen, die in der vollen Rezeption des angelsächsischen Bildstiles auf der gleichen Stufe stehen wie die mit dem Tassilokelch (777—788)<sup>62</sup> gleichzeitigen Handschriften des Cutbercht-Evangeliiars der Wiener Nationalbibliothek (Cod. 1224) und des Codex Millenarius der Stiftsbibliothek von Kremsmünster (Cim. 1). Das Unterregenbacher Relief zeigt vor allem in den flachgeplätteten Sichelfalten der Gewandung, der dicken, formlosen Nase und den weit-



1. SAKRAMENTAR METZ  
s. IX.



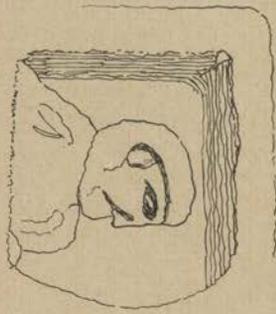
2. UNTERREGENBACH

Abb. 17. 1. Paris, Nationalbibliothek, lat. 1141. Sakramentar aus Metz. Christus in der Mandorla, Ausschnitt. 2. Märtyrer aus Unterregenbach (Abb. 16), Ausschnitt.

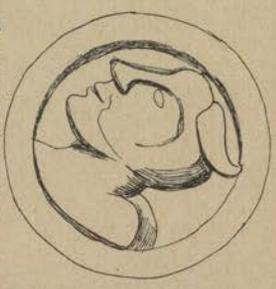
geöffneten Augen weitgehende Ähnlichkeit mit den Gestalten von Naturns. Wenn sich in dem schon leicht anschwellenden und gegenüber Naturns verfeinerten Faltenrelief ein Hinneigen zum klassischen Gewandstil der Elfenbeine der Adagruppe oder der Miniaturen der Palastschule erkennen läßt, so kann dies auf eine etwas jüngere Entstehung schließen lassen. Unbeschadet der von Gradmann erkannten Anregung durch Münzbilder, die durch entsprechende Beobachtungen in der gleichzeitigen Miniaturmalerei bestätigt wird, ist das ausgesprochene Profil des Unterregenbacher Heiligen doch eine Erscheinung, die in der karolingischen Buch- und Wandmalerei erst um 800 — vielleicht mit dem Wirken der Palastschule — durchdringt. Sowohl in der merowingischen als auch in der irischen und angelsächsischen Buchmalerei des 8. Jahrhunderts ist die frontale Kopfhaltung gegenüber dem selteneren Profil und Halbprofil vorherrschend. Dieses

<sup>61</sup> Christ, a. a. O., S. 53.

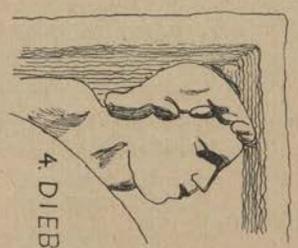
<sup>62</sup> Günther Haseloff, Der Tassilokelch (Münchener Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, I), 1951, S. 1.



2. S. ANDRÄ



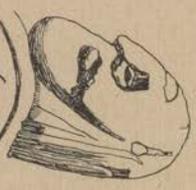
3. HEDDERNHEIM



4. DIEBURG



5. GR. BODJUNGEN



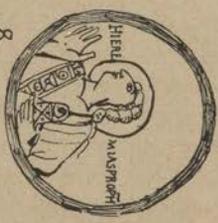
6. HORNHAUSEN



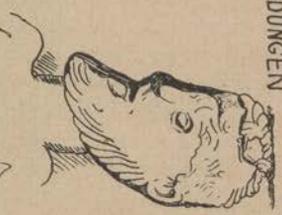
1. UNTEREGENBACH.



7. LONDON BIBEL  
GRANDVAL



8. BAMBERGER BIBEL



9. ROM S. SABA



10. LUDWIG DER FROMME

Chr.  
1952.

Darstellungsprinzip hatte sich auf die Bilder der ältesten karolingischen Handschriften der Adagruppe und — sicherlich nicht ganz ohne die Vermittlung der St. Gallener Buchmalerei — auch auf die Wandmalereien von Naturns übertragen. In den Figurenbildern der Palastschule zu Beginn des 9. Jahrhunderts und noch deutlicher in der weiterentwickelten Schreibschule von Reims-Hautvillers — Ebo-Evangeliar und Utrecht-Psalter — gewinnt das Profil und Halbprofil der Köpfe den Vorrang vor der Frontalhaltung, eine Entwicklung, die in den späteren karolingischen Malereien zu einer größeren Differenzierung in der Kopfhaltung geführt hat. Für den Unterregenbacher Heiligen würde dann als Parallele etwa die Palastschule in Frage kommen. Diese nur aus einem vereinzelt abgeleiteten Erkenntnis hat natürlich für die Datierung des Bildwerks keinen entscheidenden Wert. Sie widerspricht jedoch nicht der zeitlichen Einstufung nach den Malereien von Naturns und gleichzeitig mit den Elfenbeinen der Adagruppe sowie den frühen Arbeiten der Palastschule, d. h. etwa in die Zeit um 800. Von Münz- oder Siegelbildern mögen das flache Relief, der Bildausschnitt, vielleicht auch die kräftig durchgezogene Umrandung der Kinnlade entlehnt sein. Für das Profil des Kopfes kommen neben Münz- und Siegelbildern auch provinzialrömische Steinbildwerke in Frage, während der Gewandstil in der Hauptsache von der gleichzeitigen Monumentalmalerei, daneben aber auch von Elfenbeinen abgeleitet sein mag.

c) Während die Bildwerke a und b nach ihren Maßen und dem durchlaufenden Perlstab Glieder einer zusammenhängenden Folge gewesen sind, gehört der Kopf des bartlosen Heiligen in Vorderansicht mit dem ausgehöhlten Nimbus nach seinen Maßen — Höhe 0,22 m, Breite 0,19 m, Tiefe 0,40 m — einem anderen Zusammenhang an (Abb. 19). Der mit dem Hals abschneidende, auffallend breitschädelige Kopf wirkt für sich allein im Relief voller als das Heiligenbrustbild. Bei der starken, zum Teil wohl durch Hammerschläge verursachten Beschädigung sind von dem Gesicht nur noch Teile der Lidumrandung beider Augen — vom linken die sichelförmig eingearbeitete Iris — und die verstümmelten Ohren erhalten. Nase, Mund und Kinn sind abgeschlagen. Das Haupthaar scheint wie eine Kappe den Schädel überzogen zu haben. Der Hals ist im Verhältnis zur breiten Kinnlade schmal. Schon Gradmann<sup>63</sup> hat mit Recht auf die Ähnlichkeit mit römischen Bildwerken hingewiesen. Der Kopf erinnert so sehr an die zumeist in volleren Relief, teilweise sogar vollplastisch herausgearbeiteten Köpfe auf römischen Grabsteinen (Abb. 20), daß man das Stück tatsächlich für römisch halten könnte, wenn nicht der Nimbus die spätere Entstehung und der Lettenkohlesandstein die Zugehörigkeit zur Gruppe unserer Bildwerke beweisen würden.

<sup>63</sup> Das Rätsel von Regenbach, 1916, S. 32. — Mürdel, a. a. O., S. 160 f.

Abb. 18. Märtyrer aus Unterregenbach. Vergleichstafel. 1. Unterregenbach. — 2. Mithrasstein aus S. Andrae von dem Hagental. München, Museum antiker Kleinkunst. — 3. Desgl. aus Heddernheim. Wiesbaden, Landesmuseum Nassauischer Altertümer. — 4. Desgl. aus Dieburg. — 5. Römischer Aureus, Anfang 5. Jahrhundert. Schatzfund von Großbodungen Kreis Worbis. Nach H. Reinert, Vorgesichte der deutschen Stämme, I, 1940, Taf. 164, Nr. 2. — 6. Reiterstein von Hornhausen, 7./8. Jahrhundert. Halle, Provinzialmuseum. — 7. Bibel aus Grandval, 9. Jahrhundert. London, Britisches Museum, Add. 10546. — 8. Jeremias aus der sogenannten Alkuin-Bibel. Tours, 834—843. Bamberg, Staatliche Bibliothek (Class. 5). — 9. Kopf eines reitenden Jägers, 9. Jahrhundert. Rom, S. Saba. — 10. Ludwig der Fromme, 814—840. Münzbild. Paris, Münzkabinett. Nach Hamann-McLean, Frühe Kunst im westfränkischen Reich, 1939, Abb. 39.

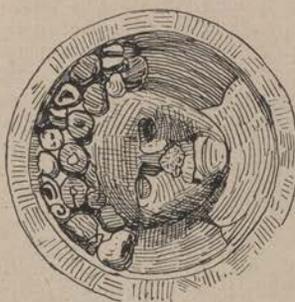


Abb. 19. Kopf in Vorderansicht aus Unterregenbach.  
Stuttgart, Altertümersammlung im Alten Schloß.

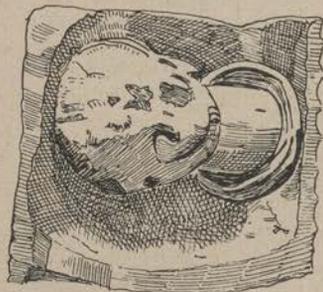
Die stilgeschichtliche Einstufung ist in dem überkommenen Zustand kaum möglich. Immerhin möchte ich glauben, daß der breitgerundete Schädel, das ovale Gesicht und die brillenartig umrandeten Augen den Köpfen der Wandmalereien von Mals (Hl. Gregor und Hl. Stephanus)<sup>64</sup> näher stehen als den Köpfen von Naturns. Aus dem gleichen Grunde muß, zumal da wir den Umfang und die Zusammenhänge des sicherlich nur noch in einem Bruchteil seines ursprünglichen Bestandes erhaltenen Zyklus nicht kennen, auf die nähere Bestimmung des Heiligenkopfes verzichtet werden.

d) Die ungefähr gleiche Höhe — 0,29 m — wie der Heiligenkopf c hat das 0,60 m breite Werkstück mit dem von der örtlichen Überlieferung als „Lindwurm“ bezeichneten Drachen (Abb. 21). Die Tiefe des Steins beträgt oben 0,35 m und an der Unterkante 0,16 m. Das Bildwerk war als einziges von der Gruppe nicht in die Außenmauer der Kirche eingelassen, sondern lag 1914 frei

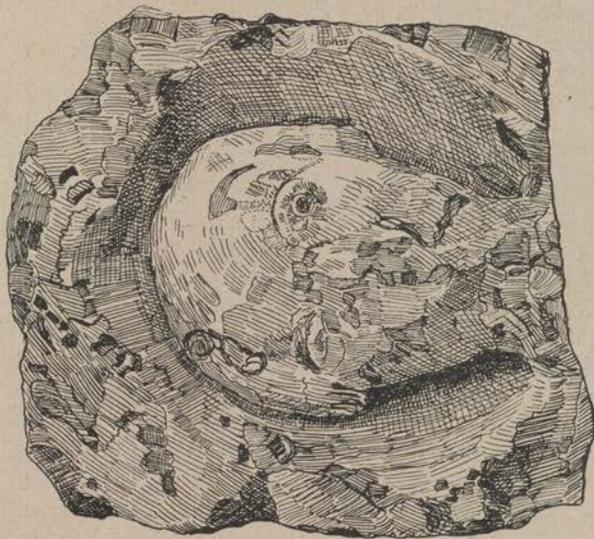
<sup>64</sup> Josef Garber, Die romanischen Wandgemälde Tirols, 1928, Abb. 14 und 15.



2. GLOBASNITZ

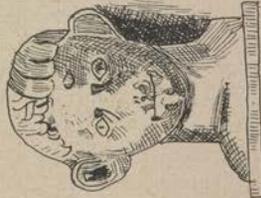


4. MAINZ

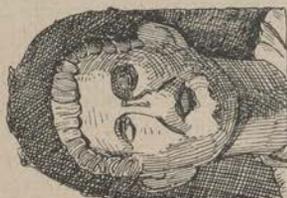


1. UNTERREGENBACH

*Chr.*  
1952.



3. BONN



5. MAILAND

Abb. 20. Kopf in Vorderansicht aus Unterregenbach. Vergleichstafel.

1. Unterregenbach. — 2. Von einem römischen Grabbau bei Globasnitz (Kärnten). Nach Rudolf Egger, Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Norikum, 1916, Abb. 73. — 3. Vom Ehrengabstein des M. Caelius, † 9 n. Chr. Gefunden in Xanten. Bonn, Rheinisches Landesmuseum. — 4. Von einem Soldatengrabstein. Mainz, Städtisches Altertumsmuseum. Germania Romana, 1932, Abb. 34, Nr. 5. — 5. Vom Familiengrabstein des C. Vettius. Mailand, Porta Nuova. Nach C. Romussi, Milano ne'suoi monumenti, I, o. J., Abb. 118.

auf der Kirhhofmauer südöstlich vom Kirchenchor. Gradmann hat das Untier anfänglich<sup>65</sup> für einen Drachen und erst später<sup>66</sup> für einen Basilisken gehalten. Baum<sup>67</sup> hat sich ohne eine nähere Begründung dieser Ansicht angeschlossen. Von den aus karolingischer Zeit bekannten vier Basiliskendarstellungen (Abb. 22, Nr. 7—10)<sup>68</sup> geben die Elfenbeintafeln von Genoels-Elderen im Brüsseler Musée des Arts décoratifs<sup>69</sup> und der Bodleian Library in Oxford<sup>70</sup> das Fabeltier mit Hahnenkopf, Krallenfüßen und langem Vogelschwanz (Brüssel) bzw. geringeltem Schlangengeiß (Oxford). Ein Buchdeckel der Vatikanischen Bibliothek<sup>71</sup> sogar als Hasen mit langem Schwanz und ein anderer in der Stroßmayerschen Galerie in Agram,<sup>72</sup> dessen Echtheit angezweifelt worden ist, als hasenähnlichen Vierfüßler mit langen Ohren, Krallenfüßen, kürzeren Hinterläufen und langer, dünner Rute mit verdicktem Ende.<sup>73</sup> Mit keinem dieser vier echten Basilisken, weder dem



Abb. 21. Flügeldrache („Lindwurm“) aus Unterregenbach.  
Stuttgart, Altertümersammlung im Alten Schloß.

Hahn mit Schlangenschwanz noch dem Hasentypus besteht in der Körperbildung ein näherer Zusammenhang, der die Deutung des Unterregenbacher Flügeldrachen als Basilisk rechtfertigen würde. Die beiden Beine sind nämlich nach ihrer anatomischen Bildung nicht die eines Vogels oder Kriechtieres, sondern

<sup>65</sup> Württembergischer Staatsanzeiger, 1914, Nr. 147.

<sup>66</sup> Das Rätsel von Regenbach, 1916, S. 30.

<sup>67</sup> Kataloge der Altertümersammlung in Stuttgart, III, 1917, S. 62.

<sup>68</sup> Von den im Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz aufbewahrten beiden bogenförmigen Werkstücken aus Ingelheim mit Darstellungen von basiliskenähnlichen „Meerdrachen“ (Adolf Zeller, Reste von Architekturteilen aus Ingelheim; in: Forschungen an karolingischen Bauten im Rheingau und in Rheinhessen, 3. Heft, 1937, S. 68, und Tafel XXV, Nr. 43 und 44) scheint mir der karolingische Ursprung nicht so gesichert zu sein, daß sie für die Beurteilung der Unterregenbacher Stücke in Frage kommen könnten.

<sup>69</sup> Adolph Goldschmidt, Die Elfenbeinskulpturen aus der Zeit der karolingischen und sächsischen Kaiser, I, 1914, Tafel I, 1.

<sup>70</sup> Goldschmidt, a. a. O., Tafel III, 3.

<sup>71</sup> Goldschmidt, a. a. O., Tafel VII, 13.

<sup>72</sup> Goldschmidt, a. a. O., Tafel IX, 15.

<sup>73</sup> Die Ähnlichkeit beider Hasen-Basilisken ist so groß, daß der schon mehr zum Raubtier umgedeutete Agramer Hase von dem des Vatikanischen Buchdeckels oder von einer beiden gemeinsamen, unbekanntem Vorlage abgeleitet sein muß, was auch durch den Vergleich der beiden Christusbilder bestätigt wird.

— wie das nach hinten eingeknickte rechte Bein beweist — die eines Huftieres. Sie kommen daher weder für einen Basiliken noch für einen — durchweg als Kriechtier dargestellten — Drachen in Frage. Zwischen den Beinen dieses Huftieres wölbt sich die Körperkontur wie der Bug eines Schiffes schräg nach unten vor. Vollends verdächtig ist der von Baum<sup>74</sup> als Hahnenkopf aufgefaßte Schädel des Tieres. Dieser weist mit der vorgebuckelten Stirn und dem eingezogenen Kinn alle Merkmale eines Rinder- bzw. Stierkopfes auf, und zwar eines Stieres, der mit seinen kurzen Hörnern zum Stoß ansetzt.<sup>75</sup> Mit dieser Deutung stimmen dann die Huftierbeine und der nun als Wamme zu erklärende Bug überein. Wir können sogar in dieser Richtung noch einen Schritt weitergehen. Die Beinstellung — linkes Bein vorgesprenzt, rechtes auf das Knie aufgestützt — ist nicht die des Schreitens, sondern des Zusammenbrechens. Nachdem nun die vordere Hälfte als Stierkörper erkannt ist, fällt es nicht mehr schwer, das Vorbild zu diesem Stellungsmotiv nachzuweisen. Es ist der zusammenbrechende Stier der im Limesgebiet so zahlreichen Mithrasdenkmäler (Abb. 22, Nr. 2 und 3). Das Unterregenbacher Fabeltier ist daher nichts anderes als die Verbindung des Mithrasstieres mit dem in frühchristlicher Zeit in den Mittelmeerländern unter entscheidender Mitwirkung des Jonas-Ungeheuers entwickelten Flügeldrachen (zu vergleichen der Meerdrache des Theodota-Sarkophages in Pavia, um 720). Ein in allen Teilen mit dem Unterregenbacher Stierdrachen übereinstimmendes Fabeltier ist bis jetzt, soweit ich sehen kann, im karolingischen Bilderkreis noch nicht nachgewiesen worden. Als nächste Verwandte dürfen die aus dem Vorderteil eines Stieres und einem geringelten Schlangengeleib mit Fischschwanz zusammengesetzten Meeresungeheuer in Handschriften der Schreibschule von Tours aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts angesehen werden (Abb. 22 Nr. 5 und 6). Diese sind jedoch im Gegensatz zu dem Unterregenbacher Drachen flügellos und unterscheiden sich von diesem auch durch den Fischschwanz. Sie sind die Abkömmlinge der den Hippokampen verwandten, ebenfalls flügellosen Seestiere mit Fischschwanz, von welchen sich ein seltenes Beispiel in einem römischen Fußbodenmosaik in Unterlunkhofen (Schweiz) erhalten hat (Abb. 22, Nr. 4).<sup>76</sup> Die Herkunft des Stiermotivs aus den östlichen Mittelmeerländern in Verbindung mit dem Mithraskult darf als sehr wahrscheinlich angenommen werden. Ebenso die Übertragung eines vorchristlichen Mythos wie etwa der Überwindung des Minotaurus durch Theseus in die christliche Vorstellungswelt, wie sie durch das Zusammenbrechen des Ungeheuers ausgedrückt ist. Leider können wir uns bei der bruchstückweisen Erhaltung des Bilderzyklus den zweifellos vorauszusetzenden Zusammenhang dieses Minotaurus von Unterregenbach mit seinem Überwinder (= Christus) nicht mehr rekonstruieren. An der einzigartigen Bedeutung des Bildwerkes für die Kenntnis der karolingischen Ikonographie ändert dies jedoch nichts.

Ebenso komplex wie die zoologische Gestalt des Stierdrachens ist auch sein Stilcharakter, der eine Mischung von provinziäl-römischer Überlieferung und autochthonem Gestaltungswillen darstellt. Der schraubenförmig in die Bildtiefe

<sup>74</sup> Kataloge der königlichen Altertümersammlung in Stuttgart, III, 1917, S. 62.

<sup>75</sup> Durch die Brandbeschädigung von 1944 ist der charakteristische Schädelkontur des Tieres gegenüber dem Zustand, den die von Gradmann und Baum veröffentlichten Aufnahmen zeigen, womöglich noch deutlicher herausgekommen. Für die kurzen Hörner zu vergleichen die Stierbilder der Mithrasdenkmäler von Osterburken, Heddernheim und Neuenheim (Germania Romana, 1922, Tafel 66 und 67).

<sup>76</sup> Felix Stähelin, Die Schweiz in römischer Zeit, 1931, Abb. 85.



7. BUCHDECKEL  
LORSCH

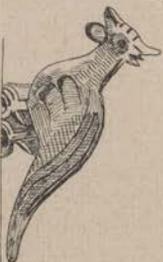


8. AGRAM

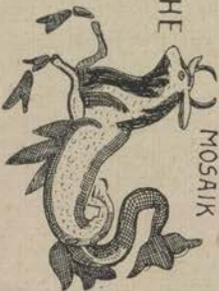
BASILISKEN  
8/9. JHD.  
ELFENBEIN



9. GENOELS-ELDEREN  
OXFORD



4. UNTERLUNKHOFFEN  
MOSAİK  
STIERDRACHE  
RÖMISCH



3. OSTERBURKEN  
MITHRASSTIER



5. BIBEL GRANDVAL 1. UNTERREGENBACH  
STIERDRACHEN  
KAROLINGISCH



6. LENINGRAD  
EVANGELIAR

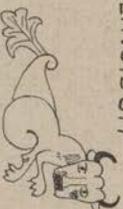


Abb. 22. Flügeldrache aus Unterregenbach. Vergleichstafel.

1. Unterregenbach. — 2. Zusammenbrechender Stier vom Mithrasstein in Heddernheim. Wiesbaden, Landesmuseum Nassauischer Altertümer. — 3. Desgl. vom Mithrasstein aus Osterburken. Karlsruhe, Badisches Landesmuseum. — 4. Seeotter, römisches Mosaik aus Unterlunkhofen. Aarau, Antiquarium, F. Stähelin, Die Schweiz in römischer Zeit, 1931, Abb. 85. — 5. Desgl. Bibel aus Grandval, 834–843. London, Britisches Museum, Add. 10546. — 6. Desgl. Evangeliar des 9. Jahrhunderts, Leningrad, Bibl. Q. v. I. Nr. 21. — 7. Basilisk, Elfenbeintafel aus Kloster Lorsch, 9. Jahrhundert. Rom, Vatikan, Museo Cristiano. — 8. Desgl. Elfenbeintafel, 9. Jahrhundert (?). Agram, Strobmayerische Galerie. Vgl. Ad. Goldschmidt, Die Elfenbeinskulpturen aus der Zeit der karolingischen und sächsischen Kaiser, I, 1911, S. 14 f. und Taf. IX, 15. — 9. Desgl. Elfenbeintafel aus Genoels-Elderen, Ende 8. Jahrhundert. Brüssel, Musée des Arts décoratifs. — 10. Desgl. Elfenbeintafel, 8./9. Jahrhundert. Oxford, Bodleian Library.

gedrehte Schlangenleib des Seestieres von Unterlunkhofen wird in Unterreggenbach als einfache Schleife in die Fläche projiziert und im Sinne des nordischen Drachenornaments bandartig in die Länge gezogen. Provinzialrömische und irisch-angelsächsische Überlieferung, von einem fränkischen Künstler schöpferisch zusammengefaßt, ergeben hier eine neue karolingische Form. Der fortgeschrittene Zustand dieser Formverschmelzung gestattet die zeitliche Bestimmung durch einen einigermaßen gesicherten Terminus post, den wir in dem zwischen 777 und 778 entstandenen Tassilo-Kelch von Kremsmünster besitzen.<sup>77</sup> Die in sich verschlungene S-Form des angelsächsischen Drachens im Dekor des Kelches ist in Unterreggenbach im Sinne einer antiken Renaissance überwunden. Ein ebenso sicherer Terminus ante läßt sich dagegen nicht nachweisen. Jedoch deutet



Abb. 23. Weinranke aus Unterreggenbach. Stuttgart, Altertümersammlung im Alten Schloß.

das Nachwirken des provinzialrömischen Mithrasstieres auf eine sehr bestimmte römische Orientierung hin, die wir lieber für die Zeit Karls des Großen bzw. Ludwigs des Frommen als für das späte 9. Jahrhundert annehmen möchten.

e) Bruchstück (Schräge mit oberer Platte) mit wellenförmiger Weinranke in vollgerundetem Relief (Abb. 23). Die untere Lagerfläche des Steins abgebrochen. Die Blätter fächerförmig, die Trauben volloval. Höhe 0,20 m. Breite 0,28 bis 0,30 m. Tiefe 0,20 m. Gefunden 1914 in der Gründung der 1581 abgebrochenen Nordwestecke der Kirche zusammen mit einer bei der Auffindung abgebrochenen Traube, die im rechten Winkel an den Rankenfries angeschlossen war.<sup>78</sup> Nach diesem Befund hat Gradmann<sup>79</sup> mit Recht das Bruchstück als Teil eines „Pfeilerkapitälts oder Kämpferwürfels“ angesehen. Die Schräge verläuft nach Mürdel im Winkel von fast 45 Grad gegen die senkrechte Seite der oberen

<sup>77</sup> Günther Haseloff, Der Tassilokelch, 1951, S. 1.

<sup>78</sup> Mürdel, a. a. O., S. 158.

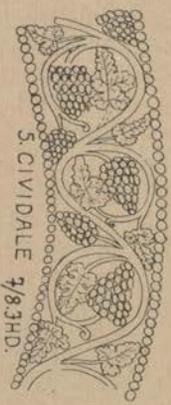
<sup>79</sup> Staatsanzeiger, 1914, S. 147.



9 ROM  
SARKOPHAG DES  
JUNIUS BASSUS †359



7 RAVENNA MAXIMINKATHEREDRA 63HD.



5 CIVIDALE  
7/8JHD.



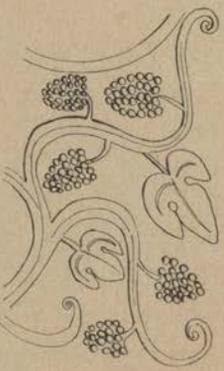
4 PAVIA THEODOTA-SARKOPHAG UM 720



3 RAVENNA  
S. APOLLINARE IN  
CLASSE  
806 - 810.



8 TOULOUSE LA DAURADE  
5. JHD.



6 SOISSONS SARKOPHAG DRAUSIUS  
† GEGEN 680



1 UNTERREGENBACH.

*Chr*  
1192



a



b

2 a. b. MONZA BIBEL 1H. 9. JHD

Abb. 24. Weinranke aus Unterreggenbach. Vergleichstafel. 1. Unterreggenbach. — 2 a, b. Bibel aus Monza (Bibl. Capit. Gl), um 809, Schule von Tours. — 3. Ravenna, S. Apollinare in Classe, Ziborium des Hl. Eleucadius, 806—80810. — 4. Pavia, Museo Civico, Sarkophag der Theodota, um 720. — 5. Cividale, S. Maria in Valle, 7./8. Jahrhundert. — 6. Soissons, Sarkophag des Hl. Drausius, † gegen 680, Paris, Louvre-Museum. — 7. Ravenna, Dom, Elfenbeinkathedra des Bischofs Maximilianus, Mitte 6. Jahrhundert. — 8. Toulouse, Notre Dame de la Daurade, Marmorsäule, 5. Jahrhundert. — 9. Rom, Peterskirche, Sarkophag des Konsuls Junius Bassus, † 359.

Platte. Das Material — Lettenkohlesandstein — stimmt mit a bis d überein. Die Weinranke als Symbol der Eucharistie findet sich seit frühchristlicher Zeit häufig an kirchlichen Ausstattungsstücken, an Wandmalereien und in der Bauplastik. In der Form der Darstellung geht sie auf profane Vorbilder in der römischen und griechischen Kunst zurück. Als Motiv hält sie sich mit und ohne eine symbolische Beziehung in gleichbleibender Form bis in die gallo-römische Zeit hinein (Abb. 24). In karolingischer Zeit unterscheiden wir zwei deutlich voneinander getrennte Darstellungsgruppen: Eine *venetisch-illyrische*, herkömmlich als „langobardischer Kerbschnittstil“ bezeichnet,<sup>80</sup> und eine von dieser völlig unabhängige *fränkische*. In der mit ihrem Schwerpunkt in die Regierungszeiten Karls des Großen (768—814) und Ludwigs des Frommen (814—840) fallenden venetisch-illyrischen Gruppe wurden Rankenstengel und Zweige kernschnittmäßig zu flachen dreisträhnigen Bändern umgeformt, die Trauben herzförmig dargestellt und mit einem Randsteg umgeben, das dreilappige Weinblatt dagegen in schematischer Form beibehalten (Abb. 24, Nr. 3. Ravenna, S. Apollinare in Classe, vom Ziborium des Hl. Eleucadius, 806—810). In der fränkischen Gruppe hat sich wohl auf Grund gallo-römischer Überlieferung (Abb. 24, Nrn. 6 und 8, Daurade in Bordeaux, Drausinus-Sarkophag in Soissons) die Weinranke in der naturnäheren antiken Form erhalten. Nur das tief eingeschnittene drei- bzw. fünfblattige Weinblatt wurde im Sinne einer in karolingischer Zeit sich vollziehenden Umbildung des Akanthusblattes zumeist als siebenlappiger Blattfächer dargestellt (Bronzegitter des Aachener Domes, um 800,<sup>81</sup> und das Rankenornament der aus der Zeit Alkuins, 796—804, stammenden Bibelhandschrift aus Monza, Bibl. Capit. G I, f. 318<sup>82</sup>) (Abb. 24, 2 a). Auf Grund dieser Formübereinstimmung werden wir die Unterregenbacher Weinranke der fränkischen Gruppe zuweisen dürfen.

f) In der nördlichen Außenwand der Pfarrkirche, westlich von der Emporkapelle war bis 1914<sup>83</sup> in 3 m Höhe ein 0,27 m hoher, 0,49 m breiter und 0,19 m tiefer Quader in die Mauer eingelassen, dessen Ansichtseite in Kapitalbuchstaben folgende *In s c h r i f t* trägt (Abb. 25):

ALUTEANIMAIL  
MPERVENERUNT  
ASCORUMBEAT

Die Inschrift ist, soweit ich sehe, zuerst 1865 von Bunz,<sup>84</sup> nach ihm 1907 von Gradmann im Württembergischen Denkmälerwerk,<sup>85</sup> 1916 im „Rätsel von Regenbach“ und endlich 1926 in den „Kunstwanderungen“<sup>86</sup> veröffentlicht worden, mit dem hypothetischen Ergebnis, daß der *il(lustris dominus)*, auf welchen die Inschrift bezogen werden könne, ein Herzog Hermann von Schwaben — vermutungsweise Hermann I, 926—948 — gewesen sei. Die Heiligen, deren Gebeine, wie aus dem

<sup>80</sup> E. A. Stükelberg, Langobardische Plastik, 1909. — Rudolf Kautzsch, Die römische Schmuckkunst in Stein vom 6. bis zum 10. Jahrhundert; in: Römisches Jahrbuch für Kunstgeschichte, III, 1939, S. 3 ff.

<sup>81</sup> Für den früheren Ansatz der Weihe der Aachener Pfalzkapelle vgl. Heinrich Schiffers, Der Reliquienschatz Karls des Großen, 1951, S. 15 ff.

<sup>82</sup> Köhler, a. a. O., I, 1933, Tafel 9.

<sup>83</sup> Mürdel, a. a. O., S. 140.

<sup>84</sup> Würt. Franken, 1865, S. 96.

<sup>85</sup> Eduard von Paulus und Eugen Gradmann, Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Jagstkreis, 1907, S. 292.

<sup>86</sup> Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern, 2. Auflage 1926, S. 146.

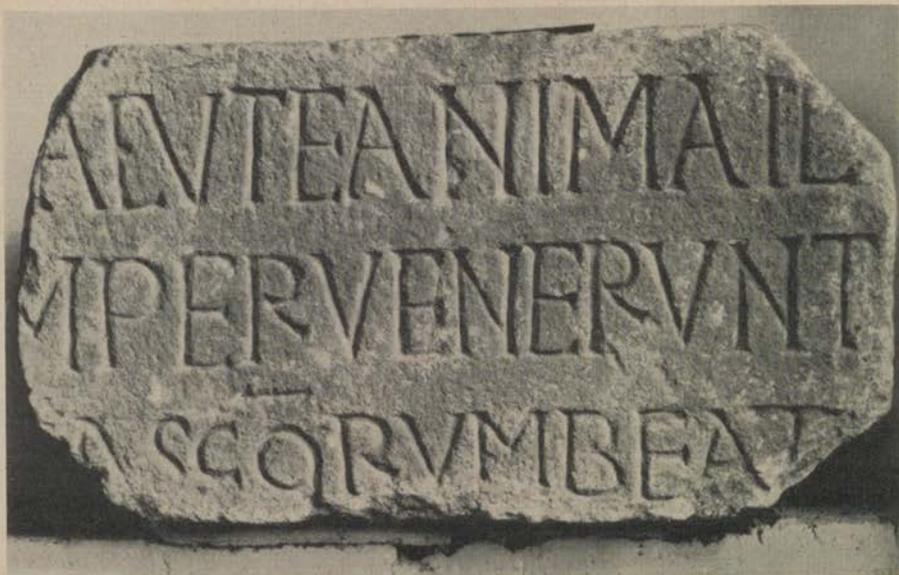


Abb. 25. Inschriftstein aus Unterregench.  
Stuttgart, Altertümersammlung im Alten Schloß.

Pervenerunt der Inschrift gefolgt worden ist, nach Unterregench gelangt waren, sollen nach ihm Vitus, Modestus und Crescentia gewesen sein. Da beide Hypothesen, gegen welche Mürdel<sup>87</sup> schwerste Bedenken geäußert hat, von der irrthümlichen Voraussetzung ausgehen, daß die Inschrift dem 10. Jahrhundert zuzuweisen sei, erübrigt sich hier eine Stellungnahme sowohl zu der Frage des *illustis dominus*, als auch in der nach den Heiligenkörpern, die nach Unterregench gelangt waren. Denn die geschichtliche Situation verschiebt sich gegenüber der Auffassung Gradmanns um mindestens 120 Jahre rückwärts.

Die Inschrift ist Fragment, das, wie schon Gradmann und Mürdel erkannt haben, nach links und rechts eine Fortsetzung gehabt haben muß. Von den Rekonstruktionsversuchen wird man dem von Gradmann 1916<sup>88</sup> und von Mürdel 1944/48<sup>89</sup> veröffentlichten Vertrauen schenken können:

(Hoc opus structum est pro s)	ALUTEANIMAIL	(lustris domni)
(postquam in istum locu)	MPERVENERUNT	(Gradmann)
	(pignor)	ASCORUMBEAT (orum martyrum ...)
	(pro s)	ALUTEANIMAIL (lustris in hunc)
	(locu)	MPERVENERUNT (Mürdel)
	(corpor)	ASCORUMBEAT (i oder ae)

Da beide Rekonstruktionsversuche und die daran anschließenden Erklärungen von der Voraussetzung ausgehen, daß die Inschrift dem 10. Jahrhundert angehöre, muß zunächst deren genauere Entstehungszeit und die mit dieser zusammenhängende Frage der Zugehörigkeit zu der Gruppe der karolingischen Bildwerke

<sup>87</sup> Mürdel, a. a. O., S. 143 ff.

<sup>88</sup> Rätsel von Regench, 1916, S. 30.

<sup>89</sup> A. a. O., S. 140 ff.

a—e geklärt werden. Schon Gradmann hat die klassische Form der nach römischen Vorbildern gebildeten Kapitalbuchstaben hervorgehoben, ohne jedoch aus dem Entwicklungsgrad der Buchstabenform und des Schriftbildes die entsprechenden Folgerungen für einen engeren Zeitansatz zu ziehen. Trotz der im allgemeinen gleichbleibenden Formen der römischen Kapitalbuchstaben haben sich doch im Verlaufe der nachrömischen Entwicklung, vor allem in der Schreifschrift, gewisse Spielformen entwickelt, die von dieser aus in die in Stein gehauene oder in Metall geschnittene Monumentalschrift übergegangen sind. Für die Datierung der Unterregenbacher Inschrift sind wichtig die Buchstaben R, N, M, E, A und die Form des Abkürzungsstriches über SCORUM in der dritten Zeile (Abb. 26). Beim R endet noch ganz im Sinne einer im 6. Jahrhundert aufkommenden und im späten 9. Jahrhundert wieder verschwindenden Variante das verkürzte Schwänzchen im leichten Aufwärtsschwung über der Fußlinie. Der von diesem mit der unteren Kurve des Bauches gebildete Winkel ist vom Stamm abgesprengt. Bei allen drei N schließen die Schrägstriche unter den oberen bzw. über den unteren Sporen der Stämme an. Beim M ist der Winkel zwischen den Stämmen an die inneren Enden der Kopfsporen angehängt. Die Spitze des Winkels reicht nur bis zur halben Höhe des Buchstabens hinunter. Beim E hat der mittlere Balken die gleiche Länge wie der obere und untere. Beim A greift der rechte Schenkel mit dem einseitig nach links gerichteten Kopfsporen über den linken Schenkel und wird von diesem gestützt. Bei dem mittleren A der ersten und dem rechten der dritten Zeile hängt der Buchstabe nach links über. Die Querstriche sind mit geringen Abweichungen waagrecht. Der Abkürzungsstrich über der dritten Zeile hat an den Enden auf- und abwärts gerichtete Widerhaken.

Auf das Vorkommen des kurzgeschwänzten R in der Inschrift des dem 6. Jahrhundert zugeschriebenen Rignetrudis-Grabsteins im Bonner Provinzialmuseum hat schon Mürdel<sup>90</sup> hingewiesen. Späte Beispiele neben Rückbildungen im Sinne der klassischen Form finden wir auf der Grabplatte des Klosterlehrers in Lorsch,<sup>91</sup> die nach dem sachkundigen Urteil von Konrad F. Bauer spätkarolingisch, das heißt dem vorgeschrittenen 9. Jahrhundert zuzuweisen ist. In der Bauinschrift von Gingen (Oberamt Geislingen)<sup>92</sup> vom Jahre 984 ist das kurzgeschwänzte R ganz verschwunden. Wir werden daher kaum fehlgehen, wenn wir das Aufkommen dieser Sonderform in merowingische und das Verschwinden in spätkarolingische Zeit setzen. Die geringe Zahl monumentaler Schriftdenkmäler der Karolingerzeit läßt hier noch kein sicheres Urteil zu. In der Monumentalschrift scheint dieser kurze Schwanz nicht entstanden zu sein. Dieser sieht mehr wie eine unter dem Eindruck des griechischen P durch die Schreibfeder gefundene Abkürzung aus. Dafür spricht die mit Unterregenbach übereinstimmende R-Bildung in einer der Alkuin-Zeit (796—804) angehörenden Handschrift der Schule von Tours (Leiden, Universitätsbibliothek, Voß. Lat. Nonius Marcellus. Fol. 73 b<sup>93</sup>). Die Bildung des N mit dem über und unter dem Fuß bzw. Kopfende der Stämme ansetzenden Schrägstrich mag auf dem Umwege über die irisch-angelsächsische Schrift aus dem griechischen Alphabet übernommen worden sein. Ansätze zu einer solchen N-Bildung finden sich neben reinen Kapital-N auch auf

<sup>90</sup> A. a. O., S. 141.

<sup>91</sup> Friedrich Behn, Die karolingische Klosterkirche von Lorsch an der Bergstraße, 1934, S. 114 f. und Abb. 44.

<sup>92</sup> Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Oberamt Geislingen, bearbeitet von Julius Baum, 1914, Abb. S. 123.

<sup>93</sup> Köhler, a. a. O., I, 1933, Tafel I, 7.

A	E	M	N	R		Grabstein des M. CAELIUS, † 9 n. Chr. Bonn, Rheinisches Landesmuseum
AA	E	M	N	R		Grabstein der RIGNETRUDIS, aus Vochem. 6. Jahrhundert. Bonn, Rheinisches Landesmuseum
AA	€ E	M	N <sub>N</sub>	RR		Poitiers, Hypogaeum, 7. Jahrhundert. (Gemalte Inschrift)
AA	EE	MM	N	R		Elfenbeintafel aus Genoels-Elderen. Ende 8. Jahrhundert. Brüssel, Musée des Arts décoratifs
A	E	m	N	R	↪	Evangeliar. Ende 8. Jahrhundert. Trier, Domschatz, 61 (134)
A	E	M	N	R	↪	Unterreggenbach, um 800
A	E	M	N	R		Germigny-des-Prés, Kirche, zwischen 805 und 818
A	E	M	N	R	↪	Evangeliar aus S. Maria ad Martyres. 9. Jahrhundert. Trier, Stadtbibliothek. Cod. 23
A	E	M	N	R		Altarinschrift, Petersberg bei Fulda, 836
A	E	M	N	RR		Grabstein eines Klosterlehrers, Lorsch. Nach K. Bauer und F. Behn vorgeschrit- tenes 9. Jahrhundert
A <sup>q</sup>	E	M	N	RR		Bronzetüren am Mainzer Dom, 975—1011

Abb. 26. Die Einordnung der Regenbacher Inschrift in die frühmittelalterliche Schriftentwicklung.

dem weiter oben erwähnten Rignetrudis-Stein. Die Zusammenhänge sind auch hier noch wenig geklärt. Deutlicher am Ende des 7. Jahrhunderts auf dem Sarkophag der Äbtissin Theodehilde in Jouarre und an der Wende des 8. zum 9. Jahrhundert am Ambo von Romainmôtier. Gleichzeitig mit diesem etwa die Kapital-N auf den Elfenbeintafeln von Genoels-Elderen (Brüssel, Musée des Arts décoratifs)<sup>94</sup> und in dem byzantinisch beeinflussten Evangeliar im Trierer Domschatz,

<sup>94</sup> Nach Adolph Goldschmidt (Die Elfenbeinskulpturen aus der Zeit der karolingischen und sächsischen Kaiser, 1914, S. 8 f. und Tafel I, II) an den Anfang der Handschriften-gruppe des Ada-Evangeliers, das heißt ans Ende des 8. Jahrhunderts gesetzt. Dagegen von Wilhelm Köhler (Die Denkmäler der karolingischen Kunst in Belgien, in: Clemen, Belgi-sche Kunstdenkmäler, I, 1923, Nr. 3 f) für „erheblich älter“ gehalten.

61 (134). Dazu ein sicher datiertes N mit einer Unterregenbach ähnlichen Bildung in der Inschrift des Apsismosaiks von Germigny-des-Prés (799—818). Demgegenüber zeigen das von Goldschmidt<sup>95</sup> ins 9. Jahrhundert gesetzte Evangeliar aus S. Maria ad Martyres in Trier (Stadtbibliothek, Codex 23) ebenso wie die jüngere Lorscher Inschrift bereits die Umbildung zum reinen römischen Kapital-N. Die von dem römischen Vorbild abweichende Bildung des M mit dem hochsitzenden, an die inneren Enden der Kopfsporen angehängten Winkel findet sich ziemlich genau — nur mit etwas höher liegendem Winkelscheitel — in der Inschrift des Hochaltars der 836 vollendeten Petersbergkirche bei Fulda. Als Parallele in der Schreibrift sei auf ein M der Initium-Seite des oben genannten Trierer Evangeliars von S. Maria ad Martyres verwiesen.<sup>96</sup> Dagegen sitzt wiederum in der Lorscher Inschrift im Sinne des römischen Kapital-M der Scheitel des Winkels fast auf der Fußlinie auf und seine Schenkel schließen enger an die Stämme an. Unverändert gegenüber dem römischen Vorbild ist das Kapital-E unserer Inschrift geblieben, dessen mittlerer Balken die gleiche Länge wie die Kopf- und Fußbalken hat. Die gleiche Form, nur in roherer Ausführung, findet sich in einem in der Reichenauer Münsterkirche gefundenen Inschriftfragment, das von einem um 816 oder 823 errichteten Altarziborium stammt. Da der gleichlange Mittelbalken des E sowohl im 6. Jahrhundert auf dem Rignetrudis-Stein, als auch um 1000 in der Inschrift der von Erzbischof Willigis (975—1011) gestifteten Bronzetüren des Mainzer Domes — hier schon neben dem unzialen E- und ebenso auf der bronzenen Grabplatte des 1080 gefallenen Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden im Merseburger Dom — vorkommt, kann die Form dieses Buchstabens für die engere zeitliche Einkreisung der Inschrift nicht in Frage kommen. Aufschlußreicher ist dafür das A mit dem nach links übergreifenden Kopfsporen. Dieses unter griechischer Einwirkung in der römischen Schreibrift als Quadrata entwickelte A hält sich als geschriebene und geschnittene Form bis in die Zeit Karls des Großen (Abb. 26. Trier, Stadtbibliothek, Codex 23, und Elfenbeintafeln aus Genoels-Elderen). Schon in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts (Fulda-Petersberg, 836) — in der Buchschrift etwas früher — werden zusammen mit einer Linksverlängerung des Kopfsporens die beiden Schenkel des Buchstabens auseinandergezogen, so daß an Stelle des Dreiecks über dem Querstrich ein Trapez entsteht. Diese Trapezform hält sich mehr oder weniger ausgesprochen durch das 9. und 10. Jahrhundert hindurch (Lorsch, Gingen) und wird an den Mainzer Bronzetüren neben den älteren Formen durch Verlängerung des Kopfsporens zum Strich und weiteres Auseinanderziehen der Schenkel stärker betont. In Unterregenbach fallen die nach links überhängenden A der ersten und dritten Zeile auf, eine Anomalie, die wohl weniger auf eine Ungeschicklichkeit in der Vorzeichnung als auf eine in der Schreibrift durch die Federhaltung bedingte Gewöhnung zurückzuführen ist. Entwicklungsgeschichtlich darf daher das Unterregenbacher A zwischen die Buchdeckel von Genoels-Elderen — zweite Hälfte 8. Jahrhundert — und die Altarinschrift von Fulda-Petersberg — um 836 — gesetzt werden. Bei der geringen Zahl erhaltener karolingischer Monumentalinschriften in Stein erscheint die Form des Abkürzungszeichens über der dritten Zeile — waagerechter Strich mit Widerhaken an beiden Enden — zunächst ungewöhnlich. Jedoch sind ähnlich Hakenansätze in der fränkischen Buchmalerei seit dem 8. Jahrhundert zu belegen. Der schräge Endsporen kommt bei einem Ab-

<sup>95</sup> Adolph Goldschmidt, Die deutsche Buchmalerei, I, 1928, Tafel 7.

<sup>96</sup> Adolph Goldschmidt, Die deutsche Buchmalerei, I, 1928, Tafel 9.

kürzungsstrich auf den Elfenbeintafeln von Genoels-Elderen und — in Verbindung mit einem S-förmigen Kreuzungsstrich — innerhalb der Handschriften der Adagruppe vor. Im 9. Jahrhundert wird der Abkürzungsstrich zu einer Form vereinfacht, die dem liegenden Kapital-I mit schräg oder rechtwinklig angesetzten Sporen entspricht. Diese Form findet sich in der Altarinschrift von 836 auf dem Petersberg bei Fulda, ebenso in turonischen Handschriften der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Die reduzierte Form bleibt dann ohne eine grundsätzliche Änderung durch das ganze Mittelalter hindurch bestehen. Aus dieser Übersicht folgt, daß der Unterregenbacher Abkürzungsstrich der ältesten, vorwiegend dem 8. Jahrhundert zuzuweisenden Gruppe angehört und offenbar älter ist als die Petersberger Altarinschrift von 836. Zu dem gleichen Ergebnis führt die Beurteilung des Schriftbildes, das neben altertümlichen Zügen eine ungewöhnliche Sorgfalt und Klarheit in der Durchbildung der Antiquabuchstaben, der Zeilenreihen und ihrem Verhältnis zu den diese trennenden Leerstreifen verrät. An den Enden der Buchstabenstämme, -balken und -schenkel sitzen nach römischem Antiquavorbild dreieckige, zum Teil ziemlich weit ausladende Sporen. Die Buchstaben stehen im Vergleich zu römischen Inschriften dicht gedrängt und sind auffallend schlank, die Zwischenräume mit wenigen Ausnahmen gleichmäßig breit. Worttrennungen sind weder durch Punkte noch durch weitere Zwischenräume gekennzeichnet. Der Bildhauer hat sich — wie schon Mürdel<sup>97</sup> bemerkt hat — die Fuß- und Kopflinien der Zeilen mit dem Meißel vorgezeichnet. Das Abnehmen der Zeilenhöhen nach unten leitet Mürdel mit Recht aus dem Bestreben ab, die drei Zeilen der Inschrift auf dem zur Verfügung stehenden Werkstück unterzubringen. Es beweist aber auch, daß der Bildhauer ohne Vorlage gearbeitet hat. Die Zusammendrängung der Buchstaben und ihre schlanke Form wird man zunächst aus der für die Inschrift zur Verfügung stehenden Fläche erklären müssen. Daneben darf aber auch, wie die Schrift der Elfenbeintafeln von Genoels-Elderen, vor allem aber das harmonische Verhältnis zwischen den Einzelteilen und dem ganzen Buchstaben beweist, ein auf schlanke Bildung gerichtetes Kunstwollen angenommen werden. Die ohne Worttrennung durchlaufende Buchstabenreihe finden wir um 836 bei der Petersberger Altarinschrift und in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts auf der Lorscher Grabplatte wieder, während bei der Gingere Inschrift von 984 die Worttrennung durchgeführt ist. Dagegen scheinen die mit dem Meißel vorgearbeiteten, zum Teil noch sichtbar gebliebenen Zeilenlinien ein Rückstand aus älterer fränkischer Zeit zu sein, in welcher — wie beim Grabstein des Kindes Barbario in Trier — die Trennungslinien deutlicher stehen geblieben sind oder — wie bei den Bertisind- und Radelindgrabsteinen in Mainz<sup>98</sup> — geradezu als dekorative Teilungslinien des Schriftbildes aufgefaßt sind. Für eine frühkarolingische Zeilenfassung dieser Art besonders bezeichnend die beiden Elfenbeintafeln von Genoels-Elderen und als Parallele in der Buchschrift die Incipit-Seite des Lukasevangeliums in dem der Adagruppe (um 800) zugewiesenen Evangeliar, Harley 2788 im British Museum, London.<sup>99</sup> Wenn auch die Erinnerung an diese lineare Unterteilung des Schriftbildes innerhalb der karolingischen Epoche eher auf eine frühe Zeit hindeutet, so lassen doch nicht wenige jüngere Beispiele des 10. bis 12. Jahrhunderts wie die Inschriften auf der Grabplatte der Äbtissin Ruothildis von Pfalzel (bei Trier), um 1000, oder

<sup>97</sup> A. a. O., S. 140.

<sup>98</sup> Franz Xaver Kraus, Die altchristlichen Inschriften der Rheinlande, I, Tafel I, Nr. 2, und Tafel III, Nr. 2.

<sup>99</sup> Amadée Boinet, La miniature carolingienne, 1913, Tafel 14.

auf einem Patriarchalreliquienkreuz aus der Sammlung Schnütgen in Köln<sup>100</sup> es nicht ratsam erscheinen, dieses Kriterium, zumal bei der verblaßten Erhaltung in unserem Fall, als sicheres Datierungsmittel anzusehen. Aber auch wenn wir hier verzichten müssen, so gehen doch aus der altertümlichen Form einzelner Buchstaben der Zusammenhang mit der fränkischen Schrift der Merowingerzeit und aus der fast kongenialen Gestaltung der römischen Antiqua die Ende des 8. Jahrhunderts in den karolingischen Schreibstuben beginnende Neubelebung der Schreibkunst als Terminus post hervor. Da die schlanke Form der Buchstaben samt dem Schriftbild der Kapitalschrift auf den Elfenbeintafeln von Genoels-Elderen näher steht als der Altarinschrift von Fulda-Petersberg (836), so werden wir kaum fehlgehen, wenn wir die Unterregenbacher Inschrift in die Spätzeit der Regierung Karls des Großen, das heißt mit etwas weiterer Umgrenzung in die Zeit um 800 setzen. Dadurch ist der baugeschichtliche Zusammenhang mit den fünf Bildwerken bewiesen. Bildwerke und Inschrift sind aus ihrem Zusammenhang herausgelöste Relikte der karolingischen Kirche, deren Mauern unter und im Baukörper der bestehenden Pfarrkirche St. Veit gefunden worden sind.

### 3. Der romanische Neubau

a) Der Mauerverband. Von der als Nachfolgerin der Großen Basilika zu Beginn des 13. Jahrhunderts auf den Trümmern der karolingischen Konventskirche erbauten Pfarrkirche konnte bei dem überdeckenden Putz nur ein 7 m langer und durchschnittlich 1,40 m tiefer Streifen der nördlichen Außenwand der Kirche, der durch die Grabungen 1947 und 1948 freigelegt worden war, untersucht werden (Abb. 2 a, Gruben V und VIII und der östliche Teil von X). Der in Abb. 6 links von der Fuge C und in Abb. 27 wiedergegebene Verband liegt nach der Zuschüttung der Gruben wieder unter der Bodenoberfläche. Von dem Mauerstreifen ist nach Ausweis der Schwellenlage des in diesem sitzenden romanischen Portales vor der Ausführung der östlich vom Chor sich hinziehenden Dammmauer die untere Hälfte im Boden liegendes Fundament, die obere aufwändige Mauerwerk gewesen (Abb. 27). In diesem früheren, allem Anschein nach erst im Nachmittelalter geschaffenen Zustand ist das Gelände nördlich von der Kirche steiler nach Osten — das heißt nach der Hofwiese zu — abgefallen als heute. Der untere als Fundament angelegte Mauerstreifen besteht aus einem Mischverband von großen bis zu 65 cm langen, quaderähnlich bearbeiteten Blöcken und kleineren, zum Teil geröllartig abgeschliffenen Bruchsteinen in einer Schichtung ohne durchgehende Horizontalfugen. Der auf Sicht berechnete obere Streifen zeigt die gleiche Zusammensetzung aus Werkstücken kleineren Formats, jedoch mit einzelnen Ausgleichsschichten. Beim Anstoß C an die senkrecht abgearbeitete karolingische Mauer erscheint ein regelmäßiger Eckverband aus rechteckig gearbeiteten Bindern mit durchgehenden Horizontalfugen bis zum Portal B hin. In diesem Teil ebenso wie in der Zumauerung des Portales fallen die großen, langen Quadersteine auf, die bei der 1908 durchgeführten Grabung auch in den Mauerzügen der großen, beim Bau der Pfarrkirche in Trümmern liegenden Basilika von 1033 gefunden worden sind und von dieser stammen mögen.<sup>101</sup> Auch die übrigen Bausteine werden, soweit sie nicht von der Basilika entnommen worden sind, aus dem Schutt der Anfang des 13. Jahrhunderts auch noch stehenden Ruine der karolingischen Kirche stammen. Der der unregelmäßigen Zurichtung der

<sup>100</sup> Kraus, a. a. O., II, Nr. 428, und Tafel VII, 10 sowie Nr. 608, und Tafel XXVI, 1.

<sup>101</sup> Mürdel a. a. O., VIII, S. 102 ff.



Abb. 27. Unterreggenbach, Pfarrkirche. Mauerverband der Nordseite.

Steine entsprechende Mauerverband ist zeitlos und könnte ohne weiteres als Schwankung innerhalb der karolingischen Bauführung angesehen werden, wenn nicht so bestimmte Anzeichen wie die Art des Anschlusses an den karolingischen Mauerzug, die veränderte Gründung ohne Sockelvorsprung und die verschiedene Bogenabdeckung der Portale B und A den zeitlichen Abstand des östlichen Mauerzuges von dem bei C anschließenden karolingischen beweisen würden. Ebenso wie bei diesem fällt auch bei dem romanischen Mauerstreifen die zwar etwas verringerte, aber immer noch ungewöhnliche Mauerdicke von 0,90 m auf, die sich nach Osten durch einen Einsprung der Innenwand auf 1,30 m verstärkt. Sie beweist, daß die an das nördliche Seitenschiff der karolingischen Kirche angesetzte Kapelle ein Emporengeschoß gehabt hat, und daß östlich an diese Doppelkapelle ein turmartiger Aufbau mit je einem kleinen tonnengewölbten Chor im Erd- und Obergeschoß angeschlossen war.

b) Das romanische Portal (Abb. 8). Die mit der Schwelle, den beiden Gewänden und zwei Dritteln des Rundbogens (= 6 Bogensteinen) erhaltene Türöffnung, welche den Zugang zu der nördlich vom Chor gelegenen Seitenkapelle von Norden her gebildet hat, steht, soweit bei dem geringen Umfang der Freilegung zu erkennen war, im Verband mit dem angrenzenden Mauerwerk. Die älteste Schwelle lag um zwei Steinlagen, das heißt 0,40 m, unter dem heutigen Boden, der später — offenbar gleichzeitig mit der Abdämmung des nach Osten abfallenden Geländes — auf die heutige Höhe aufgeschüttet worden ist. Die Portalumrahmung scheint mit dem angrenzenden Mauerwerk in einer Bauführung versetzt worden zu sein. Der deckende Putz gestattet hier kein sicheres Urteil. Durch den Einbau einer neueren Fensteröffnung zerstört ist der östliche Bogenanfang, der vielleicht auch durch einen langen Anfängerstein wie auf der

Gegenseite gebildet worden war. Das auf diesen Anfängern sitzende Bogensegment ist aus breiten, keilförmigen Bogensteinen zusammengesetzt, deren Laibungs- und Rückenflächen teils gerade, teils in Anpassung an die Bogenlinie undeutlich gekrümmt sind. Das westliche Gewände besteht aus großen roh zugerichteten Werkstücken, die ohne Senkel aufeinandergeschichtet worden sind. Der Bogen läßt jedoch trotz aller Roheit und Ungleichmäßigkeit in der Ausführung eine verhältnismäßig fortgeschrittene Konstruktionsstufe erkennen, die ihn an das Ende der romanischen Zeit zu setzen gestattet. Die Entwicklung der Bogenkonstruktion (Abb. 28) beginnt in Deutschland nach dem allmählichen Absterben der karolingischen Überlieferung mit der im Beginn des 11. Jahrhunderts einsetzenden Invasion lombardischer Bauleute, vor allem in die großen kaiserlichen Bauhöfen von Limburg und Speyer. Die Lombarden bringen aus Oberitalien die im Ziegelbau entwickelte Bogenkonstruktion mit, bei welcher an Stelle der dünnen, quadratischen oder quadratnahen Ziegelplatten der Antike dickere Rechteckziegel je nach Format mit der rechteckigen Lang- oder Schmalseite als Stirn über dem Lehrbogen mit radial gerichteten Fugen verlegt wurden. Da die Stirnseiten vorwiegend rechteckig waren, konnte die Bogenkrümmung nur durch die keilförmige Fuge erreicht werden (Abb. 28, Nrn. 1, 3 und 4). Unter der Einwirkung des römischen Hausteinbogens (Abb. 28, Nr. 2) beginnt man schon vor der Mitte des 11. Jahrhunderts in den italienischen und deutschen Bauhöfen (Mailand, Limburg an der Hardt, Abb. 28, Nrn. 5 und 6) neben den rechteckigen Bogensteinen keilförmige einzusetzen und so die Bogenkrümmung nicht mehr durch die gespreizte Form der Mörtelfuge, sondern durch den keilförmigen Bogenstein herzustellen. Schon in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts hat sich in den führenden Bauhöfen, zumal bei Verwendung von Sand- oder Kalksteinen, der überwiegend oder nur aus Keilsteinen zusammengesetzte Bogen mit enger Mörtelfuge durchgesetzt. Beispiel für früheste aus der römischen Ziegeltechnik in den Haustein übersetzte Bogenkonstruktionen sind die Blendbögen der südlichen Seitenschiffaußenmauer des Speyerer Domes, um 1030 (Abb. 28, Nr. 4), welche besonders deutlich die wohl von Trier abzuleitende römische Überlieferung in Verbindung mit lombardischer Maurerkunst zeigen. Für den überwiegend oder nur aus Keilsteinen zusammengesetzten Bogen der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts sind zu vergleichen Hersfeld-Stiftskirche, 1040, und Hirsau-St. Aurelius, 1065—1071 (Abb. 28, Nr. 7). Von da an wachsen die Bogensteine wie in Großkornburg, erste Hälfte 12. Jahrhundert (Abb. 28, Nr. 8), immer mehr in die Breite und erhalten in Anpassung an die Bogenlinie eine gekrümmte Laibungs- und Rückenfläche. Im fortschreitenden 12. Jahrhundert wurde in einer dem gotischen Steinschnitt zustrebenden Entwicklung — weniger bei den weitergespannten, mauertragenden Mittelschiffsarkaden als bei den engeren Portal- und Fensterbögen — die Breite der Bogensteine noch weiter gesteigert und mehrere Steine durch einen langen im Sinne des Bogens gekrümmten Monolithen ersetzt (Abb. 28, Nrn. 11 und 13). Diesem Entwicklungsstand, der bei besonders geeigneten Steinmaterial von einzelnen Bauhöfen, wie der von St. Peter in Hirsau in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts vorweggenommen worden ist, entspricht etwa der Unterregenbacher Bogen, der jedoch in der Zurichtung des einzelnen Bogensteins unter dem Durchschnitt steht, und etwa in die gleiche Zeit wie die Bögen von Otterberg (1190—1200) und Bamberg-Karmeliterkirche (um 1200) zu setzen ist. Die Entwicklung führt in ihren letzten Ausläufern zu den aus zwei monolithen Schenkeln zusammengesetzten Bogenkonstruktionen der Gotik und Renaissance wie etwa in Steinbach (Abb. 28, Nr. 14).

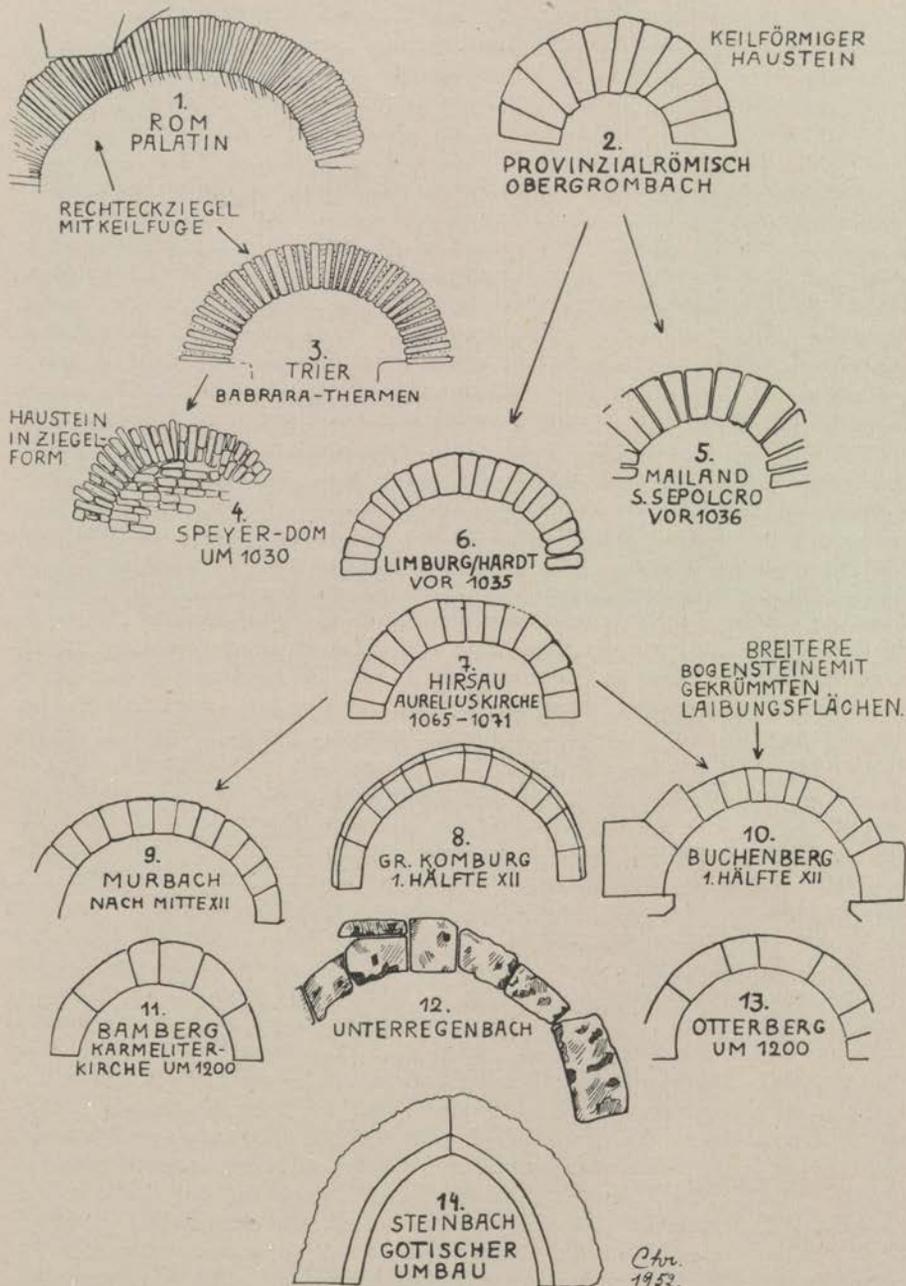


Abb. 28. Die technische Entwicklung der Bogenkonstruktion von der Römerzeit bis zur Gotik. 1. Rom, Aufgang zum Palatin. Nach Lichtbild. — 2. Obergrombach (Baden), römisches Gehöft. Nach Lichtbild. — 3. Trier, Barbara-Thermen. Krencker-Krüger, Die Trierer Kaiserthermen, 1929, Abb. 4. — 4. Speyer, Dom, um 1030. Nach Lichtbild. — 5. Mailand, S. Sepolero, vor 1036. Nach Lichtbild. — 6. Limburg an der Hardt, Krypta,

c) Die Fensteröffnung in der nördlichen Emporenkapelle. Die tonnengewölbte Kapelle im Obergeschoß des bis zum Dachanfang der Kirche erhaltenen nördlichen Chorturmes ist einmal durch ihren bautechnischen Zusammenhang mit dem spätromanischen Unterbau und durch eine unter der gotischen Malschicht vom Ende des 14. Jahrhunderts erkannte ältere Malschicht<sup>102</sup> als Bestandteil der im Anfang des 13. Jahrhunderts erbauten Pfarrkirche des Walther von Langenberg gesichert. In der Mauer östlich von dem in der Mitte des Rechteckraumes anzunehmenden Altare hat sich eine schlitzartige enge Fensteröffnung 0,175 : 0,89 m erhalten, die oben mit einem leicht verzogenen Rundbogen abgeschlossen ist. Diese ist aus einer Steinplatte von 0,66 : 1,28 m<sup>103</sup> und 7 cm Dicke herausgearbeitet, die in die Außenwand eingelassen ist. Vor dieser ist eine Wandnische ausgespart, die sich nach innen in zwei Schrägen auf 0,70 m erweitert. Die Öffnung, welche als Sehschlitz oder Schießscharte in den Untergeschossen von Kirch- und Wehrtürmen zeitlos sein mag, ist als Lichtöffnung einer Kapelle das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwicklung, deren letzte Ausläufer, in Gruppen zusammengefaßt, die Vorstufe zu dem durch Stäbe geteilten gotischen Maßwerkfenster bilden. Die Entwicklung beginnt bei den Hochschiffsfenstern von S. Sabina in Rom, erste Hälfte 5. Jahrhundert, mit 1 : 1,5 und steigert sich 200 Jahre später bei St. Vitale in Ravenna auf 1 : 2. Ein Verhältnis, das Ende des 8. Jahrhunderts trotz der größeren Höhe des Baukörpers von der Aachener Pfalzkapelle wiederholt worden ist. Die gedrückte Form des frühchristlichen Basilikafensters erhält sich mit nur geringer Höhensteigerung (bis 1 : 1,8) bei den Querhausfenstern des Reichenauer Waldo-Münsters, Ende 8. Jahrhundert, während bei den Hochschiffsfenstern der Einhardsbasilika in Steinbach im zweiten Viertel des 9. Jahrhunderts bereits eine Steigerung bis 1 : 3, bei den Lichtöffnungen der Hauptapsis sogar bis 1 : 3,4 nachzuweisen ist. Das Verhältnis 1 : 2 des Aachener Fensters wurde bei den Emporenfenstern der ab 961 erbauten Cyriakskirche in Gernrode beibehalten. Ein Überblick über die Entwicklung des Fensterausschnitts bis zum Jahre 1000 lehrt, daß das gedrückte frühchristliche Basilikenfenster nicht nur im römischen Bereich, sondern auch nördlich der Alpen nur eine geringe Höhensteigerung erfährt, die im allgemeinen das Verhältnis 1 : 2 bis 1 : 3 nicht wesentlich überschreitet. Eine deutliche Höhensteigerung beginnt — vielleicht unter der Einwirkung der schlitzartigen Fenster des spätbyzantinischen Kuppeltambours — in Italien im 11. Jahrhundert. Die Streckung erreicht um 1100 beim Dom von Modena das Verhältnis von 1 : 8. Deutschland folgt unter der Nachwirkung der römischen und karolingischen Baukunst (Basilika von Trier, Pfalzkapelle in Aachen) dieser Entwicklung nur zögernd. Sowohl bei den Hochschiffs- wie bei den Seitenschiffsfenstern bleibt das in der karolingischen Baukunst erreichte Verhältnis von 1 : 3 bzw. 1 : 3,5 bis zum Ende des 12. Jahrhunderts gültig (Klosterreichenbach, Ende 11. Jahrhundert, 1 : 3,5; Linz, Martinskirche, 1 : 3,2; Passau, St. Severin, 1 : 3,5, beide 11. und 12. Jahrhun-

<sup>102</sup> Vgl. WFr NF 24/25, S. 134—135.

<sup>103</sup> Diese Maße nach Angabe von Mürdel.

---

vor 1035. Nach Lichtbild. — 7. Hirsau, Aureliuskirche, 1065—1071. Nach Lichtbild. — 8. Groß-Komburg, 1. Hälfte 12. Jahrhundert. Nach Lichtbild. — 9. Murbach (Elsaß), nach Mitte 12. Jahrhundert. Nach Lichtbild. — 10. Buchenberg bei Villingen (Schwarzwald), 1. Hälfte 12. Jahrhundert. Nach eigener Aufnahme. — 11. Bamberg, Karmeliterkirche, um 1200. Nach eigener Aufnahme. — 12. Unterregenbach. — 13. Otterberg, um 1200. Nach Lichtbild.

dert<sup>104</sup>; Alpirsbach, Anfang 12. Jahrhundert, 1 : 4). Mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts erfolgt dann in Deutschland in Anpassung an die schlankeren Bauformen der französischen Gotik unvermittelt eine Höhensteigerung, die über das schmale italienische Schlitzfenster hinaus Verhältnisse wie 1 : 6,5 (Weinsberg), 1 : 7 (Maulbronn) und 1 : 14 (Lichtenstern) erreicht. Dieser späten Entwicklung gehört, wenn auch unter Vorbehalt, die Unterregenbacher Fensteröffnung mit dem Verhältnis 1 : 5 an.

## VI. Zusammenfassung und Ausblick

Das durch die grundlegende Forschung Gradmanns aufgeworfene Problem Unterregenbach ist durch die Grabungen von 1947 und 1948 weitgehend geklärt worden. Durch die Auffindung von Substruktionen und eines aufwändigen Mauerzuges u n t e r i n den Mauern der heutigen Pfarrkirche ist zunächst eine dreischiffige, mit einem einspringenden Rechteckchor im Osten und einer querrechteckigen Vorhalle<sup>105</sup> im Westen geschlossene Kirche nachgewiesen worden, deren Gründung nach Ausweis der mit Ausnahme des Drachenreliefs in ihren Außenwänden vermauert aufgefundenen Bildwerke und des Inschriftsteines jetzt in die Zeit um 800 zurückverlegt werden kann. Durch diese Erkenntnis verschiebt sich der entwicklungsgeschichtliche Schwerpunkt von der benachbarten Großen Kryptenbasilika — deren Erbauung um 1033 an anderer Stelle (siehe Württ. Franken, N.F. 24/25, S. 269) nachgewiesen worden ist — auf die heute noch stehende romanisch-gotische Pfarrkirche zum Hl. Veit. Ihre Gründung fällt in die Zeit einer bis zum Fanatismus gesteigerten Reliquienverehrung, die, wenn auch nicht das einzige, so doch ein wesentliches Motiv für die Gründung der Unterregenbacher Kirche gewesen sein mag. Nach der Inschrift war eine Mehrzahl von Heiligenreliquien nach Unterregenbach gelangt. Als vornehmste die des Hl. Beatus. Mit der Rückdatierung der Kirche in die Zeit um 800 kann der illustre Stifter kein Herzog von Schwaben gewesen sein, wie Gradmann dies annahm. Ein selbständiges Herzogtum Schwaben hat es damals noch nicht gegeben. Unterregenbach und der Maulachgau waren seit 496 ein Bestandteil des fränkischen Reiches und das allmählich erblich gewordene Herzogsamt in dem südlich angrenzenden Alamannien war seit dem Tode Herzog Lantfruits, 730, aufgehoben. Der

<sup>104</sup> Zur Datierung der Martinskirche in Linz vgl. Franz Juraschek und Wilhelm Jenny, Die Martinskirche von Linz, 1949, S. 45 ff., und der Severinskirche in Passau, Hans Hörmann, St. Severin zu Passau, 1935, S. 116 ff. Ich kann mich den Zeitansätzen beider Forscher nicht anschließen. So halte ich im Gegensatz zu Juraschek die Bauschicht II der Martinskirche nicht für einen Umbau zwischen 800 und 1000, sondern für wesentlich jünger. Für eine spätere, etwa in die zweite Hälfte des 11. oder den Beginn des 12. Jahrhunderts fallende Entstehung sprechen u. a. die erst mit den Lombarden nach dem Norden übertragene S c h e i t e l v e r s t ä r k u n g der Nischenbögen und die nach innen und außen abgescrängten Fenstergewände. Ebenso wenig kann ich dem von Hörmann vorgeschlagenen Ansatz der Severinskirche ins 9. oder gar 8. Jahrhundert zustimmen. Die planverwandte Remigiuskirche in Bidingen, auf welche er sich beruft, kann nach meinen letzten Untersuchungen trotz einer deutlichen provincialrömischen Formüberlieferung nicht gut vor der Mitte des 11. Jahrhunderts entstanden sein. Die Bauschicht II der Linzer Kirche mit den an späbyzantinische Kirchen erinnernden dreiteiligen Nischengruppen könnte wesentliche Anregungen aus den unteren Donauländern (Serbien, Bulgarien) empfangen haben. Bei der doch wohl gleichzeitigen Passauer Kirche möchte ich daneben auch noch an Zusammenhänge mit dem östlichen Oberitalien, etwa mit S. Lorenzo in Verona (um 1100) denken, die auch hier für eine spätere Entstehung dieser für die karolingische Zeit auffallend großräumigen Kirchenanlage sprechen.

<sup>105</sup> Der Hinweis auf die westliche Vorhalle ist ein Vorriff auf das Ergebnis einer 1951 unternommenen Grabung, das im Eingangsteil dieses Jahrbuches (S. 56) kurz umrissen ist.

Maulachgau kann daher um 800 nur einem fränkischen Grafen unterstanden haben, so daß als erlauchter Gründer, für dessen Seelenheil die Reliquien in die neuerbaute Kirche gelangt waren, in jener Zeit nur ein fränkischer Standesherr in Frage kommt. Der künstlerische Rang und die stilistische Verbindung der Bildwerke mit der karolingischen Reichskunst schließen sogar eine dem karolingischen Hofe nahestehende Persönlichkeit nicht aus. In jedem Fall dürfen die Unterregenbacher Kirchengründung und der Reliquienerwerb als vollkommene Parallele zur Erbauung der Steinbacher Basilika und dem Erwerb der Petrus-Marcellinusreliquien durch Einhard gelten. Für die Bedeutung der neuen Gründung sprechen einmal die Mehrzahl der in dieser niedergelegten Reliquien, die Dreischiffigkeit der Anlage und die daraus zu folgernde Mehrzahl der Altäre. Nach dem Inhalt der Inschrift war die Gründung wahrscheinlich Eigenkirche des fränkischen Standesherrn, vermutlich eines Vorfahren der Kaiserin Gisela gewesen. Die ungewöhnlich dicken Außenmauern dieser Kirche, welche um ein Drittel stärker sind als die Grundmauern der Mittelschiffsarkaden, weisen mit der noch in gotischer Zeit dem Kult dienenden nördlichen Emporenkapelle die Gründungskirche als Emporenbasilika von der Art der 150 Jahre jüngeren Frauenstiftskirche von Gernrode aus. Nach dieser architektonischen Anlage und nach der Analogie mit Gernrode konnte auch hier eine Frauenstiftskirche und mit dieser verbunden eine lockere Gruppe von Einzelwohnhäusern für die nicht in Klausur lebenden Stiftsfrauen angenommen werden. Das völlige Schweigen der geschichtlichen Überlieferung über die Gründung wird kaum anders als durch deren kurze Lebensdauer zu erklären sein. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß Kirche und Siedelung durch eine Überschwemmung des Wildbaches nicht allzulange nach der Gründung zerstört und dann aufgegeben worden sind. Von dem Zustand der Siedelung nach der Katastrophe wissen wir bei dem Stand unserer heutigen Bodenkenntnis noch nichts. Nur von der Kirche sind nach der Zerstörung die Grundmauern und ein aufwändiger Teil der nördlichen Außenmauer, teilweise bis mindestens 2,50 m Höhe über dem heutigen Außenboden, erhalten geblieben. Nach Ausweis einer an mehreren Stellen unter dem Kirchenboden gefundenen dünnen, mit Brandresten durchsetzten Humusschicht, die kaum als verbrannte Einsturzmasse des Dachwerks erklärt werden kann, hat diese Ruine eine Zeitlang offengelegen. Oberregenbach, das ich für die zum namengebenden Frauenstift gehörende Bauernsiedelung halte, hat nach der Aufgabe des Stiftes als Namensträgerin weiterbestanden. Möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß sich schon damals Bauern in der aufgegebenen Stiftssiedelung niedergelassen hatten. Geschichtlich sicheren Boden gewinnen wir erst durch die Schenkungsurkunde Kaiser Konrads II. von 1033, die bei dem damaligen Zustand von Unterregenbach nur auf Oberregenbach bezogen werden kann. Auch diese Urkunde schweigt sich über das, was in Unterregenbach auf Grund der Schenkung an das Bistum Würzburg geschah, völlig aus. Auch hier sind wir auf Rückschlüsse aus dem architektonischen Befund der Krypta und den Ergebnissen der Mürdelschen Grabung von 1908 angewiesen. Die neue Kirche, deren Bauplatz wohl mit Rücksicht auf die Gefahrenzone des Wildbaches nördlich von der karolingischen gewählt worden war, ist ohne die Vorkirche genau so lang wie die karolingische Kirche ohne die 1951 gefundene Vorhalle, übertrifft diese jedoch in der Gesamtbreite um 3,50 m. Sie war wie diese eine dreischiffige Basilika, hatte dagegen ein Querhaus, das über die äußeren Mauerfluchten der Seitenschiffe nicht vorsprang, mit einem außen gerade und innen im gestelzten Halbkreis geschlossenen Chor. Die räumliche

Form des Querhauses mag dem Westquerhaus des schon im 9. Jahrhundert bestehenden Frauenstiftes von Obermünster in Regensburg ähnlich gewesen sein, falls nicht die beiden westlichen Widerlager der Krypta an der Westwand des Querhauses als unterteilende Vorlagen hochgeführt waren. Die konradinische Basilika darf als eine erweiterte Wiederholung ihrer karolingischen Vorgängerin angesehen werden mit folgenden Änderungen:

1. Die in der alten Kirche über den Seitenschiffen angelegten Emporen sind im Neubau durch den um die Krypta erhöhten Querhauschor ersetzt worden. Dieser war durch eine hohe Schrankenmauer vom Langhaus abgeschlossen.
2. Die 1951 durch Grabung nachgewiesene querrechteckige Vorhalle der karolingischen Kirche ist im Neubau zu einer basilikalischen Vorkirche von fast dem gleichen Flächeninhalt wie die Hauptkirche erweitert worden.

Die neue Kirche läßt noch deutlicher als die karolingische Vorgängerin die Bestimmung als Konventskirche erkennen. Bemerkenswert ist der hohe Querhauschor in Verbindung mit der an Paulinzelle erinnernden und dort als Nonnenempore verwendeten Vorkirche des 12. Jahrhunderts. Nach dieser Analogie wird man in Unterregenbach nicht gleich wie in Paulinzelle an ein Doppelkloster denken wollen. Vielmehr wird man bei dieser mit kaiserlicher Munifizienz ausgestatteten Gründung die Vorkirche zwar als Emporenkirche für die Frauen und den auffallend weiträumigen Querhauschor als Sitz des größeren, die gottesdienstlichen Funktionen versiehenden Priesterkollegiums ansehen dürfen. Daß die Neugründung auch kein reguliertes Frauenkloster, sondern ein weltliches Stift gewesen war, wird ebenso wie bei der karolingischen Kirche durch das Fehlen eines an die Kirche anschließenden Klausurums bewiesen.<sup>106</sup> Nach dem Grabungsbefund von Mürdel ist auch die konradinische Neugründung einem Hochwasser des Wildbaches zum Opfer gefallen. Da auch von dieser — nach den Größenverhältnissen der Kirche zu urteilen — bedeutenden Stiftssiedlung keine geschichtliche Kunde auf uns gekommen ist, so wird auch diese Katastrophe bald nach der Neugründung, jedenfalls noch im 11. Jahrhundert, eingetreten sein. Nachdem die zweite Stiftssiedlung aufgegeben war, ist Unterregenbach allmählich ein Bauerndorf geworden, als dessen Pfarrkirche wir im 12. Jahrhundert die Krypta der in Trümmern liegenden konradinischen Basilika annehmen müssen. Dieser ist dann nach der Verlegung des Wildbachlaufes von dem Baugrund der karolingischen Kirche fort in eine mehr südliche Richtung der Neubau der Pfarrkirche im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts gefolgt. Dies zeigt neben der technischen Zusammensetzung des östlichen Nordportals und der Fensteröffnung in der Emporenkapelle vor allem die Neuanfertigung des Taufbeckens, dessen den Bogenfries begleitendes Sternblütenband sich nach neuesten Beobachtungen immer deutlicher als Ableger einer wohl von Groß-Komburg ausstrahlenden spätromantischen Ornamentgruppe erweist. Als titelgebende Heilige für die drei aufeinanderfolgenden Kirchen kommen in Frage: Der Hl. Beatus für die karolingische Kirche, die Muttergottes für die Basilika von 1033 und — bis ins dritte Viertel des 15. Jahrhunderts — auch für die von Walter von Langenberg Anfang des 13. Jahrhunderts erbaute Pfarrkirche. Von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an — nachweisbar ab 1487 — ist Maria durch den heute noch gültigen Titel des Hl. Veit verdrängt worden.

<sup>106</sup> Vgl. dazu die beachtenswerten Ausführungen von Studienrat I. Fischer (Crailsheim) in: „Das Kloster in Unterregenbach“ (Der Frankenspiegel, Jg. 2, Nr. 9, vom 3. März 1950).

Der durch die Grabungen von 1947 und 1948 sowie eine noch nicht veröffentlichte Nachtragsgrabung von 1951 ermittelte Plan der Unterregenbacher Kirche — dreischiffige Basilika mit rechteckigem Hauptchor, Nebenchören mit oder ohne Mauerabtrennung vom Hauptchor, rechteckige Vorhalle von der Breite des Langhauses — hat seine nächsten Verwandten in der Klosterkirche von Lorsch (geweiht 774)<sup>107</sup> und der in ihrer ältesten Anlage als Frauenstiftskirche wahrscheinlichen Martinskirche in Oberlenningen. Der Plan der Lorsch-Abteikirche darf als eine um die beiden Seitenschiffe und das Westwerk erweiterte Ableitung ihrer Vorgängerin, der spätestens 764 durch eine Stiftung des Grafen C a n c o r auf der Kreuzwiese (600 m östlich vom jüngeren Kloster) gegründeten ältesten Klosterkirche gelten. Diese hatte einen nach Osten vorgestaffelten, gerade geschlossenen Chor und eine querrrechteckige Westvorhalle. Das Klaustrum war, was schon B e h n aufgefallen ist, an der Nordseite der Kirche.<sup>108</sup> Eine vollkommen gleiche Klosterkirche mit Klaustrum auf der Nordseite hat Pirmin 724 auf der Insel Reichenau gegründet. Der Zusammenhang zwischen Lorsch—Kreuzwiese und dem pirminischen Reichenaukloster wird durch die überraschende Tatsache bestätigt, daß ein Graf C h a n c h u r, der nach diesem Zusammenhang kein anderer als der Gründer von Lorsch—Kreuzwiese sein kann, im Reichenauer Verbrüderungsbuch, unter den Verstorbenen, welche das Pirminkloster durch ihre Freigebigkeit gegründet hatten, aufgeführt ist.<sup>109</sup> Dadurch ist die Abstammung der jüngeren Lorsch-Abteikirche von 774 über das Zwischenglied Lorsch—Kreuzwiese von der Reichenauer Pirminkirche gesichert. Als einfachere Vorstufe des Planes der Unterregenbacher Kirche darf die Kirche auf dem Michaelsberg bei Clebronn im württembergischen Zabergäu angesehen werden. Sie wird 793 zum erstenmal genannt, ihr Langhaus überdeckt vielleicht einen römischen Tempel. Der mit Unterregenbach, abgesehen von der Einschiffigkeit des Langhauses, eng verwandte Grundriß stimmt mit Lorsch—Kreuzwiese und daher auch mit der Reichenauer Pirminkirche überein. Dazu kommt, daß an die Nordseite der Michaelskirche ein Pfarrerswohnung und Schuppen enthaltendes Gebäude rechteck in der Art eines pirminischen Nordklausstrums angeschlossen ist und daß in dem von der Kirche und den Gebäuden umschlossenen Hof genau wie in Reichenau und Lorsch—Kreuzwiese ein älterer, ausgemauerter Brunnen neben dem heute benutzten Hofbrunnen nachgewiesen ist.<sup>110</sup> Auf Grund dieser Anlage möchte ich auch hier eine nach pirminischem Schema angelegte Kirche und Klosteranlage des 8. Jahrhunderts annehmen. Diese Annahme wird gestützt durch den Hinweis des Gallus Öhem,<sup>111</sup> daß Moratt (= Murrhardt) eine pirminische Klostergründung gewesen sei, so daß die Reichenauer Einwirkung bis in das württembergisch-fränkische Gebiet nachgewiesen ist. Nachdem so im weiteren Umkreis von Unterregenbach neben einer durch Planverwandtschaft mit der Reichenauer Pirmingründung verbundenen Klosterkirche ein zweites geschichtlich beglaubigtes Pirminkloster bestanden hat, werden wir kaum fehlgehen, wenn wir in seiner karolingischen Kirche das späte Glied einer etwa über Murrhardt

<sup>107</sup> Friedrich Behn, Die karolingische Klosterkirche von Lorsch, 1934, Abb. 12. — Heinrich Walbe, Das Kloster Lorsch; in: Die Starckenburg, Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege, 27. Jg., 1950, Nr. 2.

<sup>108</sup> Behn, a. a. O., S. 124.

<sup>109</sup> Konrad Beyerle, Das Reichenauer Verbrüderungsbuch als Quelle der Klostergeschichte; in: Die Kultur der Abtei Reichenau, II, 1925, S. 1216 und 1217.

<sup>110</sup> Die Römer in Württemberg, herausgegeben vom Württembergischen Landesamt für Denkmalpflege, III. Oscar Paret, Die Siedlungen, S. 174 und Abb. 96.

<sup>111</sup> Karl Brandi, Die Chronik des Gallus Öhem, 1893, S. 12.

bis zur Reichenau zurückgehenden Abstammungslinie erkennen.<sup>112</sup> Mit dieser von Regenbach aus gewonnenen Erkenntnis fällt ein erstes Licht auf die grundlegende Bedeutung der Reichenauer Pirmingründung für die Entwicklung der südwestdeutschen Kirchen- und Klosteranlage des 8. Jahrhunderts. Die äußersten Grenzen des pirminischen Ausstrahlungsbereiches sind nun über die von Gallus Öhem erwähnten unmittelbaren Klostergründungen hinaus nach Norden bis Lorsch, weiter östlich bis zum Michaelsberg und über Murrhardt hinaus bis Unterregenbach vorgeschoben. Bemerkenswert ist, daß die Unterregenbacher Kirche trotz der jahrhundertealten Abtrennung vom alamannischen Gebiet und trotz der Zugehörigkeit zu der von Bonifatius gegründeten Diözese Würzburg nicht dem römisch ausgerichteten bonifatianischen Kirchenplan mit der Rundapsis, sondern dem irisch-angelsächsischen Pirmins mit dem rechteckigen Chorschluß folgt.

---

Berichtigung: In der Unterschrift zu Abb. 4 ist an Stelle von „isometrische“ zu setzen „axonometrische Ansicht“.

---

<sup>112</sup> Die von I. Fischer versuchte Gleichsetzung des von Gallus Öhem (Brandi, a. a. O., S. 12) als Pirmingründung bezeichneten Emeretzal mit Emmertsbühl (östlich Blaufelden) ist durch Geländeuntersuchungen bisher noch nicht bestätigt worden. Die Frage bedarf aber noch weiterer Nachforschungen.

# Die Klosterkirche St. Jakob zu Schwäbisch Hall

Von Eduard Krüger

## A. Allgemeine Geschichte

St. Jakob führt als ältestes Haller Kirchenbauwerk zu den Anfängen des Ortes zurück. Die sich sogleich erhebende, schwerwiegende Frage, ob St. Katharina zu Hall nicht doch zuvor bestanden habe, müssen wir so lange unbeantwortet lassen, bis eine baugeschichtliche Untersuchung zuverlässige Grundlagen geliefert hat.

Als Graf Burkhard I. von K o m b u r g im Jahre 1037 für die Beschützung des neugeschaffenen Stiftes Öhringen die Hälfte des Dorfes Hall aus den Händen des Bischofs Gebhard von Regensburg zu Lehen empfängt (Regensburg scheint Hall ab 911 besessen zu haben), wird schon eine kleine, vielleicht sogar hölzerne Kirche vorhanden gewesen sein. Sie war St. Johannes dem Täufer in Steinbach unterstellt, der Pfarrkirche für die ältesten Haller. Das Aufblühen des Ortes veranlaßte wohl die neuen Komburger Herren, eine steinerne Kirche zu bauen. Julius Gmelin nimmt dafür das Jahr 1050 an. Das trifft sich gut mit der Stiftung anderer Kirchen durch die Komburger Familie: im gleichen Jahre werden auch die Gotteshäuser in Reinsberg, Tüngental und Würzburg (Neumünster) vom Grafen Emehard I. errichtet. Die Komburger betätigten sich damals als eifrige Kirchenbauer. Sogar ihre eigene Burg, die Komburg selbst, wird 1075 abgerissen und in ein Kloster umgewandelt. Der Haller Chronist Georg Widman (1553) läßt die ersten Mönche Komburgs aus dem Haller Benediktinerkloster St. Jakob kommen; er nimmt eine klösterliche Niederlassung in Hall schon fürs Jahr 1000 an, die bereits in der alten Komburger Burgkapelle den Gottesdienst besorgt habe. Es ist bisher nicht gelungen, Widmans oft angezweifelte Aussage zu widerlegen; Gustav Bossert und Christian Kolb halten ein kleines Haller Stift nicht für unmöglich.

Wie kommt eine J a k o b s k i r c h e nach Hall? Dieser Heilige — es handelt sich um Jakobus den Älteren — gehörte zu den zwölf Aposteln, war also von hohem Rang; Herodes Agrippa I. ließ ihn im Jahre 44 enthaupten. Der Leichnam wird im 9. Jahrhundert in Compostella in Spanien gefunden, alsbald wallfahrt alle Welt zu diesem spanischen Grab. Der Kult Jakobs steht im 10. und 11. Jahrhundert in höchster Blüte. Das Attribut des Heiligen ist die Muschel mit dem Pilgergewand. Bossert weist darauf hin, daß die Komburger Grafen in ihrem Herrschaftsbereich an 3 Stellen Jakobskirchen begründet hätten, nämlich in Rothenburg, in Hohobach und in Hall. Auch Bamberg, mit dessen Bischof die Komburger freundschaftlich verkehrten, erhält 1073 ein Stift St. Jakob. Aber schon der Vorbesitzer, der Regensburger Bischof, könnte auf Haller Boden eine Jakobskirche (die oben vermutete hölzerne) gebaut haben, zumal auch in seiner Donaustadt Jakobus verehrt wurde. Im Zeitalter des gesteigerten Jakobskultes dürfte es demnach gerechtfertigt sein, den ersten Steinbau der hällischen Jakobskirche in der Zeit nach 1037, etwa um 1050, entstehen zu lassen. Die spätere baugeschichtliche Untersuchung kann diese Annahme begründen.

Das Koberger Grafengeschlecht stirbt 1116 aus. Die verwandten **Hohenstaufen** treten ihr Erbe an, werden Grafen des Kochergaues und kommen in den Besitz von Hall. Die Kirche St. Jakob verbleibt jedoch dem Kloster Koberg, auch das Grundstück der späteren Michaelskirche und der Zehnte aus dem Ertrag der Salzquelle. Man darf annehmen, daß mit der Thronbesteigung des ersten Stauferkönigs Konrad III. (1138) oder spätestens bei dessen Besuch auf Koberg nach der siegreichen Weinsberger Schlacht gegen die Welfen (1140) die noch dörfliche Bevölkerung Halls an den Bau einer neuen Kirche, des Münsters St. Michael, ging. Die Obrigkeit mag ermunternde Hilfsstellung gegeben haben. Dieses Gotteshaus war ebenfalls von der Urfparrei Steinbach abhängig. Die Gründung von St. Michael kann geradezu als Siegesdenkmal des stauferischen Erfolges gelten. Die Ostteile der neuen Pfarrkirche erhielten 1156 ihre Weihe, der Westturm ist als letztes Bauglied um 1190 vollendet worden. Also knapp 90 Jahre nach dem Baubeginn von St. Jakob bereits der Großbau von St. Michael! Das steht im Einklang mit dem bekannten Bild eines sehr raschen Emporblühens der hällischen Einwohnerschaft, deren Salinenbetrieb damals in großzügiger Weise verbessert und vergrößert wurde.

Das Dorf ward 1156 zur Stadt erhoben. Gleichzeitig wird der „Michaelsmarkt“ (29. September) mit siebentägiger Dauer verliehen und unter des deutschen Königs Schutz und Gericht gestellt. Marktverleihungen zeichneten meist Örtlichkeiten aus, die bereits ein geordnetes Handelsleben aufwiesen. Diese Voraussetzung war für Hall erfüllt durch den „Jakobimarkt“ (25. Juli); er ist sicher älter als der Michaelsmarkt — wohl um die gleiche Zeitspanne wie die beiden Kirchenbauten auseinander liegen, also etwa 100 Jahre.

Kann St. Jakob, das nach Widman ursprünglich Klosterkirche für Benediktiner war, auch Pfarrkirche gewesen sein? Es darf doch kaum angenommen werden, daß die Haller nach 1050 immer noch den weiten Weg zur Steinbacher Pfarrkirche machten, der vom Hochwasser bedroht war. Es gibt genügend Beispiele dafür, daß eine Klosterkirche zugleich pfarramtlichen Handlungen (Taufe, Predigt, Messe, Beichte, Hochzeit, Begräbnis) diene. Vielleicht mag gerade diese Doppelbestimmung St. Jakobs lästig empfunden worden sein, vielleicht verletzte sie den Stolz der sich kräftig entfaltenden Haller, so daß sich der Neubau von St. Michael dringend empfahl. Der Charakter St. Jakobs als Klosterkirche mag übrigens durch die Nachricht eine Stütze finden, daß der Abt Engelhard von Koberg, genannt „Leo“, Konventual in St. Jakob gewesen sei und dort um 1170 begraben worden wäre. Herolt läßt die Kirche später an den Tempelorden übergehen, wofür jedoch bislang keinerlei Begründung gewonnen werden konnte.

Widman berichtet, daß am Kirchenportal die Inschrift angebracht gewesen sei: „LUDEWIG COMES DE WESTHEIM ET MEREGARD UXOR EIUS 1112“. Diese Worte sind umstritten, sie werden auch fürs Jahr 1212 angegeben und dürfen kaum auf den Baubeginn bezogen werden.

Zwischen 1190 und 1200 entsteht in Hall eine Niederlassung des Johanniter-Ordens: jenseits des Kochers erheben sich außerhalb der Stadtmauern die Kirche St. Johann, die Kommende und das Spital.

Um 1225 ist, wie die hernach anzustellende baugeschichtliche Untersuchung lehrt, der alte Jakobs-Chor — mitsamt seinem Querschiff — niedergelegt worden. Als Neubau ward in reicher, spätromanischer Formensprache ein Querschiff mit Vierungsturm und ein rechteckiger Chor angefügt. Merkwürdigerweise ist diese große Arbeit in keiner Urkunde erwähnt; vielleicht gingen alle Unterlagen beim Stadtbrand von 1376 zugrunde.

Das Jahr 1236 bringt eine einschneidende Änderung der bisherigen Zustände. Das Kloster Kumburg unter seinem Abt Konrad von Entsee erfüllt als Besitzer der Kirche die Bitten der Franziskaner, die von der Haller Bevölkerung unterstützt wurden, und überläßt die „Kapelle“ oder „Basilika“ St. Jakob diesem Bettelorden „aus Mitleid mit seiner Armut und mit seinem Wanderleben“.

Die Jakobskirche war nach der Fertigstellung von St. Michael seit mindestens 1190 zweitrangig geworden. Haben die Franziskaner nicht nur die vorhandene Kirche übernommen, die sich übrigens für ihre Art denkbar schlecht eignete, sondern auch leerstehende Klosterhäuser bezogen? Und wen beherbergten diese letzteren bis dahin? Oder bauten sie selbst ihre Konventsgebäude neu an die vorgefundene Kirche? Eine Antwort kann erst gegeben werden, wenn die noch stehenden Klostergebäude baugeschichtlich erforscht sind, wofür sich demnächst eine günstige Gelegenheit bietet.

Der Orden der Franziskaner (auch Barfüßer und Minoriten genannt), der 1219 päpstlich anerkannt wurde, taucht schon 1221 in Augsburg auf, scheint dann Schwäbisch Gmünd erreicht zu haben und trifft wohl schon etwas vor 1236, vermutlich zunächst obdachlos, in Schwäbisch Hall ein. Die Franziskaner bestritten ihren Unterhalt durch „Terminieren“, das heißt durch den Bettel; sie pflegten die Predigt und die Seelsorge und setzten sich darum in volkreichen Städten fest, besonders dort, wo ketzerische und papstfeindliche Gesinnung herrschte.

Und diese war bei den Hallern unverblümt zum Vorschein gekommen. Sie erklärten schon 1227, als Kaiser Friedrich II. mit dem Bannfluch belegt wurde, den Papst als „den Verführer der Welt“. Es ist möglich, daß das auffallend frühe Auftauchen der Franziskaner, dieser Hilfstruppe der Kirche, aus diesem unerhörten Vorgang zu erklären ist. Die Treue Halls zu Kaiser und Reich war ohne Tadel. Die Begeisterung für das Staufebanner riß die Stadt 1239 dazu hin, dem bedrängten und erneut gebannten Kaiser Mannschaften nach Italien zuzusenden. Der Papst verhängte deshalb das Interdikt (Untersagung jeglichen Gottesdienstes) über Hall, doch konnte die Durchführung nicht gewagt werden. 1244 gewährte eine Bulle Innozenz' IV., der die Vernichtung Friedrichs immer maßloser betrieb, dem Haller Ordenshaus das Recht, abtrünnige Glieder zu fangen, zu binden und einzusperren. Offenbar hatte die kaiserfreundliche Strömung in der Bürgerschaft auch Eingang beim Franziskanerkloster gefunden und Mönche zum Abfall bewegt.

Aber die Haller gaben eine noch deutlichere Probe ihrer freiheitlichen Gesinnung. Im Jahre 1248 entsteht die religiös-politische Bewegung der „Haller Ketzer“ — eine der kühnsten Erscheinungen der damaligen Zeit. In unserer Stadt erhoben sich Leute, anscheinend auch Elemente aus dem Franziskanerkloster, die, entflammt von der nationalen Sache, den Papst als in Todsünden befangen zu bezeichnen wagten und die Partei des nun zum drittenmal gebannten Friedrich ergriffen, der „vollkommen und gerecht“ sei. Aus dieser Haller Ketzerbewegung soll die schöne Sage von der Wiederkunft eines herrlichen Kaisers (Kyffhäusersage) entstanden sein. Die Mehrheit der hällischen Franziskaner indessen — selbst von den Häretikern angegriffen — hielt sich fern. Das Kloster wäre sonst nicht 1257 von Papst Alexander IV. zweimal durch einen Ablass belohnt worden, der 1285 sogar auf 40 Tage erhöht wird. Vermutlich hat man mit dem Erlös der 3 Ablässe die Klosterbauten vergrößern oder verbessern können. Aus den Ablassbriefen erfahren wir, daß die Kirche der Maria und den Ordensheiligen Franziskus, Antonius und Klara geweiht war; Jakobus wird nicht genannt.

Da die Mönche, die sich selbst höchst bescheiden „mindere Brüder“ nannten, besonders für die niederen Gesellschaftsschichten, sogar für die Aussätzigen sorgten, mit Strenge das Ideal der Armut erfüllten und demokratisierende Züge zeigten, so erfreuten sie sich beim Volk einer ungewöhnlichen Beliebtheit. Doch auch der Stadtadel schätzte den neuen Orden, St. Jakob wird die begehrte adelige Grablege. Hier wird später auch der hällische Führer des Städtekrieges, Hans Bueb, der 1450 auf dem Reinsberger Kirchhof fiel, beigesetzt. Die Grabzeichen der edlen Geschlechter füllten Klosterfriedhof und Kreuzgang, die „mit epitaphien, schilt und helm in grabstein gehawen, überzogen waren“ (Widman). Die eifrigen Mönche standen — ein weiterer, volkstümlich machender Zug — in gespanntem Verhältnis zur oft wenig tätigen Pfargeistlichkeit, in deren Aufgabenbereich sie einbrachen. Schon im Jahre des Kirchenerwerbs 1236 verbietet ein bischöflicher Erlaß dem Weltklerus, die hällischen Brüder zu behindern.

Eine weitere kirchliche Gunst bringt das Jahr 1277: sollte künftig über Hall das Interdikt verhängt werden (anscheinend war damit wieder zu rechnen), so dürfen die Beghinen, die Begharden und die Aussätzigen bei den Franziskanern Gottesdienst hören und Absolution empfangen.

Die Auslegung der Armutsvorschrift brachte den Orden im 14. Jahrhundert an den Rand des Unterganges. Als der römische Stuhl 1323 den Erwerb von weltlichen Reichtümern für Kirchen erlaubte, nahmen die Franziskaner eine papstfeindliche Haltung ein und schlossen sich als wertvolle Hilfskraft dem gebannten Kaiser Ludwig dem Bayern an, der in heftigstem Kampf mit der Kirche lag und sogar einen franziskanischen Gegenpapst eingesetzt hatte, von dem er die Krönung empfing. Über das auch diesmal kaisertreue Hall wurde 1324 das Interdikt erneut verhängt, die Franziskanermönche mißachteten es jedoch auf unmißverständliche Art.

Die Klosterschule von St. Jakob wird 1399 erstmals genannt; eine reichstädtische Lateinschule bestand schon 1319, offenbar auf dem Michaelskirchhof. Später ist eine weitere städtische Schule im Spital zum heiligen Geist vorhanden.

Das Kloster schlug sich in der Armutfrage jedoch bald auf die Seite der den Besitz bejahenden Richtung und erwarb ansehnliches Eigentum, auch wertvolle Siedrechte an der Salzquelle. Im 15. Jahrhundert zeigten sich erschreckende Anzeichen der Verweltlichung und des sittlichen Zerfalls. Ab 1484 bemüht sich der Haller Rat mit staunenswerter Geduld, in diesem schamlosen „Brutnest der Sittenverderbnis“ eine Reform herbeizuführen. Als die 18jährigen Besserungsversuche kläglich am Starrsinn der Mönche scheiterten, entschließt sich der Rat 1502 als Gegenzug den gelehrten und sittenstrengen Dr. Sebastian Brenneysen zum städtischen Prediger auf die Kanzel von St. Michael zu berufen.

Der Reformator Johannes Brenz, der von 1522 ab im lutherischen Sinne in Hall wirkte, wurde ausgerechnet aus dem verkommenen Franziskanerkloster in schroffster Weise bekämpft. So richteten sich die ersten Angriffe der Reformation gegen das Kloster St. Jakob. Schon 1524 streicht man dort die Segel; der Guardian (Vorsteher) und der Konvent übergeben freiwillig die Kirche und das Ordensgebäude dem Rat, der das Kloster sogleich schließen läßt. Die Mönche treten entweder zur neuen Lehre über und heiraten oder werden abgefunden. Damit verschwindet nach 288 Jahren der Franziskanerorden aus der Geschichte von Schwäbisch Hall. Großartig und segensreich waren seine Anfänge, in kritischen Tagen hatte er zur Bürgerschaft gehalten. Aber die ursprüngliche Reinheit und die Sittenstrenge gingen verloren; verächtlich und schnöde war das Ende.

Im Kloster richtete die Reformation 1524 eine Lateinschule ein, die auch Griechisch und Hebräisch lehrte. 1527 wurden die Klosterhäuser für Schulzwecke umgebaut. In Dr. Johannes Regulus aus Villingen fand sich ein trefflicher Rektor, auch Sebastian Coccius wirkte hier. Brenz selbst, Regulus und Eisenmenger (Isenmann) haben sich auf einer noch vorhandenen Inschrift in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache verewigt. In der Kirche ließ der Rat zweimal wöchentlich evangelische Predigten halten.

Zur Entfesselung des Bauernkrieges im Haller Landgebiet trug 1525 besonders der Präzeptor der neuen Lateinschule, Johannes Walz, bei. Nach dem hällischen Kriegszug auf Bühlertann wurde die den Bauern abgenommene Beute im ehemaligen Franziskanerkloster ausgeteilt; die Landsknechte erhielten dort je ein Maß Wein „zu aim schlaftrunke“, was zu einem „gezenke“ führte.

1528 verlassen die letzten übriggebliebenen Mönche die Konventsgebäude, die alten Kirchengewänder werden auf dem „grembelmarckh“ verkauft. Widman sah noch im Kloster ein schönes, pergamentenes Antiphonar, das ein Fräulein von Gabelstein angefertigt hatte; entzückt schreibt er: „es ist die hübszte jungfrauenhandt, die ich jemahlsz gesehen hab“.

Für die zahlreichen hohen Gäste der „Großen Haller Fastnacht“ von 1533 war im Gärtlein hinter dem Chor von St. Jakob die Küche untergebracht.

1534 kommt es an Kirche und Kloster zu großen Abbrüchen. Es verschwinden: das Chorquadrat gegen den Markt, der Kreuzgang, ein Teil des Konventshauses (Kapitelsaal), der Kirchhof mit Beinhaus und die Umfassungsmauern gegen den Hafenmarkt und gegen den Marktplatz — letzterer war bis auf die Hälfte der heutigen Breite verengt. An der Westseite der Kirche beim Hafenmarkt brach man 1534 eine neue Türe ein. Der Klostergarten wird abgetragen, seine Erde dient der Auffüllung des Unterwöhrds. Zugleich entstand die heutige Staffelanlage südlich des jetzigen Rathauses (die nördliche war zuvor schon vorhanden); alte Grabsteine wurden zu Stufen umgehauen. Mit dem beim Abbruch gewonnenen Steinmaterial errichtete man die neue Kochermauer von der Henkersbrücke bis zum Diebsturm, so daß dort ein 103 m langer Zwinger entstand. Er war dem älteren Eichtor vorgelegt und reichte bis zum gleichzeitig entstandenen jüneren Eichtor, zu Füßen des noch stehenden Diebsturmes. Die in jener Zwingermauer gefundenen Werkstücke sind für die Baugeschichte St. Jakobs von hohem Wert. Da man beim Abbruch versehentlich den Fundamenten der Lateinschule zu nahe kam, so daß Einsturzgefahr bestand, verlegte man diese zurück auf den Michaelskirchhof, wo sie heute noch steht (Claßgebäude).

Der Kirchenbau war nun nach Wegnahme des Ostchores verstümmelt, Querhaus und Vierungsturm blieben jedoch unangetastet. Am Eingang der Kirche stand die Gestalt eines Mönches, dessen Mund sich bei jedem Stundenschlag öffnete. Nach einer Notiz in Widmans Chronik, die aber lange nach seinem 1560 erfolgten Tode eingefügt wurde, soll 1591 auch die Westseite verkürzt worden sein, um Platz vor dem alten Rathaus (an Stelle des heutigen Postamtes) zu gewinnen. Die Abbruchsteine habe man ebenfalls am Eichtorzwinger vermauert. Die letztere Angabe ist jedoch unmöglich, da Herolt und Widman, die beide die Bauarbeiten miterlebten, sie einwandfrei ins Jahr 1534 verlegen.

Im Jahre nach Widmans Tod erwirbt sein Sohn, Dr. Georg Rudolf Widman, jenen Teil des Franziskanerklosters, in dem vermutlich das Refektorium sich befand, läßt es 1561 umbauen und mit schönem Portal und mit zwei geschweiften Giebeln versehen (das heutige Haus Am Markt 5).

Bald hernach hat man an der Kirche Veränderungen vorgenommen; Jörg Burkhardt baute den Vierungsturm um. Auch im Innern scheint man eingegriffen zu haben. Die Einweihungspredigt hielt 1575 der Dichter Johann Weidner, Prediger von St. Michael.

In evangelischer Zeit scheint St. Jakob nur eine geringe Rolle gespielt zu haben. Es war eine Art Nebenkirche von St. Michael, eine eigene Pfarrei bestand nicht.

Nach der Nördlinger Schlacht mußte St. Jakob von 1634—1648 dem katholischen Gottesdienst für die Offiziere des kaiserlichen Heeres „samt bey ihnen gehabtem übergroßen Schwall der Pfaffen“ eingeräumt werden.

Sonst hat man kaum Nachricht über die weiteren Schicksale. Erst am 31. August 1728 steht die Kirche im Mittelpunkt eines grausigen Geschehens. Der furchtbare St a d t b r a n d hatte bereits zwei Drittel der Altstadt eingeäschert und war bis zum Markt vorgedrungen, auch St. Jakob brannte lichterloh. Da entschloß man sich in verzweifelster Lage unter Beihilfe von hohenlohescher, limpurgischer und komburgischer Mannschaft die Steinmauern der Kirche zum Widerstand zu nützen. Zunächst mußte man sich auch hier zurückziehen, weil der große Vierungsturm zu zerreißen drohte. „Da schickte der liebe Gott, dessen erbarmende Gnade darvor hertzlich gepriesen seye, einen schnellen Zersprung und Einfall des Thurms.“ Die Brandbekämpfung konnte nun die ersten Erfolge erzielen. Die Jakobskirche selbst war zerstört. Aber ihr Untergang rettete den südöstlichen, engbebauten Rest der Stadt bis hinauf zum Großen Büchsenhaus („Neubau“). Am 2. März 1731 beschließt der Rat, den stehengebliebenen unteren Teil des „Barfüßerturms“ abzubrechen. Am 27. April 1731 verliert in feierlicher Ratssitzung der Ratskonsulent Dr. Müller „rechtsgründlich“, daß nun „die verbrannte, alte, überflüssige und ebensowenig gebrauchte als besuchte Barfüßer Nebenkirch, die nur Freitags früh benutzt wurde, abgebrochen sei“. Auf der Stätte von St. Jakob wird am 21. August 1732 der Grundstein für das jetzige Rathaus gelegt.

## B. Baugeschichte

Ein Blick auf den Grundriß (Abb. 1) zeigt deutlich, daß das Langhaus einerseits, die Chorteile andererseits sich zwar auf dieselbe Achse beziehen, daß diese aber in beiden Teilen anders verläuft, also gebrochen ist. Langhaus (= St. Jakob I) und Chor (= St. Jakob II) stammen aus verschiedenen Zeiten und müssen darum gesondert betrachtet werden.

### 1. St. Jakob I: das Langhaus von 1050

Die ersten Spuren entdeckte man bei den Stellen 11 und 12. Damals, im März 1941, war das ganze alte Pflaster des Hafenmarktes entfernt, um ein neues aufzunehmen. Die Fundamente der Jakobskirche und sämtlicher Klosterbauten boten sich offen dem Auge dar. Leider wurde der damals auswärts wohnende Verfasser von dieser einzigartigen Gelegenheit nicht unterrichtet, er konnte gerade noch die Stellen 11 und 12 vermessen.<sup>1</sup> Der Mauerzug 12 war durch eine nachträglich eingelegte Wasserleitung geschwächt, er besaß ursprünglich wohl die gleiche ungewöhnliche Mauerstärke wie 11, nämlich 2,25 m.

Im Februar 1948 konnten anläßlich des Einbaues der Ratsbibliothek bei 10 und bei 1 neue Mauerteile ergraben werden. Bei der Stelle 10 war das Fun-

<sup>1</sup> Bei engster Zusammenarbeit der städtischen Bauämter mit der Forschung lassen sich künftig wertvolle Ergebnisse erwarten.

RATHAUS 1731
  AUSGEGRAB. BAUTEILE

GESICHERTE REKONSTRUKTION
  VERMUTETE REKONSTRUKTION

GRABUNGSTELLEN
  Kirsiv-RATHAUSNAMEN, BLOCKSCHRIFT-KIRCHENNAMEN

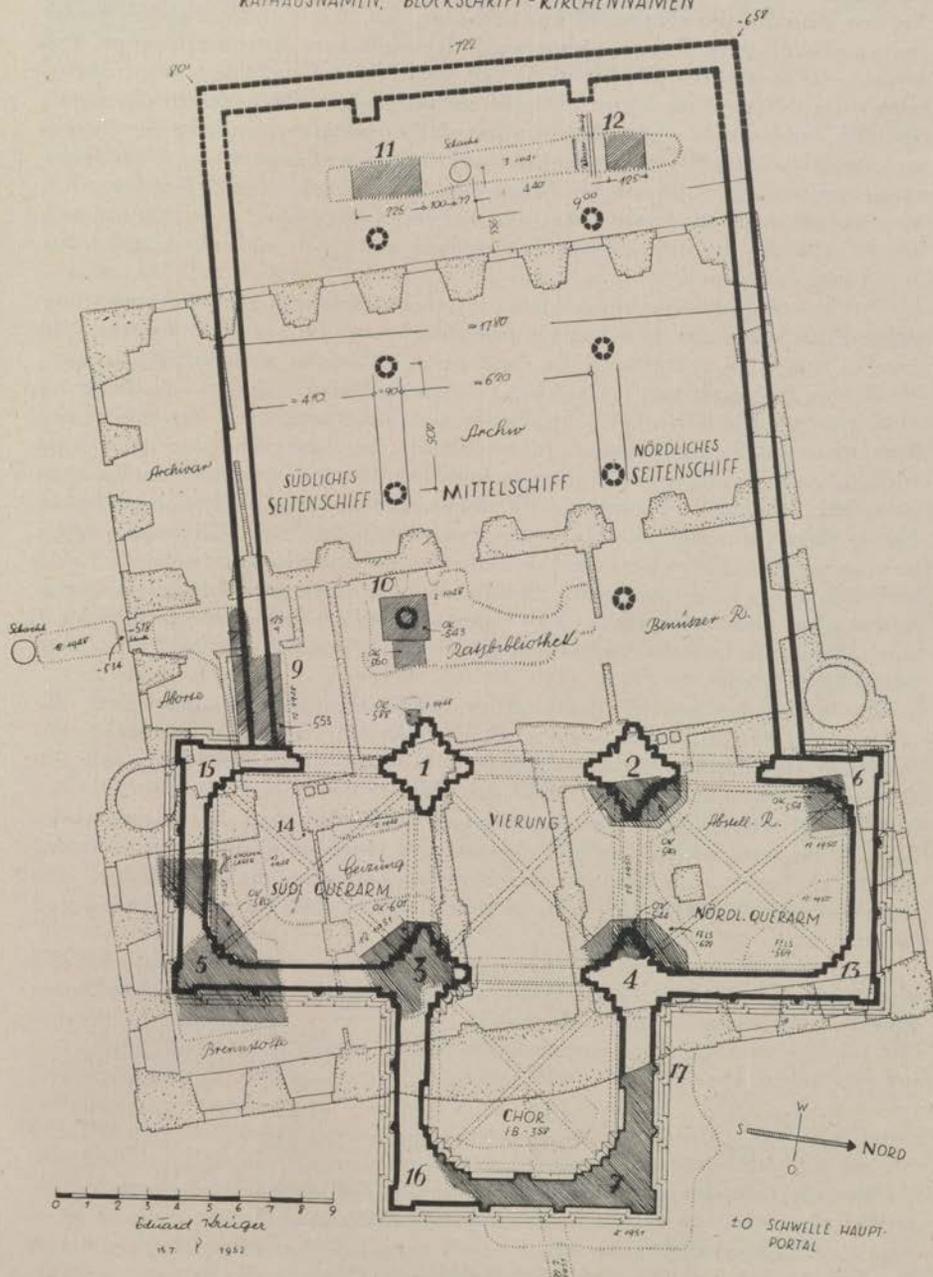


Abb. 1. Grundriß der St. Jakobskirche zu Schwäbisch Hall und des heutigen Rathauses. (Langhaus = St. Jakob I, Querhaus und Chor = St. Jakob II.)

dament nahezu quadratisch, es entsandte nach Osten einen schmälere Mauerzug. Die Stelle 1 entblößte den Unterbau eines jüngeren Vierungspfeilers von St. Jakob II. Die Stelle 9 förderte im Dezember 1948 einen längeren, 1,25 m breiten Mauerkörper zutage. Es war bald klar, daß 10 nur ein Stützenfundament (mit anschließender Zwischenmauerung) der südlichen Mittelschiffswand sein konnte, die in gleicher Flucht wie 11 lag, während 9 die südliche Seitenschiffmauer darstellte. Warum die Stellen 11 und 12 so große Mauerbreiten besitzen, läßt sich durch die Abschüssigkeit des Bauplatzes erklären, der dort eine höhere und damit breitere Unterkonstruktion erheischte; vielleicht waren auch Westtürme geplant. Die gefundenen Mauermassen gehörten alle zu Fundamenten. Vom aufgehenden Mauerwerk hat der spätere Rathausbau, dessen Boden sich den Oberflächen der gefundenen Mauerkörper auf 25 cm näherte, nichts übrig lassen können.

Die gewonnenen Ergebnisse sind ausreichend, um sich eine genauere Vorstellung über das alte Langhaus bilden zu können. Seine Achse verlief nicht parallel zum jetzigen Rathaus. Es ergibt sich eine breite, dreischiffige Basilika, die Meyers Brandbild von 1728 (Abb. 7, B) am deutlichsten zeigt — das Dach des südlichen Seitenschiffs wurde übrigens damals nicht vernichtet. Auch Widman-Racknitz stellt die Basilika ums Jahr 1630 dar; im Stadtgrundriß von 1710 ist St. Jakob jedoch völlig willkürlich gezeichnet. Die Abstände der Stützenreihe — es ist noch unbekannt, ob Säulen oder Pfeiler vorhanden waren — können auf etwa 4 m geschätzt werden. Die Höhe der drei Schiffe läßt sich allerdings niemals mehr ermitteln. Zukunftsaufgaben sind die Feststellung der westlichen Abschlußwand (sie kann nur wenig über 11 und 12 hinausgegriffen haben) durch Grabung auf dem Hafenmarkt und die Bestimmung der Arkadenintervalle durch eine Öffnung im jetzigen Archivraum. Vielleicht läßt sich damit die Frage Säule oder Pfeiler klären.

Es ist hoch bedauerlich, daß von der zugehörigen, ältesten Chorlösung, die ja für einen Kirchenbau stets die wichtigsten Aufschlüsse ergibt, fast nichts gefunden werden konnte. Die Grabung bei Stelle 6 (siehe unten) hat jedoch ein Querschiff bewiesen. Vielleicht läßt sich künftig aus dem Raum nördlich der heutigen Heizung noch etwas herausholen. Offenbar hat der Chorbau des 13. Jahrhunderts seinen Vorläufer bis auf den Muschelkalkfelsen entfernt, der nur 26 cm unter der Oberfläche des höchsten Langhausfundaments liegt. Der Felsen erreicht bei Stelle 13 seine höchste Lage, er fällt dann nach Süden und Westen.

Lehrreich ist eine Gegenüberstellung der gesicherten Baumaße von St. Jakob I mit den entsprechenden von St. Ägidien zu Kleinkomburg (jeweils lichte Innenmaße):

	Seiten- schiff	Mittel- schiff	innere Gesamt- breite	Verhältnis von Seitenschiff zu Mittelschiff
St. Jakob I . . . . .	4,10	6,20	16,20	1 : 1,5
St. Ägidien . . . . .	2,78	5,60	12,85	1 : 2

Man sieht, St. Jakob I verfügte über eine beträchtliche Gesamtbreite und ist größer gewesen als St. Ägidien, das 1108 begründet ward. Letzteres weist schon jene strafferen Verhältnisse auf, die nach der cluniazensischen Reform üblich wurden. St. Jakob I läßt sich ins 11. Jahrhundert verweisen. Es war selbstverständlich flachgedeckt, zwischen Wand und Decke bestanden noch keine künstlerischen Beziehungen.

Vom Langhaus wurden bearbeitete Steine gefunden; Münsterbaumeister Karl Friedrich (Ulm) datiert sie ins Jahr 1100. Die Bearbeitungsart läßt sich jedoch auch schon in der Zeit von 1000 nachweisen, so daß wir als Mittelmaß für die Bauzeit des Langhauses etwa 1050 erhalten, die oben schon wahrscheinlich gemacht wurde.

## 2. St. Jakob II: die Chorteile von 1225

Im Dezember 1948 fanden sich bei Stelle 5 mächtige Mauern, die in einer breiten Diagonalen zusammenstießen. Bei Stelle 6 wurde im Dezember 1950 ein Mauerstück freigelegt, das aus zwei dicht nebeneinander verlaufenden Zügen von 1,05 m und 0,63 m Breite bestand. Da ihre Flucht im rechten Winkel zur Langhausachse (nicht zur Chorachse) verläuft, muß im breiteren Stück ein Rest des alten Querhauses von St. Jakob I erkannt werden, das nachträglich verstärkt wurde. Bei den Stellen 2 und 4 zeigten sich wiederum diagonale Fundamente. Dieselben Bildungen stellten sich im Januar 1951 bei 3 ein. Es war erwiesen, daß damit Teile eines Chorbaues gefunden waren, dessen östliches Ende jedoch über das Rathaus hinaus in den Markt fiel.

Als im Februar 1951 eine Wasserleitung in der Rathausachse gegen den Marktplatz angelegt wurde, stellte man vergebliche Nachforschungen bis zu 2,18 m Tiefe an;<sup>2</sup> später zeigte es sich, daß man nur 20 cm tiefer hätte bohren sollen. Trotz des Mißerfolges wurde im März und April 1951 mit verstärkten Hilfskräften vor dem nördlichen Rathausportal nochmals hinabgestoßen mit überraschendem Erfolg: es kam eine herrliche, ganz aus Sandstein gebaute Choranlage ans Licht, die innen und außen rechteckig war (Abb. 2, 3, 4, 5). An ihrer nördlichen Außenwand erreichte die Grabung die Tiefe von 5,66 m, dort fand sich eine schwere Sandsteinplatte (Abb. 2), die schräg unter das Chorfundament griff und ihrer Lage wegen keinen Zusammenhang mit den Mauern haben konnte. Die Platte, ihre Oberseite zeigte keine Schrift, stellt zweifellos einen Grabstein aus der Zeit vor dem Chorbau von 1225 dar; sie lag also außerhalb des alten Chors von 1050 frei auf dem Friedhof.

Das aufgehende Sandsteinmauerwerk (es ist schön mit der Zahnfläche bearbeitet) hört in der Tiefe von 3,34 m auf, nach unten folgen die Muschelkalkschichten des Fundaments (wie auf Großkornburg etwa 12—16 cm hoch). Letztere senken sich auf der Nordwand, dem damaligen Bodenprofil folgend, so stark, daß der Sockel abgetrept werden mußte (Abb. 3).

Das Fundament des gegen den Markt vorgewölbten Mittelteils des Rathauses ist aus Abbruchsteinen des spätromanischen Querhauses gemauert, sie waren zum Teil bemalt.

Eine Krypta konnte unter dem Chorviereck nicht vorhanden gewesen sein, man hätte sonst im Mauerwerk ihre Fenster oder Entlüftungen sehen müssen. Der Fußboden des Chors liegt bei —3,58 m. Es war beklagenswert, daß die Südwand des Chores nicht ausgegraben werden durfte, es hätten sich zusätzliche Aufschlüsse ergeben.

Die Außenseiten besitzen einen kräftigen Sockel (Abb. 3, 4, 10); auf seinen Verkröpfungen ruhen starke Plattenbasen für die senkrechten Mauerglieder. Die Ecken waren mit breiten, von viertelsrunden Lisenen gesäumten Bändern eingefast, die dazwischen liegenden Mauerfelder durch je 2 halbrunde Lisenen unterteilt, von denen an der Nordseite noch eine erhalten ist (Abb. 11).

Die inneren Ecken des Chores zeigen ein sinnreiches System von Vorlagen,

<sup>2</sup> Nullpunkt der Vermessung ist die Schwelle des nördlichen Rathausportals.



die auf diagonalen Fundamenten sitzen: in der Mitte ein runder Dienst zur Aufnahme der Gewölberippen, links und rechts je zwei rechteckige Mauervorlagen für zwei Schildbogen. Der Chorraum war also mit einem Kreuzgewölbe überspannt, dessen Kappen durch Rippen geschieden waren (die Möglichkeit eines sechs- oder achteiligen Gewölbes soll nicht abgestritten werden). Die Basen der Vorlagen sind von außerordentlicher Genauigkeit und eleganter Feinheit (Abb. 12, 13, 14): attisch gebildet, haben sie die frühere Steilheit von St. Michael verloren. An Stelle des Eckblattes sind bei den Runddiensten Köpfe angebracht. Die Wandflächen waren durch Nischen gegliedert (Abb. 5 und 15): an der Ostseite zwei, an

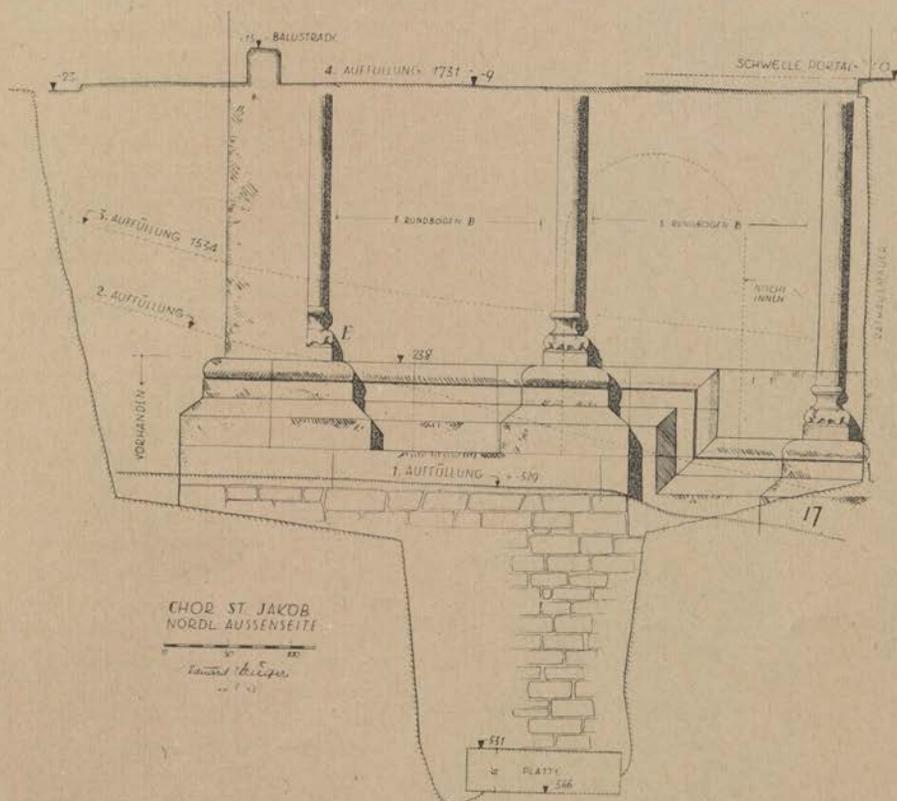
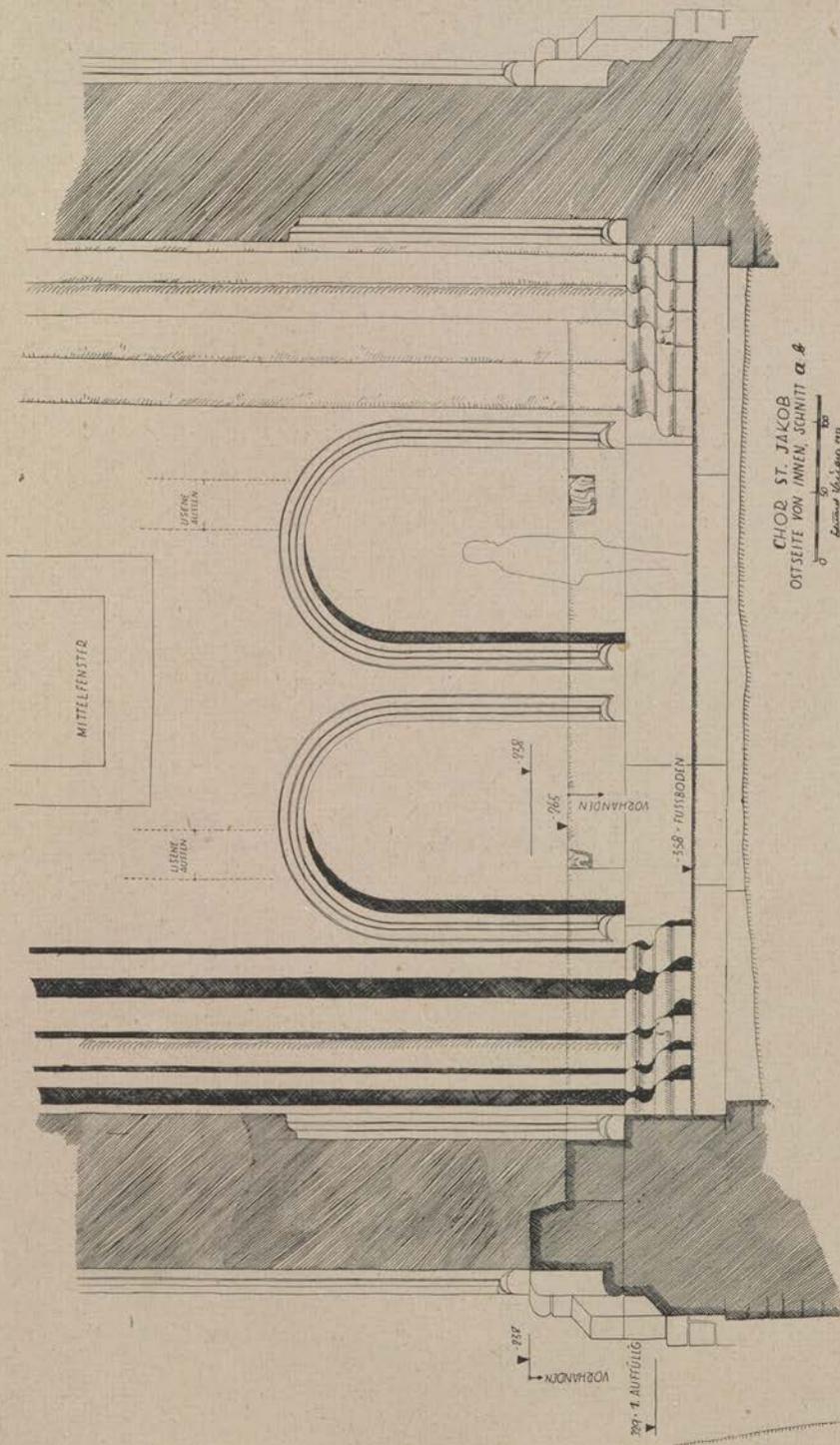


Abb. 3. Nördliche Außenseite des Chores.

der Süd- und Nordseite je eine. Über ihre Leibungskanten läuft eine Hohlkehle, von zwei Rundstäben mit spätromanischem Ablauf flankiert. An der Rückwand der Ostnischen finden sich merkwürdige Verwitterungen, die wie Ornamente wirken (Abb. 5).

Nach der Freilegung des Rechteckchores war der Nachweis erbracht, daß die Diagonalfundamente bei 2, 3, 4 und 5 und die Verdickung bei 6 nur zur Aufnahme weiterer Eckvorlagen im Querhaus dienen konnten. Das ganze Querhaus war also ebenfalls eingewölbt. (Die Grüne Wibel-Chronik berichtet auf S. 781, daß 1728 die beim Stadtbrand vom Vierungsturm fallenden Glocken das darunter liegende Gewölbe durchschlagen hätten.) Vor den eigentlichen Chor legte sich



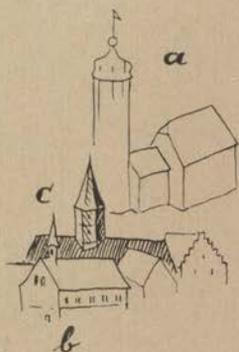


CHOR. ST. JAKOB  
OSTSEITE VON INNEN, SCHNITT α. β

Abb. 5. Östliche Innenseite des Chores.



Über der Ostchorwand und über den Schmalseiten der Querarme saßen Giebel; ihre Einzeldurchbildung ist unbekannt. Aus der Vierung, deren Pfeiler reich gegliedert und kräftig genug sind, ragte der Glockenturm auf, den die Stadtansichten (Abb. 7) von Braun-Hogenberg 1576, Merian 1643 und Schreyer 1643 zeigen. Die Reste des beim Stadtbrand eingestürzten Vierungsturmes stellt Meyers Ruinenbild von 1728 dar. Dieser Turm war achteckig; die Überleitung aus dem Quadrat erfolgte nach Schreyers Bild unsichtbar unter der Dachhaut.



A. Bei Braun-Hogenberg (1576).  
a) St. Michael, b) Rathaus, c) St. Jakob.



B. Brandbild von J. P. Meyer (1728).  
a) St. Jakob, b) Rathaus, c) Kanzlei.



C. Bei Merian (Leonhard Kern) 1643.



D. Bei Hans Schreyer im Haalgerichtshaus (1643). a) St. Jakob, b) St. Michael, c) Hezennest-Turm, d) Büschlerhaus.

Abb. 7. St. Jakob nach Haller Stadtansichten.

Die Kirche liegt am abschüssigen Hang an einem nicht gerade organischen Ort. Vielleicht hat der Felsgrund die Wahl der Baustelle veranlaßt. Heute beträgt der Höhenunterschied zwischen dem östlichen Marktplatz und dem westlichen Hafenmarkt 7,22 m! Da aber bei Erbauung des 2. Chores die Marktebene auf  $-3,29$  m sich befand, verminderte sich ehemals der Höhenunterschied zwischen Ost- und Westfront auf 3,93 m; er ist immer noch beträchtlich. Der Fußboden des Chores ist mit  $-3,58$  m festgestellt, derjenige des Langhauses

kann bei — 5,00 m angenommen werden (tiefer als — 5,20 m lag er keinesfalls). Es entsteht damit zwischen Langhaus und den Chortheilen ein Unterschied von 1,42 m, der entweder am Triumphbogen oder am Eingang zum Ostchor (oder je hälftig an beiden Stellen) durch Treppen überwunden werden mußte. Gegen den Hafemarkt bestand dann noch vor dem Langhausportal eine Staffelanlage von 2,22 m Höhe.

ST. JAKOB ZU HALL  
 REKONSTRUKTION DER NACHTSEITE  
 1, KAPITELSAAL 2, REFECTORIUM  
 U. DORMITORIUM, 3, KREUZGANG  
 Gehnold 1899  
 11 7 11



Abb. 8.

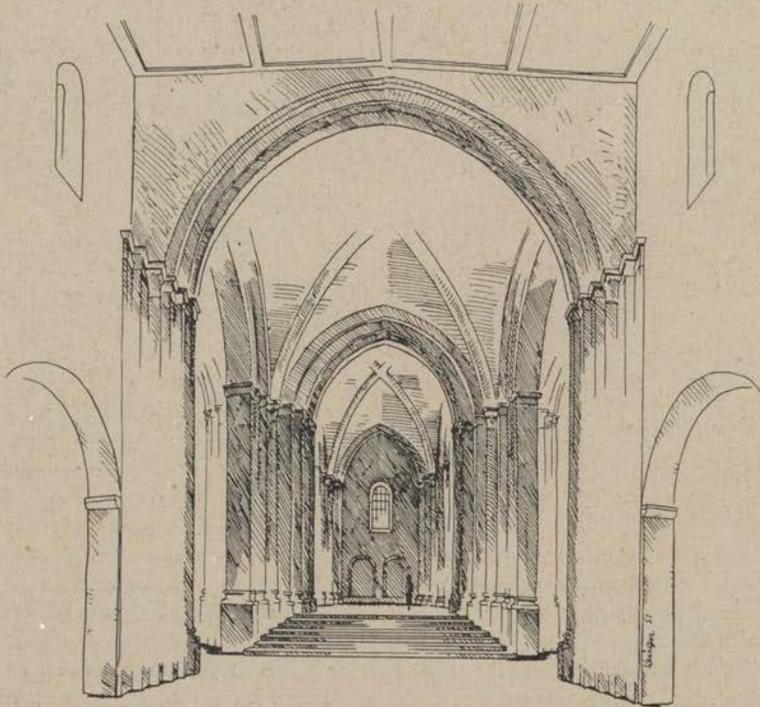


Abb. 9. Rekonstruktion des Inneren. Blick vom Langhaus durch die Vierung zum Chor.



Abb. 10. Äußerer Sockel der nordöstlichen Chorecke.

Besonders interessant sind die Bodenverhältnisse an der Außenseite des Ostchores. Hier wurde der Markt viermal aufgefüllt, bis er seine jetzige Höhe erreichte (Abb. 3). Schon beim Chorbau von 1225 mußte aufgeschüttet werden, ebenso beim Abbruch von 1534. Das Querprofil von 1225 ist heute noch, wenngleich unsichtbar, zu ahnen: verbindet man die Mitte der Oberen Herrngasse vor der Löwenapotheke mit der Straßenmitte vor der Engelapotheke durch eine Gerade, so erhält man das Geländeprofil von 1225! Die über dieser Ebene aufgeworfene Erdmasse ist also nachträglich. Nun wird verständlich, warum die Obere Herrngasse ihre Neigung bei der Löwenapotheke plötzlich verläßt. Da die östliche Umfassungsmauer des Klosters bis zur Mitte des heutigen Marktplatzes vorsprang, mußte die nordwestliche Ecke des Steinhauses Am Markt 2 (um 1260) abgeschrägt werden: der Verkehr konnte nun dem sich vorschiebenden Klosterbezirk ausweichen. Der erste Chor von 1050 lag wohl so weit zurück, daß dem Verkehr ursprünglich kein Hindernis erwuchs.

Auf Grund der gewonnenen Ergebnisse läßt sich das Äußere (Abb. 8) rekonstruieren; nur die Höhe des Bauwerkes ist ungewiß. Auch der Innenraum ist, ebenfalls mit Ausnahme seiner Höhe, gesichert (Abb. 9). Die Pfeilerstärken des



Abb. 11. Sockel an der nördlichen Außenseite des Chores mit halbrunder Säule.

Vierungsturmes sind durch vierfache Übernahme der vorhandenen Eckvorlagen des Chores ermittelt. Die Nischen und Fenster sind rundbogig angenommen, der schon zugespitzte Verlauf der Rippenbogen wurde oben bewiesen. Der Durchblick durch den Triumphbogen und durch den Chorbogen war eng. Die Breite der Pfeiler betrug 3,10 m, die freie Öffnung des Triumph- und Chorbogens maß 3,50 m, so daß sich das schwere Verhältnis von 1 : 1,13 ergibt.

Es ist noch wichtiger Einzelstücke zu gedenken.

1. Über die Basis der viertelsrunden bzw. halbrunden Lisene (Abb. 6 und 11) hängt ein lappenartiges Gebilde; Mettler hat die Anfänge dieses Motivs in der Magdalenenkapelle von St. Michael nachgewiesen, auf 1165—1170 festgelegt und vom Elsaß (Schlettstadt, St. Fides) abgeleitet. Es tritt nun 60 Jahre später in St. Jakob II auf, und zwar in barock weiter entwickelter Art.

2. An der Basis der Chordienste sind Köpfe angebracht. Ähnliche Lösungen finden sich in der Klosterkirche Alpirsbach. Der südöstliche Kopf (Abb. 14) ist geometrisch aufgefaßt, Augenbögen und Tränensäcke ergeben ornamentale Linien. Der Mund ist geöffnet, die vorgestreckte Zunge überdeckt die Unterlippe, zwei



Abb. 12. Nordöstliche Chorecke von innen.

untere Zähne werden fletschend gezeigt, die Ohren liegen zu hoch, der Gesichtsausdruck ist böseartig (Abb. 19). Der nordöstliche Kopf ist plastischer empfunden (Abb. 17 und 18); die Lippen spitzen sich zum Pfeifen, die Ohren sind klein, die Augen klotzend, der Haarkranz soll wohl kaum eine Mönchstonsur andeuten. Solche Köpfe, zumal zu Seiten eines Altars, entspringen keiner Bildhauerlaune. Sie sind vielmehr Schreckbilder: die in der Kirche umherschwirrend gedachten Dämonen erkennen ihre eigene Scheußlichkeit und verlassen darum das Gotteshaus. Die Plastiken könnten ob ihrer Primitivität noch dem 11. Jahrhundert zugewiesen werden. In Wahrheit sind sie um 1225 entstanden. Man pflegte Unholde absichtlich in altertümlicher, zurückgebliebener Form darzustellen.

Auf Grund der Stilformen muß der Neubau der Chorerteile um 1225 erfolgt sein. Bauherr war das Kloster Komburg, nicht die hällische Stadtgemeinde. Komburg erlebte um 1220—1250 seine zweite große Baublüte, die Einflüsse vom Mittelrhein zeigt (Erhöhung des Westturmes, Ostchor mit Krypta, Osttürme, sechseckige Grabkapelle). Von dort her ist auch die fortschrittliche elsässische Wölbekunst in unser Gebiet gedrungen. Sie hatte allerdings schon früher, um

1165, im Westturm von St. Michael eine erste, vollkommene Probe vor Augen gestellt; Zwischenträger waren Maulbronn und der Wormser Ostchor gewesen. Angesichts eines solchen Vorbildes unmittelbar neben der Baustelle ist es nicht erstaunlich, daß die Wölbung von St. Jakob überraschend sicher gelungen ist. Decke und tragende Wand sind nun zur Einheit verwachsen. Glänzend ist die Quaderbehandlung. Auch im Ornamentalen leuchtet die elsässische Herkunft durch, wie wir bei der gelappten Basis gesehen haben. Durch das staufische Herrscherhaus waren eben das Elsaß und unsere Gegend, beides Mittelpunkte seiner Macht, aufs engste verbunden. — Doch machte sich auch die einheimische Art geltend: das äußere System der schönen Mauergliederung mit Eckbändern, von Strecksäulen gesäumt, durch halbrunde Lisenen unterteilt und mit Rundbogenfriesen verbunden, war schon vor und nach 1100 an der Klosterkirche und am Torbau von Großkornburg sowie an St. Ägidien vorgebildet.

Eine so reich gestaltete Kirche, die überall eine Augenweide hervorzauberte, konnte niemals vom Franziskanerorden erbaut sein. Sie widersprach in krasserster Art dessen Kunstübung, und zwar in allen Stücken! Der Bettelorden lebte und baute in puritanischer Einfachheit und stellte als Programm für seine Kirchen auf: Wegfall des Querschiffs, Verzicht auf Türme, die Krypta muß verschwinden, zwischen Mönchsteil (Chor) und Laienhaus (Schiff) dürfen nur wenig Stufen sein, damit die Gleichwertigkeit aller Gläubigen verdeutlicht sei, die Wände müssen jeden Schmuckes bar sein, die Pfeiler erhalten die bescheidenste Form einer Säule, nämlich die runde. Kalt, hart und streng war die bauliche Darstellung des franziskanischen Gedankens der vollkommenen Armut. St. Jakob verstieß gegen

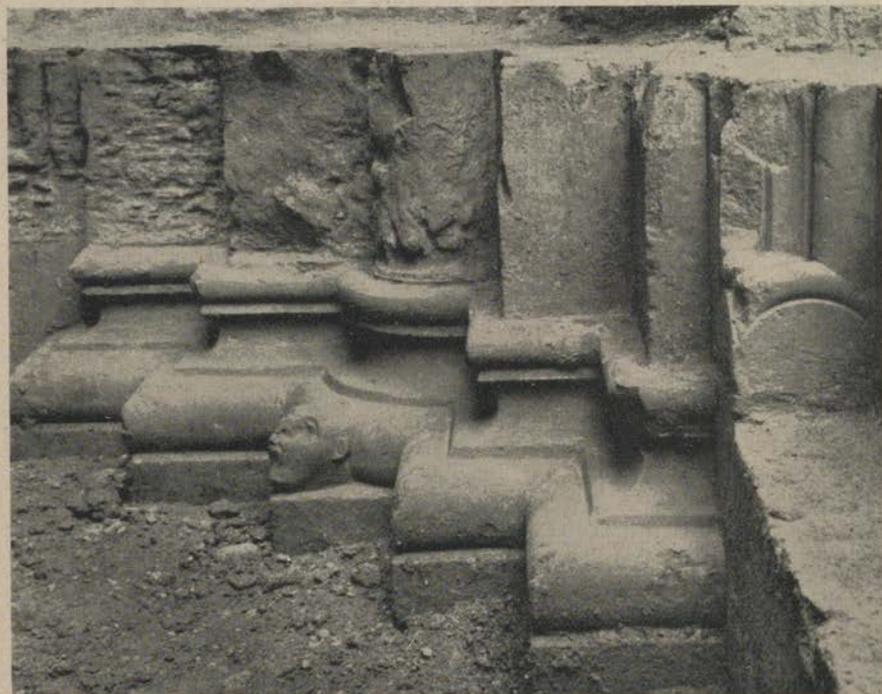


Abb. 13. Nordöstliche Chorecke von innen.



Abb. 14. Südöstliche Chorecke von innen mit Kopf an der Basis des Runddienstes.

alle diese Forderungen, es besaß alles das, was verboten war.<sup>3</sup> Es kostete die asketischen Mönche Überwindung, dies reiche Bauwerk zu beziehen! Der Chorbau kann daher nur vor ihrem 1236 erfolgten Einzug, also etwa ab 1225, entstanden sein.

Die auffallende Verschiedenheit der Achsen von Langhaus und Chor läßt sich vielleicht so erklären: Eine mittelalterliche Kirche kehrt ihren Chor stets nach Osten; maßgebend für die Ostrichtung ist der Aufgangspunkt der Sonne am Tage des Kirchenheiligen, bei St. Jakob also der 25. Juli. Wenn der Galgenberg, über dem die Sonne erstmals sichtbar wird, um 1050 kahl war, während er um 1225 eine Bewaldung trug, so würden sich die Aufgangszeiten und die Aufgangspunkte verändern. Die Ostrichtung von 1225 läge südlicher als die von 1050, die Achse des Chorbaues mußte daher nach Süden abgelenkt werden.

Oberstudiendirektor Dr. Kapphan (Schwäbisch Hall) hat über die Beziehungen zwischen Gebäuderichtung und Sonnenaufgang astronomische Untersuchungen an-

<sup>3</sup> Nur die fehlende Krypta entsprach der Ordensnorm.



Abb. 15. Wandstück zwischen den 2 Ostnischen (innen).

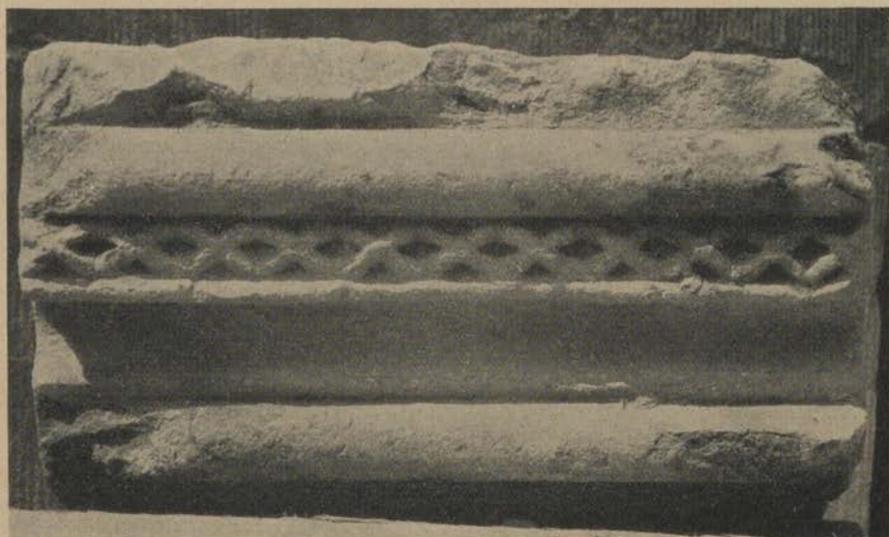


Abb. 16. Hauptgesims vom Chor.



Abb. 17. Kopf an der Basis des nordöstlichen Chordienstes.

gestellt. Die Achsen des älteren Langhauses und des jüngeren Chores sind gegenseitig um  $5,5^\circ$  geknickt. Nimmt man an, daß nach Abbruch des ältesten Chores der Altar um 8 m nach Osten gerückt wurde, so verschiebt sich die neue Chorachse um  $0,5^\circ$ . War der Galgenberg 1050 kahl, 1225 dagegen mit 18 m hohem Baumwuchs versehen, so ergibt sich eine weitere Richtungsänderung der Chorachse von nochmals  $5,4^\circ$ , zusammen also  $5,45^\circ$ . Das entspricht fast wörtlich der festgestellten Knickung der Achsen! Diese Ermittlungen wollen jedoch nur als unsicheres Gedankenspiel verstanden sein.

Noch einmal muß uns die Frage beschäftigen: war St. Jakob in vorfranziskanischer Zeit nicht doch eine Klosterkirche? Sie kann jedenfalls nicht verneint werden. Eine städtische Pfarrkirche bedarf keines Querschiffes, eine Klosterkirche braucht es, um die Mönchs-Chöre unterzubringen. Das Querschiff aber war in St. Jakob besonders stark entwickelt. Schon beim Bauwerk von 1050 war ein Querschiff vorhanden (wir erinnern uns an die Grabungsstelle 6), das die Zeit von 1225 entweder ebenfalls benötigte oder als ehrwürdigen Bestandteil über-

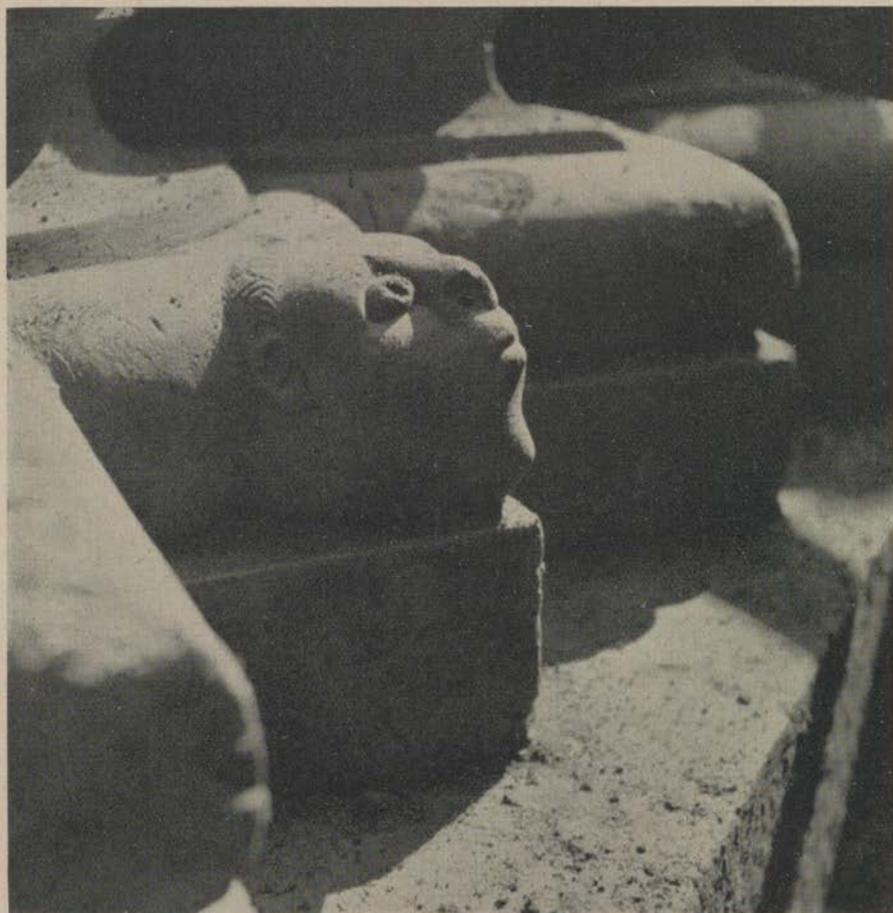


Abb. 18. Kopf an der Basis des nordöstlichen Chordienstes.

nahm und nachbaute. Solches Fortleben von Baugedanken, die eigentlich widersinnig geworden waren, ist im Mittelalter oftmals zu beobachten.

Welche Stellung nimmt St. Jakob in der hällischen Kunstgeschichte ein? Bis 1250 erhoben sich in unserem Bereich folgende Kirchen, von denen wir eine gesicherte Vorstellung haben:

Reinsberg 1050	St. Johann in Hall um 1200
Tüngental 1050	Großkornburg II 1220—1250
St. Jakob I in Hall um 1050	St. Jakob II in Hall um 1225
Großkornburg I 1075—1140	Burgkapelle Tullau 1230
St. Johannes in Steinbach um 1100	St. Urban in Hall 1230—1250
St. Ägidien (Kleinkornburg) 1108	St. Katharina in Hall 1240.
St. Michael in Hall 1140—1190	

Steinbach besitzt ein verkrüppeltes, von außen nicht sichtbares Querschiff, über dem der Vierungsturm aufragt. Diese unterdrückten Querschiffe mit aufge-

setztem Turm kehren wieder bei St. Johann und St. Katharina. Vollentwickelte Querschiffe hatten nur die Klosterkirchen von Großkornburg, St. Ägidien und St. Jakob I und II — die städtischen Kirchen mieden sie. Die einzigen Beispiele eines Westturmes bieten Tüngental und St. Michael, letzteres verfügte noch über zwei Osttürme (Großkornburg scheidet in diesem Zusammenhang aus, eine Westturmanlage ist bei St. Jakob I noch nicht erwiesen). Sonst waren die Westgiebel leer (Reinsberg, Steinbach, St. Ägidien, St. Johann, St. Urban, St. Katharina).

Von Wichtigkeit ist die Ausbildung des Chorhauptes: außen und innen halbrunde Apsis in St. Johann und am Ostchor von Großkornburg II (vielleicht auch in St. Katharina), außen rechteckige und innen runde Apsis in St. Ägidien und St. Michael, außen und innen rechteckige Apsis im Westchor von Großkornburg I und in St. Jakob II (Tüngental war außen rechteckig, die Innengestaltung ist unsicher). Die Chorlösung von St. Jakob I ist unbekannt.

Eine Krypta besaß nur der Ostchor von Großkornburg.

St. Jakob II war das einzige Beispiel eines folgerichtigen und vorbildlichen Gewölbebaues. Sein Untergang hat uns eines wertvollen Entwicklungsgliedes der mittelalterlichen Baukunst von Schwäbisch Hall beraubt.



Abb. 19.

Kopf an der südöstlichen Innenseite des Chores.

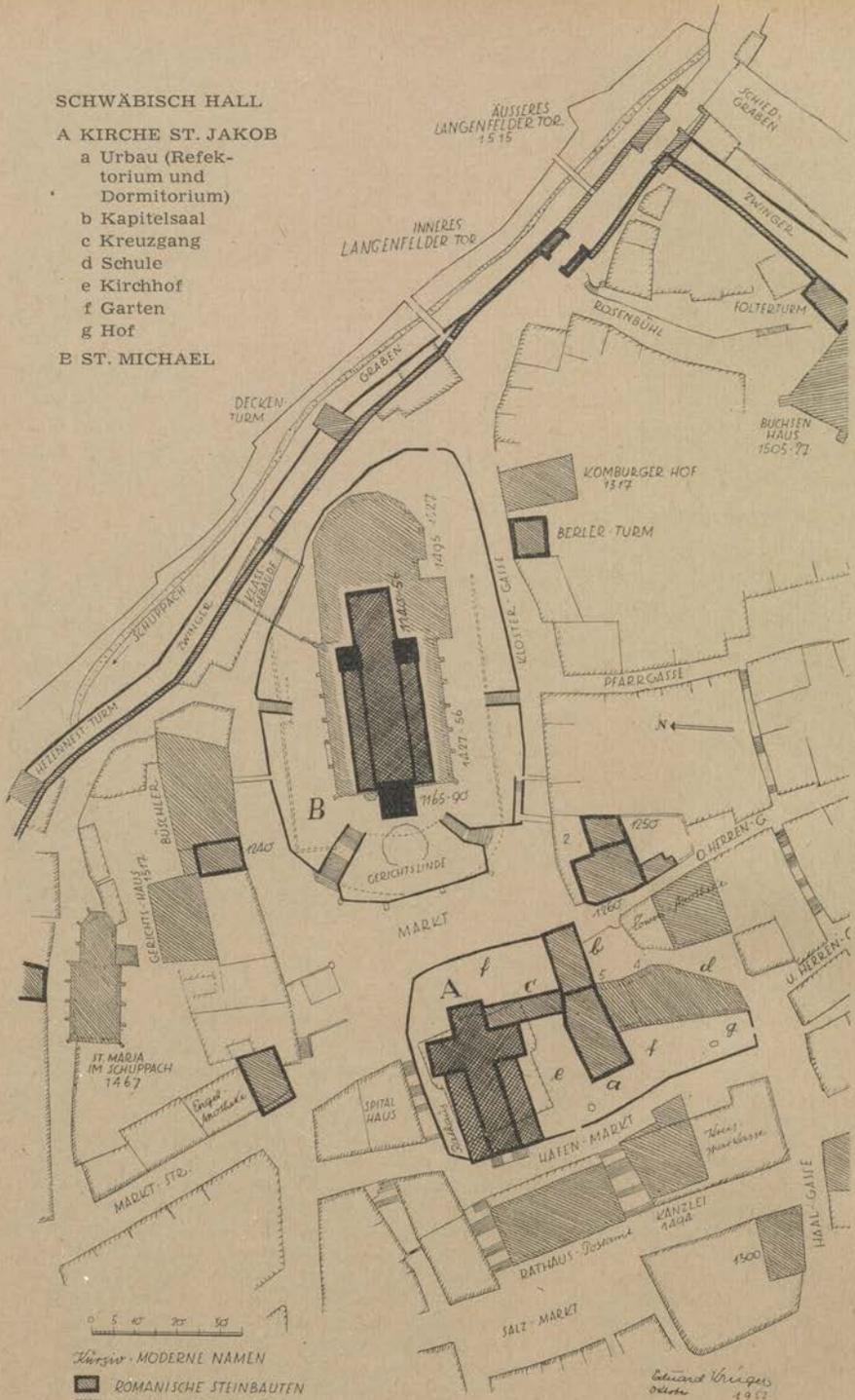
Nachwort: Die auf Seite 235 erhoffte Erforschung der Klostergebäude läßt sich soeben (Ende Oktober 1952) durchführen. Die Ergebnisse sind nach Abb. 20: Das Gebäude a war der „Urbau“, der Refektorium und Dormitorium enthielt; es stellt wohl das erste franziskanische Bauwesen von 1236 dar. Es erhielt durch den Kapitelsaal b eine Verlängerung weit in den Marktplatz hinein, so daß das gegenüberliegende Haus des Reichschultheißen (1260) eine abgeschrägte Ecke bekam. An b fügte sich, zur Kirche hinüber, der Kreuzgang c; er lag auf der Marktfläche, während er bisher im Abstand zwischen Kirche und a gesucht wurde, wo sich indessen der Kirchhof e befand. b und c mögen mit dem Ertrag der Ablässe von 1257 erbaut worden sein. a wurde — wohl mit Hilfe des Ablasses von 1285 — durch den Bau d zum zweitenmal gegen Süden verlängert, zugleich erhöhte man a durch ein Stockwerk und versah seinen Ost- und Westgiebel mit Zinnen. Der Klosterbau zeigte im Endzustand einen T-förmigen Grundriß; höchst ungewöhnlich, aber charakteristisch für eine Bettelordensanlage, die sich nachträglich in einen fertigen Stadtkörper krumm und schief einzwängen mußte. Eine Hofmauer umschloß Kirche und Kloster, sie verengte den Markt auf die Hälfte seiner heutigen Breite. Widmans Chronikseiten 370 bis 372, die bisher völlig unverständlich waren, sind nun sehr leicht zu deuten. Das nächste Jahrbuch wird einen ausführlichen Bericht bringen.

SCHWÄBISCH HALL

A KIRCHE ST. JAKOB

- a Urbau (Refektorium und Dormitorium)
- b Kapitelsaal
- c Kreuzgang
- d Schule
- e Kirchhof
- f Garten
- g Hof

B ST. MICHAEL



Kloster - MODERNE NAMEN  
 [Symbol] ROMANISCHE STEINBAUTEN  
 [Symbol] GOTISCHE STEINBAUTEN

Lehmann Krüger  
 1902

Abb. 20.

## Die Chorbilder der Belsenberger Kirche

Von Karl Schumm

Mehr als in früheren Zeiten wird in den letzten Jahrzehnten bei Wiederherstellungsarbeiten in den Kirchen unseres Gebietes das historisch Gewordene beachtet. Unsere aus dem Mittelalter stammenden Kirchen haben sich im Laufe der Jahrhunderte mannigfaltig verändert. Beim Umbau zum protestantischen Kirchenraum, der im 17. und 18. Jahrhundert vorgenommen wurde, blieb glücklicherweise der Turm stehen und damit auch der in seinem Erdgeschoß eingebaute ursprüngliche Chor. Wohl war er als kultischer Raum bedeutungslos geworden und wird gewöhnlich als Sakristei oder auch nur als Abstellraum benutzt; die Wandbemalungen in seinem Inneren aber sind durch einen dicken Verputz konserviert. Bei Erneuerungsarbeiten stößt man beinahe in jeder Kirche auf mittelalterliche Fresken, die sowohl für die Kunst- als auch für die Landesgeschichte von besonderer Wichtigkeit sind. Sie wurden einerseits zur Verehrung der Heiligen gemalt und häufig dem Patron der Kirche gewidmet, andererseits sollten sie die Heilslehre der Bibel dem leseunkundigen Volk bildhaft nahebringen. Dem Historiker geben sie so unmittelbar Aufschluß über das Patrozinium der Kirche, der Kunsthistoriker kann durch Vergleiche die Werke einem größeren Zusammenhang einfügen. Die wertvollsten Bilder dieser Art wurden im Jahre 1949 in der ehemaligen Dominikanerkirche in Mergentheim aufgedeckt, sie gehören dem späten 14. Jahrhundert an und zeigen Übereinstimmung mit einem Zyklus in der Kirche des gleichen Ordens in Wimpfen. Es müssen also damals engere Beziehungen zwischen Mergentheim und Wimpfen bestanden haben.<sup>1</sup> Schon früher aufgedeckt wurden die Fresken in Unterregenbach, in Steinkirchen, Unter Ginsbach und Tiefensall; in dieser Kirche ist die Darstellung ihres Titelheiligen, des hl. Martin, besonders eindrucksvoll.<sup>2</sup> 1950 konnten im Chor der Kirche zu Unterheimbach Deckenbemalungen festgestellt werden; doch da das Mauerwerk dort große Schäden aufweist, wurden sie nicht renoviert; ein Wappen der Herren von Sickingen, die Besitz in Adolzfurt hatten, bezeugt diese als Wohltäter der Unterheimbacher Kirche. Da alle diese Bilder irgendwie mit der Geschichte des betreffenden Ortes in Verbindung zu bringen sind, ist auf ihre Erhaltung besondere Sorgfalt zu verwenden.<sup>3</sup> Als im vergangenen Winter der Innenraum der Belsenberger Kirche renoviert werden sollte, fand man im Tonnengewölbe des ehemaligen Turmchores Reste eines Wandbilderzyklus. Das Landesamt für Denkmalspflege stellte die Mittel bereit, diesen aufzudecken. Dabei hoffte vor allem der Geschichtsforscher kirchengeschichtliche Fragen, die in Belsenberg noch einer Antwort bedürfen, klären zu können. Die Kirche hatte im Mittelalter Rechte, auf Grund deren man sie zu den *Mutterkirchen* zählen kann. Eine Urkunde von 1307 erhellt die kirchlichen Zusammenhänge. Kraft von Hohenlohe überträgt

<sup>1</sup> Graf Adelmann von Adelmansfelden; in: Jahressgabe des Diözesankunstvereins — Heilige Kunst, 1950.

<sup>2</sup> Kirchenrat Kopp (Stuttgart) im „Hohenloher Boten“ vom 17. Juli 1931.

<sup>3</sup> Im Turmgeschoß der Kirche von Ettenhausen finden sich überdeckte Wandbilder.

in diesem Jahre das Patronat über die Pfarrkirche in Belsenberg samt deren Tochterkirchen in Ingelfingen und Niedernhall dem Chorherrnstift in Öhringen. Die Belsenberger Kirche hatte also dazumal eine Bedeutung, die man nach der Lage und nach der Größe des Ortes nicht vermutet. Weitere Urkirchenorte werden nach der Bedeutung des zuständigen Pfarrsprengels in Döttingen und in Wülfigen-Forchtenberg anzunehmen sein.<sup>4</sup> Die Grenzen dieser kirchlichen Verwaltungsgebiete sind im Norden durch die Hochstraße zwischen Kocher und Jagst, im Süden durch den Öhrnwald gegeben, der bis in die Gegend von Kupferzell reichte und nach einer Urkunde von 1037 in seiner weiteren Besiedlung dem Stift Öhringen zufallen sollte. Die spätmittelalterliche Begrenzung dieser Abhängigkeiten geht mitten durch den heutigen Ort Belzhag. Während die Entwicklung dieser kirchlichen Territorien von der Mutterkirche (Stift) Öhringen und auch von Döttingen aus verhältnismäßig klar zu übersehen ist, ist der Werdegang im Raume Forchtenberg—Künzelsau noch nicht geklärt. Die bischöflich-kirchliche Organisation, um solche handelt es sich dabei, fällt zeitlich zwischen die Gründung des Bistums Würzburg (741) und die Festigung der Bistümer als Territorialmächte, die zu Anfang des 11. Jahrhunderts eine vorläufige Beendigung gefunden hat. Zuvor waren die Gründungen der kirchlichen Mittelpunkte (Mutterkirchen bzw. Urkirchen) Schöpfungen des Hochadels. Inwieweit solche späterhin als Hauptorte der bischöflichen Verwaltung beibehalten werden konnten, hängt ganz von den örtlichen Verhältnissen ab. Stand der kirchlichen Organisation genügend Raum und Macht zur Verfügung, so mied sie solches Land, das durch grundherrschaftliche Rechte in mannigfache Abhängigkeit geraten war. Nun ist das Patronat der Mutterkirche Belsenberg ein grundherrschaftliches. Hohenlohe hatte es noch 1307 als ein solches inne. Erworben wurde es wahrscheinlich aus der früheren Erbmasse der Herren von Stein, deren bedeutender Besitz bereits im 11. Jahrhundert zerschlagen wurde. Die grundherrschaftlichen Rechte gehörten in Belsenberg dem Adel. So wurde es ebensowenig wie Döttingen und Wülfigen-Forchtenberg, die ebenfalls grundherrschaftliche Gründungen waren, von der bischöflichen Organisation als Verwaltungssitz übernommen. Dafür wurde im Grenzgebiet kocheraufwärts in Künzelsau der Verwaltungsmittelpunkt geschaffen. Dort entstand eine Pfarrkirche, und da die grundherrschaftlichen Rechte der Gegend bereits vergeben waren, konnte sie nur mit einem geringen Kirchensprengel begabt werden. Sie wurde als Taufkirche nach der wichtigsten Funktion der bischöflichen Aufgabe, Johannes dem Täufer geweiht, und Sitz des kirchlichen Kapitels einer weiten Umgebung. Die Unterstellung unter das Stift Öhringen, über das Hohenlohe die Vogtei hatte, erhöhte den Einfluß der Grundherrschaft, wodurch es dann möglich war, daß man bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Ingelfingen und Niedernhall von der Mutterkirche als selbständige Pfarreien abtrennte. So ging der Einfluß Belsenbergs immer mehr zurück. Auf Grund der Tradition versuchte man vielleicht noch im ausgehenden Mittelalter durch die Errichtung der Wallfahrtskapelle zum Heiligen Kreuz die alte Anziehungskraft wieder herzustellen. Jedenfalls kann in keiner Weise angenommen werden, wie das späterhin noch geschah, besonders durch L. Eyth,<sup>5</sup> daß diese Kapelle die Urkirche gewesen wäre. Die Ausgrabung durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken ergab einwandfrei ihre Zugehörigkeit zu den zahlreichen Kapellen des ausgehenden Mittelalters, die

<sup>4</sup> E. Kost, Schwäbische Heimat, 1952, Heft 3. — Wülfigen, ein alamannisch-fränkischer Edelsitz im Kochertal.

<sup>5</sup> Der Bezirk Künzelsau, Schwäbisch Hall o. J.



Abb. 1.

(Kocher- und Jagstbote, Künzelsau)

aus einem volksfrommen Bedürfnis entstanden sind.<sup>6</sup> Hohenlohe führte in Belsenberg die Reformation durch; der Bedeutungswandel in den gottesdienstlichen Handlungen bedingte einen mehrmaligen Umbau der Kirche, nicht zu ihrem Vorteil. Vor allem ist der Abbruch des Turmes und die Errichtung eines fragmentarischen Westturmes, der 1824 nach einem „Wetterstrahl“ noch einmal verschlechtert wurde, zu beklagen. Allmählich verschwand auch die Erinnerung an die einstmalige Bedeutung der Belsenberger Kirche, nur in sagenhaften Überlieferungen tauchen Anklänge an die Vorherrschaft im Mittelalter auf. Sie fanden auch literarischen Ausdruck.<sup>7</sup>

Sogar das Patrozinium der Kirche geriet in Vergessenheit. Die alten, vor allem aus einem grundherrschaftlichen Verhältnis heraus entstandenen Mutterkirchen waren dem Hl. Michael unter alamannischem, und dem Hl. Martin unter fränkischem Einfluß geweiht. So wurde in Forchtenberg der erstere und in Döttingen der letztere verehrt. Als nun bei Aufdeckung der Belsenberger Fresken sich unter den dicken Schichten des Verputzes allmählich das Bild eines Engels zeigte, der in der rechten Hand ein Schwert schwingt, glaubte man, in ihm den Hl. Michael als Heiligen der Kirche erkennen zu dürfen. Beim Fortgang der Arbeiten stellte sich aber leider heraus, daß die Ostwand der Kirche durch ein später eingesetztes Fenster so stark durchbrochen war, daß die ursprüngliche Bemalung nicht mehr in ihrem Zusammenhang zu erkennen war. Im Vergleich zu anderen Kirchen müßte sich hier der Titelheilige befunden haben. Es war deshalb leider nur möglich, das Bild der nördlichen Wand freizulegen. Dieses stellt ein Jüngstes Gericht dar, aus der Zeit um 1400 (Abb. 1). Die Farben sind flächig aufgetragen; die Darstellung der Kopfbedeckungen weist noch in das 14. Jahrhundert. Das Thema war in den Kirchen des Mittelalters sehr beliebt und wurde mit immer wiederkehrender Regelmäßigkeit dargestellt, was aber

<sup>6</sup> Jubiläumsjahrbuch Württ. Franken, NF. 22/23, 1947/48, S. 36.

<sup>7</sup> W. von Biberstein, Belsenberg und die in seiner Nähe liegenden Ruinen der Kapelle zum Heiligen Kreuz. Zeitschrift für Württ. Franken, Jg. 1850. Hugo Bazing, Eine Baldurs Kultstätte; in: Württembergische Vierteljahreshefte, 1881.



Abb. 2. (Kocher- und Jagstbote, Künzelsau)

unwesentliche Abänderungen nicht ausschloß. Für den Bildinhalt der Belsenberger Darstellung ist ein Psalterblatt, das bereits in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden ist (Bamberger Staatsbibliothek A II, 47), richtunggebend.<sup>8</sup> Die Mitte nimmt der thronende Christus als Weltenrichter ein; auf der linken Seite kniet die anbetende Maria mit den Seligen und auf der rechten Johannes der Täufer als Fürbitter der Verdammten. In der Darstellung des Heilandes scheint bei der Restauration ein Fehler unterlaufen zu sein. Sonst ist es üblich, daß vom Haupte Christus zu den Verdammten ein Schwert als Zeichen des Gerichtes und zur Seite der Seligen das Zeichen des Friedens, eine Lilie, weisen. In der jetzigen Darstellung in Belsenberg sind beide symbolische Zeichen in Schwerter verwandelt. Nun war die linke Bildseite stärker als die rechte zerstört, so daß die Lilie nicht mehr zu erkennen war und

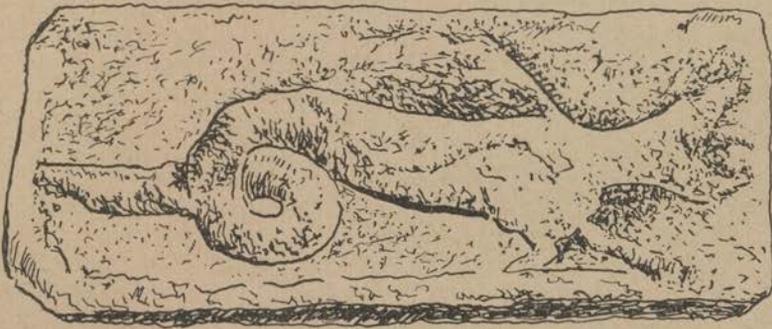
das mag der Grund für die irrtümliche Darstellung sein. Hinter Maria steht ein Engel, der den Seligen die Pforten zum himmlischen Reich öffnet, während zu Seiten des fürbittenden Johannes ein zweiter Engel mit dem Schwert die Verdammten in die Gewalt des Teufels zurücktreibt (Abb. 2). Diesen Engel als den Kirchenheiligen ansprechen zu wollen, ist nicht angängig. In Kirchen mit dem Michaelspatrozinium wird St. Michael immer besonders hervorgehoben; vor allem ist seine Stellung als Wäger der Seelen betont. Häufig steht er dann unter der Mandorla, mit dem Attribut der Waage. Es ist aber möglich, daß im Anschluß an das Jüngste Gericht und im inhaltlichen Zusammenhang damit der Hl. Michael noch einmal beherrschend auf der Ostwand des Chores eine besondere bildliche Würdigung fand, die man leider nicht mehr aufdecken konnte. So ist zu bedauern, daß das Ergebnis der Aufdeckung der Belsenberger Fresken für den Historiker nicht befriedigend ist. Sie bilden aber als Schmuck der Kirche ein wichtiges Glied in der kunstgeschichtlichen Erforschung unseres Raumes. Vor allem wäre es wünschenswert, daß die Kirchengemeinden, in deren Obhut sich Kirchen mit wahrscheinlich überdeckten Fresken befinden, sich an der kleinen Belsenberger Kirchengemeinde das Beispiel nehmen, solche aufzudecken und der Nachwelt zu erhalten.

<sup>8</sup> M. Schumm, Die renovierte Kirche in Belsenberg. Kocher- und Jagstbote, 120. Jg., Nr. 9. — Aus diesem Artikel stammen auch die beigegebenen Abbildungen.

## Drachensagen von Württembergisch Franken

Von Emil Kost

In der Kirchhofmauer bei der Dorflinde im Pfarrdorf Unterregenchach im Jagsttal war noch im 19. Jahrhundert ein 40 cm langer Bildstein eingemauert, der 1872 bei Rückverlegung dieser Mauer herausgenommen wurde. Einige Jahrzehnte blieb der Stein dann auf der zurückgesetzten Mauer liegen, bis er schließlich in das Schloßmuseum in Stuttgart verbracht wurde. In getreuer Nachbildung ist dieser Stein, ein *Drachensbild*, neben anderen zeitlich und örtlich zugehörigen Steinbild- und Ziersteinfinden (ebenfalls in Nachbildungen) in der Dorfkirche in Unterregenchach zu sehen. Diese Steine stammen aus den Mauern



dieser romanischen Kirche, sind aber karolingerzeitlich. Sie stellen dar das Reliefbild eines palmtragenden Heiligen, das Kopfbild eines anderen Heiligen in Vorderansicht, ein Bruchstück eines Fächerblattfrieses und ein anderes eines Säulenkopfes mit Weinrankenschmuck; eine bruchstückhafte Inschrifttafel in karolingischen Großbuchstaben mit Erwähnung eines vornehmen Stifters und Hinweis auf Märtyrergebeine der damals gegründeten ersten Kirche aus karolingischer Zeit gehört zu diesen Bildsteinen.<sup>1</sup> Die einst zugehörige karolingische Kirche, Vorgängerin einer später daneben errichteten Großkirche mit Krypta des 11. Jahrhunderts und weiterhin der auf dem Platz der ersten Kirche stehenden spätromanischen heutigen Kirche ist in den Jahren 1947 bis 1951 im Grundriß und mit einem Stück aufgehenden Mauerwerks mit Portal durch die Ausgrabungen von Professor Dr. H. Christ (Aachen) nachgewiesen worden.<sup>2</sup>

Der oben erwähnte Reliefstein eines geflügelten Drachen (siehe Abb.) gehört wie die angeführten anderen Bildsteine der Karolingerzeit an und stammt wie diese zweifellos aus der am Ort gestandenen ersten Kirche dieser Zeit, die der mitgefundenen Inschrift nach einem namhaften Stifter, wohl auf gaugräflichem Grund und Boden, ihre Gründung als vornehmes Klosterstift verdanken muß.

Die Kunst der Karolingerzeit hat wie viele ihrer Grundbestandteile das Drachensmotiv an Kirchen offenbar aus Oberitalien bezogen. So findet

sich eine Drachendarstellung langobardischer Steinmetzkunst an der Außenwand der Königskirche S. Michele zu Pavia, und in S. Antonio in der Lombardei weist der Portalsturz über typischen Flechtwerkpfeilern zwei derartige Lindwürmer auf; sie sind wie die dann später an deutschen Kirchen übernommenen geflügelt und mit Ringelschwanz dargestellt.

Drachen und Lindwürmer spielen in der germanischen Kunst des 7. bis 12. Jahrhunderts in der Ornamentik an Waffen und Schmuck wie bei Buchillustrationen, auch in irischer Zierkunst, eine auffallend starke Rolle. In diesen Illustrationen umringeln sie die frommen Schrifttexte und sperren auch in Initialform zu Beginn solcher Texte der Evangelien- und Gebetbücher drohend ihre Rachen auf. Der Sinn dieser Drachen- und Wurmdarstellungen kann nur Abwehr gegen das Böse sein, Abschreckung. Derselbe Abwehrsinn muß den Bildern dieser Untiere an den Kirchen der karolingischen, romanischen und gotischen Zeit innewohnen.

Fast alle früheren Zeiten und Völker haben dieses Bedrohlich-Furchtbare in Drachenform erlebt und gestaltet, zuerst als wirklich geglaubt, dann übertragend. Schon die Helden der Antike schlugen sich als Drachenbekämpfer mit diesen Untieren herum, den „Scharfblickenden“, deren bloßer Blick schon tötete; ihre griechische Bezeichnung „drakon“ hat diese Bedeutung und ist über das römische draco ins Altdeutsche übergegangen; bezeichnet ist mit dem Weg dieses Wortes auch der Weg, den die damit gemeinte Untiergestalt aus der griechischen Antike über Italien zu uns als „Drache“ genommen hat. Wie der griechische Held Kadmos den Quelldrachen zu Theben, Herakles den Hesperidendrachen, Apollo den Pythondrachen, Perseus den Drachen der Andromeda tötete, so schon in Altbabylon noch viel früher der Gott Marduk den Drachen des Urchaos und nach ihm Götter, Könige und Helden dieses Volkes entsprechende Drachentiere.<sup>3</sup> Der altindische Gott Indra besiegt gleichfalls den Drachen, in den persischen Achämenidenskulpturen pflegt der König als Drachenkämpfer dargestellt zu werden und sogar in China und Japan erschlugen führende Helden die Drachentiere;<sup>4</sup> in China ist der Drache sogar Wappentier geworden. Offenbar hat auch die Bibel ihre Drachendarstellungen aus dem alten Orient, besonders Babylon, übernommen. Die Schilderung des Drachenkampfes in der Apokalypse (12, 7—17) verherrlicht im Erzengel Michael einen den antiken Drachenkämpfern entsprechenden Helden; sie hat in ihrer gewaltigen Darstellung dieses Vorgangs dem christlichen Kult. seiner Kunst, Predigt und Legende immer neue Anregungen gegeben. Wenn in der Apokalypse Schlange, Teufel und Satan gleichsinnig nebeneinander gestellt sind (V, 9 und 12), so darf daraus wie aus Jesaja (27, 1) mit seiner Darstellung Leviathans als flüchtiger und gewundener Schlange eine zweite Deutung der Drachenbilder in Handschriften und an Kirchenwänden geschöpft werden. Diese todbringenden Scheusale am Rand und vor dem Beginn heiliger Schrifttexte und auf den Portalen und Außenwänden christlicher Kirchen stellen dämonische Mächte oder den Teufel als Verschlinger der Seelen dar. Wo in Konzilbeschlüssen oder Heiligenlegenden von dracones die Rede ist,<sup>5</sup> ist offenbar damit der Satan als Prinzip des Bösen und als Widersacher Christi gemeint. Dasselbe erweisen die Namengleichungen des deutschen Hochmittelalters, die Teufel und Drache gleichsetzen: slange, hellewurm, helletracke, lintwurm, der tievels bote, tievels trut genannt wird.<sup>6</sup> Als gleichwertig setzt auch Luther die Begriffe Drache, Schlange, Teufel nebeneinander.<sup>7</sup> So sind Gott, Christus, Erzengel Michael, heiliger Georg kirchlich die Drachenbesieger; in der germanischen Völkerwanderungszeit waren es noch Siegfried, Dietrich von Bern, Ragnar Lodbrok und der

Angelsache Beowulf. Bezeichnend ist, daß manche christlichen Drachenbesieger es nicht mehr nach Ritterart mit der Waffe schaffen, sondern mit Glaubenskraft. Der heilige Beatus in der Schweiz, dessen Einsiedlerhöhle oberhalb des Thuner Sees zu finden ist, besiegte den dortigen Drachen mit Gebet und Bekreuzigung. Nun nennt die karolingerzeitliche steinerne Inschrifttafel der Unterregenbacher Erstkirche offenbar einen heiligen Beatus als einen ihrer Märtyrer: (Hoc opus structum est pro s(alute anima(e) il(lustris domini . . . postquam in istum locu)m pervenerunt (pignor)a sanctorum Beat(i . . .). Ob dieser Unterregenbacher Heilige Beatus mit dem schweizerischen Drachensieger Beatus gleichzusetzen ist, kann freilich nicht gesagt werden, würde aber gut in den Zusammenhang mit dem Unterregenbacher Drachenbild passen. Auch ohne diese Annahme bleibt dieses Reliefbild glaubensgeschichtlich wie volkskundlich beachtenswert.

Der verdienstvolle langjährige Unterregenbacher Ortspfarrer und Ausgräber H. Mürdel hat aus dem Mund alter Einwohner 1906 zwei Erklärungen zu diesem Drachenreliefstein erhoben.<sup>8</sup>

Zwei Gewährsmänner berichten, der Lindwurm habe einst in heidnischen Zeiten im Pfarrkeller gehaust und sei heilig gehalten, für einen Gott gehalten worden, und jedes Jahr habe man ihm einen Menschen als Opfer darbringen müssen; schließlich sei er erlegt worden, und als Denkmal an ihn sei der Stein ausgehauen worden.

Ein anderer Gewährsmann erzählte, in einem Brunnen gleich neben dem Fundort (Kirchhofmauer) — andere sagen: in einer Höhle — soll ein Wurm gelebt haben, der sei sehr gefährlich gewesen, er habe fast jeden Tag einen Menschen verschlungen, bis einmal jemand (ein Offizier) mit einem Spieß hinuntergestiegen sei und ihn erstochen (oder erschossen) habe.

Die erste Fassung der Sage läßt den Drachen statt in einer Höhle im Pfarrkeller gehaust haben, der als Rest des klösterstiftlichen Kirchenbaues des 11. Jahrhunderts als Krypta übriggeblieben ist, die in ihrer unterirdischen Anlage mit einer Höhle verglichen werden kann.

Gelegentliche Flurnamensspuren im Umland von Jagst, Kocher und Neckar weisen auf Drachenaufenthalte. Der Ghäüberg auf Markung Erlenbach bei Neckarsulm hieß 1219 „Drachenloch“ und gehörte damals zur Markung Binswangen.<sup>9</sup> In Binswangen hatte der Erzengel Michael, der Drachentöter, einen Altar. Ein anderes „Trachenloch“ ist um 1357 im Crailsheimer Amt Honhardt genannt.<sup>10</sup> Die zweite Fassung der Unterregenbacher Sage gibt als Drachenaufenthalt einen Brunnen an. Dazu sind als Vergleichsfälle zu erwähnen ein Flurname am Kuhbach bei Kemmeten in der Gegend von Künzelsau, der „Drachensbrönnen“, heute noch und schon 1487 so genannt. Ein anderer „Drachensbrönnen“ liegt im Kreis Crailsheim; dort ist die Rede vom „Gaibronnen“ im Feld zwischen dem Drachenholz und dem Weiler Niederwinden unfern jenes Waldes, in welchem früher ein ausgemauerter und mit einem steinernen Dach versehener Bronnen „Drachensbrönnen“ hieß.<sup>11</sup>

Ein Lindwurm, der nach der Volkssage schlafend angetroffen wird, ist vom Volk in der Lindhalden bei Altkrautheim über dem westlichen Seitenbach des Ginsbachs lokalisiert. Ob der Lindach, das südliche Kocherufer bei Schwäbisch Hall, und die Limpurg mit ihrem mittelalterlichen Namen Lintburg auf einen Lintdrachen gehen, kann nicht sicher gesagt, aber angenommen werden. Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme steigt mit dem drachentötenden heiligen Michael der Haller Michaelskirche und dem Drachentöter St. Georg am Haller Marktbrunnen und mit einer Haller Drachensage, nach der sich einmal ein Basilisk unterirdisch über den Salzquell gelegt

und ihn zum Versiegen gebracht habe. Diese Haller Drachenüberlieferungen sind eine besondere Untersuchung wert, die für später in diesem Jahrbuch vorge-  
sehen ist.

Einen Drachen als Hüter einer gefangenen Jungfrau kennt die Wurmbergsage von Dörzbach an der Jagst. Dort wird erzählt, daß in alten Zeiten auf dem Urenberg, der im 16. Jahrhundert noch Wurmberg genannt wurde, in einem (heute nicht mehr stehenden, aber nachweisbaren) Turm eine Jungfrau verwahrt gewesen sei. Ein Drache habe sie bewacht und seine Wache habe sich bis herunter an den „Rittersbach“ (heute „Gießbach“) erstreckt. Diese Sage berührt sich mit dem Kreis der Schlangenjungafräusagen unserer Schlösser und Burgen, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll und die einer besonderen Betrachtung wert sind.

In verschiedenen Abwandlungen kehrt die Sage vom Jungfernbraub durch einen Drachen und die Befreiung der gefangenen Jungfrau wieder. In Forchtenberg am Kocher ist die Entstehungszeit dieser Sage erst auf das 17. oder 18. Jahrhundert festzulegen. Dort wird im Anschluß an eine Säule mit dem Drachentöter Michael auf dem Stadtbrunnen aus dem 17. Jahrhundert folgende Sage erzählt: Die Tochter des ritterlichen Herren von Forchtenberg wurde von einem Drachen geraubt und drüben am Wülfinger Bach, wo heute noch die romanische Michaelskapelle steht, gefangen gehalten. Viele Kämpfer schickte der Edelherr aus zur Bekämpfung des Drachen. Dem Sieger war das befreite Edelfräulein als Lohn verheißen. Einer tötete dann auch den Drachen im Kampf und führte die Jungfrau als seine Braut heim.

Den Rest einer Drachensage bietet noch das Felsenstädtchen Vellberg bei Schwäbisch Hall. Dort soll nach dem Volksmund ein Lindwurm im unterirdischen Raum einer der Befestigungstürme gehaust haben. Vielleicht stand dieser Wurm in Zusammenhang mit dem Drachentöter Michael der nahen Kirche von Großaltdorf (Alahdorf, Dorf bei einem vorchristlichen Heiligtum), wobei auf der frühfränkischen Stöckenburg gegenüber Vellberg der Frankenheilige Martin seine Kultstätte bekam.

Die Landschaft um Kocher und Jagst zeigt also allerhand Spuren mittelalterlicher und neuerer Drachensagen. Ob die an das Unterregenbacher Drachenbild angeknüpften schon auf die Zeit der Entstehung dieses Bildes, um 800, zurückgehen, ist fraglich. Offenbar sind auch sie erst später, volkstümlich erklärend, an dieses örtlich angeschlossen worden, vielleicht mit dessen zweimaliger Einmauerung in romanischer oder gotischer Zeit, vielleicht sogar noch später. Die zweite Sagenfassung mit der Tötung des Drachen durch einen „Offizier“ erinnert an die in Schwaben und Franken gelegentlich angesetzte Georgsage, so am Jörgenberg bei Pfullingen, im Ammertal und an der Georgskirche in Tübingen, in Volkach, Marktbreit und Garstadt. Diese Georgsage ist aber frühestens eine literarische Bildung des 11. Jahrhunderts und ist erst seit dem 12. Jahrhundert in Mitteleuropa verbreitet und in kirchlicher Kunst dargestellt worden.<sup>12</sup>

In der fränkischen Heimat der Siegfriedsage klingen noch Sagen dieses Kreises nach. In Eltmann habe ein tapferer Held namens Siegfried bei Walburg den Drachen auf einer Anhöhe getötet. Eine andere Sage in Unterfranken von Gemünden läßt einen „Säufriß“ (in Volksausdeutung des nicht mehr verstandenen Namen Seyfried) Knecht eines Säuhirten sein. Dieser Säufriß habe auf Schweinehut öfter im Wasser der dortigen Lindwurmwiese gebadet und sei dadurch so abgehärtet worden, daß ihm keine Waffe schade können. Nach großen Verrichtungen habe Säufriß Schätze erworben und damit die Seyfriedsburg erbaut.<sup>13</sup>

Bei der Unterregenbacher Sage weist in ihren beiden Fassungen auf eine alte, vorchristliche Glaubensgrundlage der Zug hin, daß der Drache täglich Menschen verschlungen habe.<sup>14</sup> Hier klingt ein uralter präanimistischer und animistischer Glaubenszug durch, da der menschenfressende Drache in alter Überlieferung Unterwelts- und Totendämon ist, der in der Antike als Unterweltsschlange eine Rolle spielt. Diese erscheint bildhaft auf dem Helm von Wendel auf Uppland neben der Darstellung des Totengottes Wotan und als Drachenleiste auf dem Deckel eines alamannischen Totenbaums von Oberflacht in Oberschwaben. Der karolingische Bildstein von Unterregenbach mag wie seine langobardischen Vorgänger im Drachen den tödlichen Feind alles Lebens, den Dämon der Unter- und Totenwelt, christlich gewendet den Höllenfürsten meinen. Christlich ist es der Teufel, der Menschenseelen verschlingt, im einfachen Volksglauben wie dem von Unterregenbach sind die Opfer des Drachen Menschen. Immer noch, auch in der Unterregenbacher Volkssage, klingt dieser Urglaube nach.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Mit Abbildungen zuerst veröffentlicht von E. Gradmann, Das Rätsel von Regenbach, Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, 1916, Seite 24 bis 32; erneut behandelt von H. Mürdel, Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte VIII, 81 bis 184, und IX, 78 bis 94.

<sup>2</sup> Jahrbuch „Württembergisch Franken“ NF 24/25, Seite 116 ff., und NF 26/27, Seite 197 bis 232.

<sup>3</sup> Handwörterbuch des Aberglaubens II 365.

<sup>4</sup> Handwörterbuch des Aberglaubens II 365, 366.

<sup>5</sup> Mainzer Konzil 813: Mon. Germ. Leg. 3, Tom. 2, 1, 259; Leben der heiligen Mathilde B. 14, Mon. Germ. SS Merov. 2, 500.

<sup>6</sup> Grimm, Mythologie 2, 833 f.; 3, 295; 3, 199.

<sup>7</sup> Klingner, Luther und der deutsche Volksglaube, Seite 25 f.

<sup>8</sup> Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte VIII, Seite 161/162.

<sup>9</sup> „Württembergisch Franken“ 6, 267.

<sup>10</sup> K. Weller, Hohenlohesches Urkundenbuch, Band III, Seite 177.

<sup>11</sup> Oberamtsbeschreibung Gerabronn, 1947, Seite 91.

<sup>12</sup> Handwörterbuch des Aberglaubens II 372.

<sup>13</sup> „Fränkische Heimat“, Nürnberg 1938, Heft 11.

<sup>14</sup> Ähnlich eine Sage von Frankenstein bei Eberstadt-Darmstadt: dort bewachte ein Lindwurm den Brunnen, den die Bewohner nur dann benützen konnten, wenn sie ihm ein Tier opferten, Schaf, Hund, Kalb, Schwein. Solange er fraß, konnte man zum Brunnen gehen, andernfalls fraß er die Menschen selbst. Bechstein, Sagen Nr. 60.

## Eine unbekannte Urkunde des Götz von Berlichingen

Von Karl Schumm

Götz von Berlichingen gehört unbestreitbar zu den historischen Persönlichkeiten, die von der Öffentlichkeit zu allen Zeiten besonders beachtet wurden. Goethe hat ihn mit seinem mehrmals umgearbeiteten Schauspiel in die Weltliteratur eingeführt. Friedrich Hebbel wird dieser Tatsache in den folgenden Versen gerecht:

Du hast im Leben jede Zier,  
Die Helden ehrt, errungen,  
Doch ist der Thaten höchste Dir  
Im Tode erst gelungen.  
Du hast den größten Dichtergeist  
Des Deutschen Volks entzündet,  
Und wo man Goethes Name preist  
Wird Deiner auch verkündet.

Götzens eigene Lebensbeschreibung gehört, der Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung nach, zu den wichtigsten literarischen und historischen Denkmälern des 16. Jahrhunderts. Auch die auf dem Material der Urkunden und Archivquellen beruhenden Darstellungen seines wirklichen Lebens sind vor allem infolge Götzens Bedeutung im Bauernkrieg vielfach erforscht und publiziert worden. Ein Angehöriger des Hauses Berlichingen, Friedrich Wolfgang Götz Graf von Berlichingen-Rossach, gab 1861 in der würdigen Form eines Familienwerkes alle ihm damals erreichbaren Urkunden und Briefe heraus, „Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen und seiner Familie“, Leipzig 1861. Auf Grund dieses reichen Materials verfaßte Professor Nestle in Schöntal eine zusammenfassende Abhandlung „Götz von Berlichingen“, die in den Württembergischen Vierteljahresheften für Landesgeschichte<sup>1</sup>, 1909, veröffentlicht wurde.<sup>2</sup> Zahlreich sind die speziellen Abhandlungen über das Leben Götzens und seines Anteils an der Reichsgeschichte. In den neuesten Übersichten über die Quellen des Bauernkrieges wird bedauert, daß seine wissenschaftliche Biographie immer noch nicht verfaßt ist. (Günther Franz, Der deutsche Bauernkrieg, 1933, S. 314.)

Reiches Urkundenmaterial enthält Band 4 des Urkundenbuches der Stadt Heilbronn.<sup>3</sup> Dieses aber war im großen und ganzen schon Friedrich Wolfgang Götz Graf von Berlichingen bekannt. Als einer der letzten Nachkommen Götzens sammelte er die das Leben seines Vorfahren betreffenden Akten und Urkunden, erwarb solche aus verschiedenen Archiven und stellte diese in den „Regesten und Urkunden zur Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen“ in seinem oben

<sup>1</sup> Heft 3, S. 373 ff.

<sup>2</sup> Eine der letzten Zusammenfassungen Juli 1937; in „Württemberg“ von H. Reger: „Götz von Berlichingen“.

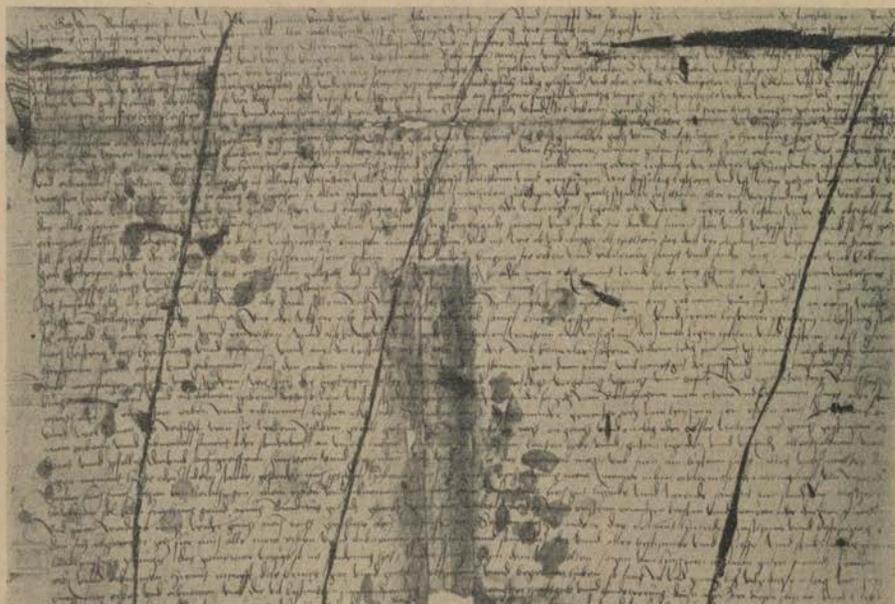
<sup>3</sup> Herausgegeben durch M. von Rauch. W. Kohlhammer, Stuttgart 1922.

angeführten Buche zusammen. Merkwürdigerweise hat er das Archiv der eigentlichen Burg Götzens, Hornberg am Neckar, nicht durchgesehen. Diese Burg verblieb im Besitze seiner Familie, bis sein Enkel Philipp Ernst sie an Heinrich von Heusenstein verkaufte, der sich schon 1594 als „uff Hornberg gessen“ bezeichnet. Die persönlichen Akten und Urkunden Götzens wurden wohl beim Verkauf dem Burgarchiv Hornberg entnommen und kamen in den Besitz der 1668 bereits ausgestorbenen Sennfelder Linie der Herren von Berlichingen, nach deren Aussterben an die jüngere Illesheimer Linie und nach deren Erlöschen zurück an die Rossach-Jagsthäuser Linie zu dem vorletzten Glied des nun auch ausgestorbenen Stammes, dem Verfasser des Lebenswerkes. Eine geringe Anzahl Urkunden, vor allem solche, die den Besitzstand und die Rechte in der Burg Hornberg dokumentierten, verblieben im dortigen Burgarchiv. So der Kaufbrief der Burg von Conrad Schott 1517, dann eine Quittung Götzens über dritthalbtausend Gulden Kaufbetrag, Speierische Lehensbriefe,<sup>4</sup> Briefe an den Pfalzgrafen Friedrich wegen der Juden in Neckarzimmern und Gültverzeichnisse. Anscheinend hat schon Götzens Sohn, Hans Jakob, gestorben 1567, wenig Interesse an der schriftlichen Hinterlassenschaft seines Vaters gehabt. Pergamente seiner Zeit wurden zu Bucheinbänden verarbeitet; das „Salbuch über Zimern (Neckarzimmern) und Steinbach, Stockborn 1561“ wurde in eine Urkunde von 1529 eingebunden, ein Dokument, das die damalige innere und äußere Verfassung Götzens in anschaulicher Weise darstellt.

Götz hat bekanntlich die Reste des Bauernheeres in Adolzfurt verlassen, „da merckht ich woll daz in die Kaz den ruckhen hinauff lieff“ „... und dacht ich nun ist eß zeit daß du sichst, was du zu schaffen hast“. Er ritt auf den Hornberg, und nach dem Zusammenbruch des Bauernheeres versuchte er mit Jörg Truchseß von Waldburg, der dazumal kaiserlicher Vogt in Stuttgart wurde, Beziehungen aufzunehmen. Jörg, der Götzens wohlwollte, riet ihm, um allen Anklagen aus dem Wege zu gehen, in den Dienst Kaiser Ferdinands zu treten. Doch ehe ihm dies gelang, wurde er von den Reitern des Schwäbischen Bundes in Blaufelden niedergeworfen und unter der Bedingung, sich auf Ritterehre jederzeit dem Gericht des Bundes zu stellen, wieder losgelassen. Entgegen dem wohlmeinenden Rat des Grafen Georg von Wertheim, zu dem Götz von Blaufelden aus ritt, stellte sich dieser dem Bunde und Götz von Eußesheim, der ihn in Blaufelden niedergeworfen hatte, gab ihm sicheres Geleit nach Augsburg. Dort trat das ein, was ihm in Wertheim vorausgesagt worden war. Er kam zur Untersuchung seiner Teilnahme am Bauernkrieg und zur Abhör der ihm zur Last gelegten Entwendungen „an Cleynoden und Silberweg“ aus dem Kloster Amorbach ins Gefängnis. All diese Händel, die in der für die damalige Zeit üblichen Rechtsform vor sich gingen, erwähnt Götz in seiner Lebensbeschreibung kaum. Ihr Verlauf ist den Berichten und Urkunden der Reichsstädtischen Archive in Augsburg und Heilbronn zu entnehmen. In Formen, die uns an die Entnazifizierung der jüngstvergangenen Zeit erinnern, wird aus Klage, Widerrede und Entlastungszeugnissen ein Urteil gefällt. Götz betont immer und überall, in der Lebensbeschreibung, in Briefen und vor allem in seiner „Außschreibung und wahrhaftig verantwortung wie und wölcher gestalt sich Götz von Berlingen zu Hornberg in jungster der Bawerschaft empörung, als der gefangen, unnd dar gezwungen u. genöt worden ... Churfürsten, Fürsten, Herrn unnd gemeiner Ritterschaft zu nutz, eern und wolfart gehalten, unnd gehandelt hat ...“, daß er „genöt“ und

<sup>4</sup> Hornberg war Lehen des Bistums Speyer.

„gedrungen“ wurde. Der Bund schickte ihm einen Schreiber ins Gefängnis, „einen feinen man“, der Götzens Rechtfertigung aufzeichnete. Einige Tage später kamen zwei Bundesräte und erklärten, daß diese Aufschreibung dem Bund „ganz zu wider“ wär, „daß eß mir im herzen wehe thet“. Darauf wurden 33 Zeugen aus dem Bauernheer zur Aussage herbeigeholt. Am Dienstag nach Jubilate 1529 (18. April) bitten 32 Angehörige des Adels, Götz auf Urfehde zu entlassen. Freitag nach Corpore Christi (27. Mai) unterstützten weitere 16 diese Bitte. Darauf wurde Götz im Gefängnis eine Urfehde zur Unterschrift vorgelegt. Darin wird von ihm die Anerkennung verlangt, daß er sich „in vergangner Pewrischer Empörung mit dem abgefallenn, uffrurischen Untertanen als ein Hauptmann Ingelassen“. Gerade gegen eine solche Deutung seiner Teilnahme am Bauernkrieg



Ein Teil des Götz von Berlichingen zur Unterschrift vorgelegten ersten Urfehdebriefes, den Götz dreimal durchgestrichen und worin er die Stelle seiner Hauptmannschaft bei den aufrührerischen Bauern unkenntlich gemacht hat. (Photo: Flohr, Öhringen)

wehrt sich aber Götz in allen Schreiben und Rechtfertigungen. So mag es nicht verwundern, daß er im Gedenken an den Heilbronner Vorgang, als er in der Württembergischen Fehde dort Gefangener des Bundes war, bei der ersten Vorlegung der Urfehde, dieselbe im Zorn dreimal ungenau mit der linken Hand durchstrich und die seinen Widerwillen erregenden Zeilen „in vergangner pewrischer Empörung . . .“ bis „ingelassen“ bis zur Unkenntlichkeit mit dem tintigen Finger auswischte, wohl „auß lauter zörn unnd unmut mit weinenden Augen“, wie er in der „Lebensbeschreibung“ berichtet.

Diese dem Affekt Götzens ausgesetzte Urkunde bildete den Einband des Salbuches von 1561 und wurde also in der verstümmelten Form von Götz mit auf den Hornberg genommen. Er mußte trotz alledem eine Urfehde in der ihm mißliebigen Form unterschreiben. Im Heilbronner Stadtarchiv befand sich eine Ur-

kunde, die mit der Hornberger fast wörtlich übereinstimmt.<sup>5</sup> In der Heilbronner Urkunde wird als siegelnder Bürge der Bruder Ernst Philipp von Berlichingen (gestorben 1534) genannt. In der verstümmelten ist der Name des Bürgen eingangs ausradiert, erst am Schlusse erscheint er als Jörg von Hirschhorn „meinen guten freunt“.

Die Urkunde ist durch den Gebrauch als Einband teilweise zerstört, kann aber mit Hilfe des Wortlauts der Heilbronner Urkunde ergänzt werden. Wären nur die Durchstreichungen, so würde man versucht sein, diese als Ungültigkeitserklärung anzunehmen. Die gewaltsame Ausstreichung des Götzens Auffassung entgegenstehenden Satzes zeigt aber die zornige Handlung deutlich.

---

<sup>5</sup> Abdruck bei Graf von Berlichingen, S. 270, Nr. 156; aber nicht im Heilbronner Urkundenbuch.

## Ein Manuskript Johann Herolts vom Jahre 1557

Von Karl Schumm

Im Jahre 1894 gab die Württembergische Kommission für Landesgeschichte als eine der wichtigsten landesgeschichtlichen Quellen Johann Herolts „Chronika, Zeit- und Jahrbuch der Stadt Hall“ heraus.<sup>1</sup> Die Bearbeitung erfolgte aus dem Vergleich der vorhandenen späteren Abschriften. Die Originalhandschrift Herolts ging verloren. Dies ist, wie der Bearbeiter Professor Kolb feststellt, in wissenschaftlicher Hinsicht sehr zu bedauern, „weil die Unsicherheit über etwaige fremde, besonders Widmannsche Bestandteile, die eingedrungen sein könnten, nun nicht ganz zu beseitigen ist“.<sup>2</sup> Bekanntlich hat Pfarrer Glaser aus Michelfeld, dem wir eine Geschichte der Stadt Hall verdanken,<sup>3</sup> auf Grund dieser Verhältnisse die Ursprünglichkeit einer Heroltschen Chronik angezweifelt und die vorhandenen zahlreichen Abschriften als Entlehnungen aus der Widmannschen Chronik bezeichnet. Kolb hat die Unrichtigkeit dieser Annahmen nachgewiesen und festgestellt, daß die von Herolt ursprünglich verfaßten historischen Schriften nicht im Sinne einer einheitlichen Chronik geplant waren, vielmehr handle es sich um mehrere selbständige historische Aufsätze, die später, vielleicht erst durch die Abschreiber in Chronikform zusammengefaßt wurden. Eine nun neu aufgefundene Heroltsche Originalschrift bestätigt diese Vermutungen Kolbs.

Anläßlich der Neuaufstellung von Archivalien, die aus dem Linienarchiv in Langenburg kamen und im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein untergebracht wurden, fand sich in einem Aktenfaszikel, der die Überschrift trug: „Differenzen mit der Stadt Hall“, ein Quartheft von 28 Blättern, das eine in ein Pergament des 15. Jahrhunderts eingebundene Handschrift enthielt und den Titel trägt: „Beschreibung, was vor alter Adels Schlosser und zu und umb Hall gewanet, und gewesen.“ Blatt 2 bis 4 enthält eine Widmung: „Dem Ahtbaren und Ehrenhaften Peter Virnzler / M. [einem] G. [nädigen] H. [errn]“<sup>4</sup> Ludwic Casimir von Hoenloe / Secretari, meinem günstigen lieben Herrn und patron.<sup>5</sup>

„Achtbar und Ehrenhaffter gunstiger Lieber Herr und Patron, uff / ewer gunste beger, jungst an mich / gethan, von den Schlossern vor / etwa umb Hall gelegen ewch schriftlich bericht nach meinem / wissen zu geben, des ich Ewer / gunst zu gefallen ganz willig / und gehorsam Diweil aber / der merer thail des adels umb /

<sup>1</sup> Württ. Geschichtsquellen; herausgegeben von Dietrich Schäfer. Kohlhammer, Stuttgart, 1894. Bd. I: Geschichtsquellen der Stadt Hall, bearbeitet von Dr. Christian Kolb, Schwäbisch Hall.

<sup>2</sup> A. a. O., S. 22.

<sup>3</sup> Karl Albrecht Glaser, Pfarrer in Michelfeld. „Geschichte der Stadt Halle in Schwaben“, 1780. — Abschrift in der Bibliothek des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Schwäbisch Hall.

<sup>4</sup> Von 1554 ab kam die Obley Steinkirchen 16 Jahre gegen Wiederlösung an Hohenlohe, damit auch Ruhle in Reinsberg. Deshalb nennt Johann Herolt den Grafen Casimir von Hohenlohe „Meinen gnädigen Herrn“. Siehe auch Ausgabe Kolb, S. 390 ff.

<sup>5</sup> Peter Virnzler war 1544 Kanoniker im Stift Öhringen. Nach Auflösung desselben wurde er Sekretär beim Grafen Ludwig Casimir (1517—1568).

Hall gesessen Burger daselbst ge / wesen Dar mit ir nun desselben / das baß mecht ein bericht entfahen / So hab ich M. G. H. zu fordrest ob sein gnad das nitt wissen hette / und Ewer gunst zu wilfahren nitt / allain die Schlosser umb Hall son / der in disem buchlin Erstlich / der Stat Hall am kochen Schwebischen / Hall genant ursprung, Erfindung / des Salzprunnens, auch von dem / ersten regiment derselben Statt / zum andern waß fur adel in / und außer der Stat Hall ayner / meil wegs lang herumb gesessen / und ir wonung sampt iren / wapen und schild und helm / so vil ich erfaren erfaren hab / kennen, gehapt haben, uff das / kurzest angezaigt und begriffen / Und ob ich in disem büchlin / was zu vil oder wenig gethan / und nitt allent halben mitt andern / die mehr wissens darvon hetten / zu neffen<sup>6</sup> mochte, Bitte ich M. / G. H. zu vorderst, Ewer gunst / und die selbigen, wollen das der / ungewissen an sagung, und aller mainst der großen prunst zu hall<sup>7</sup> / die solches alles gefressen zu messen / Dan ich hiersamen der lebendigen ansagung hab müssen glauben / geben Derweil hye Innen biß anher alle Chronik und jar bücher still / schweigen, Dor mit ich aber zu / erfahrung solcher Ding mocht kommen / habe ich vil von denen der alten / und Erbaren geschlechter die / bey meinen zeiten zu Hall geses / sen darnach gefragt und bericht / empfangen, Auch von andrer / alten berichten, und sunst anderen / die diß wissen dragen begriffen / Es haben auch etlich uff mein / beger mir schrifflich auß alten / buchern uff gezeichnet zu gestellt / , Ettlich geschlecht auß alten brieven / sonderlich wapen und Helm gefun / den, auch von anderen die solches / gesehen vernommen und zum / mainsten von dem Ernhaftten hern / Georg Widman Combergisch Sin / dicus mir vil solches uffgezeichnet / behendigt hatt. Derwegen bitt / ich in aller undertenikait wo / ich hyrinnen zu vil oder wenig / den Jhenigen so von disen geschlecht / die etwa zu oder umb Hall herkom / men, oder der jhenigen guter / Innen hetten, geschen diß schreiben / mir nit zu verachtung oder schmach / zu vermerken, sonder meynem / unwissen und unverstand zu messen / . . . Reinoltzperg an Sannt Bartholomes / des hailigen zwolff boten Dag / als man zalt nach der gepurt / Christi unsers liben herren und / erlosers fünfzeihen hundert fünfßzig und sibem Jare.

E. gunst williger

Johan Herolt

Mit diesem Vorwort werden die Gründe zur Abfassung der Handschrift klargelegt. Auch das Verhältnis zum anderen Geschichtsschreiber der Stadt Hall, Georg Widmann, findet hier eine Aufhellung. Der Bearbeitung der Kolbschen Ausgabe entnehmen wir, daß Herolt einen Teil seiner Chronik 1541 abschloß und späterhin noch Nachträge bis 1545 machte. Wahrscheinlich hat Herolt die Schrift für Peter Virnzler, die dieser wohl im Auftrage der Hohenloheschen Kanzlei erbeten hatte, aus den früheren Aufzeichnungen zusammengezogen. Das Manuskript ist in einem Zuge geschrieben und nach Vergleichen mit anderen Handschriften Herolts eigenhändig.

Das erste Kapitel trägt, wie die Abschrift, die Kolb zur Verfügung stand, die Überschrift „Von der Stat Hall und Irem ursprung“.<sup>8</sup> Beim Vergleich des Textes fällt auf, daß die fehlerhaften Formen dem Abschreiber unterlaufen sind, z. B. Seite 38, Zeile 8, „welcher“ im Original richtig; welche. Seite 39, Zeile 7, fehlt [es], im Manuskript steht: diß ort. Eingehende Vergleiche gehen über den Rahmen der vorliegenden Arbeit hinaus.

<sup>6</sup> Fischer, Schwäbisches Wörterbuch: bekritteln, neugierig machen.

<sup>7</sup> Großer Brand in Hall 1376.

<sup>8</sup> A. a. O., S. 38.

Die Kapitel 2, 3, 4 sind in der Handschrift gegenüber der Abschrift teilweise zusammengezogen. Die für die Haller Stadtgeschichte wichtigen Abschnitte fehlen. Das nächste Kapitel beginnt mit: „Von dem ersten regiment der Statt Hall und des rats ordnung“. Nach der Beschreibung der Adelsgeschlechter schreibt Herolt das Kapitel: „Verenderung des ersten regiments . . .“ (Kolb, S. 98), „Die ander Zwietracht . . .“ (Kolb, S. 170), „Was für adel und schlesser umb und am Kochen vor alter gewont mit Irem Schild und helm“ (Kolb, S. 65), darnach ein Kapitel „Diweil ich aber erstlich vom Kochen geschriben will ich jetzo anzaigen, was die biler so auch umb Hall leytt fur herrschaft Schlosser und adel vor alter her gehapt hat . . .“ (Kolb, S. 79, „von dem fluß Biler“). Nach diesem Kapitel folgt der Beschluß der Handschrift: „Also hab ich gunstiger herr nach ewrem / beger uff das kurzest beschriben waß / fur adel vorzeiten umb und zu Hall gesessen / mit sampt den Burgstadeln wonung und / wapen. Daraus zu vernemen, das Hall / ein Stat des adels, derohalben sie von / Kunigen und Kaysern mit vil herlichen / freyhaiten begabet und wie wol jezo derzeit / nit vil adels darinne, Sein doch solche / freyhaiten darumb nit uff gehoben / wie ein wapen nit allein uff die person / die solch verliehen gehalten sondern sein / ganz geschlecht von Ime her rürend habe / ob sy wol nit also mit adelichen Dugenten / leben . . . Es seyen auch on zweifel nit vergebens / so vil schlosser in dise wildnus gebawt / dan der wuste (?) adel vor andern nation die / freyhait seer geliebt und sich in die dinst / barkeit der Romer nit leichtlich wollen / begeben, wie den die Croniken auß weisen / haben ehe ire güter verlassen und in der / wildnus und eynöde gezogen, alda häuser / gebawet, wie dem umb Hall eine ser / große wildnus gewesen darinnen / siben burg gestanden, gleicher gestalt / an der Jagst, Im Ornwald, und anderen / orten auch vil schlosser in der eynoden / erbawet, die sich also zu beschir / mung Irer freyhait dorinne erhalten / haben, uns zu eynem exemple / das wir unser vaterland in allen / freyhaiten beschützen und nit leichtlich / in frembde Dinstbarkeit begeben sollen /<sup>9</sup>

Dormit sey es Gott bevohlen, mit / bitt ir wollet mich euch auch bevehlen / lassen sein und mein dorbey im besten gedenken.“

<sup>9</sup> Siehe auch Kapitel „Was der recht adel“ (Kolb, S. 60) und „Warumb die Schlösser inn Teutschland gewonlich auff den bergen unnd wildnus erbawet sein“ (Kolb, S. 61).

## Die Künstlerfamilie Sommer aus Künzelsau

Von Elisabeth Grünenwald

Persönlichkeiten des Hauses Hohenlohe werteten die auf Grund der Reformation erlangten staatspolitischen Erfolge zur Konsolidierung ihres kleinen, zwischen großen politischen und kulturellen Zentren gelegenen Landes durch Tätigkeit in Reichsdiensten und durch Familienbeziehungen weiterhin aus. Die wachsende Bedeutung der verschiedenen, infolge Erbteilungen entstandenen Herrschaftsgebiete und Residenzen erhöhte die kulturellen Ansprüche, denen zuerst auswärtige Künstler unter Beihilfe einheimischer Handwerker genügten, bis diese fähig wurden, solche Aufgaben selbst zu übernehmen; die bekanntesten unter ihnen waren die Kern und die Sommer. Herkunft der Familie Sommer und Jugendausbildung ihrer Mitglieder liegen im Handwerk (Schreiner). Was sie aber über das Handwerkertum erhebt, ist der Aufstieg mehrerer Angehöriger zum Kunsttischler, zum Baumeister (Zimmermann), zum Ornamentschnitzer und zum Bildhauer: die „Künstlerfamilie Sommer“. Ihre Tätigkeit erstreckt sich von der Mitte des 17. bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Im Gegensatz zu den Vertretern der höfisch-internationalen Kunst italienischer und französischer Provenienz gehören die Bildhauer zu den volkstümlichen Meistern des deutschen Barock und Rokoko. Ihr Material ist daher Holz, das allerdings zur Erhöhung der monumentalen Wirkung zuweilen weiß gefaßt wurde, indessen die Kern, der internationalen Richtung näherstehend, „Stein“, und zwar den ähnlich Holz zu bearbeitenden Alabaster verwandten, was kaum aus dessen Vorkommen in Forchtenberg allein erklärt werden kann. Die politischen Beziehungen der Grafen Hohenlohe zu Würzburg — Künzelsau war Ganerbiat — wirkten sich in den Werken der Bildhauer Sommer auch künstlerisch aus. Im Gefolge Petrinis sammelten sich in Würzburg italienische Bildhauer meist oberitalienischer Herkunft,<sup>1</sup> Vermittler des neuen Berninistils und zugleich dessen Verarbeiter, die damit seine Einflußnahme auf die deutschen volkstümlichen Bildhauer der Gegend erst ermöglichten. Der innervierten Massenbewegung des Barock folgten diese freilich nur zögernd (Brand, Rieß, Preuß aus Würzburg) oder blieben gar in blockhaft unbewegter Masse stecken (Knüttel aus Lauda). Der italienisierende Einfluß Würzburgs, heimische Tradition der Spätgotik, volkstümlicher Naturalismus und formalistische, handwerksmäßige Tendenzen prägten in verschieden starker wechselseitiger Durchdringung die Kunst der Bildhauer Sommer. Künstlerisch traten sie die Nachfolge der Kern an.<sup>2</sup> Bindeglied zwischen dem Schöntaler Michael von Kern (Abb. 1) und den dortigen Hochaltarskulpturen von Philipp Jakob Sommer (Abb. 7) sind die Künzelsauer Chorbogenengel Hans Jakob Sommers (Abb. 3). Sie vermitteln einen eindrucksvollen Begriff von dieser Kontinuität künstlerischen Schaffens. — Die Voraussetzungen zu der plötzlich so vollendet und hier einzig dastehenden Marketerie des Möbeltischlers Hans Daniel Sommer liegen bei der französischen Möbelkunst (Boullé und seine Vorläufer), mittelbar bei den Intarsien an deutschen Kunstschränken (Augsburg) und Ge-

wehren des 17. Jahrhunderts. Bescheidene Nachfolger sind die zinnegelegten Möbel des 18. Jahrhunderts aus Friedrichsruhe (heute in Neuenstein). — Der Werdegang der Baumeister Sommer ist klarer. Ihre Tätigkeit hängt über die des Zimmermans, der damals häufiger als der Maurer baumeisterliche Aufgaben zu erfüllen hatte, mit der des Schreiners zusammen. Zugleich waren sie auch Baumeister im Sinne von Bauaufsehern. Sie scheinen aber nicht über das rein Technische hinausgelangt zu sein. — Dem künstlerischen Aufstieg geht bei ihnen allen



Abb. 1. Schöntal, Altar des Hl. Michael.  
Michael Kern (Aufnahme: Landesdenkmalamt Karlsruhe.)

ein sozialer parallel, indem sie öffentliche und Hofämter begleiten. Das Handwerkertum bildete in Hohenlohe den führenden Mittelstand. Weltoffene Haltung, gewandtes Auftreten, Anerkennung durch auswärtige Aufträge ließen sie zur Übernahme solcher Ämter in den Augen ihrer Mitbürger geeignet erscheinen. Aus dem Selbstbewußtsein des erfolgreichen Künstlers einerseits und der konservativen Einstellung der Gemeinde andererseits mußten sich, wie bei den Kern, Differenzen mit Obrigkeit und Nachbarn ergeben.

Der Sommersche Stammbaum verdeutlicht die Häufung der handwerklichen und künstlerischen Begabungen innerhalb von 5 Generationen (Künzelsauer Kirchenbuch, Wunderlich).

**Hans Eberhard**, Büchschifter in Künzelsau (K). Lebensdaten unbekannt. 1. Ehe mit Katharina N. N. (1. Kind Hans Caspar 1642 geb.), 2. Ehe 1657 mit Regina Sabina Moser. Die Vornamen seines Sohnes (Hans Caspar) können auf Verwandtschaft (als Sohn?) mit Caspar Sommer aus Kocherstetten, dem ersten bisher nachweisbaren Stammvater der Künzelsauer Linie, deuten. Aus seinem Privatleben ist eine Strafsache mit dem Pfarrer zu Rinderfeld 1665 bekannt (Archiv Weikersheim [Wk] B. V. 41, 42). Er gehört schon zu den künstlerisch tätigen Handwerkern (Verzierung der Gewehrshäfte).

**Caspar**, Kocherstetten. Lebensdaten und Beruf unbekannt. Nachweisbar Vater von

**Eberhard** (1610—1677), Schreiner, „Baumeister“ (= Bauaufseher), Büchschifter (ThB.<sup>3</sup>, Klemm S.188<sup>4</sup>). Tätig in K, stammte aus Kocherstetten. Verh. 1642 mit der Seilerstochter Luzie Unbehauen aus K. Seine vier ältesten Söhne sind:

**Hans Daniel** (1643—?), Schreiner, Kunsttischler. Verh. mit Magdalena Elisabeth N. N. (1. Kind 1668, 6. Kind 1677 geb.), Sterbedaten fehlen (Wegzug der Familie von K?).

**Hans Jakob** (1645—1715), Bildhauer, Heiligenpfleger. Verh. 1667 mit Eva Maria, Tochter des Hauptmanns Seyfried von K. Über seinen Grundbesitz siehe u. a. Künz. Gültbuch 1672 (Archiv Neuenstein [Nst], S. 100, 451). Heiligenpfleger (Wk B. V. 25, 19 — Nst Künz. Amtsrechn. 1712/13, S. 203).

**Peter** (1650—1697), Schreiner, gem. Schultheiß, Baumeister. Verh. 1670 mit der Wagnerstochter Luzie Keller von K. Nach Fausts Künzelsauer Chronik war Peter von Haus aus Schreiner, der aber sein Handwerk aufgab, Bauaufträge übernahm, Zimmerleute und Maurer hielt und sich als Werkmeister betrachtete. Er war ein „künstlicher Mann, aber arm dabei und in vielen Sachen einen bösen Ruf gehabt und doch aus Unverstand zu einem Bürger- oder Baumeister allhier genommen“. Trotz dieser Kritik muß Peter, zufolge seiner Aufträge und Ämter, einen Namen gehabt haben. Über seine Vermögensverhältnisse siehe u. a. Künz. Gültbuch 1672 (Nst S. 240).

**Michael** (1653—1723), Hofschreiner, Baumeister schon vor 1705 (Nst Bestallbuch Amt Künz. 1705, S. 497), 1715 (Wk A. XIV. 4, 15 — Ad.<sup>5</sup>), herrschaftlicher Zehender 1712/13 (Nst Künz. Amtsrechn. S. 227), zeitweilig Brunnenmeister (Nst Künz. Amtsrechn. 1712/13, S. 355: „gewesener Brunnenmeister“). Verh. 1673 mit der Wagnerstochter Apollonia Scheurig von K. Anklage wegen loser Reden gegen das Gericht 1708 (Wk B. V. 25, 18).

**Johann Friedrich** (1671—1737), Bildhauer. 1. Ehe 1696 mit der Pfarrerstochter Rosine Katharine Pröger aus Untermünkheim, 2. Ehe 1720 mit der Gastwirtstochter Anna Katharina Schuster aus Michelbach. 1683 und 1709 in Untermünkheim, 1696 in K (G. Breyer), 1737 in Kirchberg. Gestorben in Untermünkheim.

**Georg Christoph** (1677—1743), Bildhauer. Verh. mit Elisabeth Dorothea N. N. Über Grundbesitz siehe u. a. Künz. Amtsrechn. 1743 (S. 58).

**Philipp Jakob** (1686—1751), Bildhauer. 1. Ehe 1710 mit der Färbertochter Eva Maria Böhm aus K, 2. Ehe mit Ursula Sophia N. N. Differenzen mit Nachbarn (1725 Wiesenstreit, Wk B. V. 27/10, 27/13 — 1726 über Zinsen und Diäten, Wk B. V. 27/13 — 1731 Schuldklage, Wk B. V. 27, 43 — 1740 pto sponsal. et transact. namens seiner Tochter gegen den Schulmeister Grog, Wk B. I. 48, 487).

**Johann Peter** (1679—1718), Flaschner, Geschmeidmacher. Arbeitete 1708 für Weikersheim. Verh. 1701 mit Anna Maria, Tochter des Bäckers und Hechtwirts Faust. Sohn des Peter Sommer.

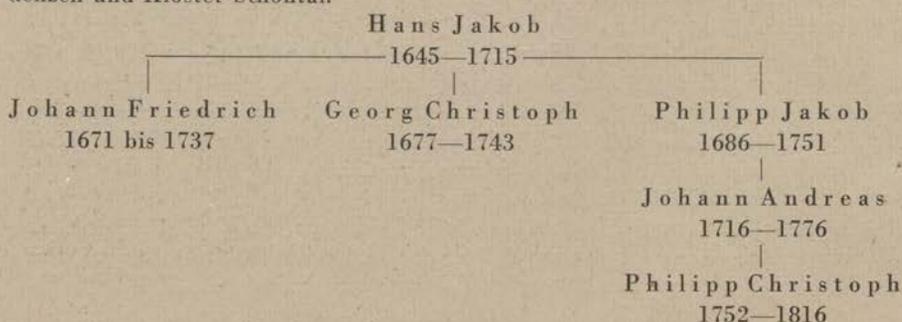
**Johann Eberhard** (1675—1723), 1712 Hofschreiner (Wk A. XIV. 4, 15 — Ad.). Kastenmeister, Lakai in Weikersheim (Wk Rechn. 1708; 1713, Wk A. XIV. 4, 15 — Ad.). Verh. mit Maria Magdalena N. N. Sohn des Michael Sommer.

**Johann Adam** (1677—1740), Schreiner. Verh. 1718 mit der Schreinerstochter Rosa Maria Bauer aus Adelsheim. Sohn des Michael Sommer.

**Johann Andreas** (1716—1776), Bildhauer. 1. Ehe 1746 mit Karoline Flor. Henriette, Tochter des Paul Georg Fuchs, „Erbherr auf Wunderburg“ (bei Nürnberg); 2. Ehe 1756 mit der Bäckerstochter Johanna Katharina Maria Rittmann aus Kupferzell.

**Philipp Christoph** (1752—1816), Bildhauer und fürstlicher Lakai in Ingelfingen. Verh. 1777 mit Eleonore Albertine Dorothea Arnold. Zieht 1784 von K nach Ingelfingen, wo er in der neugegründeten Mariannenvorstadt ein Haus erwirbt (Nst PA 152/4/5) und die Versicherung erhält, „daß außer wirklichen Porträtmalern kein Tüncher oder sonsten dergleichen Herumzieher dahier acceptiert, noch viel weniger ein weiterer Bildhauer dahier angenommen werde“ (1784 Nst PA 152/4). Die erhofften Erfolge blieben aus. Der Bildhauer war zuweilen stark verschuldet. Dazu kamen Schwierigkeiten mit der Bauaufsicht wegen zu langsamem Arbeiten und „grober Verfehlungen gegen den Fürsten“ (Nst PA 152/4). Arbeitsleistungen und Betrieb dieses letzten der künstlerisch tätigen Familienmitglieder scheinen mittelmäßig gewesen zu sein.<sup>6</sup> Die übrigen nicht aufgeführten Namensträger arbeiteten als Kupferschmiede, Hafner, Lebküchner, Weißgerber und Häcker. Weitere Bildhauer Sommer siehe unten; ob und wie sie mit der Künzelsauer Linie zusammenhängen, steht noch offen.

Das Bildhauertalent hat sich bei den Künzelsauern nur in einer Linie ausgebildet, wobei sich in der 2. Generation eine Häufung findet, wahrscheinlich gefördert durch eine Periode umfangreicher Aufträge für die hohenloheschen Residenzen und Kloster Schöntal.



### Die Werke der Familie Sommer

**Hans Eberhard**, Büchschifter. Von ihm sind mir bisher keine Werke bekannt geworden.

**Eberhard**, Schreiner, Büchschifter. 1658—1660 Schöntal, Aufbau des Altares zum Todeskampf Christi. Die Holzskulpturen von dem Würzburger Philipp Preuß, einem Schwager Achilles Kerns (Kl. Reg. S. 294).<sup>7</sup> 1660 Schöntal, Altar in der Marienkapelle, Schreinerarbeit (ThB.). 1660 Dörz-

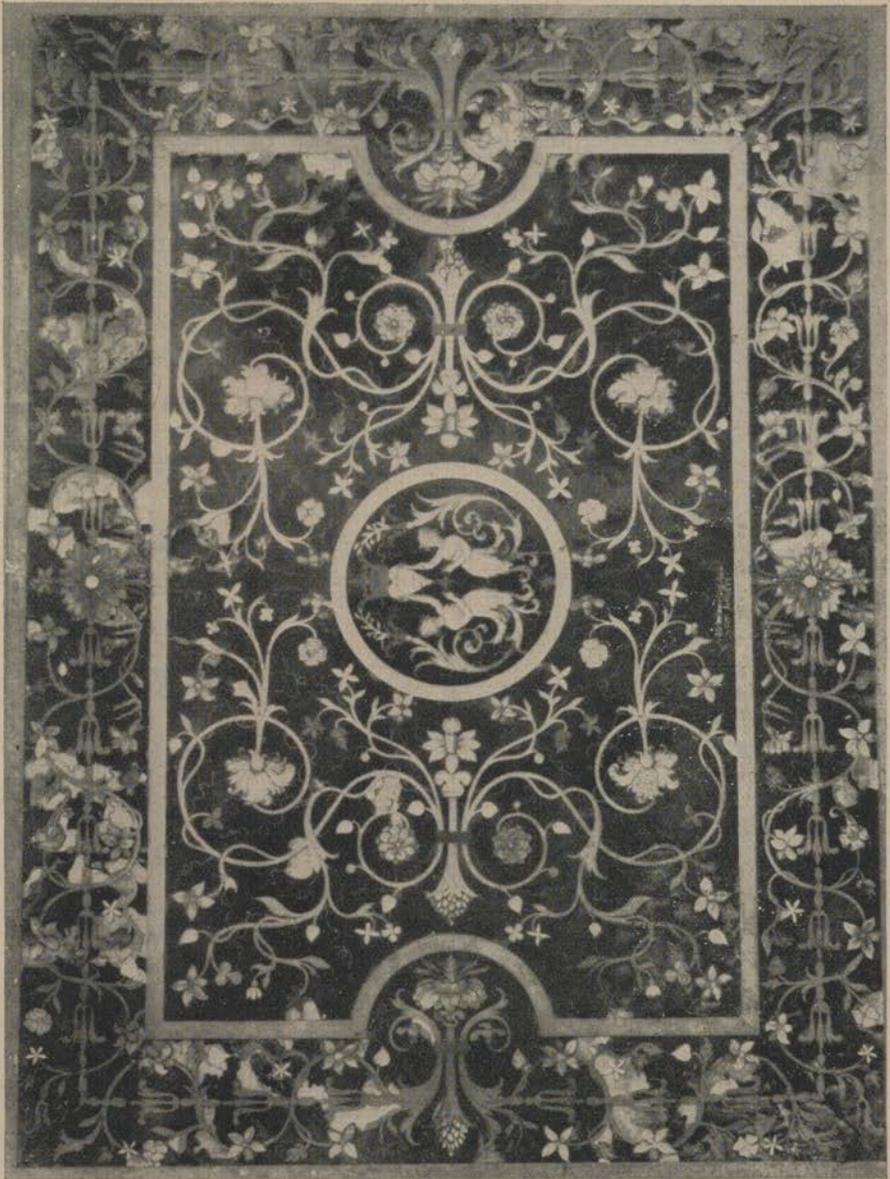


Abb. 2. Neuenstein, Künzelsauer Tisch.

Fassung und Rankenwerk aus Zinn, Blüten rötlich getöntes Bein.

Hans Daniel Sommer

(Aufnahme: Balluff, Waldenburg.)

b a c h, Kanzel (von Eyb, Archiv — Hantsch). Polygoner Korpus mit gemalten Bildfeldern. Strenger klarer Aufbau, die Härte der Einzelformen ist bezeichnend für Schreinerarbeit.

Hans Daniel, Kunstschreiner. 1666 Neuenstein, Spieltisch aus Kirchberg (Abb. 2), sign „HD Somer v Cinzelsow Fet Anod 1666“,<sup>8</sup> dazu ein

Spielbrett (Schach und Poch). Tischplatte: Marketerie aus dunkel gefärbtem Horn, symmetrisch angeordnetem Rankenwerk aus Zinnstreifen mit Blüten aus rötlich getöntem Bein. In der Mitte zwei Grotteskenweibchen, ein Herz haltend, „Corda fidelia super omnia 1666 Fet“. Breitere Zinnstreifen fassen Mittelrund und Randzone. Dieses Meisterstück künstlerischer Gestaltungskraft und hervorragenden technischen Könnens arbeitete er als 23-Jähriger. Von der auf der (väterlichen) Büchschenshifterkunst beruhenden Kenntnis der Intarsientechnik aus gelangte er zur Metall-Marketerie (Schildpatt oder Horn und Zinn), und zwar, wie Huth annimmt,<sup>9</sup> durch eine Pariser Werkstatt. Der Dekor weist auf Ornamentstiche Bérains. Mit dessen sparsam verwendeten Rankenschlingwerk überzieht er in fast gotisch anmutendem Linienspiel die ganze Fläche, fügt naturalistisch dargestellte Blumen ein, verzichtet auf die Gliederung durch Bandschweifwerk und formt so die Anregungen des Franzosen in deutschem Sinne um. 1684 Berlin, Tisch, 2 Gueridons, 1 Spiegelrahmen (datiert 1684); Charlottenburg, Kabinett-schrank (Schildpatt, Horn und Zinn), alles aus dem Heidelberger Schloß (Abb. Huth). Flächenfüllung und Blattranken (Laubwerk) sind hier barocker, schwerer als in Neuenstein. Die Tischform entspricht dem auf einem um 1670 entstandenen Gobelin „Besuch Ludwigs XIV. in der Gobelinmanufaktur“ (Huth, S. 26). Stuttgart, Landesmuseum. Spielbrett, dem Neuensteiner nahe verwandt. Die vollendet ausgebildete „Boullé“-Technik seiner Arbeiten überrascht, da A. C. Boullé (1642—1732) erst zwei Jahre früher (1664) selbständig zu arbeiten begann. In Paris werden ein Stecher J. Sommer (1651 — ThB.), wohl identisch mit dem von Sandrart genannten Johann von Sommer (Sandrart-Peltzer, S. 315),<sup>10</sup> ein Ebenist Jaques Sommer (gest. 1669) und ein Bildhauer Nicolas Sommer (1678) erwähnt (ThB.). Auf Grund seiner Ausbildung konnte Hans Daniel den Schritt vom einfachen Handwerker zum Künstler machen. Zwischen 1666 und 1677 muß er in Künzelsau eine Werkstatt unterhalten haben, danach tätig am Heidelberger Hof? (1684). Das Fehlen einer, wenn auch bescheidenen, aber unmittelbaren Nachfolge zeigt, daß sein Talent zu ausgeprägt, seine Arbeit, letztlich nicht aus der deutschen Tradition erklärbar, zu individuell für eine Schulbildung gewesen sind.

Hans Jakob, Bildhauer. Wohl in der väterlichen Werkstatt erwarb er die technische Virtuosität, die seine Arbeiten auszeichnet. 1680 Schöntal, ehemals Hochaltarskulpturen Hl. Petrus und Paulus von „Sommer in K“, die Engel von Achilles Kern (Kl. Reg. S. 296 — Kl. Sch. S. 87).<sup>11</sup> 1689 Schöntal, ehemals Hochaltar, Bekrönung (ThB. — Kl. Sch. S. 87)<sup>12</sup> und Holzschnitzerei für das Antependium „von Sommer“ (Kl. Reg. S. 298 — ThB.), beides Aufgaben dekorativer Art. 1686—1687 Schloß Castell (Unterfranken), Bildhauerarbeit an Kaminen (Kunstdenkmäler Bayerns 8, S. 58). 1700 Schöntal, Hl. Benedikt in Nische auf einer Gartenmauer am Benediktusberg (ThB.), „von Sommer“ (Kl. Sch. S. 108),<sup>13</sup> seine bisher älteste erhaltene Arbeit. Die Skulptur ist streng frontal, bewegungslos dargestellt; kantiges Gesicht, schwere, untersetzte Gestalt, schematisch geradlinige Gewandfaltung. Ein Vergleich mit dem Relief des ersten Schöntaler Abtes von Georg Christoph (1714) liegt nahe. 1700 Schöntal, Wappen am ehemaligen Offiziantenbau (Apotheke), blattwerkgerahmte Kartusche, von „Sommer“ (Kl. Reg. S. 299). 1700 Altdorf (bei Marlach), Hochaltar. 1700 von Pfarrer Sauer gestiftet (OAB Künzelsau, S. 673), einteilige Säulenarchitektur höfischen Charakters, verbunden nach ländlicher Gewohnheit mit seitlichen Akanthus-Schilden,<sup>14</sup> auf den Segmentbögen der Bekrönung zwei schwebende Engel mit den Leidenswerkzeugen. Vielleicht darf man den Namen Sommer (Werkstatt) mit dem Altar in Verbindung bringen. Für den prachtvollen

Akanthus, die Lockenfrisur der Engel, die feine Parallelfaltung der Gewänder vgl. Hans Jakobs Künzelsauer Engel, für die unteretzte Körperbildung und die schwerfälligen Bewegungen vgl. dessen Hl. Benedikt in Schöntal. Anfang 18. Jahrhundert Künzelsau, Chorbogengruppe über dem Altar (Abb. 3). Nach OAB Künzelsau (S. 266) wurde der Altar 1704 „von Sommer und Sohn aus Oettingen“ gearbeitet. Zeitlich und stilistisch kann nur Hans Jakob in Frage kommen. Die Gruppe ist sein Hauptwerk. Dem gotischen Chorbogen sind der Gekreuzigte, flankiert von zwei auf einer großartigen Akanthusleiste knien- den Engeln eingespannt. Sie schließen den evangelischen Kirchenraum gegen den



Abb. 3. Künzelsau, Triumphbogen.

Hans Jakob Sommer (Aufnahme: Gg. Müller, Fränkische Bildstelle, Bad Mergentheim.)

unbenützten Chor ab. Ein elementarer Rausch ergreift die heftig gestikulierenden Engel, deren Gewänder sich in wildem Bewegungsdrange bauschen, läßt den ungeheuer plastischen, tief unterschrittenen Akanthus an der Bogenleibung hochschäumen. Die gesamte Komposition ist durchaus linear-ornamental aufgefaßt. Nicht der internationale Barock ist die Wurzel dieser Kunst — der Berninistil gibt nur die letzten Impulse —, sondern die starke geistige und formale Erregung der deutschen Spätgotik, der gratige und parallelfaltige Gewandstil der deutschen Spätrenaissance verbunden mit der fließenden Eleganz der Bologna- schule, das Ganze durchströmt von einem expressiven Naturalismus, der als solcher für jede volkstümlich gebundene Kunst bezeichnend ist. Diese Verschmelzung zeitlich und herkunftsmäßig verschiedener, aber stil- und geistesver-



Abb. 4. Künzelsau, Altarverkleidung.

Hans Jakob Sommer und Sohn (Aufnahme: Fränkische Bildstelle, Bad Mergentheim.)

wandter Ströme auf Grund des immanenten gotischen Empfindens besonders der ländlichen Holzbildhauer, führte Hans Jakob schon um 1700 an die Schwelle zum Rokoko.<sup>16</sup> Künzelsau, Opferstock, Volute mit Engelköpfchen; durch Vergleich mit den Konsolen der Akanthusleiste Hans Jakob zuzuweisen. 1704 Künzelsau, Altarverkleidung (Abb. 4). Der Hinweis der OAB (S. 266) auf „Sommer und Sohn“ als die Künstler läßt vermuten, daß der Letzte die Ausführung übernahm. Das grobe Laubwerk ist kaum von derselben Hand wie der Akanthus des Chorbogens. Weikersheim. Chinesisches Kabinett. Die geschnitzte Wandverkleidung mit Bandwerk und zartem Akanthus, darauf rundplastische Putten, als Konsolträger Laubwerk und Blattmasken wohl von Hans Jakob. Für ihn verbürgt sind Wandleuchter und Möbel mit Laubwerk und Bildhauerarbeit (Weikersheim — Ad.). 1708 — 1714 ebenda, Parkskulpturen und Fontänen. Diesen umfangreichen Auftrag konnte er nur mit Hilfe seiner Söhne bewältigen.<sup>17</sup> Nach seinem Tode vollendeten diese die Arbeiten bis 1724. Der Hauptakkord von 1708 (Wk A. X. f2, 28 — Ad.) zählt 23 Figuren auf, u. a. antike Götter, die 4 Elemente, 4 Jahreszeiten, 4 Winde; einige kamen später noch hinzu. 1713/14 Bezahlung für die 14 Karikaturen des Hofgesindes (Wk Baurechn. 1713/14, 7 — Ad.). Für Erfindung des inhaltlichen Programms vgl. von Freeden (S. 155)<sup>18</sup> und Tomforde (S. 41, 57). Wahrscheinlich arbeitete Sommer nach eigenen und fremden Vorlagen. 1710 wurden ihm Modelle nach Künzelsau gesandt (Wk Baurechn. 1710). Vielleicht dienten auch die Gaibacher Parkskulpturen — Gaibach war neben Pommersfelden die bedeutendste Gartenanlage des frühen 18. Jahrhunderts — als Anregung, wurde doch der Sohn Philipp Jakob 1713 zur Besichtigung dorthin gesandt (Wk Rechn. 1713/14 — Ad.). Die Tätigkeit verschiedener Hände und die lange Entstehungszeit machen den Stil des

Gesamtwerkes uneinheitlich. In Jupiter, Herkules, Neptun klingen die raumgreifenden, kreisenden Bewegungstendenzen der Berninischule auf (Abb. 5), in der Stadtgöttin und Paris das schwerfällige Pathos des deutschen Barock, in der gezierten Haltung, „hochmütigen“ Kopfwendung, den ornamental flatternden Gewandtüchern und der glatten Körperbehandlung mancher Frauengestalten gehen Manierismus und frühes Rokoko ineinander über. Obwohl die Skulpturen



Abb. 5. Weikersheim, Neptun.

Hans Jakob Sommer und Söhne (Aufnahme: Fränkische Bildstelle, Bad Mergentheim.)

nicht vor Heckenwänden aufgestellt waren (vgl. Ölbild in Weikersheim), sind sie durchaus frontal-einseitig. Die Zwerge sind physiognomisch hervorragende Sonderbildungen; zwischen ihnen und den ehemals in Erlangen befindlichen sollen Stilbeziehungen bestehen (Tomforde S. 7); von dem „Zwergenkabinett“ Callots scheinen sie unabhängig zu sein (Tomforde S. 57). Auch sie sind unterschiedlich;

die Haltung der einen ist säulenhaft starr, der Gesichtsausdruck indifferent, andere sind verhältnismäßig reich bewegt, die Züge ausgesprochen charakteristisch erfaßt. Öhringen, Weygangscher Garten, 2 Steinskulpturen (Karikaturen); der Frühling gehört vermutlich zu den Neuensteiner Jahreszeiten; ebenda, Dambacher Garten, eine Karikatur, schließen sich ihnen an.<sup>19</sup> Neuenstein, Arzt, Apotheker, Keller (= Finanzbeamter), Baumeister, Bader, Schneider auf einem Ziegenbock stehen den Weikersheimer Zwergen nahe, sind aber geistreicher erfunden und sorgfältiger ausgearbeitet. Ebenda, Herbst und Winter von 4 Jahreszeitenputten (siehe Öhringen). Ebenda, eine größere männliche Gewandfigur; sie könnte in ihrer strengen Statuarik, der flüchtig fallenden, spitz ausgezogenen Gewandung mit dem Mars in Weikersheim und dem Johannes vom Künzelsauer Kanzeldeckel verglichen werden. Unterohrn, Privatgarten, 2 Frauengestalten. Weinsbach, 2 Steinfiguren (K. Schumm). Höhebuch, 1 Steinfigur (K. Schumm). Wahrscheinlich stammen diese Skulpturen aus dem Neuensteiner Schloßgarten, der zur selben Zeit wie der Weikersheimer angelegt worden war. Urkundliche Hinweise auf die Bildhauer fehlen bisher. Um 1713 Langenbeutingen, Kruzifix flankiert von zwei schwebenden Engeln mit Schriftbändern. Der Vergleich mit dem Künzelsauer Christus sichert die Gruppe für Hans Jakob. In dem sanften Schweben der Engel kündigt sich die, im Schöntaler Portalrelief fast plump wirkende Beruhigung seines Spätstiles an; 1713 Neuausstattung der Kirche (Königreich Württemberg, Jagstkreis, S. 475). 1714 Schöntal, Kirchenportal, Wappen (ThB) und Relief: eine Historie samt Laubwerk in fünf Stücken ausgehauen und in Schöntal zusammengesetzt (Kl. Reg. S. 307). Petrus, von einem Jünger begleitet, heilt, auf den Stufen der Schöntaler Kirche stehend, einen Lahmen. Der virtuos in Stein gehauene Akanthusrahmen ist der Künzelsauer Holzschnitzerei ebenbürtig. Der Figurenstil hat sich aber grundlegend gewandelt: schwer fallende Stoffmassen verhüllen die Körper, es ist der massige pompöse Barock der Würzburger Skulptur (vgl. Fassadenplastik von B. Knüttel 1714 bzw. 1720, Kl. Reg. S. 307, 311). Hans Jakob ist der erste der Bildhauer Sommer. Er sprengte die Grenzen lokalen Wirkungsbereichs und setzte künstlerisch die Tätigkeit der Kern, die aus demselben Milieu stammten, fort. Gerade die Möglichkeit zur Zusammenarbeit mit Achilles Kern im Schöntaler Hochaltar von 1680 beruht auf dieser Stilkontinuität. Seine künstlerische Entwicklung läßt sich mit den Künzelsauer Engeln und dem Schöntaler Portalrelief, als den beiden Polen seines Schaffens, umschreiben. Die ersten tragen bereits durch Verschmelzung der „heimlichen Gotik“ mit norditalienischem Manierismus und vorwiegend linear-flächenhaft interpretiertem bernineskem Bewegungsreichtum die Anfänge des deutschen Rokoko in sich, während die letzte Arbeit kaum anders als eine Konzession an den Zeitgeist und Angleichung an die maßgebende Knüttelsche Fassadenplastik zu werten ist. Die Weikersheimer Skulpturen nehmen durch Zusammenarbeit mit den Söhnen zeitlich und stilistisch eine Mittelstellung ein.

Peter, Schreiner, Baumeister, 1694/95 Künzelsau, Kocherbrücke (zerstört 1945), ehemals steinerne 4-Bogen-Brücke. Bauinschrift: „Im Jahr Christi 1695 ist dieße Brücke von einer Burgerschaft alhie neu erbauet worden. Peter Somer, Baumeister.“<sup>20</sup> 1686—1691 Castell, Schloß (Unterfranken), 1686—1687 leitete er den Neubau (Kunstdenkmäler Bayerns 8, S. 58). Breitgelagerte Dreiflügelanlage von guten Verhältnissen. 1695 Gnadental, Hofscheuer, Besichtigung (Nst PA 153/1/6). Er strebte wie sein Bruder aus der väterlichen Schreinerwerkstatt heraus und wechselte zu dem verwandten Bauhandwerk über.

Michael, Hofschreiner, Hohenlohe-Neuensteinscher Baumeister, Brunnenmeister. Er wird u. a. erwähnt 1699—1706 in Verbindung mit dem Niedernhaller Kelterbau, 1702 und 1715 zusammen mit seinem Sohne (Johann Adam?) in Weikersheim (Wk A. X. f2a, 22 — A. XIV. 4, 15 — Ad.). Nassauer Schafscheuer (Wk A. X. f2a, 22). 1707 Michelbach am Wald, Kelter (Nst PA 153/1/6<sup>1/2</sup>). 1720 Gehäu Löschenbach bei Ingelfingen und Teufelsbusch bei Hollenbach. Risse (Wk A. XIII. 42, 1), demnach scheint er auch als Landvermesser gearbeitet zu haben.

Johann Friedrich, Bildhauer. 1702 Kirchberg, Schloßbrunnen, Säule mit wappenhaltendem Löwen von einem „Bildhauer“ (Nst/Ki Ba 7). 1705 ebenda „5 Bilder von dem Bildhauer“ (Nst T 48), diese ziemlich sicher von Johann Friedrich. 1708 ebenda unter Namensnennung des Meisters „Bildhauerarbeit von indianischer Arbeit“ (= Lackarbeiten) an Möbeln (Nst/Ki Ba 14). 1709 ebenda Bildhauerarbeiten nach eigenen Rissen an den Kaminen (Nst/Ki Ba 17 — T 53), Bildhauerarbeiten in Holz, nachdem er schon früher Aufträge der Kirchberger Herrschaft zu „dero gutem contento verfertigt“ hatte (Nst/Ki Ba 17). Neuenstein (früher Kirchberg), Wandbüffets mit Putten und Blumengehängen in etwas handwerklicher Ausführung, wahrscheinlich von Johann Friedrich. 1708 Bartenstein, Wappen über dem Portal der Schloßkirche „samt der Laubverzierung und Zierraten ... zu verfertigen“,<sup>21</sup> außerdem ein Kruzifix samt Postament (Bartenstein, Schloßbauakten). 1724 Weikersheim. Parkskulpturen zusammen mit Philipp Jakob und Georg Christoph (Wk A. X. 2, 28 — Ad.). Um 1725—1730 Baldern, Schloß. Bildhauerarbeiten an Kapelle und Kavalierebau (Grupp, S. 101).

Georg Christoph, Bildhauer. Weikersheim, Mitarbeit an Parkskulpturen (siehe Hans Jakob), Orangerie (siehe Philipp Jakob). Daneben selbständige Arbeiten. 1714 Schöntal, Relieffigur des ersten Klosterabtes (Kl. Reg. S. 307) auf einer Wandplatte. Die schlanke Mönchsgestalt in streng gefaltetem Gewand, ruhiger Frontalität und eindrucksvoll modellierten Zügen ist monumentaler aufgefaßt und zugleich künstlerisch feiner dargestellt als der vergleichbare Hl. Benedikt Hans Jakobs. Schöntal, Fassadenskulpturen Hl. Bernhardt und Benedikt. Der Vergleich mit dem Vorigen läßt sie Georg Christoph zuschreiben. 1718 Mergentheim, Riß zum kurfürstlichen Oratorium (Ludwigsburger Rentamtsrechn. 1718/19; Mergentheim Deutschorde — Ad.). Oberrontheim, Grabmal des Schenken Vollrath von Limburg (gest. 1713) (Dehio III, S. 388),<sup>22</sup> das Ehepaar kniet mit seinen Kindern vor dem Kruzifix. Grabmaltyp der Renaissance. 1733 Carlsberg, Akkord auf die „Vier Weltteile“ (Statuen) (Wk A. X. 2, 28 — Ad.). 1737 ebenda, Akkord über 16 Statuen je 2½ Schuh hoch (Wk A. X. 2, 28 — Ad.). Mit ihm zusammen arbeitete sein junger Neffe Johann Andreas (siehe diesen). 1741 Weikersheim, Schloßbrunnen, eine „Statua“ dazu (Wk Bau-Reg. 1741/42 — A. X. 2, 28 — Ad.).<sup>23</sup>

Philipp Jakob, Bildhauer. 1713/14, 1717/18 Weikersheim, Kabinettstücke, Tabourette, Spiegelrahmen zusammen mit Georg Christoph (Wk Baurechn. — Ad.). 1720 Schöntal, Hl. Michael aus Sandstein auf dem Chorgiebel (Kl. Reg. S. 311: „von Sommer“ — ThB.: „Phil. Jakob Sommer“). Gegenstück zum Knüttelschen Salvator (1714 Frontgiebel Kl. Reg. S. 307) in Angleichung an dessen schwerfälligen Stil gearbeitet. 1708—1714 Weikersheim, Parkskulpturen (siehe Hans Jakob). Vielleicht darf man seine Hand in den bewegungsreichsten Figuren, die denen der Orangerie am nächsten kommen, sehen. 1721 ebenda, Reiterdenkmal des Grafen Carl Ludwig im Rondell

zwischen den Orangerieflügeln. Nach Art des Berliner Denkmals des Großen Kurfürsten (1707 Reise des Grafen nach Berlin; Nst C 6) auf einem mit Waffen verzierten Postament, an das sich zwei sitzende Sklaven anlehnten (Wk A. X. 2, 28 — Ad.). 1722 e b e n d a, Orangerie. Deren Skulpturenschmuck war der zweite größere Auftrag für „die Sommer“, die Ausführung geschah gemeinsam mit Georg Christoph. Wahrscheinlich lag die künstlerische Leitung bei Philipp Jakob, von ihm sind auch meist die Rechnungen quittiert. Nischenskulpturen im Rondell, die 4 Antiken Monarchien, dazwischen „Friede“ (Pax) und „Krieg“ (Minerva). In den Nischen der Eckpavillons paarweise Minerva und Diana, Juno und Venus. Auf der Attika sitzen Jupiter, Asklepios, Merkur, Neptun; gegenüber Mars, Apoll, Vulkan, Äolus (Wk A. X. 2, 28 — Ad.). Besonders die weiblichen Nischenfiguren sind verhältnismäßig reich an Bewegungsmotiven; diese unterstreichend schwingt das voluminöse Gewand um die fülligen Körper; noch immer ist die Kopfhaltung merkwürdig befangen. Manche der Attikafiguren sind dieser, ohne künstlerische Beziehung zur Architektur, primitiv aufgesetzt; ihr Sitzmotiv wirkt peinlich starr (vgl. den Schöntaler Wappenengel vom Hochaltar 1730). 1724 e b e n d a, Pyramiden. Zusammen mit Johann Friedrich (Wk A. X. 2, 28 — Ad.). 1724 e b e n d a, Schloßbrücke, zwei sitzende weibliche Gewandfiguren, massig in der Form, pompös in der Haltung, entsprechen sie den Nischengöttinnen der Orangerie, Gemeinschaftsarbeit von Philipp Jakob und Georg Christoph (Wk A. X. 2, 28 — Ad.). G r o ß - K o m b u r g, Bildersteige mit verschiedenen Heiligen. Im Anschluß an die Weikersheimer Orangerieskulpturen wird man sie Philipp Jakob versuchsweise zuschreiben dürfen. 1727 S c h ö n t a l, Stephanusaltar „Altarblatt in Sandstein nach dahier gelassenem Modell“ (Kl. Reg. S. 315), Steinigung des Heiligen (Hochrelief). Diagonalkomposition, Reichtum an Bewegungskontrasten und perspektivisch bildeinwärts gestellte Rahmenpilaster sind echt barocke Bildelemente. Die sparsame, feingratige Gewandfaltung unterstreicht die Körperbewegungen. In den sehr wahrscheinlich ebenfalls von ihm stammenden Gebäckskulpturen schreitet die plastische und optische Auflösung der Masse und des Konturs im Sinne des Rokoko weiter.<sup>24</sup> 1729 Ö h r i n g e n, Stiftskirche Epitaph des letzten Grafen Ludwig Gottfried von Hohenlohe-Pfedelbach (Abb. 6), das beiden Brüdern übertragen wurde (Nst PA 101/3/3). Daß nur noch der gemalte Landschaftshintergrund den aufgerissenen Kontur zusammenhält, daß trotz aller barocker Allegorie die Figuren sehr naturalistisch agieren und daß einst die Verwendung von schwarzem und weißem, wie Marmor behandelten Alabaster beabsichtigt war, liegt ganz im Sinne der Wendung zum Rokoko, seiner Komplizierung der Form, Farb- und Ausdruckswerte. K ü n z e l s a u, Atlant von der ehemaligen Hirschwirtsscheuer (einst Sommersche Werkstatt?). Der Bildhauer legte trotz naturnaher Durchbildung des Aktes mehr Gewicht auf möglichst realistisch interpretiertes seelisches Erleben des Kräftespiels zwischen Lasten und Tragen im Sinne der volkstümlichen Tradition der heimischen Gotik als auf dessen funktionelle Ausdeutung im Sinne des italienischen Hochbarock. Zu der porträtähnlichen Gesichtsbildung vgl. auch die steinwerfenden Männer des Stephanusreliefs. 1729 S c h ö n t a l, Hochaltarskulpturen Hl. Joseph, Petrus, Paulus, Andreas (Abb. 7). Es wurden ihm verakkordiert zwei große Statuen samt Postament (Kl. Reg. S. 315), vermutlich zum Hochaltar. Nach ThB. übertrug man ihm 1732 zwei Statuen und die Hl. Benedikt und Bernhard (Bekrönung) sowie zwei Evangelisten. Sicher stammt der gesamte Skulpturenschmuck des Hochaltars samt Tabernakel, vielleicht auch der der Seitenaltäre, von ihm. Der stärker als die zeitgenössischen Würzburger Altäre ornamental aufgelöste architektonische

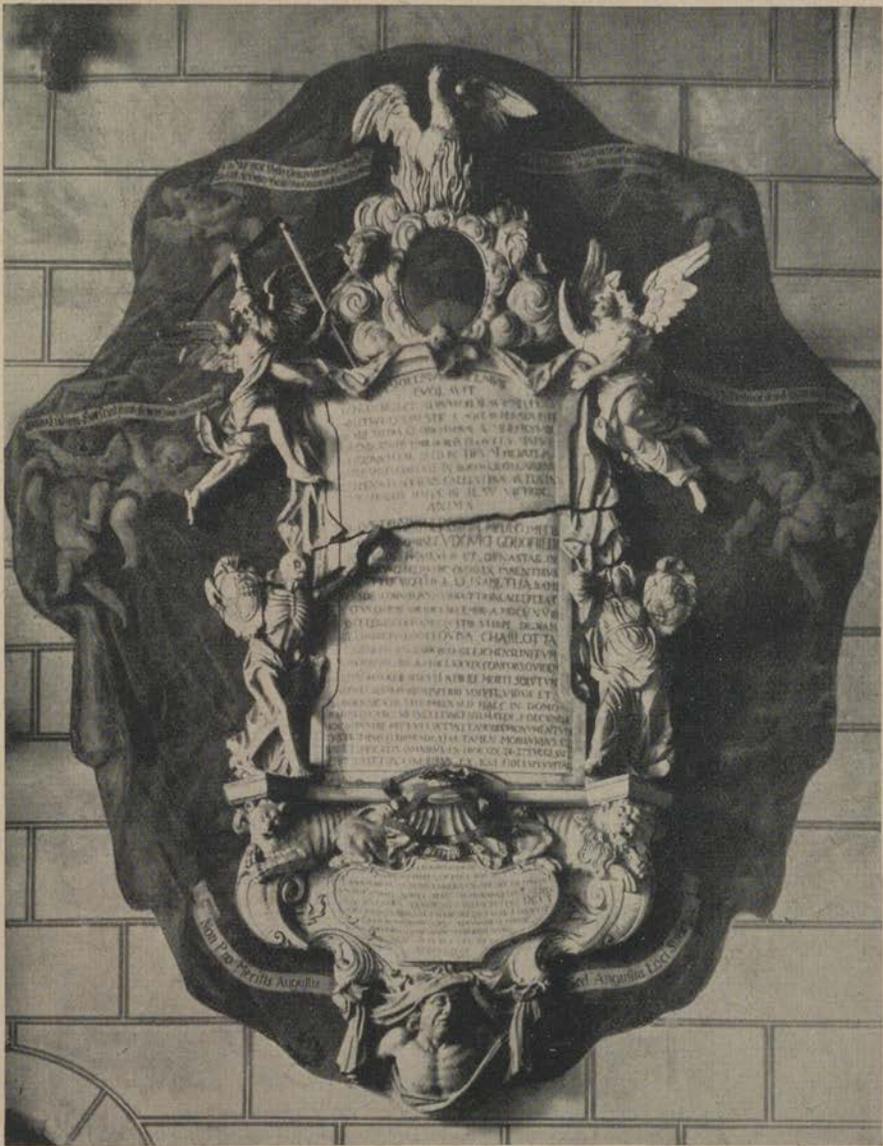


Abb. 6. Öhringen, Epitaph Hohenlohe-Pfedelbach.

Philipp Jakob und Georg Christoph Sommer

(Aufnahme: Flohr, Öhringen.)

Säulenaufbau ist von besonderer Eleganz, vgl. dagegen die strengen Formen von Kumburg 1715, Wiesentheid 1728/29, Walldürn um 1725—1730 von Chr. Mayer, der auch die Säulen zum Schöntaler Altar arbeitete (Kl. Reg. S. 315). Die vier Monumentalskulpturen sind perspektivisch gestaffelt. Vor dem Aufsatz die Hl. Dreifaltigkeit, seitlich die Hl. Benedikt und Bernhard kniend, auf dem Gesims Engelbübchen. Ein erwachsener Engel (auffallend das unorganische Sigmotiv)



Abb. 7. Schöntal, Hochaltar.

Philipp Jakob Sommer

(Aufnahme: Denkmalamt Karlsruhe.)

hält das Abtswappen. Diese vier Hauptfiguren bedeuten den Höhepunkt seines Schaffens, sie bewahren den Italienismus, also tektonisch klare Körperlichkeit, raumgreifende Bewegungskontraste des internationalen Hochbarock, pathetische Gebärde und Verdeutlichung der Funktionen durch großzügige Führung der Gewanddrapierung in enger Verbindung — aber noch nicht Verschmelzung — mit einem starken Einstrom heimischer Spätgotik, also geistige Ekstase, in Einzelheiten beginnende Verselbständigung des Gewandes als Ausdrucksträger, stärkste

Unterschneidung der Gewandmasse und Auflösung des Konturs, knitttrige Brechung der ehemals weich schwingenden, plastisch modellierten Faltenzüge, heimische Holzschnitztechnik. Der gesteigerte Sensualismus des Barock ist die formale Ausdrucksmöglichkeit der Zeit für den gotischen Spiritualismus; hier noch fast Gegensätze, höchstens nur gleichgeordnet, verschmelzen sie erst im Barock. Deutlich sind die Beziehungen zu dem Würzburger Bildhauer Jakob Auwera (Wiesentheid 1729—1730).<sup>25</sup> Die zeitgenössischen schwäbisch-bayerischen Holzbildhauer stehen auf einer anderen Ebene. Entsprechend ist die unterschiedliche Interpretation des vom römischen Hochbarock (Duquesnoy) verbreiteten Darstellungskanon des Hl. Andreas<sup>26</sup> zur selben Zeit durch den Tiroler Faistenberger<sup>27</sup> und den Franken Philipp Jakob Sommer; man muß feststellen, wie stark formal-virtuos der Letzte diesen Heiligen darstellte, wie sehr er das Gewand zum Ausdrucksträger machte und wie wenig er dem seelischen Erleben in die Tiefe nachging, weder durch triumphale Vergeistigung des Sinnlichen wie Duquesnoy, noch durch Versinnlichung des Geistigen wie Faistenberger. — Philipp Jakob geht mit seinem Schöntaler Michael (Chorgiebel) aus dem provinziellen deutschen Barock italienischen Einflußbereiches hervor, bewahrt dessen plastische Werte, bereichert und entwickelt sie in den Weikersheimer Skulpturen durch neue Bewegungsimpulse und durchsetzt sie im Schöntaler Hochaltar mit deutschem gotischem Formgefühl. Machte der Vater Hans Jakob an der Schwelle zum Barock Halt, so überschreitet der Sohn diese kühn, bereitet das Rokoko vor, das der Enkel Johann Andreas entfaltet. Ebensowenig wie Hans Jakob bildete er eine Schule. Nicht nur, daß die kirchliche Bauperiode in Hohenlohe erst gegen die Jahrhundertmitte einsetzte und entsprechende Aufgaben bot, seine anspruchsvoll-virtuose und dekorativ-verfeinerte Kunst war weniger volkstümlich und hatte deshalb nicht die Breitenwirkung wie die seines Sohnes Johann Andreas.

J o h a n n P e t e r, Flaschner, Geschmeidsmacher. 1700—1702 Amt Künzelsau, Reparaturen und Bausachen (Wk A. X. f2a, 25). 1708 Weikersheim, messinggetriebene Wandleuchter und Schalen (Wk Rechn.).

J o h a n n E b e r h a r d, Hofschreiner. 1709 Weikersheim, Fußböden, Füllungen an Fenstern und Türen. Möbel mit Intarsien (Wk Rechn. 1709—1712 — Ad.). Sein Anteil am Chinesischen Kabinett beschränkt sich vermutlich nur auf die Arbeit am Fußboden. Die ausgezeichnete Schnitzerei der Wandverkleidung (Akanthus und figürliche Plastik) wahrscheinlich von Hans Jakob Sommer (siehe dort). Wieder zeigt sich die Bedeutung des künstlerischen und sozialen Aufstieges des Vaters für den Beruf des Sohnes, auf Grund dessen dieser die Sommersche Kunstschreinertradition, wenn auch nicht so schöpferisch wie Hans Daniel, weiterführen konnte.

J o h a n n A d a m, Schreiner. Von ihm sind mir bisher keine Werke bekannt geworden.

J o h a n n A n d r e a s, Bildhauer. Bereits 1735 wird er bei Arbeiten für den Carlsberg (zusammen mit Georg Christoph) als „Bildhauer“ bezeichnet (Wk A. X. 2, 28 — Ad.). 1740 U n t e r s c h ü p f, Orgelgehäuse (Unterschüpf Heil. Rechn. 1740/41: Fassung der Orgel). Dieses kann fast mit Sicherheit Johann Andreas zugewiesen werden. Für den plastisch bewegten 7teiligen Aufbau, für Art und Anbringung des Muschelwerks, besonders am unteren Abschluß, vergleiche die Künzelsauer Orgel, für die Engel die der Letzten und des gesicherten Unterschüpf Altars. Um 1743 I n g e l f i n g e n, Erkerträger (Abb. 8). Das Haus wurde 1743 umgebaut. Der muskulöse Akt hängt, den Erker „stützend“, an der Wand (vgl. Hollenbach, Kruzifix). Johann Andreas' Dorfaltäre vertreten den

protestantischen Typus: Kruzifix mit zwei Assistenzfiguren unter ornamentaler Rahmenarchitektur, eine freilich nicht immer organische Verbindung von höfischen und volkstümlichen Formelementen. Trotz der Forderung des Rokoko nach Verzierlichung und Auflösung der schweren Barockformen, nach heftiger Drehung und Wendung konkav ausgebogener Körper, bewahrt er in seinem Werke, mit Ausnahme von Oberwittstadt, im allgemeinen eine plastische Körperlichkeit und



Abb. 8. Ingelfingen, Erkerträger (Heimattmuseum Künzelsau).  
Johann Andreas Sommer (Aufnahme: Dr. Georg Wieser.)

verhältnismäßig ruhige Haltung, wohl größtenteils bedingt durch eine gewisse handwerkliche Einstellung. 1746 Münster (OA. Mergenheim) Altar (Klemm S. 199 — ThB. — „in Künzelsau gefertigt“, OAB S. 630). Unter dem Kruzifix zwei Engel. Pfeilerrahmenarchitektur mit seitlichen Muschelwerkschilden, Volutenschluß mit Strahlenkranz; an den Pfeilerkapitellen zwei kleine schwebende Engel. Die leichte Schwingung der Körper, die kleinteilige, feingratige Gewandfaltung gehören ebenso sehr dem Manierismus wie dem Rokoko an. Die

Körper selbst sind dagegen flau behandelt. Um 1747 Altkrautheim. Linker Seitenaltar (unvollständig), 1747 von der Burgkapelle Krautheim dorthin gestiftet (OAB Künz. S. 335). Die Zuschreibung geschieht durch Vergleich der Kinderengel mit denen des gesicherten Oberwittstadter Altares. Reine Säulenarchitektur mit zwei Putten in bewegtem Sigmotiv. 1746 Unterschüpf, Altar. Von „Sommer“ (Unterschüpf Heil. Rechn. 1745/46), „Johann Andreas“ (Klemm S. 199 — ThB. — Kunstdenkmäler Badens 4, 2, S. 215).<sup>28</sup> Kruzifix mit den beiden Johannes unter einer Pfeilerrahmenarchitektur (seitliche Muschelwerkschilde abgenommen), auf der Volutenbekrönung zwei sitzende Engel. Hier ist bereits der für Johann Andreas typische Figurenstil, den seine Werkstatt verbreitete und vergrößerte, ausgebildet: untersetzte Proportionen, leicht geschwungene Haltung, zuweilen etwas schwer um die Körper schwingende Gewandung, deren Oberfläche, im typischen Holzschnittstil behandelt, unruhig flackert, Durchformung der Akte, bewegtes Sigmotiv der Gebälkengel (vgl. Hollenbach, Meßbach). 1748 Hollenbach, Altar (Abb. 9). Zu Füßen des Kruzifixus die beiden Johannes, mit Akanthus verkleidete Pfeilerrahmenarchitektur, als Aufsatz geschweifte Gebälkstücke mit zwei sitzenden, lebhaft bewegten Engeln (vgl. W. Auwera, Würzburg, Peterskirche Kanzel 1740/50), in der Mitte Strahlenkranz und Brustbild Gottvaters. Der Figurenstil entspricht dem zu Unterschüpf und rechtfertigt eine Zuweisung an Johann Andreas. Die technische Ausführung scheint etwas gröber. Für eine Entstehung um die Jahrhundertmitte ist besonders auffallend die Verwendung des Akanthus, der hier freilich zuweilen in echtes Muschelwerk übergeht. Nur die volkstümliche Kunst konnte so stark die Grenzen zwischen abstraktem und vegetabilischem Ornament verwischen. Mitte 18. Jahrhundert Amrichshausen, Hochaltar. Einteiliger architektonischer Säulenaufbau mit seitlichen Muschelwerkschilden, stark aufgelöstem Aufsatz, auf dessen Voluten, überraschend gering bewegt, zwei Engel sitzen. Über den seitlichen Durchgängen die Hl. Joachim und Anna. Sie gehören in die Reihe von Hollenbach und Unterschüpf, doch liegt in den schweren Schüsselfalten der Gewänder, der fühlbaren Körperlichkeit noch viel von Hochbarock. Von seiner Hand sicher auch die Gebälkengel der Seitenaltäre (vgl. Hollenbach). Das Weihedatum des Hochaltars (1705) bezieht sich zweifellos auf einen älteren. Ebenda, Hl. Wendelin und Aquilin an der nördlichen Saalwand. Vielleicht Werkstattarbeiten. 1751 Ingelfingen, Deutsche Schule. Bautafel (Nst PA 104/3/11), Riß und Überschlagn von Johann Andreas. 1752 Pfedelbach, Großes Faß. Das Muschelwerk entspricht dem des Künzelsauer Orgelprospektes, Johann Andreas zuzuschreiben. 1752 — 1754 Amorbach, Pfarrkirche. Altar, Wappen von Ostein (Feulner S. 329).<sup>29</sup> Um 1756 Oberwittstadt, Hochaltar, Kanzel, Tabernakel (Abb. 10)<sup>30</sup> (Kunstdenkmäler Badens 4, 2, S. 143 — Dehio IV, S. 518). Leicht kurvierte dreiteilige Altarwand mit Säulen und Architrav. Verzicht auf jedes Muschelwerkornament ländlichen Charakters. In den Seitennischen Hl. Petrus und Paulus, als Bekrönung die Hl. Dreifaltigkeit, flankiert von zwei anbetenden Engeln. An Kanzelkorpus und Deckel Putten. Von allen seinen Altaraufbauten trägt dieser vorwiegend höfischen Charakter. Die Monumentalskulpturen bedeuten den Höhepunkt seines Schaffens: reifes Rokoko volkstümlicher Prägung. Die stark konkav ausgeschwungene Haltung begleiten feingratige, geknitterte Faltenzüge und immer noch voluminöse Schüsselfaltenbäusche. Die Oberfläche ist mittels verfeinerten Schnittstils am stärksten malerisch behandelt, die Masse bezeichnenderweise selbst nicht angegriffen, ganz im Gegensatz zu der bayerischen Rokokoskulptur, und die Gewandung, im Gegensatz



Abb. 9. Hollenbach, Altar.

Johann Andreas Sommer (Aufnahme: Fränkische Bildstelle, Bad Mergentheim.)

zu seinen übrigen Arbeiten (z. B. Unterheimbach), tatsächlich am wenigsten stark unterschritten. Äußere Form ist Sinnbild innerer seelischer Erregung. Die Aufsatzskulpturen etwas hölzern, wohl Werkstattarbeiten. Die weiche, runde Körperlichkeit der Kanzelengel entspricht denen von Münster und Altkrautheim.<sup>31</sup> Ziemlich wahrscheinlich stammen auch die Seitentaltäre von Johann Andreas (Kinderengel!). Um 1757 Unterheimbach, Altar. Der Altar-Kanzel-Orgelaufbau (diese fehlt hier) ist bezeichnend für die protestantische Kirche, in deren Kultus die Predigt im Mittelpunkt steht. Vor dem ornamentierten, farbig gefaßten Pfeilerrahmenwerk mit Seitenschilden, der die Kanzel mit einschließt



Abb. 10. Oberwittstadt, Hochaltar.

Johann Andreas Sommer (Aufnahme: Fränkische Bildstelle, Bad Mergentheim.)

und die Empore trägt, stehen auf der Mensa, seitlich eines kleineren Kruzifixes, die beiden Johannes. Figuren- und Schnittstil sind hier besonders derb und müssen daher durch Vergleich mit Hollenbach und Unterschüpf seiner Werkstatt zugewiesen werden. 1763 Schöntal, Altärlein in der Abteikapelle und nachträglich ein kleines Tabernakel (Kl. Reg. S. 318). 1764 Schöntal, fünf Tischchen mit Bildhauerarbeit (Kl. Reg. S. 318). 1763 Künzelsau, Apotheke, Treppenhaus.<sup>32</sup> Es liegt nahe, diese ausgezeichneten dekorativen Schnitzereien, deren Formreichtum sich den oberen Stockwerken zu wohlüberlegt steigert, der Sommerschen Werkstatt zuzuschreiben. 1763/64 Weikersheim, Schloßbrunnen. Für die Erneuerung lieferte Sommer zwei Risse (Wk A. X. f2a, 51).

1764/65 Weikersheim, Carlsberg. „Bildhauer Sommer“ wird für eine Figur auf den Carlsberg bezahlt (Nst Künz. Amtsrechn. 1764/65, S. 111). 1764 Künzelsau, Orgelgehäuse (Abb. 11). Bildhauerarbeiten an Orgel und „Rundell“ (Künz. Kirchenb. 1764 — Nst PA 100/4/9). Plastische Modellierung des 7teiligen Prospektes, Seitenschilder und Füllungen von Muschelwerk. Auf den Gesimsen die stark bewegten, bekannten Sommerschen Engel und Putten. Die drachenschwanzähnlichen Verknorpelungen und die verkräuselten Teilformen des Muschelwerkes klingen von Ferne an die Würzburger Stukkatur eines Bossi an. Erinnerungen an altgermanische Tierornamentik und spätgotisches Krabbenwerk werden lebendig. Kompositionell ruhiger, formal schwerer, motivisch altertümlicher erscheint die gleichzeitige Schnitzerei der Emporenbrüstung. Das Gehäuse gehört zu den besten Schöpfungen der Gegend. 1766 ebenda, Kanzel. Altar samt Kruzifix zu reparieren und 1767 ebenda, die Richterstühle im Chor neu zu machen (Künz. Kirchenb. R. 1764 — Wk A. XIV. 4, 20 — Ad.). 1765 Forchtenberg, Taufstein, gestiftet von J. Fr. Wibel, und 1766 ebenda, Epitaph J. Fr. Wibel. Beide gehören zweifellos dem Ornamentstil Johann Andreas an. 1768 Weikersheim, Marktplatzbrunnen. Muschelwerkverzierter Stock mit dem Hohenlohe-Hildburghausischen Wappen. Darauf ein auf einer Kugel sitzender Putto (K. Schumm). 1768 Bieringen, Hochaltar (Heilrechn. 1768; Dekan Zorn). Dreiteilige, stark aufgelöste Säulenarchitektur mit Bekrönung.<sup>33</sup> Über den seitlichen Durchgängen die Hl. Johannes Baptist und Sebastian. Körper und Gewänder — diese kurvieren etwas flau in großen Zügen — sind wenig durchgearbeitet, das Standmotiv ist recht steif. Die Skulpturen wurden Sommer zur Überarbeitung zurückgegeben, da sie „sehr Blumb“ ausgeführt seien. 1770 Kirchensall, Portalwappen Hohenlohe-Hildburghausen. Sommer lieferte dazu zwei Risse (Nst PA 100/4/2<sup>1/2</sup>). Der Auftrag wurde jedoch dem Bildhauer Klemm aus Berlin übertragen. Auch Johann Andreas gelangte, entsprechend den Stiltendenzen seiner Zeit, zu einem Rokoko-Klassizismus (vgl. in Würzburg P. Wagner und J. G. Winterstein).<sup>34</sup> 1771 ff. Kirchensall (Abb. 12), 1771 Altar und Kanzel, 1774 Orgel, 1775 Taufstein (zugeschrieben) (Nst/PA 100/4/2 und 2<sup>1/2</sup>). Die Kirche enthält eine der spätesten Altar-Kanzel-Orgelaufbauten. Über den seitlichen Durchgängen des dreiteiligen Pfeilerrahmengerüstes Moses und Johannes Evangelist. Auf der Mensa ein kleines Kruzifix mit Maria und Johannes. Die beiden Monumentalskulpturen stehen den Oberwittstädtern qualitativ am nächsten, sind aber formal und geistig beruhigter. Hervorragend naturalistisch Kanzel- und Taufsteinträger sowie dessen Deckelgruppe, Taufe Christi, die man Johann Andreas unbedenklich zuschreiben darf. Bieringen, Kreuzigungsgruppe, sie läßt sich der in Kirchensall anschließen, ist aber künstlerisch und technisch geringer. Einst in der 1849 abgebrochenen Kapelle an der Kappelsteige. Ailringen, Kirche, Hl. Petrus und Paulus, formalistischer aufgefaßt als die Kirchensaller, stammen sie zweifellos von derselben Hand. Oberginsbach und Amrichshausen, Kruzifixe. Lockere Körperhaltung und Durchformung der Akte weisen sie vermutlich in die Reihe der (besten) Werke des Bildhauers. Um 1776 Meßbach, Hochaltarengel. Auf der Volutenrahmenbekrönung des architektonischen Säulenaufbaues zwei der stark bewegten Sommerschen Engel. Der ausgesprochene Klassizismus der 4 Evangelisten läßt sich aus dem bisher bekannten Oeuvre Johann Andreas nicht entwickeln. Möglicherweise wurde ihm der gesamte Altar verakkordiert und nur sein 1776 erfolgter Tod ließ ihn die Arbeit nicht zu Ende führen. Bau der Kirche 1776/77. — Auf Grund seiner dekorativen Begabung und seiner technischen Virtuosität gelang Johann

Andreas wohl leicht der Schritt zum Rokoko, wobei er aber auf letzte geistige Verfeinerung und formale Auflösung verzichtete. Von allen Bildhauern Sommer hatte er die größte Breitenwirkung. Wichtig ist sein Einfluß auf die Grabmal-kunst der Gegend.

Philipp Christoph, Bildhauer. Von seinen urkundlich erwähnten Arbeiten in Ingelfingen ist keine erhalten. 1776 Niedernhall, Altar. 1776 von einem Niedernhaller Bürger gestiftet (Nst PA 100/6/4). Zu Füßen des Kruzi-



Abb. 11. Künzelsau, Orgel.

Johann Andreas Sommer (Aufnahme: Fränkische Bildstelle, Bad Mergentheim.)

fixes zwei Engel. Ohne Rahmenwerk. Die stilisierten derben Skulpturen wohl von Philipp Christoph (vgl. Neuenstein). 1777 ebenda, Kanzeldeckel; zwei Engel am Orgelgehäuse (Heil. Rechn. 1777/78; Nst). 1778 Neuenstein, Museum. Kruzifix aus der ehemaligen Institutskirche (Nst Beil. z. Bauw. i. Schl. 1778/79 — Breyer). Auch dieser Christus ist auffallend grob gearbeitet, die schematisierende Behandlung der Arme ähnlich Niedernhall. 1784 Öhringen, Stiftskirche. Hohenlohesches Wappen an der ehemaligen Barockorgel (Klemm S. 199). Seit 1785 arbeitete der Bildhauer in Ingelfingen. 1786 Ingelfingen,



Abb. 12. Kirchensall, Altar und Kanzel.

Johann Andreas Sommer (Aufnahme: Fränkische Bildstelle, Bad Mergentheim.)

Uhrenhaus (Mariannenvorstadt), zwei Holzfiguren und zwei Vasen (Nst PA 152/4/5). 1786/87 e b e n d a, Pavillon (Teehaus an der Brücke), Skulpturenschmuck (Nst PA 152/4/5). Philipp Christoph arbeitete wenig sorgfältig und sehr langsam, so daß man ihm drohte, die Arbeiten am Pavillon von dem „Kirchberger Bildhauer“ (N. Ritter) vollenden zu lassen. E b e n d a, Wachthaus vor dem Staiber Tor, Abarbeitung der Säulen (Nst PA 152/4/5). 1792 Ö h r i n g e n, Oberes Tor, hohlenlohesches Wapp und Monogramm des Fürsten Ludwig Friedrich Karl (Nst PA 153/4/13). Der Bildhauer scheint sich nicht mit den neuen Stilproblemen des Klassizismus auseinandergesetzt zu haben (vgl. Neuenstein und Niedernhall), denn der Fürst Heinrich August schrieb 1785 über zwei seiner

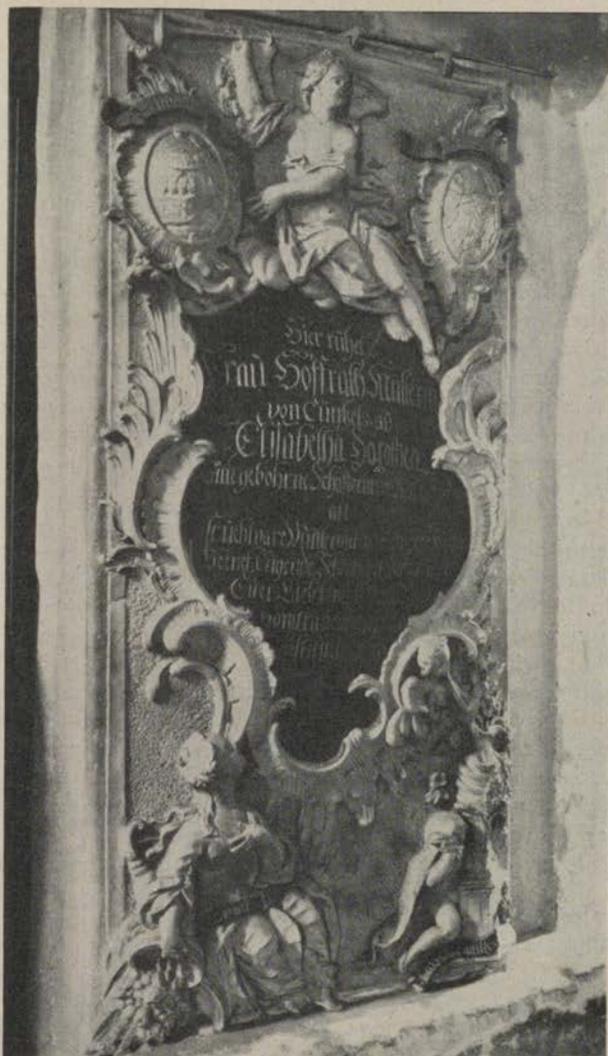


Abb. 13.

Hollenbach, Grabstein der Hofrätin Müller aus Künzelsau.

Skulpturen: „diese . . . Figuren sind nach dem angegebenen Riß akkurat verfertigt, solcher mir zwar nicht gefällt . . .“, und der Salinenbauinspektor Glenck, der Baumeister des Klassizismus in Hohenlohe, meint dazu: „... der Bildhauer hätte seine Arbeit . . . wohl zierlicher machen dürfen . . .“ (Nst PA 152/4/5). Fremde Aufträge liefen selten ein. Einmal, 1787, scheint er die Hoffnung gehabt zu haben, eine Arbeit nach Heilbronn liefern zu können (Nst PA 152/4). Als die Linie Hohenlohe-Ingelfingen das Öhringer Erbe antrat, wurde die Residenz dorthin verlegt. Ingelfingen bot kaum noch künstlerische Aufgaben. 1803 Kupferzell, Wappen für das Schloß (Rechn. zum Schloßbau in K — K. Schumm). — Philipp Christophs Kunst bedeutet den Niedergang der Sommerschen Tradition. Sie fällt

zusammen mit dem Ende der großen kirchlichen und fürstlichen Aufträge, bedingt durch Säkularisation und Mediatisierung.

**Weitere Sommer-Arbeiten:** Eschental (Kreis Schwäbisch Hall). Den Kirchenrechnungen zufolge hat ein Bildhauer Sommer die Kirche im 18. Jahrhundert neu ausgestattet. Davon nur noch ein Kruzifix vorhanden. Beim Neubau der Kirche wurde die übrige Einrichtung verkauft (K. Schumm). 1681 Öhringen, Schloß. Ein „Schreiner aus Künzelsau“ fertigte ein Modell zum Erweiterungsbau des Schlosses (Nst PA 153/4/4).

Die Künzelsauer Engel Hans Jakobs, der Schöntaler Hochaltar Philipp Jakobs und der Oberwittstadter Altar Johann Andreas Sommers gehören zu den besten Bildhauerarbeiten des volkstümlichen, ländlichen Barock und Rokoko unseres Raumes. Auf Grund der Verbindung der heimischen gotischen Tradition mit dem über Würzburg vermittelten Italienismus und auf Grund ihrer bis zu einem gewissen Grade doch handwerklich formalen Gesinnung verloren sich die Bildhauer Sommer nie so sehr an die irrationalen und spiritualisierenden Formkräfte der deutschen Kunst wie die gleichzeitigen schwäbisch-bayerischen Holzbildhauer. Hierin liegen Möglichkeiten und Grenzen ihrer Kunst.

Auffallend ist die Vielzahl guter bürgerlicher Grabsteine des 18. Jahrhunderts im Hohenloheschen. Wie im 17. Jahrhundert die Kern, so bestimmten im 18. die Sommer deren Charakter. Die besten und zahlreichsten Stücke befinden sich auf den Friedhöfen von Künzelsau und Ingelfingen. Die Hauptmeister der Grabmalkunst waren vermutlich Philipp Jakob und Johann Andreas, urkundliche Hinweise fehlen. Die eine Gruppe charakterisiert eine streng symmetrische Schriftplatte mit geschweiftem Gesimsabschluß und akanthusähnlichem Blattwerk unter sparsamer Verwendung figürlicher Motive (Putten), für die andere Gruppe ist bezeichnend eine unregelmäßige Kartuschenform mit prächtigem Muschelwerk, spielenden Putten und allegorischen Frauengestalten (Abb. 13).

Namensträger Sommer, die mit dem Künzelsauer Stammbaum nicht in Verbindung gebracht werden konnten:

**Frankreich:** Ebenisten- und Marketeriefamilie Sommer in Paris 17./18. Jahrhundert. Jaques, seit 1666 für den Hof tätig, gest. Anfang 1669. — Charles, 1710/20 bei Phil. Poitou, dem Nachfolger von Jaques, ausgebildet. — Nicolas, Bildhauer, 1678 Mitglied der Lukasgilde (ThB.).

**Niederlande:** Johann, Kupferstecher, 17. Jahrhundert (Sandrart S. 315). — Paul I (1576—1621) und Bernhard, Brüder, Porträtmaler in Amsterdam (Sandrart S. 172, 400 — ThB.). — Paul II, Maler, Kupferstecher, Schabkünstler, 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts (ThB.).

**Hessen:** Johann Friedrich, Bildhauer. Aus Koburg, 1705 bis 1745 in Marburg. Werke: ThB. — Dehio, Nördliches Hessen, S. 223 — Marburger Jahrbuch 1, 1924, S. 187. — Johann Philipp Friedrich, landgräflich Hessen-Casseler Hofbildhauer. 1764 in Marburg. Werke: ThB. — Dehio, Nördliches Hessen, S. 162. — Heinrich Philipp, Bildhauer (1778—1827) in Aschaffenburg, Hanau, Kleinheubach. Werke: ThB. — Dehio, Rhein-Franken, S. 433, 435, 439 — Kunstdenkmäler Bayerns 18, S. 186.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> A. E. Brinckmann, Barockskulptur. 3. Aufl., S. 311 ff. — G. Sobotka, Die Bildhauer der Barockzeit. Wien 1927. S. 138.

<sup>2</sup> Vgl. speziell die Darstellungen des Heiligen Benedikt in Schöntal durch Michael Kern (Bernhardsaltar 1641), Hans Jakob Sommer (auf Gartenmauer, 1700), Georg Christoph Sommer (Denkplatte 1714).

<sup>3</sup> Thieme-Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler. Art. „Sommer“. (ThB.)

<sup>4</sup> Klemm, Württembergische Baumeister und Bildhauer bis ums Jahr 1750. Württembergische Vierteljahrshefte 1882.

<sup>5</sup> Die mit „Ad.“ gekennzeichneten Beiträge, betreffend Weikersheim, hat mir Dr. Graf Adelmann (Stuttgart) in dankenswerter Weise noch vor seiner Veröffentlichung in den „Kunstdenkmälern des Kreises Mergentheim“ zur Verfügung gestellt.

<sup>6</sup> Vgl. K. Schumm, Ingelfinger Handwerker am Ende des 18. Jahrhunderts. Beilage zum „Kocher- und Jagstboten“, Künzelsau 1950, Nr. 24.

<sup>7</sup> H. Klaiber, Regesten zur Bau- und Kunstgeschichte des Klosters Schöntal. Württembergische Vierteljahrshefte 1913. (Kl. Reg.)

<sup>8</sup> K. Schumm, Das Hohenlohe-Museum in Neuenstein. WFr. 1949/50, S. 226.

<sup>9</sup> H. Huth, Zwei Möbelwerkstätten des 17. Jahrhunderts. Pantheon 1930, V, S. 26.

<sup>10</sup> J. von Sandrart, Academie der Bau-, Bild- und Mahlerey-Künste von 1675. Herausgegeben von A. R. Peltzer. München 1925.

<sup>11</sup> H. Klaiber, Kloster Schöntal in Württemberg. Studien zur Geschichte des Benediktinerordens. NF 6, 1916. (Kl. Sch.)

<sup>12</sup> Bei Klaiber (Reg. S. 298) ohne Namensangabe.

<sup>13</sup> Bei Klaiber (Reg. S. 299) ohne Namensangabe. Nach Klemm (S. 188) 1688 entstanden.

<sup>14</sup> Diese auffallende Verbindung beschränkt sich auf die Landkirchen. Der Typus ist bis in die Gegend von Würzburg verbreitet (um 1700 Kleinheubach; Kunstdenkmäler Bayerns 18, Abb. 126).

<sup>15</sup> „Aus Oettingen“ (?). Die Oberamtsbeschreibung. A. gibt keine Quelle an. Verbürgt ist für Johann Friedrich Sommer 1725 Tätigkeit in Baldern (Georg Grupp, Baldern. Nördlingen 1900 — Hinweis K. Schumm).

<sup>16</sup> Vgl. J. W. Auwera, Kanzelengel in Würzburg, Peterskirche, und Amorbach, Abteikirche (Kunstdenkmäler Bayerns 12, Tafel 33, und 18, Tafel 12).

<sup>17</sup> Vier Sandsteinfiguren in Adelsberg, Anfang 18. Jahrhundert (antike Götter und Personifikationen) sollen Ähnlichkeit mit den gleichzeitigen Weikersheimern haben (A. Tomforde, Die Fränkische Gartenskulptur und ihre Ikonographie im 18. Jahrhundert. Ungedruckte Frankfurter Phil. Dissertation 1941, S. 43, 44).

<sup>18</sup> M. von Freeden, Die Weikersheimer Orangerie und ihr Meister Johann Christian Lüttich. WFr 1947/48, 1. Teil.

<sup>19</sup> Die wohl gleichzeitigen kleinen Holzmodelle in Tierberg entnehmen ihre Themen dem bürgerlichen und bäuerlichen Milieu. Physiognomisch sind sie weniger geistreich, technisch derber. Der Künstler ist noch unbekannt.

<sup>20</sup> K. Schumm, Künzelsauer Brückensorgen um 1700. Mai 1949 Künzelsauer Zeitung.

<sup>21</sup> Das jetzige Wappen von N. Ritter 1761 „verändert mit Blumen und Regalien ... auf die neue Art ...“ (Bart, Bauakten zur Schloßkirche. K. Schumm.)

<sup>22</sup> Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. — In Künzelsau gearbeitet (Kunstdenkmäler des Königreichs Württemberg, Jagstkreis, S. 219).

<sup>23</sup> Heute Brunnsäule mit wapphaltendem Löwen.

<sup>24</sup> 1948 befanden sich ähnliche, angeblich aus Klepsau stammende Skulpturen im Kunsthandel (K. Schumm).

<sup>25</sup> Kunstdenkmäler Bayerns 8, Tafel 6.

<sup>26</sup> A. E. Brinckmann, Abb. 233.

<sup>27</sup> C. Giedion-Welcker, I. B. Straub. München 1922. Abb. 15.

<sup>28</sup> Altargitter von den Schreibern Georg und Johann Andreas Juncker aus Unterschüpf (HeilR. 1746/47). Vielleicht bezieht sich auch die Notiz für eine Bezahlung „dem künstlerlichen, aber schlecht befundenen Bildhauer für den Stein ober der großen Kirchentür“ auf Sommer (HeilR. 1741/42).

<sup>29</sup> Nach Kunstdenkmäler Bayerns 18, S. 13, handelt es sich um das Osteinwappen am Westgiebel der Kirche. — A. Feulner, Ein ländlicher Baumeister der Rokokozeit in Franken. Monatshefte für Kunstwissenschaft 8, 1915.

<sup>30</sup> Mitteilung Dr. Heidelberger, Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe. Abt. 229 Oberwittstadt, Kirchenbau. Zeichnungen vorhanden.

<sup>31</sup> Vgl. den weichen Naturalismus im Werke Keilwerths (Amorbach, Pfarrkirche 1752 bis 1754. Kunstdenkmäler Bayerns 18, Abb. 5).

<sup>32</sup> Abbildung bei O. Bolsinger, 300 Jahre Apotheke in Künzelsau. Privatdruck 1949.

<sup>33</sup> Der Aufbau 1761/62 von dem Schreinermeister Johann Adam Stadler aus Walldürn.

<sup>34</sup> G. Hirsch, J. G. Winterstein, Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 244 mit Abbildungen.

## Das Kellerrecht in Württembergisch Franken

Von Freiherr Wolfram von Erffa

Im Anfang wollte ich es nicht glauben. Aber es ist wirklich so: Hier in Hannover, wo ich diese Zeilen schreibe, gibt es tatsächlich keine Keller. Erstens steht das Grundwasser sehr hoch, und dann — wozu? Es gibt hier ja keinen Most, sprich Mooscht, und den Wein hebt man im Kühlschranks auf. Es ist müßig, sich auszudenken, was der Franke ohne Wein und Most wäre, denn diese Gaben hat ihm der Himmel beschert. Sicherlich würde nicht nur sein gemütlicher Humor, sondern auch sein tiefes Wissen um alles Menschliche fehlen. So oft hat man ja mit dem Wein die Sonnenglut und die Rebenhügel besungen. Aber eines wird dabei leicht vergessen: das ist der Keller, in dem der Wein gärt und heranreift, bis er zu dem „lieblichen Göttergetränk“ wird. Gerade in dem starken Gegensatz von Sonne und Keller liegt aber das große Geheimnis des Weines verborgen. Wir müssen wahrlich in den Keller steigen, wenn wir den Wein richtig kennen lernen wollen.

Aber schon mit dem Verlassen der lichten Oberwelt beim Hinuntersteigen in die Tiefe des Kellers haben wir ein ganz eigenes Reich betreten. Hier vollzieht sich jener seltsame Prozeß, der nicht nur den gewöhnlichen Rebensaft verändert, sondern der auch uns nach dem Trinken zauberhaft verwandelt. Es ist darum nicht verwunderlich, daß in diesem Reich andere Rechte als in der „Oberwelt“ gelten sollen, wie uns das Kellerrecht belehrt. Dieses Kellerrecht finden wir heute noch in alten Kellern auf Holztafeln aufgemalt. Es ist mehr wie das gewöhnliche Hausrecht des Hausherrn. Hier hat der Kellermeister Gewalt über jeden, „er sei Fürst, Graf, Herr oder Knecht“, wenn er sich nicht gebührend auführt. Besonders wird das Klopfen an die Fässer verboten, vielleicht weil Klopfen letzten Endes spukhaften Geistern vorbehalten ist, vielleicht auch nur, weil der Kellermeister allein wissen will, wieviel Wein noch in den Fässern ist. Auf jeden Fall droht solchen Frevlern schreckliche Strafe. Sie werden über ein Faß gelegt und mit dem Bandmesser, dem Küferwerkzeug, durchgewalkt. Es ist also ein richtiges Hänselrecht, bei dem das Handwerkzeug als Hänselgerät benützt wird. Versöhnend wirkt aber die Verheißung, daß alle, die sich dem Kellerrecht fügen, mit einem kräftigen Trunk bewirtet werden.

Ob diese Kellerrechte auf irgendwelchen wirklichen, alten Rechten beruhen, konnte bis jetzt nicht nachgewiesen werden. Auch Professor von Künßberg (Heidelberg), der in der Schrift „Rechtsverse“<sup>1</sup> die Kellerrechte behandelt, kann ihren wahren Ursprung nicht angeben. Die uns bekannten Kellerrechte, die sich in der Hauptsache auf Schwaben und Franken vom Bodensee bis Würzburg mit gewissen Ausläufern beschränken, stammen fast alle aus dem 18. Jahrhundert. Da der Inhalt meist gleichlautend oder ähnlich ist, muß man annehmen, daß den Text wohl ein Kellermeister vom andern abgeschrieben hat. Wichtig ist aber die

<sup>1</sup> Eberhard Freiherr von Künßberg, Rechtsverse. Sonderdruck aus den Neuen Heidelberger Jahrbüchern. 1933.

Tatsache des gereimten Rechts, die auf die ältesten Rechtsgebräuche weist. Vor der schriftlichen Festlegung des Rechts gab es ja nur die mündliche Überlieferung, die zur Gedächtnishilfe eben häufig gereimt war. Sollten die Kellerrechte aber auch nicht weiter zurückreichen und nur eine freie Erfindung des 18. Jahrhunderts sein, so ist doch in ihrer derben Handhabung der uralte und unversiegbare Quell des echt Volkstümlichen enthalten, der auch zur verfeinerten Zeit des Rokoko lebendig war.

### **Kellerrecht im Schloßkeller unter dem Alten Schloß in Stuttgart**

Mitgeteilt durch die Herzogliche Rentkammer 21. Februar 1933

#### **Hoch Fürstl. Württembergisches Hoff Kellerrecht**

Gleichwie ein Jeder sieht und weyst  
Daß dieser Keller Fürstlich heist  
So Wird er Wann Mann Ihn drein Führt  
Auch seyn und thun wie Ihm gebührt  
Dem aber der Nicht Dran Gedendkt  
Ist diese Taffel auff Gehengt  
Damit er Sein gezimet Wesen  
Mög auff den Ersten Staffeln Lesen  
Mann soll nicht grob seyn und zu Frey  
Daß Einer Zancke Fluch und Schrey  
Hier Pfeiffe oder Zotten Reyss  
Und sich vergeh Auff andre Weiß  
Mit Finger Klobffen an ein Faß  
Ist nicht erlaubt im Ernst und Spaß  
Sonst gibt Man Ihm daß Keller Recht  
Er sey Fürst Graff Herr oder Knecht  
Drum Muß er Leiden mit gedult  
Mann daß band Messer er ver Schult  
Doch dem ein Trunck zu Dinsten Stehet  
Der auß und ein bescheiden gehet.

Georg Jakob Gleich  
der Zeit Hoff Kiffer 1734

Veröffentlicht durch Kittel in der „Illustrierten Weinzeitung“ 1 (1924), Nr. 4, und von Künßberg, Rechtsverse, Seite 132, und von Erffa in „Württemberg“, Das Kellerrecht in Schwaben und Franken. 5 (1933), Seite 322 f.

### **Kellerrecht in der Sektkellerei Eblingen**

Gezeichnet 1780

Wer diesen Keller will besehen  
Bleib hie ein wenig stille stehen  
Und laß sich wohlgemut belehren  
Ohn Schimpf und Schmach zurückzukehren.  
Er soll nicht Hüpfen, tanzen, springen  
Nicht Johlen, schreyen, pfeiffen, singen  
Nicht hadern, zanken, schimpfen, schmähen  
Auch nicht verdächtig seitwärts gehen  
Nicht Fluchen, große Zotten reissen  
Nicht Klopfen, stufen, schlagen, schmeissen

Nicht Krazen, scharzen, sudeln, schreiben  
 Auch sonst keinen Fürwitz treiben  
 Denn soll sich jemand hie versehen  
 Der lass auch darauff geschehen  
 Wenn einer alsbald von den Knechten  
 Verföhret nach den Kellerrechten  
 Und ihm, daß er künftig besser  
 Sich möcht aufführen mit dem Messer  
 Ohn alles ansehen und Verschönen  
 Wie es verdienet wird belöhnen.  
 Die aber höflich sich erweisen  
 Die sollen stets willkommen heißen.

Veröffentlicht durch von Künßberg, Rechtsverse, Seite 133. und von Erffa, in „Württemberg“, Das Kellerrecht in Schwaben und Franken. 5 (1933), Seite 322 f.

#### Hoch Freiherrlich Sturmfedersches Kellerrecht zu Schozach bei Heilbronn a. N.

Wer diesen Keller will besehen  
 Der bleib hier bei der Tafel stehen.  
 Und lies zur Nachricht in der Still,  
 Was hier die Ordnung haben will:  
 Das Zanken, Fluchen, Zotten Reissen  
 Mit groben Worten um sich schmeissen  
 Das Pfeiffen, Schreien, was man kann  
 Geht in dem Keller hier nicht an.  
 Das Schreiben, Krazen an den Wänden,  
 Das Klopfen an die Faß mit Händen,  
 Fürwitz und andere Ungebühr  
 Geziemet sich durchaus nicht hier.  
 Wer dieses aus der Acht will lassen,  
 Den wird das Kellerrecht bald fassen.  
 Man schlägt mit dem Bandeisen zu  
 Ob es hoch oder niedrig tu.

Dermaliger herrschaftlicher Küfer  
 Johann Jakob Deeg 1758

Mitgeteilt von der Freiherrlich von Sturmfeder-Horneckschen Gutsverwaltung in Schozach (Herrn Meidinger) 24. Februar 1933.

#### Hohes gebietendes Freiherrlich von Gemmingsches Kellerrecht

Wer diesen Keller will besehen  
 Der bleib hier bei der Tafel stehen  
 Und les zur Nachricht in der Still'  
 Was hier die Ordnung sagen will.  
 Willkomm' geehrter Freund, der du bemühet bist  
 Dasjenige zu sehen, was hier verschlossen liegt,  
 Was man hierinnen lobt, geht Gott und Herrschaft an  
 Und was der Küfer selbst mit seinem Fleiß getan.  
 Doch warnet dieses Recht mit deutlichen Buchstaben  
 Ein' jeden, der nicht Spott will zu dem Schaden haben.

Daß er all Ungebühr und Schand vermeiden soll  
Nicht klopfen an ein Faß, ob's leer sei oder voll.  
Nicht fluchen, johlen, schreien, nicht singen, Possen schlagen  
Sonst wird ihn ob der Tat das Kellermesser schlagen.  
Er sey Fürst oder Graf, Herr, Bauer oder Knecht,  
Denn diesen Brauch führt mit das alte Kellerrecht.

Die Tafel hängt im Burgkeller zu Neckarzimmern an einem Fasse. Veröffentlicht bei K. Müller, Ein badisches Kellerrecht, „Mein Heimatland“ 14 (1927), Seite 302; auch „Illustrierte Weinzeitung“ 1 (1927), Nr. 12, und von Künßberg, Rechtsverse, Seite 134.

Ähnlich lautet die Kellertafel im Freiherr von Kniestädtchen Keller in Kleinbottwar. Vgl. „Der Weinbau“ 5 (1906), Seite 110.

### Das Kellerrecht im Fürstlich Hohenlohe-Bartensteinschen Keller in Pfedelbach bei Öhringen

Wer diesen Keller will besehen,  
Der bleibe an der Thüre stehen  
Und les' zur Nachricht in der Still,  
Was hier die Ordnung haben will!  
Das Zanken, Fluchen, Zottenreißen,  
Mit groben Worten um sich schmeißen,  
Das Krazen, Schreiben an die Wänden,  
Das Klopfen an die Faß mit Händen,  
Fürwitz und jede Ungebühr  
Geziemet sich durchaus nicht hier.  
Wer dieses aus der Acht wird lassen  
Den wird das Kellerrecht bald fassen,  
Man schlägt mit dem Bandmesser zu  
Ob es hoch oder niedrig thu'!

Veröffentlicht bei Dornfeld, Geschichte des Weinbaus in Schwaben, 1868, Seite 146, und von Künßberg, Rechtsverse, Seite 132.

Dieselben Verse bringt Kittel in der „Illustrierten Weinzeitung“ 1 (1924), Nr. 4, aus dem Fürstlich Löwenstein-Wertheim-Rosenbergschen Keller zu Kreuzwertheim.

### Hochfürstlich Württembergisches Keller-Recht

Wie nichts ohne ordnung kan bestehen,  
So soll es also auch zugehen  
In diesem fürstenkeller hier,  
Drum höre, was Ich sage dir:  
Kein Zanken, Fluchen oder Schwören,  
Kein Zotten-Reisen will man Hören,  
Dass alles Richtig gehe vor,  
Stehet diese Tafel hier Empor.  
Kein pfeiffen will sich hier gebühren,  
Kein Fas mit Fingern an zu Rühren,  
Verdient das scharfe Keller-Recht,  
Er seye Fürst, Graf, Herr oder Knecht.

Man wird Ihn mit dem Band-Messer schlagen  
Das mus er mit gedult Ertragen,  
Gehet Ihr bescheiden aus und Ein,  
So werdet Ihr Alle Zeit willkomm seyn.

ERUIRT Bietigheim Anno 1749  
zur Zeit Wein Referent (unleserlich)  
Geistlicher Verwalter, Hier (unleserlich)  
Verwaltungs-Kieffer Joseph Mayer

Die Tafel ist im Besitz der Küfer- und Küblerinnung, Bezirk Besigheim.  
Veröffentlicht in der „Süddeutschen Küfer- und Kellerei-Zeitung“ (1927), Nr. 13, Jahrg. 24.

### Das Kellerrecht vom Ratskeller in Wimpfen

Heute im Wimpfener Heimatmuseum

Weil nichts ohne Ordnung kann bestehn  
So soll es richtig auch zugehen  
In diesem Reichsstadt-Keller hier  
Drum höre, was ich melde dir.  
Kein Zanken, Fluchen oder Schwören.  
Kein Zottenreißen will man hören,  
Kein Pfeiffen will sich hier gebühren  
Kein Faß mit Fingern anzurühren,  
Verbiet das strenge Kellerrecht,  
Er sei ein Herr oder Knecht,  
Man wird dir das Bandmesser schlagen,  
Das muß du mit Geduld ertragen.  
Gehst du bescheiden aus und ein,  
So wirst du allhie willkommen sein.

Ad perpetuam memoriam hic posuit hanc tabulam  
Karl Friedrich Sellmann, Kellermeister 1779

Veröffentlicht bei Lorent, Wimpfen 1870, Seite 172, und von Künßberg, Rechtsverse, Seite 133/134. Nach letzterem stimmt dies im wesentlichen überein mit der Kellerrechtstafel aus der Fürstlich Löwenstein-Wertheim-Freudenbergschen Hofkellerei; jetzt in den Sammlungen des Historischen Vereins Alt-Wertheim; abgedruckt bei Kittel in „Illustrierter Weinzeitung“ („Reichsstadt Keller“ ist ersetzt durch „Prinzenkeller“). Die Bietigheimer Kellerrechtstafel von 1749 ist ebenfalls ziemlich gleichlautend (siehe dieselbe). Von Künßberg, Rechtsverse, Seite 133.

### Kellerrecht im Murrhardtschen Klosterkeller zu Großbottwar 1757

Hier soll vor brave Leut der Keller offen stehen,  
Die in demselbigen begehren herumzugehen,  
Das was man drinnen lobt, geht Gott und Herrschaft an,  
Und was der Küfer selbst mit seinem Fleiß gethan.  
Doch weiset dieses Brett mit deutlichen Buchstaben  
Wie sich ein Jeglicher soll zu verhalten haben,  
Daß er die Ungebühr und Schand vermeiden soll,  
Nicht klopfen an ein Faß, ob's leer sei oder voll,  
Nicht fluchen, johlen, schreien, nichts Unziemliches sagen,  
Sonst wird ihn ob der That des Küfers Messer schlagen,

Er sei Fürst oder Graff, Herr, Bauer oder Knecht,  
 Denn diesen Brauch führt hier das Kellerrecht.  
 Wer für die Höflichkeit, die man ihm hier erwiesen,  
 Den Küfersknecht zuletzt ein Trinkgeld läßt genießen,  
 Thut desto löblicher, jedoch steht Alles frei.  
 Hier schlägt die Losung vor, Gott und dem Herrn getreu.

Veröffentlicht bei Dornfeld, Geschichte des Weinbaus in Schwaben, 1868, Seite 145 f., und bei von Künßberg, Rechtsverse, Seite 135. Der gleiche Text stand als „Hochfürstlich Württembergisches Kellerrecht“ und der Unterschrift „Herrschaftlicher Keller-Meister Philipp Jakob Oettinger 1750“ auf der Tafel des Herrschaftskellers zu Güglingen. Veröffentlicht in „Der Weinbau“ 30 (1931), Seite 240 f.

### Herzogliches Kellerrecht Anno 1767

Die Tafel hängt im Rathaus zu Beutelsbach (Kreis Waiblingen)

Fremdling\* schau hier den Born, den der Fürsten Hand gegraben,  
 Voll vom Weinstock Württembergs, voll von Gottes edlen Gaben:  
 Wo der Unterthan dem Vatter, Carln, die reiche Beere zollt,  
 Wo vor Policey und Kirche Nektar aus den Fässern rollt.  
 Bringe nicht ein wildes Hertz, von dem Weingott durchgeflammt,  
 Bacchus wohnt nicht in dem Stift, das von Gott und Helden stammet.  
 Fluche nicht dem Gott des Seegens, der uns Most und Öle schenkt,  
 Dessen Allmacht Gold aus Grufften und aus Felsen Honig zwingt.  
 Nein kein himlendes Geschrey solle diese Mauren füllen,  
 Noch ein Geist vom Wein erhitzt, um der Fürsten Wappen brüllen.  
 Wenn man den verwegnen Finger tönend an dem Faße findt,  
 Glaube, daß ein straffend Messer-bükel, wie den Butten bindt.  
 Hier hilfft dich kein Fürstenhut, nicht der Glanz von Tausend Ahnen.  
 Größer bist Du nicht, als Carl, größer nicht als seine Fahnen;  
 Dieses ist ein ewig Rechte, seit-dem Blut aus Reeben quillt,  
 Und des Weinbergs erster Vatter seinen großen Durst gestillt.  
 Kostest Du das Reeben-Blut aus dem alten Stifts-Pocale,  
 So versilbere mit Dank die mit Wein gefüllte Schaale.  
 Trincke dankend, lebe trinkend, segne Stift und Kellerey.  
 Bitte vor des Fürsten Leben, lebe Gott und Carln getreu.

Stifts-Pfleger Johann Michael Jäger

Stifts-Pfleger-Küffer Joh. Caspar Oettinger

Veröffentlicht in „Der Weinbau“ 27 (1928), Seite 217, und von Künßberg, Rechtsverse, Seite 136.

### Aus dem Keller von Küfermeister Schneider, Stuttgart, Arbeitsamt

#### Herzogliches Kellerrecht

Willkomm verehrter Freund, der du bemühet bist  
 dasjenige zu sehen, was hier verschlossen ist.  
 Betracht hier die Natur in wundervollen Gaben  
 und wie des Küffers Fleiß, sie wohl verwahret habe;  
 doch merke, daß du hier in Bacchus Tempel stehst  
 und wieder daß Gesetz Dich keineswegs vergehest  
 das ist männiglich in Worten und in Werken  
 nichts ungeziemliches soll lassen von sich merken

denn ob hierin ein Faß geleert sei oder voll  
 ist eine Sach, die nur der Küffer wissen soll.  
 Wer aber sich erkühnt, dis Kellerrecht zu brechen,  
 dem wird das Urteil drauf, das Küffer Messer Sprechen.  
 Hier geht es nicht nach Rang nach ansehn der Person,  
 wer sich allhier verfehlt, den strafft man sans facon.  
 Hingegen sucht man den, der sich hier weiß zu fügen  
 mit aller Höflichkeit, nach Würden zu vergnügen.  
 Und hatt der küffer Knecht das seinige gethan,  
 so nehmt er endlich auch ein Kleines Trinkgeld an  
 und rufft es Lebe Carl<sup>2</sup> solange hier Wein wird rollen  
 so lang soll unser Pflicht, die Reinste Treue zollen.

Dermaliger Closter Hofmeister war  
 Herr Georg Christoff Helfrich  
 Closter Küffer Friedrich Wilhelm Rechler 1777  
 aus dem Kloster Marienthal.

### Kellerrecht aus Salem

Der Leser den wir hier nach Standsgebühr verehren  
 Er(kenne) daß wir ihn durch diese Schrift belehren,  
 Was Kellerordnung sey, u. was das Recht für Dinge,  
 Die jeder halten muß, in Kürze mit sich bringe,  
 Damit man sich in nichts so wider dieß vergehe,  
 Und aller Strafe frey, mit Ruhm und Ehr bestehe,  
 Wird dann ein guter Freund in Keller eingeführet  
 So (wird) sogleich der Hut gerücket und gerühret,  
 So Er sich eines Stocks bedinte auf den Gassen  
 Soll er denselbigen daraußen stehen lassen,  
 Er klopft an keinem Faß so lang es Weine haltet  
 (Wenn es noch) völlig neu wenn es auch ganz veraltet  
 Er unter(steh sich nicht) im Mindesten zu schmähen  
 Und frey nach eignem Sinn darinn umherzugehen,  
 Vorzüglich hüt Er sich die Hahnen umzureiben  
 Das Spassen geht nicht an noch arges Possen treiben.  
 Das wüste Reden sind die müssen ferne weichen,  
 Da sie der Kieferzunft zu Hohn und Spott gereichen  
 Hat sich etwa der Gast in einem Stück vergangen  
 U. sollt er nach dem Recht so dann die Straf empfangen:  
 So soll man sich bey Leib nicht drüber lustig machen,  
 U. seinen guten Freund im Unglücksstand belachen.  
 Wenn man der gnädigen Herrschaften Namen höret  
 Wird er mit frYem Hut u. tief gebeügt verehret  
 Der Kiefer wird demnach soviel Politik haben  
 U. seinen werthen Gast mit einem Gläschen laben  
 Besonders ist beym Trunk dieß einzig noch zu melden  
 Fürs erste mal soll es für Hohe Herrschaft Gelten  
 Hernach soll es zum Flor des Gottes Haus geschehen,  
 U. dann so weiters fort auf andere Freunde gehen,

<sup>2</sup> Herzog Carl Eugen (1763—1785).

Wer diese Regeln liebt der soll auch selbe halten  
 Denn so er eine bricht wirds Kellerrecht obwalten  
 Er wird die kühne That mit eigner Schande büßen  
 Der Kiefer wird ihn froh mit Bastonaten grüßen.  
 Den ersten Streich den er der Frevelnde w . . .  
 Wird auch der Herrschaft Recht und Ehr wi . . .  
 Der zweite wird versetzt für Meister und für Knechte  
 Der dritte endlich ist zum Schut der Kellerrechte.  
 Ist selbig — wie hie gesagt geschehen  
 So wird gleich jedem Freund ein Trunk . . .  
 Was übriges zu thun darf man nicht lange fragen  
 Die feinere Vernunft wird's einem jeden sagen.

1789

Veröffentlicht bei Hirsch, Der Salemer Torkel, „Badische Heimat“ 11 (1924), Seite 179,  
 und bei von Künßberg, Rechtsverse, Seite 137 f.

### Kellerrecht im Fürstlich Hohenlohe-Langenburgschen Schloßkeller zu Weikersheim

Ihr Herrn und Freund', seyd mir willkommen,  
 Nachdem Sie sich die Müh genommen  
 Zu sehen die herrschaftliche Kellerey  
 Und was darin sonst Rares sey,  
 So sagt man Ihnen zu jeder Frist  
 Was der Gebrauch hier im Keller ist.  
 Wer sein Vorwiß will lassen spühren,  
 Den Hall der Fäser will probiren,  
 Mit Fingern klopfet unbedacht,  
 Wozu hier keiner hat die Macht,  
 Er sey gleich Fürst, Herr, groß oder klein,  
 So soll diß seine Regul sein.  
 Daß er gestraft wird nach Kellerrecht  
 Vom Höchsten an biß auf den Knecht,  
 Man hält auch Keinem diß vor gut  
 Wer nicht abziehet seinen Hut,  
 Das Küfermesser ist auch bescheert  
 Dem, der unkeusch redt, flucht und schwört,  
 Mit dem Bandmesser wird Er geschlagen,  
 So er mit Hohn davon muß tragen,  
 Drum warne Jedermann hiermit,  
 daß es nicht Spott und Streiche gibt.

Weikersheim, 7. Juny 1790  
 Hof-Küfer

Veröffentlicht bei Dornfeld, Geschichte des Weinbaus in Schwaben, 1868, Seite 146 f., und  
 bei von Künßberg, Rechtsverse, Seite 136.

## Das Fürstlich Hohenlohesche Archiv im Schloß Haltenbergstetten

Von Karl Schumm

Die aus dem Mittelalter stammende Wertschätzung der Urkunde zeigte sich noch im Jahre 1848, als die Massen der Demonstranten vor die standesherrschaftlichen Kanzleien zogen, dort die „verbrieften“ Unterlagen der Gülten und Abgaben verlangten, dieselben auf einen Haufen warfen und verbrannten. Damit glaubte man den althergebrachten steuerlichen Verpflichtungen enthoben zu sein, da das Eigentums- und Nutzungsrecht einer sachlichen Habe nur durch den Besitz der Urkunde nachgewiesen werden konnte, sie also ein rechtlicher Bestandteil des Eigentums war. Solche Gewaltmaßnahmen geschahen in der Freiherr von Gemmingenschen Kanzlei im Kreuzle (Gemeinde Neuhütten)<sup>1</sup> und in Haltenbergstetten.<sup>2</sup> In der Überlieferung wurden diese Vorgänge im Laufe der Jahrzehnte erweitert und es wurde berichtet, daß bei diesen Demonstrationen die gesamten Archivbestände vernichtet worden seien. Dem ist glücklicherweise nicht so. Die Urkunden und Akten des ehemaligen „Burgfriedens“ in Maienfels konnte ich im Archiv der Freiherren von Gemmingen in der Burg Hornberg a. N., wohin sie nach Aufhebung des Gemmingenschen Amtes Neuhütten verbracht worden waren, feststellen.<sup>3</sup> Dank des Entgegenkommens der Freiherr von Gemmingenschen Familie sind die für unsere Gegend wichtigsten Urkunden und Akten wieder nach Maienfels zurückgeführt worden.

Auch in Niederstetten sind die ehemaligen Archivbestände, allerdings lückenhaft, noch vorhanden. Durch die Einsicht des jetzigen Fürsten S. D. Fürst Albrecht zu Hohenlohe-Jagstberg in Haltenbergstetten, der, sich der verpflichtenden Tradition seines Hauses bewußt, sich besonders für dieses Archiv einsetzte, konnte es in den letzten Jahren neu aufgestellt werden. Die Ordnungsarbeiten sind soweit fortgeschritten, daß eine vollständige Übersicht vorhanden ist und die Archivalien der historischen Forschung zugänglich gemacht werden können. Sowohl hinsichtlich der Unterbringung als auch der Wichtigkeit der Bestände gehört dieses Archiv zum Eigenartigsten, was unser an Urkunden und Akten reiches Württembergisch Franken aufzuweisen hat.

Als der kaiserliche Feldmarschall Graf Melchior von Hatzfeld 1641 die Herrschaft Haltenbergstetten als Würzburger Lehen übertragen bekam, baute er das Schloß im Sinne einer seinem Stand entsprechenden Residenz aus. Dazu gehörte die Einrichtung eines Archivs. Im südwestlichen Flügel des Schlosses wurden im Erdgeschoß drei gewölbte Räume zur Unterbringung ausgewählt. Ein aufgemauerter Kamin im ersten Raum ermöglichte auch im Winter die Benützung. Die Ausstattung des Archivs verdient besondere Beachtung. Die Gurtbögen des Kreuz-

<sup>1</sup> Öhringer Heimatbuch, Seite 275.

<sup>2</sup> Eßlinger, Heimatkundliche Geschichte von Stadt und Oberamt Gerabronn. 1930. Seite 59.

<sup>3</sup> Maienfels, Neues Archiv. Repertorium 1951.

gewölbes sind mit Stuckwerk verziert und die Schränke, in denen die Archivalien untergebracht sind, gehören zu den besten Schreinerarbeiten des 17. Jahrhunderts, die in unserem Gebiet zu finden sind. Die Familie Hatfeld hat mit solchen Kunstformen die hohenlohesch-fränkische Tradition mehrfach beeinflußt (Bergkirche in Laudenbach, Schloß Waldmannshofen). Der Inhalt dieser einzigartigen Archivräume entspricht der äußeren Aufmachung.

Niederstetten gehört zum alt-hohenloheschen Besitz und kam in den Teilungen des 14. Jahrhunderts an die Linie Hohenlohe-Uffenheim-Speckfeld. Nach dem Tode des Johannes von Hohenlohe-Speckfeld, der im Gefolge des Burggrafen von Nürnberg-Zollern bei den Kämpfen um die Anerkennung der Landeshoheit in Brandenburg auf dem Kremmer-Damm 1412 fiel,<sup>4</sup> wurde es 1415 an die Herren von Rosenberg verkauft. Diese ritterschaftlich-fränkische Familie erwarb allmählich alle grundherrschaftlichen Rechte in Stetten und wohnte dort auf der Burg Haltenbergstetten bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1632. Als Lehen Würzburgs fiel es dorthin zurück und wurde 1641 dem kaiserlichen Feldmarschall Graf Melchior von Hatfeld, der im letzten Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges der verdienstvollste Führer des kaiserlichen Heeres gewesen war, als solches übergeben. Die Hatfeld begründeten in Stetten eine Residenz. Die Burg wurde zum Schloß erweitert und, da der Ort evangelisch war, eine katholische Schloßkirche eingebaut. Ihr Lehensbesitz erweiterte sich über das Würzburgische Amt Laudenbach, dessen ursprünglicher Besitzer, die Herren von Finsterlohe, 1568 dort ausstarben. Dazu gehörte auch die Bergkirche, die zum Hatfeldischen Erbbegräbnis erwählt wurde, und die Ämter Waldmannshofen und Aub.

1794 starb die Hatfeldische Linie in Haltenbergstetten aus und das Lehen fiel an Würzburg zurück. Hatfeld hatte in Haltenbergstetten eine vollständige Verwaltungsorganisation eingerichtet, eine Regierungs- und Gerichtskanzlei, ebenso ein Konsistorium. Würzburg macht daraus ein Oberamt mit einem Amtskeller als Finanzbeamten und einem Centgrafen als Vertreter des Justizkollegiums. Bei der Durchführung der Säkularisation und der damit zusammenhängenden Entschädigung solcher Standesherrn, die über dem linken Rheinufer Gebiete verloren, kam Würzburgischer Besitz an die Sekundogenitur der Linie Hohenlohe-Bartenstein, die für Ober- und Niederbronn im Elsaß abgefunden wurde. Diese Entschädigung bestand aus Niederstetten mit der ehemaligen Hatfeldischen Amtsherrschaft und wurde noch durch andere Würzburgische Ämter im heutigen Württemberg, Jagstberg und Braunsbach, erweitert. Der erste Fürst dieser Linie Hohenlohe-Jagstberg, Karl Joseph, heiratete 1791 eine Nichte des späteren Königs Friedrich von Württemberg, der auf Grund der verwandtschaftlichen Beziehungen versuchte, seinen „Neffen“ als Gouverneur von Hohenlohe einzusetzen.<sup>5</sup> Hohenlohe zog nun in dem Archiv Haltenbergstetten alle Urkunden und Akten aus den neuerworbenen Besitzungen zusammen, also auch aus den Ämtern Jagstberg und Braunsbach.

Bei dem jeweiligen Verkauf der Herrschaft blieben die auf die Grundrechte bezüglichen Dokumente zurück. So ergibt sich für dieses Archiv der Zustand, daß hier Bestände vorliegen, die zeitlich vom ersten Verkauf, also ab 1400, über alle Besitzveränderungen hinweg bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts reichen. Die letzten Akten sind solche aus der Zeit der Ablösung um 1850. Die in der Burg bzw. dem späteren Schloß wohnenden Familien, die Freiherren von Rosenberg

<sup>4</sup> Gedächtnistafelbild, ehemals in der Kirche zum Grauen Kloster in Berlin. Kopie Hohenlohe-Museum Neuenstein.

<sup>5</sup> Fürstlich Hohenlohesches Archiv, Fz. LG 18.

und die Grafen von Hatzfeld, deren Linien in Haltenbergstetten ausstarben, ließen ihre Familienpapiere im dortigen Archiv. So haben die Bestände eine über die Lokalforschung hinausreichende Bedeutung. Je nach der Stellung einzelner Familienangehöriger im Dienste des Reiches sind sie Quellen zur Reichsgeschichte. Eine besondere Eigenart derselben ist, daß sie, entsprechend einem Gebrauch in der Fürstbischöflichen Kanzlei zu Würzburg, nach Sachgebieten in Bänden zusammengefaßt sind, Urkunden und Akten. Auf diese Weise wurde ein größerer Verlust vermieden.

Räumlich reichen sie vom Maingebiet im Norden, Würzburg, bis Rothenburg im Osten, Braunsbach am Kocher im Süden und Jagstberg im Westen, mit der Bildung von Schwerpunkten um Niederstetten — Laudenbach — Waldmannshofen — Münster; Jagstberg, Mulfingen — Braunsbach — Aub. Aus diesen Ortschaften sind zahlreiche Gültbücher, Schatzungsregister, Vertragshandlungen, Streitigkeiten territorialer, bürgerlicher und gerichtlicher Art vorhanden. Weiter finden sich Gerichtsakten aus Sachsenflur, Dainbach, Oberschüpf, Gnetzheim (16. Jahrhundert). Bischöfliche, ritterschaftliche und andere Gülten und Verzeichnisse aus Simprechtshausen, Ochsental, Hohenrodt, Seidelklingen, Zaisenhausen, Hachtel, Waldtann, Ingersheim, Niedersteinach, Altenberg, Windisch-Brachbach, Sandelsbronn, Obersteinach, Dünsbach, Forst, Elpershofen, Liebesdorf, Dörmenz, Onolzheim, Erkenbrechtshausen, Triensbach, Gröningen, Mistlau, Eichenau, Rüdern, Lobenhausen, Kleinallmerspann, Tiefenbach, Maulach, Bölgental, Lendsiedel.

Das Verhältnis zu Würzburg, Bistum und Stadt, verdeutlichen die Lehenbriefe, dann Berichte und Kaufurkunden über Hatzfeldischen Besitz in der Stadt: Galgenmühle 1658, Staufenbergischer Hof, Rennweg, Wohnhaus im Ehrenbergischen Garten, Schneller, Weinberge am Stein. — Inventuren in Würzburg (Hatzfeldischer Häuser 1638—1665).

Landesgeschichtliches Forschungsmaterial enthalten die ehemaligen Bestände des Rosenbergschen Archivs: Streitigkeiten mit Oberzell und Stift Burkhardt in Würzburg, Schreiben der Ritterschaft in Franken an den Ritterhauptmann Christoph von Rosenberg, Kontribution in Künzelsau 1628, Ritterschaftsakten 1599 bis Mitte des 17. Jahrhunderts. Berichte über den Ritterkonvent in Mergentheim 1656 und 1681. Korrespondenz der Herren von Rosenberg mit Grundherrschaften und Adelsgenossen, auch mit ihren Rechtsvertretern, darunter Georg Rudolf Widmann in Hall (Ende des 16. Jahrhunderts bis erste Hälfte des 17. Jahrhunderts). Differenzen der Rosenberg mit der Ritterschaft im Odenwald, mit der Reichsstadt Rothenburg, mit Nürnberg. In diese Reihe gehören auch die Akten über die Mediatisierung der Hohenloheschen Herrschaft, die zunächst Bayern beanspruchte, nach 1806 aber endgültig an Württemberg kam: 1806 bayerische Okkupation im Amt Haltenbergstetten, Verhandlungen mit Bayern und Württemberg, Berichte der Pfarrer und Schultheißen aus den Amtsorten. Ablösungsakte für sämtliche Orte des ehemaligen Fürstentums Hohenlohe-Jagstberg.

Die Geschichte des Reiches wird durch Bestände aus dem Hatzfeldischen Besitz bereichert:

- 1641—1651 Kaiserliche Befehlsschreiben an den Generalfeldmarschall von Hatzfeld (teilweise in Geheimschrift)
- 1634—1657 Schreiben des Ersherzogs Leopold Wilhelm an Hatzfeld
- 1634—1637 Befehle Kaiser Ferdinands an Hatzfeld

- 1642—1645 Schreiben des Königs von Polen an Hatzfeld  
 1644—1662 Korrespondenz mit Reichsgrafen  
 1645—1661 Schreiben der Generalität an Hatzfeld (darunter Johann von Weerth, Oberst Sparr, Königsegg)  
 1655—1666 Berichte und Gutachten über den Polnischen Krieg  
 1652—1653 Abrechnungen in Regensburg mit der kaiserlichen Kanzlei  
     1649 Abdankung der Kriegsvölker  
     1650 Abdankung der Kriegsflotte  
 1652—1659 Römermonate in Windsheim, Nördlingen, Dinkelsbühl, Rothenburg, Schweinfurt, Schwäbisch Hall  
     1651 Differenzen Kurbrandenburg — Pfalz-Neuburg  
 1625—1639 Einkauf von Waren in Köln, Hamburg, Frankfurt, Leipzig, Wien, Bremen, Nürnberg; Korrespondenzen der Grafen Hatzfeld

Das im vorigen Jahre zusammengestellte Repertorium der Archivbestände umfaßt ungefähr 120 Seiten ohne die Rechnungsakten. Damit ist für die historische Erforschung unserer Heimat neues Quellenmaterial bereitgestellt worden.

## Kleine Beiträge

### Die Sage vom Jäger und von der verfolgten Hinde als mythischer Urstoff

Vortragsbericht von Emil Kost

Die gotische Kirche von Tüngental bei Schwäbisch Hall enthielt bis zu ihrer Zerstörung durch Kriegsereignisse 1945 die farbige Steinfigur einer Madonna mit einem Hasen zu Füßen. Die Figur stammt aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts und war Veranlassung einer Wallfahrt im 15. Jahrhundert. Nach der Volkssage sei ein von dem örtlichen Jagdherrn, dem Schenken von Limpurg, mit Hunden verfolgter Hase schutzsuchend in die Kirche geflohen zum Muttergottesbild. Die Hunde hätten sich nicht an den Hasen herangewagt und der davon beeindruckte Jäger habe ihn wieder freigelassen, ohne daß die Hunde ihn weiter verfolgt hätten.

Diese mit lokalen Einzelzügen ausgestattete Sage gehört in den weltweiten und zeitlichen Zusammenhang des mythischen Urstoffs vom Jäger und der verfolgten Hinde, die auch als Hase, gehörnte Hinde (Hirsch) und schließlich im Mittelalter als Einhorn auftritt, das in den Schoß der Jungfrau Maria flüchtet. In christlicher Umwandlung ist das Einhorn das Bild der verfolgten Menschenseele, auch Christi oder der christlichen Kirche geworden. In vorchristlichen Jahrhunderten und sogar Jahrtausenden gibt es schon durch die aufeinanderfolgenden morgenländischen Religionen hindurch von den Hettitern ab, in Bild und Wort, die Göttin mit dem Hasen als Attribut und als dessen Schutzgestalt und offenbar auch Verwandlungsgestalt. Sie ist die „Mutter der Tiere“, bei den Griechen und Römern mit Hase oder Hinde als Artemis, Aphrodite und Diana, auch im gallorömischen Bereich Deutschlands. Die Jagd nach Hase oder Hinde kommt über griechische und römische Überlieferung in das Frühchristentum, hier mit Umdeutung auf die Christenseele als vom Teufel gejagtes Tier. In der abendländischen Volkssage tritt die Jagd nach Hase oder Hinde in der Artussage, Dietrichsage und in deutlichen Spuren auch in der Siegfried-Brunhild-Sage auf, im Märchen und Volkslied erscheint sie im gesamtgermanischen Bereich. Hier tritt diese Ursage zum Teil in den Sagenkreis des wilden Jägers ein, der die Frau jagt.

Zugrunde liegt diesem Urstoff der Gedanke der Suche des Mannes nach der Frau, wobei diese aus der Antike Tiergestalt als Verwandlungsfigur mitbringt. In späterer Sagenentwicklung ist das verfolgte Tier ein weisendes Tier, das den Jäger zur Frau führt, in eine andere, oft jenseitige Welt. Die Frau ist in diesem Urmythos Hegerin, Schützerin des Lebens, die antike „Herrin der Tiere“, die Urmutter Maria in späterer Umwandlung, dort in der Umgebung der Jungfrau, hier im gebannten und geweihten Bereich der Kirche, der im Fall der Tüngentaler „Hasenmadonna“ seine bannende Wirkung auf Jäger und Hunde getan hat. Der Sage aber liegen Urtypen aus der Grundschrift der Menschheit zugrunde, daher ihre Lebenskraft durch die Jahrtausende.

Aus: Bericht über den Allgemeinen volkskundlichen Kongreß (7. Deutscher Volkskundetag) des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Jugenheim (Bergstraße), 1951.

### Der Hirsch von Hermersberg

Eines der beachtenswertesten Stücke der Kunstsammlungen des fürstlichen Hauses Hohenlohe im Schloß zu Neuenstein ist ein Willkommbecher aus Schloß Hermersberg in Gestalt eines Hirsches aus vergoldetem Silber. Er steht auf einem langgezogenen sechseckigen Sockel, auf dem der Waldboden durch allerlei Waldgetier in getriebener Arbeit angedeutet wird. Der fürstlich hohenlohesche Archivrat in Neuenstein, Karl Schumm, hat jetzt, nachdem das Kunstwerk bereits von Hauptkonservator Dr. Walzer (Schloßmuseum Stuttgart) volkskundlich künstlerisch gewürdigt worden ist,<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Zeitschrift „Schwaben“ 1941, Heft 4, S. 194 ff.



Der Hermersberger Willkommbecher im Schloß in Neuenstein.

die wissenswerte Entstehungsgeschichte dieses figürlichen Trinkgefäßes aus der Renaissancezeit und seine rechtsgeschichtlichen Hintergründe dargestellt in der Festschrift zum siebenzigjährigen Geburtstag des seitherigen Direktors des Württembergischen Landesmuseums, des bekannten Kunsthistorikers Professor Dr. Julius Baum.<sup>2</sup>

Die Geschichte dieses Trinkgefäßes ist aus einem Streit erwachsen zwischen den Jagdherrn auf Schloß Hermersberg, dem Grafen von Hohenlohe, und der Gemeinde Niedernhall wegen der Zuständigkeiten im ausgedehnten Hermersberger Jagdgebiet dieser Grafen, in welches der größte Teil der Niedernhaller Gemeindeforeste eingeschlossen war. In dieser „Wildfuhr“ herrschten verwickelte Rechtszustände und bestimmte hergebrachte Gebräuche. Die Gemeinde hatte das Nutzungsrecht, das Triebreht für ihre Schweine ins Geäckerich und dasjenige für das Vieh, des Grasens und des Dürrolzlesens. Dies störte andererseits die gräfliche Wildhaltung und gab auch

<sup>2</sup> Neue Beiträge zur Archäologie und Kunstgeschichte Schwabens. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1952.

Anlaß und Gelegenheit zu Wilddiebereien. Die Gemeinde Niedernhall berief sich bei dem ausbrechenden Streit auf alte Gewohnheitsrechte, Hohenlohe auf sein Herrschaftsrecht. Nach tätlicher Auseinandersetzung der Niedernhaller mit dem dabei schlecht wegkommenen gräflichen Forstmeister mußte im Jahre 1573 ein Ganerbentag zur Schlichtung einberufen werden. Dort wurde die Bürgerschaft von Niedernhall mit einer Strafsumme von 300 Gulden bußfällig gesprochen, die sie aber wegen ihrer Armut nicht aufbringen konnte. Graf Wolfgang von Hohenlohe-Neuenstein (1546—1610) und seine Mutter Anna, geborene Gräfin von Solms-Laubach, wollten sich infolgedessen mit der Anerkennung ihrer Rechte und Sicherstellung ihrer Wildfuhr begnügen, erließen also der Stadt ihre Strafsumme, verlangten aber dafür als ein rechtliches Buß- und Hoheitszeichen einen Willkommbecher für ihr Jagdschloß Hermersberg. Der Entwurf des Grafen hiefür, ein Hirsch, ist erhalten und in dem erwähnten Aufsatz abgebildet. Auf Bestellung des Grafen fertigte schließlich Goldschmied Georg Hölltaller aus Augsburg 1580 außer vier vom Grafen bei einem Nürnberger Goldschmied bestellten Trinkgeschirren „ein vergult Drinkgeschirr, einen Hirsch so ungefährlichen 120 fl. (Gulden) werth ebenmeßig uff des schönsten und zierlichst gemacht. Und dazu auch uff die blatt oder fuß beiliegender reimen:

Gott Grueß Euch alle Freundlich sehr,  
 Vom Wald Khom Ich, Bring Neuwe mehr.  
 Der Mich woltd Treyben von dem Plan,  
 Hat mir hernach die Ehr anthan.  
 Auß Silber, Gold mich machet fein,  
 Das ich solt ain gut Wilkum sein,  
 Dem Herren dieser Wildfuhr zur Zier  
 Wilt mich dann nit austrinken schier.“

Bei der Einweihung im August 1581 auf Hermersberg trank Graf Wolfgang den Becher als erster aus, nach ihm sein Begleiter Nicklas Schlick, Graf zu Passau, und fünf weitere Jäger. In ein pergamentgebundenes Gästebuch schrieb Graf Wolfgang sich mit seinem Wahlspruch ein: G. G. G., Gott gibt Gnad, und in Form einer Rechtsordnung wurde dort die Stiftung des Hirschbeckers eingetragen. Zu Beginn wird mitgeteilt, das „löblich Hauß Hermersperg in der Grafenschaft Hohenlobe und derselb Wildfuhr gelegen habe von uhralter Zeit hero einen Wilkum gehabt“. Dieser sei ein Elentz Fuß gewesen, also ein Becher in der Form eines Elchfußes, „welchen hohe und niedere Personen nicht allein zue Empfangung, sonder auch mehrer Zeugnus derselben außgetrunken“. Dann wird der Hergang der Niedernhaller Becherbuße berichtet bei diesem neuen Becher und die oben mitgeteilte Art seiner Einweihung. „Ist hierauff Ihrer Gnaden dienstlichs, freundlichs und günstigs bitten und begern. Es sollen alle diejenigen hohes oder niders standts, dem, der bemelt wilkum fürgesetzt solchen nicht verschmehen, sondern denselbigen auch außtrinken und sich der nachfolgenden Artikel gemeß verhalten. Aktum Hermersperg den 8. August i anno 81.“

Die Artikel bestimmen unter anderem, daß, wer den Willkomm nicht austrinken könne wegen „großer gefehlicher leibschwachheit“, solch genügsam beweisen müsse. Wer abstinent sei, solle ihn mit Bier oder Wasser austrinken. Wer den Becher nicht rechtzeitig austrinke und bis zum „keß auffsetzen“ (Käseimbiß) damit warte, der solle zur Strafe solange nicht in dieses Gästebuch eingetragen werden, bis er den Becher doch noch ausgetrunken habe. Wer durch Zwischenreden den Willkomm nicht sogleich austrinke, müsse dennoch seinem „verlobnis“ nachkommen. Der Befehlshaber des Hauses Hermersberg aber müsse jedem Fremden hohen oder niederen Standes den Becher vollgeschenkt vorsetzen und den Eintrag des Gastes in das Buch veranlassen. So enthält dieses Gästebuch und ein zweites denn auch vielerlei Einträge von „Chur- und Fürsten, Grafen und Herren, Adel, Doctores und ander ehrliche leut“, mit Namen und Wahrzeichen, allerlei ernstern oder scherzhaften Sprüchen und Sentenzen. Französische Gäste und Abgesandte der Generalstaaten der Niederlande an den Grafen Philipp von Hohenlohe als den Schwieger- sohn Wilhelms von Oranien, Hofleute, Geistliche, Amtmänner und Soldaten sind hier bewillkommt worden und haben den Becher ausgetrunken, wie die zwei Gästebücher von 1581 bis 1731 berichten. Auch der versbegabte Abt Knittel von Kloster Schöntal hat nach dem Trunk 1705 den Hirsch in deutsch-lateinisch gemischten originellen Versen besungen, die in der erwähnten Veröffentlichung wiedergegeben sind. Die Verse schließen:

EB leb Ho	EB gilt mit Muth
Hauß Hohenlo	biß auf die ruth
cuius salutem bibo	in libro nomen scribo.

## Zwei familiengeschichtliche Beiträge

Von Georg Lenckner

### 1. Dr. Johann Adler, Professor der Jurisprudenz in Tübingen

1544 wird in den Rat der Stadt Hall gewählt Christoph Adler, der erste seines Namens in Rat und Gericht. Woher kam dieses Geschlecht, das in Hall schon in den nächsten Jahrzehnten dem Adel gleichgeachtet war? Da Christoph Adler bereits 1535 als Hallensis dioc. Herbip. in Heidelberg immatrikuliert wurde, kann das Geschlecht nicht erst, wie Gmelin meinte, gegen Mitte des 16. Jahrhunderts in Hall zugezogen sein. Tatsächlich erwirbt schon 1508 Dr. Johann Adler das Haller Bürgerrecht. Er ist der Professor des bürgerlichen, dann des Kirchenrechts in Tübingen, über den Joh. Hallers „Anfänge der Universität Tübingen“ (2 Teile, Stuttgart 1927, 1929) berichten. Darüber hinaus ergibt sich aus den Archivalien der Stadt Hall folgendes: Nach seiner Einbürgerung 1508 (Steuerrechnung Hall 1508) wird Adler 1509—1517 in den Steuerlisten geführt, jedoch ohne Steuerbetrag; 1519—1521 steuert Dr. Hans Adlerin 11<sup>3</sup>/<sub>4</sub> fl. (sie scheint also, nachdem ihr Mann kurz vor 1. Februar 1518 gestorben war, nach Hall gezogen zu sein; ich vermute, daß sie Hallerin war und sich schon 1510, wo sie von ihrem Mann getrennt lebte, in Hall aufgehalten hatte). 1523—1527 nennen die Steuerlisten nur „Dr. Adlers kind(er)“, 1541—1543 Christoff Adler („gen Tullaw zogen 1551“). Als Käufer einer Gült auf einem Hof zu Bibersfeld werden 1524 genannt „Dr. Johann Adlers ordinarien zu Tübingen seligen kinder, mit namen Hannß Christophel, Johanna, Paula und Clara“ (Spitalarchiv Urk.-Rep. S. 48). Das Komma nach Johanna wird jedoch gestrichen werden müssen, denn das Vormundschaftsbuch Hall 1526 ff. weiß 1531 nur von drei Kindern und Erben des † Dr. jur. Joh. Adler, nämlich „Stoffel und Clara, sodann Johanna Paula, Wolff Jägers hausfrau“. Wolf Jäger von Schwäbisch Gmünd wird 1531 Bürger in Hall und zieht 1548 — wohl nach Gmünd — ab.

Nach einer Notiz des Tübinger Propsts Ambrosius Widmann in einem Exemplar von Adlers „De potestate monetarum“ stammte Dr. Joh. Adler aus Gaildorf (J. Haller l. c. II 53). H. Hermelink (Die Matrikeln der Universität Tübingen, 1. Band, Stuttgart 1906, S. 6) hält den nachmaligen Professor für den 1477 unter den Ehrengästen der jungen Hochschule eingeschriebenen „Dominus Johannes Adler presbyter“, von dem er in der Anmerkung behauptet, er erscheine in der Magisterliste der Artistenmatrikel als Joh. Aquilae de Hall. Nun nennt allerdings die Hauptmatrikel (l. c. S. 117) in der Überschrift zum WS 1497/98, wo Dr. utr. jur. Joh. Aquila-Adler Rector war, ihn „de Hallis“, aber mit dem genannten Priester kann der Professor, da er als Ehemann und Familienvater hinreichend bezeugt ist, auf keinen Fall identisch sein. Wann und woher und als was ist nun aber der spätere Professor nach Tübingen gekommen? Haller konnte seine Immatrikulation unter keinem seiner drei Namen (Haliactus, Aquila, Adler) finden. Wie aber, wenn diese drei Namen alle erst spätere Errungenschaften gewesen wären? Am 29. Januar 1490 wurde in Tübingen immatrikuliert Johannes Doleatoris de Monasterio, der am Tage darauf in die Artistenmatrikel aufgenommen wurde als J. D. de Monasterio Suevie Bacc. Heydelbergensis; schon im Februar 1490 magistrierte er (J. D. de schwebschen Munster) cf. Hermelink l. c. 24, 33. Diesen Studenten aus Münster halte ich für den späteren Professor Dr. Joh. Adler, und zwar aus folgendem Grund: laut Steuerrechnung Hall 1559 wurden ausbezahlt „Hans Christof Adlern von Tullaw auf Kiliani episcopi von seinem vettern Seufrid Gentnern pfarrhern zu Vidberg seligen herrrend zu zins 15 fl.“. Der in Tübingen 23. April 1498 immatrikulierte Sifridus Gentner de Gaildorff war also ein naher Verwandter, wohl jüngerer Bruder, des Tübinger Professors Dr. Joh. Adler. Als Johannes Gentner de Geildorff dyoc. Herbip. steht denn auch der Tübinger Student von 1490, der in Heidelberg Baccalaureus geworden war, in der Heidelberger Matrikel (10. November 1487; bacc. art. viae modernae Januar 1489).

Für die eigentliche Heimat des Professors Dr. Joh. Adler halte ich also Münster bei Gaildorf, „Schwäbisch“ Münster genannt nach Analogie von „Schwäbisch“ Hall. Ob Gentner, die alte fränkische Bezeichnung des Küblers oder Binders, lateinisch doleator, der ursprüngliche Name des Professors Adler war oder nur der Beruf des Vaters, wage ich nicht zu entscheiden. Für ersteres scheint mir zu sprechen, daß der Fichtenberger Pfarrer

Siegfried bis jetzt nur unter dem Namen G e n t n e r bekannt ist. Freilich bleibt dann die Frage offen, warum der Professor seinen angestammten Namen mit Haliaetus (Meeradler), Aquila, Adler vertauscht hat.

## 2. Katharina Brenz, geb. Eisenmenger

Jahrgang 1566 der Steuerrechnungen der Stadt Schwäbisch Hall enthält im I. Quartal (28. Oktober 1565 bis 25. Januar 1566) zwei für die Familiengeschichte des Reformators Johannes Brenz wichtige Einträge:

„Abraham E y B e n m a n g e r hat von Herrn J o h a n n B r e n t z e n wegen die nachsteuer von D a u i d t und M a r g r e t h a E i s s e n m a n g e r n ererbtem gut erlegt und bezalt 9 B 6 h

er aber hat die nachsteuer für D a n i e l E i B e n m a n g e r zu Vffterdingen am Necker von obgedachter seiner geschwistert ererbtem gut erlegt 9 B 6 h“.

Wir erfahren hier also, daß die G e s c h w i s t e r David und Margareta Eisenmenger wohl 1565 gestorben waren und von ihrem Bruder Daniel und von Joh. Brenz zu gleichen Teilen beerbt wurden. Miterbe war ohne Zweifel auch Abraham Eisenmenger, nachweislich Daniels Bruder, der jedoch als ortsansässiger Bürger sein Erbe nicht vernachsteuern mußte. Wie aber kam nun Joh. Brenz zu dieser Erbschaft unter Geschwistern? Ich sehe nur zwei Möglichkeiten: entweder war seine Frau eine Schwester oder eine Nichte der genannten Geschwister. Abraham und Daniel Eisenmenger lassen sich als Söhne des Daniel Eisenmenger, Gerbers in Hall (Brudergasse bei St. Katharina), und der Katharina geb. Seitzinger nachweisen (siehe unten). Da nun aber dieser ältere Daniel Eisenmenger erst seit 1527 in den Steuerlisten der Stadt erscheint, dürfte er kaum vor 1527 geheiratet haben; Enkel von ihm konnten also nicht schon 1565 verheiratet sein. Jene zweite Möglichkeit scheidet darum aus, zumal da die zweite Ehe des Reformators schon 1550 geschlossen worden war. Von der zweiten Frau des Reformators war bisher nur bekannt, daß sie Katharina Eisenmenger hieß, aus Hall stammte und irgendwie zur Verwandtschaft Joh. Isenmanns, des späteren Abts zu Anhausen, gehörte, der in seinem Testament Brenz „Schwager“ nennt. Aus letzterem Grund suchte man bis jetzt die zweite Frau des Reformators in der nächsten Verwandtschaft des Abts und übersah, daß „Schwager“ im 16. Jahrhundert noch ein sehr dehnbarer Begriff war. Aus obigen Nachsteuereinträgen scheint mir eindeutig hervorzugehen, daß Frau Katharina Brenz, geb. Eisenmenger, eine Schwester der genannten Geschwister, also eine Tochter des Daniel Eisenmenger und der Katharina geb. Seitzinger war. Und tatsächlich sind 1552—1559 im Vormundchaftsbuch 1551 ff. (nicht erhalten; Auszüge in einem Miscellaneenband des gemeinschaftlichen Archivs Hall) von den acht Kindern des † Daniel Eisenmenger und der † Katharina Seitzingerin namentlich aufgeführt: Daniel, Abraham, Hans, Katharina und Ludwig („so tods verfahren“). Daß hier David und Margareta fehlen, führe ich darauf zurück, daß sie — wie auch das achte der Geschwister — noch nicht aus der Vormundschaft entlassen waren. David halte ich für den am 30. November 1558 in Tübingen immatrikulierten David Eisenmannus Hallensis in Suevia. Der Bruder Daniel hatte 1552 in Ansbach geheiratet und sich dort als Sekkler niedergelassen; „Vffterdingen am Necker“, wo er seit spätestens 1565 saß, ist nicht Ofterdingen, das an der Steinlach liegt, sondern Ofterdingen. Dort ist 1586 ein Hans Eisenmenger wohnhaft, dessen Frau aus Hessental stammte (Contract- und Kaufsprot. Hall 1586 f. 101). Abraham blieb in Hall, kam 1576 in den Rat und starb 17. Juni 1600. Der Vater Daniel steuert zum letztenmal 1549, dann erscheinen an seiner Stelle 1551/53 „Daniel Eysenmengers kind“ und „Dan. Eisenmangers son Abraham“. Da er 1549 und 1550 noch als Pfleger zu St. Katharina bezugt ist, wird er 1550 oder 1551 gestorben sein. Sein Vater war Ludwig (Lutz) Eisenmenger, wohnhaft in der Brudergasse, Pfleger zu St. Katharina 1518, des Rats 1518—1520, dann Haalpfleger, 1530—1534 Spitalmeister. Dieser Lutz E. war ein Bruder des Gerbers Hans E., letzterer der Vater des Abts Joh. Isenmann, so daß also der Abt und Daniel E., der Schwiegervater von Joh. Brenz, Geschwisterkinder waren. Vater von Hans und Lutz war Hermann Eisenmenger (steuert 1459—1509). Diese Nachrichten über Lutz und Hermann E. verdanke ich Herrn Dr. G. Wunder. Katharina, die Ehefrau Daniel Eisenmengers sen., scheint ihren Ehemann nicht überlebt zu haben, die Steuerlisten nach 1549 nennen sie nicht. Auch sie stammte aus einer achtbaren Bürgersfamilie Halls; ihr Vater Peter Seitzinger kam 1516 in den Rat, wird 1518 Untervogt zu Kirchberg und scheint 1520 oder 1521 gestorben zu sein. Beide Großväter der Frau Katharina Brenz, geb. Eisenmenger, waren also Ratsmitglieder gewesen.

## Stammbuch des Studenten Johann Peter Laccorn aus Hall (1705—1710)

Stammbücher bieten uns mit ihren handschriftlichen Einträgen nicht nur allgemein einen Einblick in die Kultur der Zeit ihrer Benutzung, sondern geben uns auch ein Bild von der Lebensführung sowie von dem Umgangs-, Freundes- und Gönnerkreis ihres ehemaligen Besitzers. Sie sind also nicht nur für den Kulturhistoriker und Volkskundler, sondern auch für den Genealogen eine Fundgrube von erheblicher Bedeutung, und so liegt es nahe, daß sie in einigen großen Museen zu besonderen Sammlungen vereinigt werden.

Das Stammbuch des Studenten Johann Peter Laccorn aus Hall, von dem hier die Rede sein soll, ist ein dunkelbraunes Lederbändchen von  $9 \times 16,5$  cm und enthält — abgesehen von vielen leer gebliebenen Blättern — auf insgesamt 95 Seiten Einträge auf handgeschöpftem Büttenpapier aus den Jahren 1705—1710, die von seinem ehemaligen Besitzer zum Teil in Hall, zum Teil offenbar während seiner Studienzeit in Altdorf bei Nürnberg, Halle an der Saale, Jena und Wittenberg gesammelt worden sind.

Die handschriftlichen Einträge bestehen fast ausschließlich aus Bibelstellen oder Zitate[n] lateinischer und griechischer Schriftsteller mit einer Widmung an den Besitzer des Stammbuchs. Nur 3 Einträge sind in deutscher Sprache, die meisten in Lateinisch (79) und in Griechisch (7), einige auch in Hebräisch und Italienisch, einer sogar in Arabisch. Soweit die Einträge nicht von angesehenen Hallern stammen, rühren sie von Professoren und Studenten der vorgenannten Universitäten her. Besonders reizvoll ist dabei die Vergleichung der verschiedenen charakteristischen Handschriften der fast 100 aus einem ziemlich einheitlichen Kulturkreis des Anfangs des 18. Jahrhunderts stammenden Eintragenden, die auch dem Graphologen manches zu sagen haben werden.

Das J. P. Laccornsche Stammbuch enthält folgende Einträge:

### I. Haller

Jakob Peter Arnold, Theologiestudent (Jena 1707) — Joh. Mich. Bonhöffer, Professor und Rektor des Gymnasiums (1705) — Joh. David Drechsler (1705) — Joh. Laurentius Drechsler, Senator — Joh. Wilh. Engelhardt, Rat (1705) — Joh. Christ. Ludwig Haller — Joh. Peter Hetzl, Consul — Leonh. Friedr. Hornung (Altdorf 1707) — Heinr. Kern, Pfarrer an St. Michael — Wolfgang Kaspar Sanwald, Senator — Joh. Nikolaus Schragmüller, Consul regens — Christoph David Stellwag — Nikolaus Stier, Senator — Joh. Andr. Vockerodt, Rat — Joh. David Walther, Theologiestudent (Jena 1709) — Joh. Laur. Weis, Theologiestudent (Altdorf) — Georg Bernhard Wibel, Dekan und Scholarch — Joh. David Zweiffel, des inneren Rats, Taufpate des Stammbuchbesitzers.

### II. Nicht-Haller

Jakob Auracher aus Venedig, Student in Altdorf (1707) — Joh. Jakob Baier, Professor, Altdorf — Johann Wilhelm Baier, Professor, Altdorf — Johann Jodocus Beck, Altdorf — Adrianus Beier, Professor, Jena (1709) — P. Benivent, Altdorf — H. Bemannus, Professor, Frankfurt an der Oder — Johann Friedrich Bilger, Student aus Stuttgart, Altdorf (1707) — L. Binder aus Colmar im Elsaß, Student in Altdorf — Heinrich Tobias Bittner, Theologiestudent, Altdorf — Heinrich Bodin, Preußischer Rat, Prorektor und Professor der Rechte in Halle an der Saale — Christoph Friedr. Brotwolff aus Thurnau in Franken, Student in Altdorf (1706) — Wilh. Hieronymus Brucknerus, Professor in Jena — Matthias Buchinger in Jena (1707) („ohne Hände und Füße geschrieben“) — Joh. Friedr. Dannreuther, Altdorf — Tobias Deggeller, Student aus Schaffhausen in der Schweiz, Altdorf (1707) — Joh. Peter Döll, stud. med. in Jena — Georg Ludwig Erhard, stud. theol. aus Pfedelbach (Hohenlohe), Jena — Joh. Albert Eschenwecker, Student aus Lauf bei Nürnberg, Altdorf (1706) — Joh. Friedr. Escherich aus Wertheim in Franken, Student in Altdorf — Joh. Sigism. Fetzner aus Nürnberg (1707) — Magnus Theophilus Fetzner, Student in Altdorf — August Gablenzius, Student in Altdorf — Nikolaus Hieronymus Gundling, Halle-Magdeburg (1709) — Joh. Hagen aus Nürnberg, Student in Altdorf — Georg Albert Hamberger, Professor in Jena — Johannes Hartmann, Altdorf — Johannes Maximilian Hector von Fischbach (1707 Altdorf) — G. Hermann, Altdorf — Heinr. Hildebrand, Professor, Altdorf — Vitus Heinrich Höllinus aus Sommerhausen in Franken, Student in Jena 1707 (zweiter Eintrag Hall 1709) — Caspar Heinrich Horn, Wittenberg (1709) — Joh. Georg König aus Hersbruck, medicinae cultor in Altdorf (1707) — Michael Volkmars Kieffhaber, Student in Altdorf — Joh. Friedr. Kieffhaber aus Ansbach, Student in Altdorf — Joh. Mich. Lang, Professor

der Theologie in Altdorf — Joh. Balthas. Leube, stud. theol. in Jena — Jakob Ernst Leutwein aus Öhringen (Hohenlohe), Student in Jena (1709) — August Christian Leutwinus, Altdorf (1707) — J. P. Ludwig, Halle an der Saale (1709) — Gottfried Conrad Marius, stud. theol. aus Gaildorf — David Sigism. Thomas Majer, stud. theol. in Jena (1709) — Joh. Ulrich Majr, stud. theol. in Altdorf — Christoph Mendlin, Student in Altdorf — Johann Müller, Limpurgischer Rat in Obersontheim (1710) — Joh. Wilh. Müller, Student in Jena — Christ. Friedr. Müller, Student in Jena — Daniel Julius Moller, Professor in Altdorf — Joh. Ludwig Mylius, Student in Altdorf — Magnus Daniel Omeis, Professor in Altdorf (1706) — Michael Otto aus Nürnberg, stud. theol. in Jena (1707) — Wilhelm Reineccius (Reinecker), Student aus Nürnberg — Georg Paulus Röteneccius, Professor in Altdorf — Johannes Rupert, stud. theol. in Altdorf — Johannes Georg Schmidius, Student in Altdorf — Christian Schroeter, Professor in Jena — Georg Jakob Schwindel, stud. theol. in Altdorf — Joh. Gustav Siebenrad, Student in Altdorf — Philipp Slevogt in Jena — Joh. Friedr. Spindler, Student — Christoph Spitz, Altdorf (1707) — Felix Spitz, Professor in Altdorf — Georg Stephan Stieber (g), stud. theol. in Altdorf — Burkard Gotthelf Struve in Jena — Samuel Strykius, Professor in Halle an der Saale (1709) — Leonhard Christoph Sturm, Professor der Mathematik in Frankfurt an der Oder — Heintr. Friedr. Textor, Student in Jena — Nikolaus Thießen aus Plön in Holstein (1709 Halle) — Ägidius Weisius aus Eisfeld bei Hildburghausen (1707 Altdorf) — Adam Balthasar Werner, Professor und Sachsen-Weißenfelsischer Rat (1706 Altdorf) — J. B. Wernher, Professor in Wittenberg (1709) — Joh. Friedr. Wildvogel, Halle-Magdeburg — Georg Andreas Wülfer, Student in Altdorf.

Von zwei Einträgen sind die Namen wegen Auslassens der Schrift nicht mehr bzw. wegen Undeutlichkeit nicht sicher erkennbar. Ludwig Ziegler

### Adelsgeschlecht und Einwohner von Markelsheim im Mittelalter

Der Historische Verein für Württembergisch Franken verdankt für seine Bücherei in der Keckenburg in Schwäbisch Hall seinem Mitarbeiter Studienprofessor a. D. Vital Huhn (Adelsberg über Gemünden, Mainfranken) drei handschriftliche Arbeiten, von deren Vorhandensein hier vorbehaltlich der Möglichkeit späterer Veröffentlichung Kenntnis gegeben wird:

1. Die Regesten der Herren von Markelsheim. mit Versuch einer Stammtafel.
2. Geschichte der Herren von Markelsheim mit Ortsgeschichte bis ins Hochmittelalter.
3. Personen- und Familiennamen von Markelsheim (Tauber) vom Beginn der Pfarrbücher 1100 bis 1600, besonders auf Grund urkundlicher Unterlagen im Bayerischen Staatsarchiv in Würzburg dargestellt. E. Kost

### Aufnahme von Baudenkmalen

Die Sammlung, die wichtige Baudenkmalen des Vereinsgebietes in Grund- und Aufriß darstellt und ihre Erforschung unterstützt, ist auch im vergangenen Jahr fortgesetzt worden. Neu kamen hinzu:

- Walter Bäsel: Hirtenscheuer in Schwäbisch Hall
- Walter Bäsel: Kleinkomburger Tor in Schwäbisch Hall-Steinbach
- Richard Brennenstuhl: Gartenhaus an Gottwollshäuser Steige in Schwäbisch Hall
- Rudolf Hanke: Limpurgisches Schloß in Obersontheim
- Eduard Krüger: Kirche zu Reinsberg
- Eduard Krüger: Kirche St. Jakob zu Schwäbisch Hall
- Eduard Krüger: Kirche St. Michael zu Schwäbisch Hall
- Klaus Scheuerle: Sakristeitüre zu St. Urban in Schwäbisch Hall
- Siegfried Schnell: Der Haller Marktplay, Grundriß und Abwicklungen
- Karl Sträß: Friedhofkapelle in Schwäbisch Hall-Steinbach
- Karl Sträß: Spital in Schwäbisch Hall-Steinbach
- Walter Übel: Haller Tor auf der Haalsteige bei Schwäbisch Hall
- Arnold Wietrzichowski: Großkomburger Tor in Schwäbisch Hall-Steinbach

## Buchbesprechungen

**Bayerische Vorgeschichtsblätter.** Herausgegeben von der Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Heft 18/19, 1. Teil. München 1951.

Von frühbronzezeitlichen Siedlungsfunden bei Gaimersheim, Landkreis Ingolstadt, ausgehend, umschreibt der Marburger Universitätsprofessor Dr. Dehn den geographischen Kreis der *Straubinger Siedlungskeramik* (mit Karte). Dieser frühbronzezeitliche Kulturkreis erstreckt sich besonders entlang der Donau ostwärts Straubing und an den südlichen und nördlichen Zuflüssen der Donau, aber auch bis über den Bodensee in die Schweiz und strahlt noch vom östlichen Süddeutschland bis nach Mitteldeutschland, und Nordböhmen und bis zum Mittelrhein aus. In Württemberg gehört besonders im oberen Neckargebiet die Höhensiedlung von Reusten südlich Herrenberg dazu, in Nordwürttemberg die Höhensiedlungen des Ipf und des Goldbergs und anschließend Siedlungen im Ries. In diese Zusammenhänge gehört auch im *Tauberland* die in Dehns Aufsatz unerwähnt gebliebene Siedlung von *Igersheim* mit ihrer plastischen Keramik, wie sie in unserem vorigen Jahrbuch „Württembergisch Franken“ NF 24/25, 1950, Seite 24—27, mit Abbildungen veröffentlicht worden ist.  
E. Kost

**Vor- und Frühgeschichte der Stadt Würzburg.** Mainfränkische Heimatkunde 3; herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte e. V. Verlag Universitätsdruckerei H. Stürtz AG, Würzburg 1951.

Der 1. Teil dieser 154 Seiten starken, mit Bildern und Kartenskizzen ausgestatteten Veröffentlichung behandelt durch Peter Endrich die *Ur- und Frühgeschichte von Würzburg und seiner näheren Umgebung*. Entsprechend Schichtfunden der letzten Zwischeneiszeit aus dem Mousterien bei Kitzingen setzt der Verfasser auch einige Kieselstieflergeräte von Estenfeld in diese Menschheitsstufe, die in Württembergisch Franken bis jetzt noch fehlt, aber jederzeit auftauchen kann. Die jüngere Steinzeit erscheint im Würzburgischen besonders auf seinen Lößflächen mit Bandkeramik und Rössen. Von Bedeutung sind schnurkeramische Funde, Kantenaxt (Würzburg) und Dolch (Eibelstadt) aus dem Main von Übergangsstellen, eine Hockerbestattung von Heidingsfeld und eine Siedlung mit Doppelgrab von Neusetz, Mann und jüngere Frau (Witwenopfer). Die Bestattungsart entspricht der wichtigen Familienbestattung dieser Zeit von Althausen bei Mergentheim und ist mit Trapezbeil, Rechteckbeil, Tonbecher und Hornsteinklinge ausgestattet gewesen. Zu dem Glockenzonenbecher von Schwäbisch Hall bietet ein Grab von Heidingsfeld ein Vergleichsstück. Nach geringerer bronzezeitlicher Siedlungsdichte folgt auch im Würzburger Mainland dichtere Besiedlung der Ackerlandschaften in der Urnenfelderzeit (1200—900 v. Chr.). Damals wurde der Würzburger Marienberg offenbar zum erstenmal befestigt. Auf stärkere Besiedlung der Landschaft deuten die zahlreichen hallstattzeitlichen Hügelgräber (800—500 v. Chr.). In der Frühlatènezeit kommen noch wie in Württembergisch Franken Hügelgrabbestattungen vor. Die entwickelte Latènezeit ist in Würzburg selbst mit einem gut ausgestatteten Frauenskelettgrab vertreten mit kobaltblauen Glasperlen und teilweise scheibengedrehter Tonware. Von Bedeutung ist ein Grab der *ersten Germanen* aus einem Brandgräberfeld mit Aschurne, Eisenwaffen wie zusammengebogenes Schwert, Lanzen spitze und Schildbuckel, welche Beigaben einem swebischen Krieger (Markomannen) der 2. Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts zuzuschreiben sind. Römische Streufunde in diesem außerhalb des römischen Besetzungsgebietes gelegenen Landstrich bezeugen römischen Kultureinfluß im Vorland bis zum mittleren Main. Die bekannten Baldersheimer Germanenfunde um 150—260 sind dann Swebenabkömmlingen aus Mitteldeutschland mit Römerbeziehungen zuzuweisen. Zu diesen germanischen Fundnachweisen gesellen sich 1948 neue entsprechende von Acholshausen und vom Eichelsee. Der wichtige Keramikfund von Ebleben bezeugt nochmals thüringische Germanen im 4. Jahrhundert in der Mainlandschaft, dann setzen eigentliche

alamannische Funde ein bei Thüngersheim, und in dieser Zeit muß Uburzis = Würzburg Alamannensitz gewesen sein bis zum Frankensieg von 496, der in seiner Folge Frankenherrschaft mit den üblichen Reihengräbern hinterläßt. Fränkische Herzöge saßen nun auf einem Adelhof beim Neumünster, und von Herzog Hedan II. wurde 706 auf dem Marienberg eine Marienkirche errichtet, welche älteste Pfarrkirche des linksmainischen Alt-Würzburg im Waldsassengau wurde. Als Bonifatius von königlich fränkischem würzburgischem Boden aus mit Unterstützung des Hausmeiers Karlmann das Bistum Würzburg begründete, wurde diese Pfarrkirche die Bischofskirche des neuen Bistums, während der Bischof am Fuß des Marienbergs Wohnung nahm. Dann wurde auch im rechtsmainischen neuen Würzburg, das im Gozfeld lag, eine Martinskirche als Pfarrkirche erbaut; bei Baugrabungen für das Gasthaus Martinshof hinter dem Lusamgärtlein kamen ihre Spuren 1948 zutage. Mit der Erbauung des ältesten Doms, des Salvatordoms, an der Stelle des heutigen Neumünsters wanderte der Bischofssitz auf die rechte Mainseite; aus dieser jüngeren Siedlung erstand die mittelalterliche Stadt. Diese Forschungsergebnisse für das frühe Mittelalter begründet besonders der zweite Veröffentlichungsbeitrag:

„Würzburg im Frühmittelalter“ stellt kenntnisreich und sorgfältig auf Schriftquellen fundiert und in weite Vergleichsbeziehungen gestellt Karl Dinklage im 2. Teil der Schrift dar. Der Forscher geht von Ur-Würzburg als bedeutungsvollem, durch die vorgeschichtliche Bergbefestigung gedecktem Verkehrsknotenpunkt an der Mainfurt aus, den besonders die Frankenzeit zu benützen wußte als Mittelpunkt der „Francia orientalis“, Ostfrankens, laut Benennung des 8. Jahrhunderts. Schon der heilige Kilian hat 686 das „castellum, quod nominatur Wirzburc“ zum Mittelpunkt seiner ostfränkischen Missionstätigkeit ausgesucht und 741 hat der heilige Bonifatius in der Burgsiedlung „in castello, quod dicitur UUrizaburg“ sein Bistum errichtet. Die neuerdings durch Untersuchungen und Grabungen für das 8. Jahrhundert gesicherte Rundkirche samt dreischiffiger Basilika mit Krypta auf dem Marienberg in der dortigen Volksburg muß mit der dem neuen Bistum von Karlmann geschenkten „basilica sanctae Mariae infra castrum“ von 741 gleichzusetzen sein. Unter den 25 dem Bistum so übergebenen königlichen Eigenkirchen ist eine zweite in einem „Kastell“ liegende Kirche, die Martinskirche der Stöckenburg. Mit ihr beschäftigt sich K. Dinklage zum Vergleich mit den Würzburger Verhältnissen; er weist auf Grund der vom Historischen Verein für Württembergisch Franken (E. Kost) 1950 am Nordhang dieser Stöckenburg aufgedeckten Trockenmauerreste mit ihren Keltenspuren auf diese als keltische Höhenbefestigung hin, deren Spuren vielleicht in der Frankenzeit noch sichtbar gewesen seien und der Stöckenburg den Namen „Kastell“ eingetragen haben können. In der Merowingerzeit habe hier oben keine befestigte Frankensiedlung, sondern nur eine Fliehburg mit kirchlichem, auf vorgeschichtlicher Überlieferung beruhendem Mittelpunkt für die Bewohner der damaligen Ortschaft Stockeim gestanden, daher der Name „Stocheimaroburch“ (Urkunde vom 21. November 839). Dieses Stockeim sieht Dinklage nicht auf der Stöckenburg, sondern im nahen Talheim, wo auch der Königshof zu suchen sei. Dinklage beruft sich darauf, daß fränkische *curtes* durchweg als unbefestigte Wirtschaftshöfe königlicher Sallandbetriebe im Tal oder auf ebenem Gelände angelegt gewesen und daß fränkische Königskirchen eben Pfalzkapellen dieser *curtes* gewesen seien. So liege auch die Martinskirche zu *L a u f f e n* am Neckar (ebenfalls 741 von Karlmann an das Bistum Würzburg verschenkt) keineswegs in dem schon 832 vorhandenen, jedoch erst in einem Diplom Kaiser Heinrichs 1003 urkundlich erwähnten Kastell, der Burg auf der felsigen Neckarinsel, sondern sei mit der St. Martin geweihten Kirche im alten, links des Neckars auf ebenem Gelände sich ausbreitenden Dorfe gleichzusetzen. Die Michaelskirche zu Heilbronn habe offenbar in der Kiliankirche der im weiten Neckartal sich ausbreitenden Stadt eine Nachfolgerin gefunden, während die unweit davon gelegene königliche Pfalz später Deutschordenshaus wurde. Die Martinskirche zu *K ö n i g s h o f e n* an der Tauber sei wahrscheinlich mit der heutigen Mauritiuspfarrkirche des Städtchens gleichzusetzen. Dinklage stützt seine Auffassung durch die entsprechenden Beispiele von Hammelburg, Karlburg (siehe auch „Württembergisch Franken NF 22/23, S. 171) und Iphofen. Weitere solche fränkische Martinskirchen lagen alle „in villa“, in unbefestigten Siedlungen, und zwischen *curtis* und *villa* bestand in der Zeit der karolingischen Fronhofsverfassung geradezu begriffliche Übereinstimmung. Weder Aachen noch Ingelheim seien in fränkischer Zeit befestigt gewesen, und Rübels und Schuchhardts Theorien befestigter Königshöfe bestünden jedenfalls in Süddeutschland nicht zu Recht; bei den ursprünglichen Königshofumfriedungen handle es sich in der Regel um Umzäunungen (*sepes*) bzw. Lattenzäune (*tuninum*), allenfalls oben noch mit Dornen (*spinis*) gesichert.

K. Dinklage weist im weiteren Lauf seiner Ausführungen auf eine Reihe Beispiele von ältesten Kirchen auf Berggipfeln und ihre zugehörigen Siedlungen im Tal; aus Württembergisch-Franken wird als Beispiel *Westheim* am Kocher angeführt, wo allerdings der karolingische Hof als heutiger „Berghof“ sich an der hochgelegenen Kirche befunden haben muß mit angrenzender Ackerhochfläche. Meist liegen, wenn auch nicht beim erwähnten Westheim, Anzeichen vorchristlicher Kultstätten auf diesen später mit Kirchen besetzten Höhen vor. Hier sei bemerkt, daß bei der Stöckenburg der Name des sie umfließenden Ahlbachs und der Name des nahegelegenen Ortes Großaltdorf, 848 Alahdorf, alah = Heiligtum, sehr früh für ein solches vorchristliches Heiligtum an der Stelle der fränkischen Martinskirche spricht.

Von den weiteren aufschlußreichen Untersuchungen des Verfassers über die frühmittelalterliche Geschichte Würzburgs mögen zum Schluß noch diejenigen über die Markungsabgrenzungen und Sprengel erwähnt werden, nach denen der Main kirchliche Grenze und Zentgrenze und während der Gültigkeit der Gauverfassung, bis ins 11. Jahrhundert, die Gaugrenze gebildet hat und also eine einschneidende Trennungslinie war. Vielleicht ließe sich aus diesen Erkenntnissen auch für die frühdeutschen Verhältnisse des alten Hall am Kocher mit seiner Trennung der Altstadt von der Katharinenvorstadt durch den Kocherfluß und deren Zugehörigkeit zum königlichen Hof in Westheim und zur Westheimer Kirche etwas erschließen. Würzburg hat das Glück, frühe Grenz- und Markbeschreibung zu haben, schon um 779, und die vorliegende Untersuchung verdient auch in diesem Punkt besondere Beachtung.

E. Kost

**Werner Heim, Markungsgrenzen — ein Stück Heimatgeschichte, und: Erlenbach und Binswangen in neuer Schau.** Heimatkundliche Lesebogen eines pädagogischen Arbeitskreises des Unterlandes, Nr. 9 und 10. Heilbronn 1952.

Unser Heilbronner Mitarbeiter stellt in genannten Aufsätzen beachtenswerte Versuche an, aus alten Markungsverhältnissen von Ödheim und Degmaringen, Gundelsheim und Böttingen, Duttenberg und Heuchlingen an Neckar und Kocher im erstgenannten Aufsatz, und von Neckarsulm, Erlenbach und Binswangen im zweiten, frühmittelalterliche Überlagerungen und Verdrängungen bodenständiger alamannischer Bauerngruppen durch die fränkischen herrschenden Zuwanderer abzulesen. Dieser bedeutsame Fragenkomplex soll in einem der folgenden Jahrbücher in größerem Rahmen vom Herausgeber angeschnitten werden.

E. Kost

**Emil Kost, Wülfigen, ein alamannisch-fränkischer Edelsitz im Kochertal.** In Zweimonatsschrift „Schwäbische Heimat“ (Herausgeber Schwäbischer Heimatbund), 1952, Heft 3, W.-Kohlhammer-Verlag, Stuttgart.

Dem achtzigjährigen Forscher und Gelehrten, unserem verehrten Professor Dr. Goeßler, ist vorliegendes Heft gewidmet. In 12 Aufsätzen behandeln Fachleute Themen aus dem umfassenden Arbeitsgebiet des Jubilars. Der Vorsitzende unseres württembergisch-fränkischen Geschichtsvereins, Dr. E. Kost (Schwäbisch Hall), klärt in seiner Arbeit das Verhältnis von Forchtenberg zu dem gegenüber abgegangenen Wülfigen. Der geübte Fachmann wendet die verschiedenartigsten Forschungsmethoden an und läßt erkennen, wie sie einander ergänzen und dann auch stichhaltige neue Ergebnisse zeitigen.

Der heutige Volksmund kennt dort am rechten, der Stadt Forchtenberg gegenüberliegenden Ufer des Kochers nur noch „die Bach“, die er früher „Wülfiger Bach“ nannte wie alte Lagerbücher und Urkunden seit Jahrhunderten. Das klare Bewußtsein, daß dort am rechten Kocherufer, wo auch der Bach mündet, früher die Ursiedlung Wülfigen lag, war nahezu verschwunden, obwohl der Friedhof samt seiner Kapelle dort liegen und noch heute in Gebrauch sind. In dieser Kapelle sollen nach kirchlichen Angaben bis zum Beginn der Neuzeit sogar die Trauungen stattgefunden haben, obwohl Forchtenberg eine eigene Kirche hatte.

Vorgeschichtliche Funde und Grabhügel weisen dieses Gebiet als schon früh begehrten Siedlungsraum aus, der durch Querwege an die Urfernwege „Hohe Straße“ und „Nibelungenstraße“ und dadurch auch an die großen Siedlungsmittelpunkte des Rhein- und des Donautals angeschlossen war. Läßt der Name Wülfigen wie zahlreiche andere „ingen-Orte“ talauf- und talabwärts die Entstehung in die Landnahmezeit (4. oder 5. Jahrhundert) verlegen, so tragen andere, weniger günstig gelegene Orte dieses Raumes die Merkmale der Ausbausiedlungen.

Der Edelsitz des namengebenden Gründers von Wülfigen war Mittelpunkt eines alamannischen Urgaus am Kocher, der nach der Christianisierung auch einen großen Kirchensprengel umfaßte mit der Michaelskirche als Mittelpunkt.

Schon 987 wird im Kochergau ein Graf Maorlach genannt, dessen Vater Suabuledus dem Namen nach schwäbische Herkunft verrät. In fränkischer Zeit war hier in Wülfigen der Grafschaftssitz des Kochergaus mit dem Gaugrafen, und die späteren Grafen von Komburg und Rothenburg stammen offenbar von dort. Wenn im 13. Jahrhundert Herren von Düren im Elsenzgau als Gebietsherren im Kerngebiet der früheren Kochergaugrafen genannt sind, müssen wir in ihnen Erbnachfolger jener erstgenannten sehen, die aber nun nicht mehr in Wülfigen wohnten, sondern sich dem Zug der Zeit entsprechend auf dem anderen Kocherufer einen befestigten Herrnsitz schufen und die Bewohner der Ursiedlung allmählich herüberzogen. Hierin verkörpert sich die neue Zeit des Hochmittelalters. Der Kirchenheilige von Wülfigen und dann Forchtenberg, der heilige Michael, ist nicht nur der bei den Alamannen und Franken beliebte Kirchenpatron, sondern auch der Heilige des unterirdischen Quellsegens, wie er sich bei Niedernhall und bei Sindringen in Salzquellen offenbart. Von den Ausbauorten sind ebenso wie von den Ursiedlungen einige eingegangen, die nur in Urkunden und Flurnamen noch weiterleben. Andere Flurnamen dieses Raumes stellen weitere Belege für die aufgezeigte Entwicklung dar. Kocher, Kupfer, Sall, die Gewässernamen, sind vordeutsch, und Flurnamen wie Bohnholz (alt Bannholz), Fronberg, Erb, Allmand, Bodenacker, Schwarzacker am Ort des alten Wülfigen und Brühl, Hofwiese, Hofacker an Stelle des Ausbauortes Kupfer und dann Forchtenbergs sind bezeichnend für die frühdeutsche Zeit.

Zu den vor hundert Jahren vereinzelt noch erkennbaren Mauerresten der Ursiedlung Wülfigen gesellen sich solche in jüngster Zeit durch Grabung nachgewiesene. Der Namen Forchtenberg im Sinn von „Fürchtenberg“ entstand im Hochmittelalter im Rahmen der kampffrohen, trutzigen Ritterzeit. Kirchliche und staatliche Urkunden, Lagerbücher, geographische Lage, Spatenarbeit, Flurnamen- und Bodenforschung und geistige Überschau klärten so ein überaus interessantes Stück der Heimatgeschichte. W. Mattes

**Gotthold Wagner, Comitatus im karolingischen Reich.** Broschiert, 32 Seiten mit Karte. Druck und Verlag Aloys Mecke, Duderstadt 1952.

Der Verfasser stellt an den Anfang seiner Ausführungen, daß man mehr als ein Jahrhundert lang geglaubt habe, aus den Gauen ohne weiteres die karolingische Comitatusverfassung erschließen zu können und daß sich dies als so einfach nicht möglich erwiesen habe. So unternimmt er den Versuch, diese karolingischen Grafschaftsbereiche zunächst zur Grundlegung allein aus den Comitatusangaben der Kaiserurkunden festzustellen. Freilich können wegen dieser wenig zahlreichen Unterlagen die Comitatus damit nur für einige Gebiete und auch da nur als grobe Komplexe gefunden werden. Erst nach dieser vorausgegangenem Sicherung dürfen dann für Versuche engerer Bestimmung der Comitatus mit Vorsicht spätmittelalterliche Unterlagen, Gaubereiche und kirchliche Gliederung zugezogen werden.

Der Rekonstruktion des Verfassers liegt die Annahme zugrunde, daß die Comitatus Verwaltungsbezirke waren und als solche lückenlos aneinandergrenzen mußten. Die Bistümer begreifen jeweils eine Anzahl ganzer Comitatus in sich, wie Wagner begründet. In seinen Untersuchungen hat sich diese seine Annahme im allgemeinen als zutreffend erwiesen und nur an wenigen Stellen steht sie nicht mit den urkundlichen Unterlagen im Einklang, so in seiner entworfenen Comitatuskarte an der Stelle, wo die Bistümer Worms, Speyer, Würzburg und Konstanz zusammenstoßen. Ob dort die Comitatus nicht richtig rekonstruiert worden sind oder ob Änderungen in den Bistumsgrenzen erfolgt sind, die wir nicht kennen, bedarf noch weiterer Untersuchung; nachweisbar sind Änderungen von Bistumsgrenzen schon vor 1050 vielfach erfolgt. Bei Zuziehung der kirchlichen Gliederung geben auch die daraus entworfenen Karten leicht ein falsches Bild. Bei Eintragung der Hauptkirchen in die Karte erhält man auch zunächst nur Gebietskomplexe für die einzelnen Verwaltungsbezirke, die sich auf Streifen von 10 km Breite einander nähern. Bei Zuziehung der späteren Filialkirchen ergeben sich dann genaue Abgrenzungen, aber auch neue Unsicherheiten, weil solche Filialbeziehungen öfters abgeändert worden sind. In Hessen und Paderborn und teilweise auch im Bistum Konstanz konnte der Verfasser die Übereinstimmung zwischen weltlicher und kirchlicher Gliederung bis zu den Unterteilen der Comitatus, den Gauen oder Centenen oder Huntaren, verfolgen.

Der Verfasser hat seine Comitatus zunächst unabhängig von den Gauen rekonstruiert. Die alten Gaukarten von Spruner-Menke oder Böttger dürfen nach seiner berechtigten

Auffassung nicht zugezogen werden, weil zur Herstellung dieser Gaukarten mehr oder weniger kirchliche Gliederungen, spätmittelalterliche Gerichtsbezirke und Theorien über Gauen und Comitate verwendet worden sind. Für die Gauen muß eine Gaukarte zugrunde gelegt werden, die nichts weiter enthält als die amtlichen urkundlichen Angaben: „Ort A in pago X“. Der Verfasser kommt u. a. zu folgenden Feststellungen: Wenn ein Gau nach einem Fluß benannt ist, so kann man erwarten, daß er sich über die ganze Talebene dieses Flusses erstreckt, gegebenenfalls auch noch über das ganze Einzugsgebiet dieses Flusses mit seinen Nebengewässern. Aber von diesem Normalzustand weichen viele Gauen erheblich ab! Es gibt hier *Namenseinschränkungen*, bei denen der vom Fluß genommene Gauname nur über einen Teil dieses Flusses reicht (Beispiele Wagner, S. 10). Andere Flußgauen erstrecken sich weit über das Einzugsgebiet des Flusses hinaus in sogenannter *Namensausdehnung*. Ein gutes Beispiel hierfür ist der Maulachgau. Nach Wagner nimmt ein Verwaltungsbezirk leicht den Namen eines in ihm liegenden Kleingebietes an, wenn dort der Verwaltungsmittelpunkt liegt (siehe auch E. Kost, vorliegendes Jahrbuch S. 112). Zu beachten ist nach wie vor, daß Gaunamen als reine Landschaftsbezeichnungen vorkommen können (vgl. E. Kost, Gau Huningen bei Backnang, WFr NF 24/25, S. 87—108). Im übrigen ist das Verhältnis von Gau und Comitatus (grafschaflichem Verwaltungsbezirk) sehr mannigfaltig. Ein Comitatus kann in einem größeren Gau liegen, ohne ihn auszufüllen. Umgekehrt kann ein Comitatus mehrere Gauen oder Teile von Gauen enthalten haben. In der Wagnerschen Karte der vollen Comitatus fehlen demnach als Teile von Comitatusen der Gollachgau, Jagstgau, Brettachgau, Sulmanachgau, Ohrgau und der Murr gau. Dieser hat also nicht den ganzen Comitatus umfaßt, denn sein östlicher Teil, außerhalb des Bistums Speyer, muß zum Comitatus Kochergau gehört haben gemäß Kaiserurkunde (DH II 505) von 1024. Der südwestliche Teil des Murr gau war einem Comitatus eingegliedert, der auf der Wagnerschen Gaukarte nicht eingeschrieben ist, aber zwischen den anderen Comitatusen übrigbleibt, der Comitatus Ingersheim, der das Grafending der Calwer Grafen („in comitatu Ingerihesheim“, WUB I 223; WUB I 250) aufzuweisen hat. Wegen Fehlens dortiger Kaiserurkundennachrichten hat Wagner diesen Comitatus Ingersheim zunächst noch nicht eingetragen, kann ihn aber bei Umreißen der durch solche Urkunden bezeugten Nachbarcomitatusen herausfinden. Die Urkunde Heinrichs IV. kann als unecht nicht zugezogen werden, aber die Privat urkunde (des Bischofs von Speyer 978 und der Traditionen aus dem Codex Hirsaugensis) bestätigen diesen Ingersheimer Comitatus. Ihm ist innerhalb des Südwestteils des Murr gau auch der wieder in diesem letzteren gelegene Kleingau Huningen = Heiningen eingegliedert gewesen (siehe E. Kost, WFr NF 24/25, S. 87 ff.). Wie der Murr gau ist auch der Jagst gau, der ebenfalls nicht in der Wagnerschen Comitatuskarte erscheint, offenbar bei der Schaffung der karolingischen gräflichen Verwaltungsbezirke, Comitatusen, als ehemaliger Landschaftsgau zerteilt und nach anderweitiger Mitteilung des Verfassers (Brief vom 5. September 1952) ist die eine Hälfte dem Verwaltungsbezirk des Comitatus Taubergau, die andere dem Comitatus Wingarteiba zugewiesen worden.

Bei der Rekonstruktion der Comitatusen aus spätmittelalterlichen Unterlagen geht Wagner mit Recht vorsichtig vor. Trotzdem können auch unter Umständen spät überlieferte Wald- und Jagdgrenzen zur Rekonstruktion alter gräflicher Verwaltungsbezirke beitragen, weil die hohe Jagd und die Aufsicht über die Wälder einst zu den Pflichten des Grafen gehörte. Weil die Geleitsstrecken, die im Spätmittelalter immer wieder genannt sind, ursprünglich von Comitatusgrenze zu Comitatusgrenze gingen, können auch sie unter Umständen etwas beisteuern mit dem Vorbehalt, daß sie im Spätmittelalter wie alle Comitatusverhältnisse oft zerrissen und stückweise wieder zusammengelegt worden sind; besonders hat Übernahme von Geleitsrechten durch die Städte zerstörend gewirkt. Schwierig ist die Rekonstruktion eines Comitatus aus solchen Zerfallspunkten; so erscheint Wagner ein Teil der Baumannschen Gaugrafschaften nicht als Comitatus, sondern als Zerfallsteile von solchen in der geringen Größe einer Centene oder Huntare. Andererseits lassen größere spätere Gebiete, wie etwa die Reichslandvogtei Schwaben, in ihrer Gliederung nach Wagner noch an vielen Stellen die alten Comitatusbereiche erkennen.

Der Verfasser geht dann auch auf Zuziehung von Privat urkunden als der weniger sicheren Quellen ein. Bei der Abgrenzung der Comitatusen spricht er sich, seiner anfänglich mitgeteilten Annahme unmittelbarer Grenzen entsprechend, gegen zwischenliegende Ödlandstreifen aus. Königshöfe, Klöster, Städte (so Rothenburg und Würzburg) liegen nach seiner Beobachtung gern an Comitatusgrenzen. Diese Beobachtung kann eine Hilfe sein.

Zum Schluß ist auf die Wagnersche Comitatskarte (1 : 2 000 000) zu verweisen. In Franken konnten die Comitatsnamen allein nach den Kaiserurkunden rekonstruiert werden, wobei die zahlreichen Comitatsnamen eine wesentliche Stütze waren. Die Fuldaer Urkunden halfen zusätzlich, einige Comitatsnamen genauer zu umreißen. Den Umfang des Comitats Gartachgau konnte der Verfasser zunächst nicht ausfindig machen; dieser gräfliche Verwaltungsbezirk liegt zwischen denen des Ladengaues, Craichgaues, Uffgaues und dem fränkischen des Koehergaues und ist urkundlich genannt (972: in Comitatus habitungouue, Chreihgewe, Cartgewe, O II 420), aber es finden sich in Kaiserurkunden keine Ortsnennungen für diesen Comitats Gartachgau, wohl aber in Privaturkunden. Nach weiteren, von Wagner nach Abschluß der hier besprochenen Schrift gefundenen Erkenntnissen dürfte der Comitats Gartachgau als Kern eine Cent gleichen Namens inbegriffen haben und zwei weitere Centen „Elsenzgau“ (als Teil des Landschaftsgaues Elsenzgau) und „Zabergau“ umfaßt haben. Eine Wildbannschenkungsurkunde an Worms von Kaiser Otto III. von 988 um Wimpfen und Neckargmünd umreißt wohl ungefähr diesen Comitatsbereich („deorsum ipsum fluvium Garda“). Dieser Comitats ist räumlich besonders schwierig zu erkennen, weil sich in ihm die späteren Grenzen der Bistümer Worms und Speyer schneiden (siehe auch dieses Jahrbuch S. 328). Der Verfasser hat in einer leider noch ungedruckten weiteren Arbeit: „Comitate zwischen Rhein, Main und Neckar“ diese Untersuchungen ausbauen können. Nach seinen Erkenntnissen ist in karolingischer Zeit über die geographische Einteilung der alten Landschaftsgaue eine Einteilung in Comitatsnamen gelegt worden mit ihren Unterteilen, den Centen.

Nach Feststellung des Verfassers in seiner gedruckten und auf unseren Seiten besprochenen Arbeit von 1952 hat im karolingischen Reich eine Comitatsverfassung als geordnete Einteilung in Verwaltungsbezirke auch rechtsrheinisch bestanden. Seine Karte will der Verfasser nur als ersten rohen Versuch ansehen, diese Comitatsverhältnisse darzustellen, und tatsächlich bleibt den einzelnen Landschaften nun noch die mühsame Pflicht der Weiter- und Einzelforschung, zu der die grundsätzlichen Ausführungen und Erkenntnisse Wagners selbst die besten Anregungen gegeben haben und er selbst weiterhin die beste Fortsetzung wird geben können. So darf man ihm für seine grundlegende Schrift dankbar sein, an der kein Historiker für das Mittelalter vorübergehen können.

E. Kost

#### Karl Schumm, Leofels, eine Stauferburg im Frankenland. Schwäbische Heimat 1951, Heft 2.

Diese einst reich angelegt gewesene Reichsburg über dem Jagsttal zwischen Kirchberg und Langenburg hatte längst eine Würdigung verdient. Mit Bildern und einer Grundrißzeichnung wird in dieser Darstellung in der schönen und empfehlenswerten Monatsschrift des Schwäbischen Heimatbundes die Burg in den Zusammenhang königlicher Dienstadelsburgen gestellt und auf ihre Erbauung in einem der Burg Krautheim ähnlichen Stil in der Zeit Friedrichs II. hingewiesen. Der vielfache Wechsel der Burgherren wird verfolgt bis zum Ausbau der Burg als Familiensitz der Vellberger im 15. und 16. Jahrhundert und ihrem Übergang an die Hohenlohe und die teilweise Zerstörung durch Blitzschlag 1707 und beginnendem Abbruch 1864. Die Burg weist zwei Toranlagen auf, eine große Schildmauer und im Hof freistehenden Bergfried beim Palas und einen Wohnbau romanischer Zeit neben späteren Bauten. Es ist angesichts der Zerstörung und des fortschreitenden Verfalls dieser einst prächtigen Burg sehr zu begrüßen, daß hier im Aufsatz das Feststellbare dargestellt und damit der Nachwelt wenigstens schriftlich erhalten ist.

E. Kost

#### Karl Schumm, Das Pauliner-Eremitenkloster Goldbach. Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte X, 1951, Seite 109—137.

Aus hohenlohesischen Archivakten stellt der Verfasser die Geschichte dieses wenig bekannten Klosters dar. Durch Stiftung des gräflich-hohenlohesischen Ehepaares Kraft III. und Anna geb. Leuchtenberg ist es aus einem Gutshof entstanden in Goldbach bei Waldenburg. Die in Regestenform gegebenen urkundlichen Erwähnungen reichen von 1357 bis 1683, also bis in die Zeit der Rückverwandlung in einen Bauernhof. Beschrieben werden die einsame Lage des Klosters im Waldenburger Bergland, die einfache Anlage, seine Markung, Entwicklung des Klosters und Auflösung im 16. Jahrhundert infolge der Reformation. Ein Anhang bietet ein aufschlußreiches Inventarverzeichnis von 1551, eine Abbildung nach hohenlohesischer Karte von 1774 ist beigegeben. Der Aufsatz ist ein dankenswerter Beitrag zur Geschichte unserer württembergisch-fränkischen Klöster.

E. Kost

Wilhelm Müller (Erdmannhausen), *Unterirdische Gänge, Wirklichkeit und Sage*. In: „Hie gut Württemberg“, Heimatbeilage zur Ludwigsburger Kreiszeitung, 2. Jahrgang, Nr. 9—11.

Nach Feststellung des heimatkundlich verdienten Verfassers lassen sich von rund 70 angeblieben unterirdischen Gängen des Kreises Ludwigsburg nicht einmal ein Dutzend als ehemals wirklich vorhanden belegen, und diese letzteren haben kaum mehr als 50 Meter Länge. Wenn das Volk von viel längeren, durch die schwierigsten Bodenformationen führenden Verbindungsgängen zwischen Burgen, Siedlungen und Klöstern erzählt, so hat hier offenbar das Geheimnisvolle, das unterirdische Wege unwitterte, die Volksphantasie angeregt, die keine Grenzen kennt und keine Erwägungen über technische Möglichkeiten. Die Volkssage beschäftigt sich nicht mit den tatsächlich vorhandenen kurzen Notausgängen, sondern verbindet weit auseinanderliegende, aber geschichtlich beziehungsreiche Punkte miteinander. So sind Asperg, Wunnenstein und Wolfsölden Mittelpunkte für solche nach allen Seiten vom Volk angenommenen Gänge zu anderen geschichtlichen Orten. Asperg und Wolfsölden aber sind alte Grafschaftsmittelpunkte und der Wunnenstein muß schon in frühchristlicher Zeit eine besondere Rolle gespielt haben. E. Kost

Walther Keinath, *Orts- und Flurnamen in Württemberg*. Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein e. V. 236 Seiten, 5 DM. Stuttgart 1951.

Dem im Lande weit verbreiteten „Württembergischen Flurnamenbüchlein“ von 1926 ist jetzt in neuer, erweiterter und umgearbeiteter Form mit der verdienstvollen Förderung durch den Schwäbischen Albverein und seinen Vorsitzenden Georg Fahrbach durch den an dem unvergeßlichen Germanisten Bohnenberger geschulten Dr. W. Keinath die angezeigte Neufassung gefolgt, die als zuverlässiges Handbuch für alle mit Heimatgeschichte Beschäftigten unentbehrlich sein wird. Einleitenden Ausführungen über die sachlichen und sprachlichen Grundlagen der Orts- und Flurnamenforschung, Sammlung und Bedeutung folgen solche über die Ortsnamen in ihrer Besonderheit (vordutsche Namen, ingen- und heim-Orte, Ausbauorte und Wüstungen, Landstriche und Landschaften) und über die Gewässernamen. Der Hauptteil des Buches gilt den Flurnamen nach ihren natürlichen Grundlagen und der Wirksamkeit des Menschen in der Landschaft, in Flur und Feld, in Siedlungsanlagen, in Rechts- und Besitzverhältnissen und im Niederschlag der Geschehnisse vom Altertum bis zur Neuzeit. Eine Wertung des volkskundlichen Gehalts dieser Namen und ein reichhaltiger Sachweiser bilden den Abschluß.

Das Buch ist eine Fundgrube für alle Bereiche der Heimatgeschichte, für Sprach- und Sachkunde, Siedlung, Wirtschaft, Verwaltung, Soziologie, Volkspsychologie, Kirche. Ein Gang durch die Markung an Hand dieses Namenführers läßt erkennen, was unsere Vorfahren in mehr als 16 Jahrhunderten aus dem von ihnen bebauten Boden herausgeholt und an Leistungen auf ihm vollbracht haben, aber auch, wie wenig uns an unberührter Natur noch geblieben ist. Es gibt keine Flur, in deren Namenbestand sich nicht bis zum heutigen Tag der Ausbau der Siedlungs- und Ackerfläche, oft aber auch der Niedergang einstmal blühender Gemeinwesen spiegeln. Bilder von Dorf und Stadt werden aus den Namen erhellt. Zur Deutung vieler Namen ist die Warnung des Verfassers zu beherzigen, daß nicht nach heutigen Namensformen geurteilt werden darf, daß aber oft die Urform und Urbedeutung der zu deutenden Namen nicht auszumachen ist bei lückenhafter Überlieferung, wenn alte Namen verstümmelt und umgeformt sind. Darum muß die Beurteilung denen vorbehalten bleiben, die auf Grund eingehenden Studiums der Sprache, Geschichte und Kultur dazu befähigt sind. Die Württembergische Landesstelle für Volkskunde ist die gegebene Stelle dafür. Auch Fachleute können manchmal keine für jeden Fall gültige Deutung vorlegen, deshalb sollen die Erklärungen eher die Möglichkeiten der Deutung geben. Die oftmals auftretende Mehrdeutigkeit von Namen ist zu bedenken. So kann z. B. Richtstatt entweder eine Gerichtsstätte bedeuten oder eine Richtstätte für die Jagd oder auch eine Stelle zum Zurichten von Holz. „Ohne urkundliche Belege ist jede Deutung unsicher“, sagt der Verfasser selbst. So wird z. B. Wälze (S. 40) als „angeschwemmter, bei Überschwemmungen abgetragener Boden“ erklärt, S. 114 andererseits auf Grenzbezeichnung bezogen (Schlegelwälze). Eine alte handgemalte Karte der Haller Salineflößerei aber zeigt deutlich, daß den Kocherfluß von Abtsgmünd herunter bis Hall eine große Zahl von Wälz- bzw. Wölzfluren namentlich eingezeichnet sind als Wälzstellen für Baumstämme zum Flößen im Kocher und seinen Seitenbächen. Somit kann Wälz auch Stammwälze von Holzfallern bezeichnen. Solche mehrdeutigen Auslegungen eines und desselben Namens sind öfter in Betracht zu ziehen: das Buch deutet „Süße“ Wiesen als Stellen guten, saftigen Grasses. Dies dürfte eine spätere Volksdeutung sein, und die ältere Bedeutung

wird wohl von dem nicht mehr vom Volk verstandenen Wort „Sieße“ von althochdeutsch *sioza*, Weideland, herkommen, die an anderer Stelle von Keinath auch angeführt wird. Schönenberg, Schömberg, Auf der Schöne, Hohe Schöne, wozu bei Creglingen der Weiler Schön auf der Tauberhöhe zu stellen ist, will Keinath erklären mit Hilfe unseres heutigen Begriffs schön, „was glänzend, sauber ist“, was angenehm zu bearbeiten (S. 185). Aufschlußreicher dürfte aber die Grundbedeutung des Wortes schön von „schauen“ sein, denn alle vorgenannten Orte und Fluren zeichnen sich durch weite Schau aus. Die Ortsnamen Büttelbrunn (S. 160) bezieht das Buch auf Büttel, Gerichtsdieners, was wohl erst sekundär in Volksdeutung ist. Der Sinn dürfte ursprünglich von Bütte, Holzfassung, herkommen. Das Wort Bütte, Butte, wird dann für Wassergumpen verwendet: „An den Allerheiligenbutten“ (12. Jahrhundert), „Die 7 Bütten bei Allerheiligen“; vgl. Butt als Wasserquelle in Stocker, Diplomatische Erklärung altdeutscher Wörter vom 12. bis in das 17. Jahrhundert (Donauwörth 1798). Zu vergleichen ist auch das schwäbische Tätigkeitswort „buttle“, im Wasser patschen, butteln. Über Untergröningen (Kocher) liegt die Quelle „Beutelbrunn“, die holzgefaßt war; dazu bei Donaueschingen der Hof Büttelbrunn, 1150 Biutelbrunn; bei Engen (Baden) das Dorf Büttelbrunn, 1329 de Biutelbrunne, 1373 Buttelbrunn. Das Wort biutel deutet Baumann (Schriften des Vereins zur Geschichte der Baar 4, 13) als Einfassung, gefaßte Quelle, Brunnenstube; vgl. auch Beutel. Den Ortsnamen Frankenbach und andere Frankenortsnamen deutet Keinath wie üblich auf den Stammesnamen; er dürfte öfter auf franko, freier, königlicher Gefolgsmann, zurückgehen, von da auf Personennamen. Zu den Fluren Ehäfteln von der chafft geheißenen Gerechsamte einer Gemeinde oder eines Grundherrn (S. 159) müssen auch die bis jetzt im örtlichen Schrifttum nirgends richtig erkannten Hefteln-Fluren gestellt werden, so die viel mißdeuteten Heften auf der Höhe über Ober- und Niederstetten (1326 „das holz ze Heften“), und weiterhin zwischen Bronnen und Abtsgmünd die Heften, bei Göggingen der „Häftenbrunn“, bei Kirchhardt (Sinsheim, Gegend Heilbronn) das Haftenbrünnlein und der Haftenwald, bei Erlenhof (Gaildorf) der Haftelbrunn und der Haftelwald, bei Kleinaldorf (Gaildorf) der Hafterwald, über Westernhausen an der Hohen Straße der Hechtbrunn und Waldteil Hecht, bei Garnberg (Künzelsau) die Höhenflur Hecht, bei Langenburg Flur Heftle, westlich Dünsbach Flur Höfte und über Unterginsbach die Anhöhe Häften. Die Namen der Fluren Zuckmantel haben schon vielen ein Rätsel aufgegeben. Keinath geht aus von dem belegten Ausdruck Zucker für Räuber und vermutet „Räuber, der mit Gewalt Reisemäntel wegnimmt“ (S. 173); tatsächlich gibt es bei Rommelshausen eine Flur Zuckermantel, dagegen bei Baumerlenbach (Öhringen) Zuckmantel als Name eines Wirtshauses und Flurname an der West-Ost-Fernstraße (Nibelungenstraße), weiter Zuckmantel bei Mergentheim in Grenzbeschreibung 1513: „Vom Stockich an bis an Zuckmantel und vom Zuckmantel an bis an Rechen . . .“. Der Name läßt sich auch deuten aus Mantel, Föhre (althochdeutsch *mantala*) und Zwicke (1), keilförmiges Landstück, was für die Baumerlenbacher Flur paßt. Es könnte sich aber auch um eine gezwieselte Föhre handeln. Jedenfalls zeigt sich an diesen von uns hinzugefügten Beispielen die von Keinath hervorgehobene Notwendigkeit der Deutung nach den örtlichen Gegebenheiten und nicht nach Schema. Beim Flurnamen Kreuz ist örtlich zu entscheiden, ob ein Kreuzifixus oder ein Steinkreuz gemeint ist, nach Keinath als Grenzzeichen oder Wegkreuz, besser gesagt Sühnekreuz. Die Steinkreuzforschung konnte bis jetzt keine Beispiele für Setzung von Grenz- und Wegkreuzen beibringen, wohl aber für viele Sühnekreuze, die gern an Wege gesetzt werden und so auch auf der entlang laufenden Grenze. Beachtenswert ist der von Keinath erwähnte Flurname Wallenberg (S. 169) an der Ecke der Keltenfestung von Neuffen—Grabenstetten; der Name dürfte auch denjenigen von Welheim, Wallenzin (1181, 1225) sichern als auf Kelten bzw. Galloromanen gehend. Die Ohren (nicht wie S. 32 der Ohren) ist mit Recht als vordeutsch angeführt. Dies würde sich auch für Hall in Schwäbisch Hall und Niedernhall empfehlen, statt sich auf keltisch festzulegen; verschiedenen sprachlichen Anzeichen nach ist der Name Hall für Salzstätten schon vorkeltisch, dann von Kelten und Germanen übernommen. Bei Kelten verweist Keinath auf das Dasein der Grabhügel, die aber aus urkeltischer Zeit stammen und nur gelegentlich noch von den frühesten eigentlichen Kelten nachbelegt worden sind, während dann aber die typisch keltische Flachgrabsitte einsetzt. Schließlich sei noch richtiggestellt, daß Michelbach an der Lücke seinen Beinamen nicht von der Haller, sondern von der Rothenburger Landwehr haben muß (S. 116).

Das bis auf diese wenigen Berichtigungen sehr sorgfältig und zuverlässig gearbeitete Keinathsche Orts- und Flurnamenbuch gibt dem aufmerksamen Leser eine Fülle von Anregungen. So ist die Wichtigkeit der von Keinath (S. 171) angeschnittenen Möglichkeit der

Feststellung abgegangener Ursiedlungen durch Flurnamen zu nennen, so mit der Herkunftsendung -ingen wie beim Böllinger Bach und bei Alt Böckingen und Böckinger Weg bei Heilbronn (S. 171). Hinzugefügt seien als gleichfalls abgegangene und nur noch durch Flurnamen nachweisbare Ursiedlungen: Teidingen zwischen Siglingen und Neudenu (Gangolfskapelle), Oberwettlingen (1 km W Langenbeutingen am Südufer der Brettach), Rauflingen im Kochertal bei dem alten alamannischen Edelsitz Wülfigen, von dem nur noch der „Wülfiger Bach“ zeugt, Enningen am Kocher unterhalb Braunsbach, Grüningen auf Markung Ingelfingen, noch genannt im hohenloheschen Gültbuch von 1357 als bebauter Flur, und ein anderes abgegangenes Grüningen bei Ailringen in der Jagstgegend, welches allein noch durch seine Wasserstelle als „grünischer Brunnen“ zu erheben ist. Auch -heim-Orte der Frühzeit sind durch Flurnamen zu ermitteln, z. B. das 1434 in einem Lebensbrief Kaiser Sigismunds noch genannte, dann abgegangene T a l h e i m bei Altersberg (Bezirk Gaildorf) mit dem „Dalemer Wald“.

Von Bedeutung ist schließlich Keinaths Hinweis, daß Übereinstimmung zwischen Orts- und Flurnamen gelegentlich auf Benennung nach ein- und derselben Person, dem Dorf-, Siedlungs-, Sippenhaupt oder Grundherrn schließen läßt (S. 29). Seinen schwäbischen Beispielen sei für das Fränkische hinzugefügt für Bach- und Ortsnamen (S. 35) Enselbach = Enslingen (vom Ortsgründer Ansilio), Sindelbach = Sindeldorf (von Sunilo), für Orts- und Flurnamen Creglingen (1045 Chregilingen) — Crainthal (1318 Creyental) — Crainberg als Flurname (von Cragilo-Crago), weiter Geislingen am Kocher (1241 Gyslingen) — Gaisdorf (1085 Gissendorf) — Gaisklinge als Flurname am Rand von Geislingen — Geiseläcker auf angrenzender Markung der Ausbausiedlung Bühlerzimmern (alles von Gisilo-Giso).

Dies sind nur einige Beispiele zur örtlichen Weiterarbeit nach der Fülle der Anregungen dieses vortrefflichen, grundlegenden und unentbehrlichen Buches. E. Kost

**Historischer Verein Heilbronn, 20. Veröffentlichung, Jubiläumsschrift 1951.**  
224 Seiten.

Diese gut bebilderte Festschrift zum 75jährigen Bestehen des Heilbronner Geschichtsvereins mit Beiträgen namhafter Verfasser ist eine würdige Darstellung der reichen Heilbronner Geschichte. Nach einem Vorwort des derzeitigen Vorstands C. Rümelin und charakteristischen Bemerkungen von Bundespräsident Professor Dr. Th. Heuß bei altem Heilbronner über den geschichtlichen Gehalt, das Stadtbild und große Söhne seiner Vaterstadt berichtet der Leiter des Heilbronner Stadtplanungsamtes, Oberbaurat Gerber, über dortige großzügige Aufbauplanung. Neue Erkenntnisse über die Baugeschichte des Rathauses bietet Baurat W. Zimmermann. Der Wiederaufbau der Kilianskirche nach den Kriegszerstörungen wird von Oberbaurat H. Mayer dargestellt. Ansprechend schildert die Journalistin Dr. Ilse Fischer das von fremden Besuchern im 18. und 19. Jahrhundert immer wieder gerühmte gesellige Heilbronner Leben und seine Stätten in einem hübschen Kapitel der Kultur- und Gesellschaftsgeschichte. Langjährige Studien sind verarbeitet in der auf Flurnamen aufgebauten Topographie und Geschichte von Heilbronn, die dem früheren Vorstand des Heilbronner Geschichtsvereins, Studienrat a. D. G. Albrecht, verdankt wird, der viele kriegszerstörte Schriftquellen noch zuvor hat auswerten können. Von Bedeutung ist u. a. die Herausschälung einer Markung des Urdorfs Alt-Böckingen (nicht das heutige Böckingen) am Ostrand der Stadt, das auch die Urkirche trug noch vor der 747 genannten Michaelskirche beim Heiligen Brunnen, des späteren Stadtkerns. Der Verfasser behandelt auch den für Heilbronn in deutscher Frühzeit namengebenden Brunnen mit, der dann auch Kirchbrunnen heißt. Das dort einst gelegene Dorf Hanbach, villa Hanbach, ist nach Meinung des Verfassers (S. 88) die Siedlung um den Heilbronner Königshof am Kirchbrunnenbach oder Hanbach; Hanbach leitet er aus Hagenbach vom heiligen Hain her als einer frühen Umhegung. Aufschlußreich ist auch die Geschichte der Steigen, Wege und Straßen. Zu derjenigen der alten Fernstraßen um Heilbronn hat dann E. Kost (Schwäbisch Hall) in derselben Festschrift einen zusätzlichen Beitrag geleistet. Aus der Darstellung von G. Albrecht sei noch besonders auf die am Rand von Heilbronn angesiedelt gewesen Sondersiechen verwiesen, mittelalterlicher leprakranker Aussätziger mit 60 rohen Steinkreuzen von ihren Bestattungsstellen in der Nähe des ehemaligen „Gutleuthauses“. Als Unterlage für diese Darstellung hat Lehrer Karl Hermann (Neckargartach) wertvolle Forschungen geleistet. Volkskundliche Belange kommen weiter in der Flurnamenauswertung der Albrechtschen Abhandlung zur Geltung wie auch in einem reich bebilderten Beitrag von Rektor Wilhelm Mattes über Bildsteine und steinerne

Rechtsaltertümer wie Neidköpfe, Marksteine, Geleitsteine, Steintische und das Läterbänkle vor dem Rathaus in Kirchheim (Neckar). Zu dem Löffelstein von Cleversulzbach (E. Kost, „Württembergisch Franken“ NF 22/23, 1948, S. 84—87) bringt Mattes noch die Volksbezeichnung eines Nordheimer Bildstocks als „Breilöffel“ bei, offenbar von der Sitte gemeinsamen Mahles an Markungsgrenzen als Rechtsbrauch. In diesen Bereich gehört wohl auch der bei Albrecht (S. 99) nicht gedeutete Flurname „Dreissessel“ südöstlich Heilbronn, der buchstäblich an einer Dreimarkungsgrenze auf das „Besitzen“ durch drei Angrenzer als demonstrativer Rechtshandlung hinweist, wozu wohl auch die „Steinernen Tische“ von Leonbronn—Mörderhausen und von Heilbronn—Erlenbach—Binswangen zu rechnen sind (S. 122), auch der „Steinerne Tisch“ von der Dreimarkungsgrenze Hölzern—Dimbach—Schwabbach (siehe „Württembergisch Franken“ NF 22/23, 1948, S. 87, Anm. 25). Volkskundlich sind auch die von Mattes (S. 119) erwähnten Wetzrillen an Kirchenportalen, öffentlichen Gebäuden, Steinkreuzen zu bewerten; sie verdanken im allgemeinen Steinabschabeln für abergläubische Heilzauberzwecke ihren Ursprung, während die Sitte des Wetzens von Schwertern zur Weihe eine spätere Volksdeutung sein dürfte.

Der weitere Inhalt der Heilbronner Festschrift gilt der Geschichte der ersten Eisenbahn Stuttgart—Heilbronn vor 100 Jahren von Oberreichsbahnrat W e y h i n g, die Hafenstadt Heilbronn würdigt wirtschaftsgeschichtlich Reedereidirektor S p e i d e l, für die Würdigung des bedeutenden Heilbronner Prähistorikers Alfred Schliz als Mensch, Arzt und Forscher wäre niemand berufener gewesen als der württembergische Altmeister Professor Dr. P. G o b l e r (Tübingen). Weinsberg und Justinus Kerner werden dargestellt von Rektor O t t e r b a c h, dem Vorstand des Justinus-Kerner-Vereins, und K. S c h u m m steuert einen schön bebilderten Aufsatz über Burgen und Schlösser in Hohenlohe bei, der das Interesse unserer Mitglieder verdient. Zu den besten Leistungen des Jubiläumshandbuches muß die volks- und wirtschaftsgeschichtliche Würdigung der „Heilbronner Weingärtner im Wandel der Zeiten“ gerechnet werden aus der Feder eines der ihrigen, des Heilbronner Landtagsabgeordneten und Stadtrats H e r m a n n S c h n e i d e r. Man hat seine Freude an dieser wohl gelungenen, vielseitigen Darstellung der Heilbronner „Wengerter“. Der Historische Verein Heilbronn, dessen Männer und Geschichte K. B a c h zum Abschluß überschaut und mit dem unser Historischer Verein für Württembergisch Franken sich in immer erneuter gemeinsamer Arbeit eng verbunden fühlt, darf zu dieser vielseitigen Gesamtleistung zu seinem Jubiläum beglückwünscht werden. E. Kost

**Unser Leintal.** Ein Heimatbuch aus dem Württemberg der Unterland. Herausgegeben von der Pädagogischen Arbeitsgemeinschaft Leintal, Leitung Dr. Fritz Ruland. Mit 52 Bildern und Karten. 290 Seiten. Gauß-Verlag, Heilbronn (Neckar).

Dieses neue, von seinem rührigen Verleger W. Gauß in Einband, Druck und Bebilderung gut ausgestattete Heimatbuch umfaßt jene alte fränkische Landschaft zwischen Neckar, Kraichgau und Heuchelberg, die im Frühmittelalter den Namen G a r t a c h g a u trug nach der alten Bezeichnung Gartach für das Leinflüßchen. Es ist altes Kulturland der Vorzeit, wie die gut gearbeitete Übersicht (K. Gruber) mit Einzelbelegen über seine durchweg bäuerlichen Vorzeitkulturen von der Jungsteinzeit bis zu den Kelten und Römern und zur alamannischen und fränkischen Landnahme erweist. In letztere Zeit, nicht in die keltische, müßte der Name des Heuchelbergs gesetzt werden, der von einem auch sonst im Fränkischen vorkommenden Personennamen Huchilo abzuleiten wäre. Jedoch dürfte der Heuchelberg nach seinem Gestein, den „Heuchelsteinen“, nach diesem fränkischen Ausdruck benannt sein. Zu den sprachlichen Erklärungen darf hier gleich diejenige des Leinbachs gebracht werden, der vom Leinberg kommt und später als Nebenfluß den altdutschen Namen der Gartach („Wasserlauf am Gehege“) überlagert hat. Der Leinbach hat wieder den Namen von der Leinburg bei Kleingartach, die 1274 Lüneburg und 1299 Lunenburg heißt. Leinbach steht namentlich für Leinburgbach. Der befestigte mittelalterliche Sitz der Lunenburg mit ihrem sprachlich noch nicht gedeuteten Namen ist also namengebend für den später über Lün und Leun zu Lein umgedeuteten Bach. Die Namengebung aus Lüneburg dürfte einen Schluß über alte herrschaftliche Schlüsselstellung dieses früh wieder abgegangenen Burgsitzes über dem Ort Gardach (Kleingartach) erlauben. Mit den schwierigen Fragen des Gartachgaues setzt sich R. Gereke in seiner Darstellung des Mittelalters angelegentlich auseinander und versucht in anerkannter Weise die besondere Problematik der deutschen Frühzeit dieses Landstriches zur Ordnung und Klarheit zu bringen. Er nennt mit Recht für diese Zeit den Gartachgau eines der politisch besonders schwierig zu umschreibenden Gebieten (siehe auch unser Jahrbuch S. 324) als Ecke zwischen dem Rhein-, Main- und Neckarland und zwischen den Gebieten von Würzburg und Worms. Er

sicht das Leintal als Teil eines größeren Raumes, in dessen Mitte es liegt, zwischen Schwaben und Franken, und innerhalb Frankens rheinischer Westhälfte mitten zwischen dem fränkischen Norden und dem schwäbischen Süden. Die Entstehung der mittelalterlichen örtlichen Herrschaften erklärt er zum Teil aus dem Tal heraus, mit Recht aber auch zum Teil als Besitz benachbarter Gewalten. Im Ortsadel hätte er wohl öfter die ehemaligen fränkischen Grundherren und Königsvasallen sehen dürfen, so sicher in Schwaigern (775 Svegerheim) als dem Verwaltungssitz eines königlich fränkischen Sweigâri (genau wie bei dem dafür bezeugten Schwaigern bei Königshofen an der Tauber!), dem Aufseher eines großen Viehhofes, während Frankenbach seinem Namen nach in spätmrowingischer Zeit als eine Siedlung freier „Franken“, Königsmannen, im Umkreis schwäbischer Restsiedler gedeutet werden dürfte. Als Abschluß seiner gehaltvollen Darstellung des Mittelalters gibt der Verfasser folgende Bilanz: Dieses Land um die Gartach (Lein) ist zuerst altschwäbisch, nach 500 fränkisch, 939 mit Franken Reichsland. Unter den Ottonen wird es enger mit Rheinfranken verknüpft, geht an die Bischöfe und von diesen an die Grafen von Worms über und zählt zu deren Hausgut. Durch die Staufer wird dann auf dem Weg über salisches Hausgut das Leintal wieder Reichsland. Dann setzt unter den Grafen von Württemberg nach dem Aufhören der fränkischen Grafen von Calw schwäbischer Einfluß ein, aber als nach dem Ende der Staufer das Reichsgut zerfällt, wird Kurpfalz die führende Macht Rheinfrankens. Der schwäbische Gegenstoß am Ende des Mittelalters entzieht das Leintal ihrem Einfluß, ohne es ganz zu gewinnen. So, kommt immer wieder die Mittellage dieses Fleckes Erde zur Auswirkung und prägt seine Geschichte.

Die geschichtlichen Kapitel des Buches werden dann weitergeführt von F. Ruland durch Reformation und Bauernkrieg, die aus der west-östlichen Durchgangslage entspringenden vielen Kriegsnöte im 17. und 18. Jahrhundert bis zur Auflösung der Herrschaftsgebiete und zur Hungerzeit 1816/17, die mit Recht auch in diesem Heimatbuch nicht fehlt, wie die Volkerhebung 1848/49 (E. Kuom) und die Auswanderung im 19. Jahrhundert. Willkommen ist auch eine Darstellung der Bevölkerungsbewegung von 1871 bis 1951 (H. Weinreuter). Wie es sich für ein heutiges Heimatbuch gehört, fehlt auch ein Abschnitt über das Leintal im 2. Weltkrieg nicht (E. Bühner). Berücksichtigt sind sodann das Schulwesen, die Ortswappen (L. Lidl), Landwirtschaft und Industrie (E. Krauter), Verkehr (H. Jäger) und schließlich Volkskundliches in Form von Bräuchen und Sagen (H. Krockenberger). Damit ist, zusammen mit vielseitiger Behilderung, ein reichhaltiges, vielseitiges Buch über dieses von der Natur gesegnete, von geschichtlichen Ereignissen aber viel berührte Stück schwäbisch-fränkischer Heimat zustande gekommen. Für die Freunde dieser Heimat gilt das Vorwort von Schulrat E. Kuom: „Diese Heimat, die im Laufe der Jahrhunderte von der Natur und den Menschen gestaltet wurde, müssen wir uns täglich neu erwerben, wenn wir sie stofflich, geistig und seelisch besitzen wollen.“

E. Kost

**Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst.** Band 2. Freunde mainfränkischer Kunst und Geschichte e. V., Würzburg 1950. 418 Seiten mit 50 Abbildungen in Kunstdruck.

Dieses von besten Sachkennern herausgegebene Jahrbuch unseres ostfränkischen Nachbarvereins enthält wieder eine Fülle wertvoller Aufsätze. Unter seinen Abhandlungen seien erwähnt diejenigen von K. Lübeck über Fuldaer Nebenklöster in Mainfranken, von Fr. Merzbacher über die Geschichte des Hexenprozesses im Hochstift Würzburg und von P. Weißenberger zur Kunst- und Kulturgeschichte mainfränkischer Benediktiner- und Zisterzienserklöster. Über bedeutende Neuerwerbungen des neu aufgestellten Mainfränkischen Museums in Würzburg berichtet dessen Direktor Dr. von Freeden; unter ihnen befindet sich ein lebensvolles Bildnis des großen Barockbaumeisters Balthasar Neumann, gemalt von Kleinert 1727.

Württembergisch Franken kommt zum Wort mit einem Aufsatz von K. Schumm über einen Entwurf zu einem Grabmal Konrads von Weinsberg († 1448). Im Nachlaß des hohenloheschen Archivars Albrecht fand sich eine Entwurfszeichnung für ein Grabmal wohl des genannten Reichskämmerers für sich und seine beiden Ehefrauen, das bei einem Backnanger Bildhauermeister hätte ausgeführt werden sollen, wie Einträge Konrads von Weinsberg in seinem Ausgabenbuch erweisen. Der Verfasser kommt auch auf die anderen Kunstwerke aus dem Kreis des Weinsberger Reichskämmerers Konrad zu sprechen, u. a. die Glasbilder in der Herrgottskirche zu Creglingen, ein Stifterrelief Konrads und seiner Gemahlin Anna von Hohenlohe, das sich ehemals über dem Portal der Weikersheimer Kirche befand, ferner auf das Grabmal für Konrads Enkel Erich Herzog von Sachsen in der Stadtkirche zu Weikersheim, auf die Stifterstatuen

Konrads von Weinsberg und der Anna von Hohenlohe in der Schöntaler Klosterkirche und schließlich auf die Grabsteine Philipps von Weinsberg, des Sohnes der beiden obengenannten, und seiner Gemahlin Anna von Staffelsheim. Über ein im Fürstlich Hohenloheschen Museum zu Neuenstein befindliches Porträtmalgende des Ansbachisch-Brandenburgischen Kanzlers Georg Vogler († 1550) handelt E. Gr<sup>ü</sup>nenwald. Von Bedeutung ist ein Aufsatz von H. von Freed<sup>e</sup>n über den großen Kamin im Schloß zu Weikersheim als bisher unerkannt gewesenes Hauptwerk des Seniors einer bedeutenden Künstlerfamilie, Michael Juncker. Der kunstreiche Kamin, ein Hauptwerk fränkischer Spätrenaissancekunst und Glanzstück in dem großartigen Saalbau des Grafen Wolfgang, ist aus lavaartigem Stein, einer Art Bimsstein, gefertigt. Ein im Weikersheimer Fürstlich Hohenloheschen Archiv aufgefundener und hier abgedruckter Vertrag bezeugt Michael Juncker als Schöpfer.

Unter den übrigen Beiträgen des Mainfränkischen Jahrbuches seien noch genannt: J. Höb, Zur Stellung Frankens im Investiturstreit, sodann Fr. Merzbacher, Lorenz Fries (der in Mergentheim geborene Würzburger Chronist) als bischöflicher Lehensträger, und M. Brod, Würzburger Stadtansichten in Handschriften der Widmannschen Chronik der Stadt Schwäbisch Hall. Auch Brod kommt zu der Ansicht, daß die Bilder der verschiedenen Widmannhandschriften aus der Zeit nach 1600 weitgehend Phantasieprodukte und als topographische und bauliche Zeugnisse kaum verwertbar sind.

Ein reichhaltiger Besprechungsteil vervollständigt den Wert des Mainfränkischen Jahrbuches.  
E. Kost

**Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst. Band 3. Würzburg 1951.**  
388 Seiten mit 16 Abbildungen in Kunstdruck.

Aus dem 3. Band dieses Jahrbuches mit seinen Abhandlungen über Schwerpunkte der Würzburger Geschichtsforschung, kritischen Bemerkungen zu Urkunden des Klosters Fulda, Herkunft der Grafen von Wertheim, die fränkischen Geschlechter von Brunn im 14. Jahrhundert, Beiträge zur Kunst- und Kulturgeschichte mainfränkischer Benediktiner- und Zisterzienserklöster und anderen Beiträgen sowie dem reichhaltigen Besprechungsteil seien hier für die württembergisch-fränkischen Leser besonders erwähnt die „Grundfragen der ostfränkischen Rechtsgeschichte“ von Friedrich Merzbacher. Danach überschneiden sich in dieser „bedeutenden Kernlandschaft des alten Deutschen Reiches“ alamannische mit fränkischen Rechtseinflüssen, wird salisches Recht verarbeitet. Der Verfasser berührt u. a. die Stadtrechtsforschung, gibt Beispiele charakt<sup>e</sup>rvoller Rechtssprache, Einblicke in städtisches Polizeirecht und Hexenprozesse und geht u. a. besonders mit Beispielen auf das ergebige Gebiet bäuerlicher Weistümer, der Dorfordnungen, ein, das ja zur Zeit in Württembergisch Franken auch seine Bearbeitung findet und aus dem ein Band Hohenlohescher Dorfordnungen vor dem Erscheinen steht.

Über Audulf, den frühest bezeugten Grafen im Taubergau, hat der kenntnisreiche Leiter des Historischen Vereins für Mittelfranken, Dr. H. Schre<sup>i</sup>bmüller, eine Zusammenfassung seiner Forschungen vorgelegt. Dieser von dem württembergischen Historiker Stälin in seiner Wirtembergischen Geschichte (Bd. I, S. 332) nur kurz erwähnte Taubergaugraf ist schon 807 in einer Kaiserurkunde Karls des Großen (Mon. Germ. Hist., Diplomata Karolina I Nr. 206) genannt. Er war einer der tüchtigsten Helfer dieses Herrschers bei seinem gewaltigen Lebenswerk, ein kraftvoller Mann und hoher Beamter, Seneschalk für den königlichen Hof, der „Menalkas“ der Hofdichter, 786 erfolgreicher Heerführer gegen die Bretonen, Statthalter in Baiern um 805, Königsbote und 807 Graf im Taubergau. Damals gibt Audulf an den Würzburger Bischof Agilward im Gütertausch von seinen königlichen Lehen eine Kirche in Unterschüpf sowie Gut in Odingen, heute Üttingshof bei Mergentheim, gegen die Kirche von Freudenbach und den Zehnten dort und in Autgaushova, wohl Archshofen, und Waldmannshofen. Audulfs Amtssitz dürfte in Mergentheim gewesen sein. Graf Audulf erscheint im Testament Karls des Großen als Otulf 811 unter 30 Zeugen an bevorzugter dritter Stelle und gehörte zu den „comites fortiores“, den mächtigeren Grafen des Karolingerreiches, zum hohen Reichsadel, mit Streubesitz in diesem ganzen Reich. Er ist 818 gestorben und hat einen gleichnamigen Sohn hinterlassen. Dr. Schre<sup>i</sup>bmüller macht wahrscheinlich, daß im Taubergau nach der Sippe dieses Audulf der Ort Adolzhausen (1182 Otolveshusen) benannt sein muß, vielleicht auch Edelfingen (1207 Uotelfingen, 1219 Otelvingen), das sich durch gut ausgestattete Reihengräber der Frankenzeit des 7. Jahrhunderts auszeichnet (siehe „Württembergisch Franken“ NF 20/21, 1940, S. 34). In letzterem Fall stammte Graf

Audulf aus einem im Laufe der fränkischen Besetzungszeit fränkisch gewordenen alamannischen Geschlecht. Dr. Schreibmüller erschließt Audulfs fränkische Herkunft aus der Tatsache, daß in der bairischen Heimat von Audulfs Gemahlin Keyla ein Ort Frankendorf liegt und dort schon 778 und später Träger des Namens „Franco“ auftreten, was vielleicht auf dort mit Audulf hingekommene Franken deuten könnte. Typisch ist Heirat von Hochadeligen über die Stämme hinweg in Verflechtung der karolingischen Reichseinheit.

Zu einem auch für Württembergisch Franken beachtenswerten volkskundlichen Gegenstand liefert Heiner Heimberger einen Beitrag: Neidköpfe zwischen Neckar und Main. Es sind jene meist an den Eckständerpfeilern alter Bauern-, Bürger- oder Herrenhäuser plastisch eingeschnitzten, groben Gesichtsmasken und Fratzen, die in der Volkskunde als Neid- oder Schreckköpfe bezeichnet werden und offenbar Abwehrbedeutung haben. Der ursprüngliche Neidkopf ist das glatte Gesicht ohne Kopf- und Barthaar, daneben das bärtige mit Schnauz-, Spitz- oder Knebelbart, selten die männliche Vollfigur. Die meisten Beispiele Heimbergers stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert, wenige aus dem 16., eines aus dem 14. Jahrhundert. Fehlen früherer Belege ist wohl auf das Fehlen älterer Häuser zurückzuführen. An romanischen Säulenköpfen und Kirchenfriesen kommen Neidköpfe in Stein schon im 13. Jahrhundert vor, steinerne Neidköpfe des 15. und 16. Jahrhunderts sitzen meist auf Schlußsteinen der Toreinfahrten und Türen. Hauptverbreitungsgebiete der Neidköpfe auf hölzernen Eckbalken sind die badischen Landkreise Buchen und Tauberbischofsheim. Es darf hinzugefügt werden, daß sie im angrenzenden württembergischen Franken seltener sind, aber nicht fehlen. Ihre bereits vollzogene wissenschaftliche Sammlung durch den Berichtersteller ist im Jahre 1945 mit vielen anderen volkskundlichen Sammlungen dem Krieg zum Opfer gefallen. E. Kost

Ellwanger Jahrbuch 1947—1949. Herausgegeben vom Geschichts- und Altertumsverein Ellwangen, 1949. 224 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Unter der Schriftleitung unseres langjährigen Mitglieds Studienrat H. Rettenmeier (Ellwangen) hat unser Schwäbisch Haller Nachbarverein diesen stattlichen Dreijahresband herausgebracht. Unter den Beiträgen seien erwähnt: „Die (alamannischen) Totenbäume von Zöbingen“ (O. Paret), „Der Ellwanger Mönch Ermenrich und sein Werk“ (W. Zeller), „Wann ist das Kloster Ellwangen gegründet worden“ (764) (W. Zeller), „Heraldisches um Stadt und Stift Ellwangen“ (H. Rettenmeier), „Ortswappen des Kreises Aalen“ in Wort und Bild (H. Rettenmeier), „Die Malerei in der Porzellanfabrik zu Schrezheim“ (H. Erdner) und „Die Wiedergeburt der heimatkundlichen Sammlung“ (W. Högg, Leiter des Ellwanger Geschichtsvereins). Dieses schöne Jahrbuch setzt eine gute Tradition fort und ist in Inhalt und Ausstattung zu begrüßen. E. Kost

Wilhelm Engel, Magister Lorenz Fries (1491—1550). Mainfränkische Hefte, Heft 11. Würzburg 1951. 1,80 DM.

Auf diesen 46 Seiten seiner durch zahlreiche Anmerkungen, Quellennachweise u. a. vermehrten Festrede zum 400. Todestag des fränkischen Geschichtsschreibers M. Lorenz Fries (\* Mergentheim 1491, † Würzburg 5. Dezember 1550) entwirft Engel nicht nur ein ansprechendes Lebensbild des Gefeierten, sondern auch ein Bild von den Stätten der Bildung, die Fries besuchte, und von dem Gelehrtenkreis, der neben und mit Fries an der fränkischen Geschichtsschreibung beteiligt war. Wir erfahren wertvolle Mitteilungen über die Lehrer, die Fries auf den Universitäten Leipzig, Wien und Wittenberg hörte, über fränkische Landsleute, die neben ihm studierten, über die Männer, mit denen er auf der Höhe seines Lebens in fruchtbarem Gedankenaustausch stand. Von den letzteren gehören Daniel Stiebar von Buttenheim, Propst des Stifts Komburg, und der hällische Chronist Georg Widmann unserem engeren Vereinsgebiet an. Nicht unerwünscht sind hier vielleicht einige Ergänzungen. Ein Mergentheimer Landsmann von Lorenz Fries war auch Konrad Fuchs, Chorherr des Stifts Neumünster (S. 32). Den überlieferten Stammbaum Fries (S. 8) zweifelt der Verfasser mit Recht stark an, und sicher ist die Rückführung des Geschlechts über Landshut auf Augsburg ganz abwegig. Indessen scheint mir dieser Stammbaum doch einiges Richtige zu enthalten, das meines Erachtens von Lorenz Fries selbst herühren könnte (siehe unten). Vater des Lorenz dürfte wirklich Leonhard Fries gewesen sein, der aber nachweislich erst 1490 Bürger in Mergentheim wurde. Aus Höttingen (etwa 16 km nordöstlich von Mergentheim) kommt 1497 ein Michael Fries als Bürger nach Mergentheim. In dieser Gegend zwischen Mergentheim und Würzburg vermute ich die Heimat auch des Leonhard Fries, zumal als dessen Ehefrau eine Margarethe Lesch aus EBFeld überliefert

ist. Um 1501 lernen bei Riemenschneider in Würzburg Hans und Leonhardt Fries aus Mergentheim (Württembergisch Franken NF VI, 1897, S. 99; Henslin Fries, Bildschnitzer von Mergentheim, wird auch in der Beschreibung des Oberamts Mergentheim, S. 429, genannt). Dieser Bildschnitzer Hans Fries läßt sich als Bruder des Geschichtsschreibers nachweisen, Leonhard ist schon in dem genannten Stammbaum als solcher, nur ohne Berufsangabe, aufgeführt. Seite 22 weist der Verfasser nach, daß M. Lorenz Fries kinderlos war und daß also die im Stammbaum erscheinenden drei Söhne zu streichen sind. Von zwei dieser angeblichen Söhne glaube ich sagen zu können, wie sie in den Stammbaum geraten sind: Johann ist in Wirklichkeit der obgenannte Bruder Hans der Bildschnitzer, Lorenz aber ist dessen urkundlich bezeugter Sohn Dr. theol. Lorenz Frisäus, um 1543 Chorherr des Stifts Neumünster, zuletzt evangelischer Pfarrer zu Brackenheim. An diesen Neffen scheint wenigstens einiges aus dem schriftlichen Nachlaß des Geschichtsschreibers gekommen zu sein; Martin Crusius notiert 1596 in seinem Tagebuch, daß M. Lorenz Frisäus (ein Sohn des † Brackheimer Pfarrers) ihm „antiqua quaedam“ des bischöflich würzburgischen Rats Lorenz Fries zur Durchsicht übergeben habe, und wenige Tage nachher: „Genealogiam Frisacorum heri et hodie conscripsi“ (Diarium Martin Crusii 1596—1597, Tübingen 1927, S. 5).

Zum Schluß eine Berichtigung: Nach Augsburg abgeordnet wurde 1530 neben Dr. Konrad Braun und Lorenz Fries nicht Dr. Marsilius Braun, sondern Dr. Marsilius Prenninger.

G. Lenckner

**Georg Reichert, Erasmus Widmann (1572—1634).** Leben, Wirken und Werke eines württembergisch-fränkischen Musikers. Band 36 der „Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte“. Kommissionsverlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1951. 124 Seiten und Notenbeilage. Kartoniert 7,80 DM.

Georg Reichert, Professor am Tübinger Musikinstitut, darf sich mit dieser Abhandlung ein besonderes Verdienst zuschreiben; hat er doch damit zu der noch allzuwenig erforschten Musikgeschichte Württembergs und Frankens einen bemerkenswerten Beitrag geliefert. Nicht als wäre etwa in E. Widmann eine bisher unbekannte Größe entdeckt worden — er war einer der zahlreichen Kirchenmusiker von gutem Durchschnitt, die dem kulturellen Leben ihrer Zeit das besondere Gepräge gaben. Was dem Buch besonderes Gewicht gibt, ist seine feine Art, uns einen Blick tun zu lassen in die kulturellen Strömungen und Beziehungen der damaligen Zeit, vor allem aber in die Art der Musikpflege an Fürstenhöfen, in Kirche und Schule. Nicht zum wenigsten hat der Verfasser den Beweis erbracht, daß der Unterschied zwischen der Musikpflege Schwabens und der anderen deutschen Stämme wohl nur darin besteht, daß von ihr weniger geschrieben und geredet wird und daß wir uns ihrer keineswegs zu schämen brauchen.

Reichert schildert uns zunächst den Werdegang des schwäbisch-fränkischen Meisters. Als gebürtiger Haller beginnt er seine musikalische Laufbahn im Ausland, in Eisenerz und Graz; nach nur kurzer Anstellung in seiner Vaterstadt findet er die beiden Hauptstationen seines Lebens als fürstlicher Hofkapellmeister in Weikersheim und als Kantor und Organist in Rothenburg. Das alles ist mit so viel Gründlichkeit und Sorgfalt erforscht und in zum Teil erfrischend humorvollen Einzelheiten wiedergegeben, daß sowohl Fachmann als auch Laie gleichermaßen von der Schrift angeregt und gefesselt werden. In besonderem Maße wird freilich das Werk dem Interesse des Kirchenmusiklers begegnen, füllte doch einen wesentlichen Teil seines arbeitsreichen Lebens die Beschäftigung mit der Kirchenmusik aus, der er nicht nur in der Praxis, sondern — wie es sich für den Kirchenmusiker der damaligen Zeit gehörte — auch als fruchtbarer Komponist diente. Im zweiten Teil der Schrift erfahren gerade die Kompositionen Widmanns (geistliche und weltliche Vokalwerke, Instrumentalwerke) sowie seine organisatorischen Schriften für Schule und Kirche (so u. a. das Gesangbuch für Weikersheim und ein kleines doppelsprachiges Lehrbuch der Musiktheorie, bestimmt für den Gebrauch an der Rothenburger Lateinschule) eine eingehende Würdigung und Deutung. Eine wertvolle Zusammenfassung bildet das Schlußkapitel über Widmanns musikgeschichtliche Stellung, das in der überlegenen Schau des Musikwissenschaftlers die Persönlichkeit Widmanns in das gesamt-musikalische Schaffen seiner Zeit einordnet. Zu wünschen bliebe nur für die musikalische Praxis, daß die wichtigsten Kompositionen möglichst bald dem allgemeinen Gebrauch zugänglich gemacht werden.

Weiteren Arbeiten Reicherts wird man stets besondere Beachtung schenken. Es ist uns bekannt, daß er sich mit der Lebensgeschichte eines anderen schwäbischen Musikers, des Georg Wolfgang Truckenmüller, der von 1652 bis 1675 als Organist an St. Michael in

Schwäbisch Hall wirkte, beschäftigte. Die Ergebnisse seiner Forschung, die u. a. aufschlußreiche Beziehungen des schwäbischen Kulturkreises zu Hamburg zutage förderten, dürften gleichermaßen wie die vorliegende Darstellung über E. Widmann das besondere Interesse des schwäbisch-fränkischen Heimatforschers in Anspruch nehmen. Walter Gönnenwein

G. S. Graf Adelm ann von Adelm annsf elden, *Der Carlsberg bei Weikersheim*, in: *Neue Beiträge zur Archäologie und Kunstgeschichte Schwabens*. Julius Baum zum 70. Geburtstag gewidmet. Seite 196—204 mit Abbildungen 85—88. W.-Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 1952.

Noch bevor der Direktor des Mainfränkischen Museums in Würzburg, Dr. Max H. von Freeden, in unserem Jahrbuch „Württembergisch Franken“ NF 22/23 (1948, S. 145—170) die reizvolle Weikersheimer Orangerie als baukünstlerische Schöpfung des hannoverschen Hauptmanns Johann Christian Lüttich nachgewiesen hat,\* sind die für eine weitere württembergisch-fränkische Jahrbuchdarstellung desselben Mitarbeiters gesammelten Unterlagen und Entwürfe dem Krieg zum Opfer gefallen; sie sollten die zweite ansprechende Schöpfung des genannten Barockbaumeisters bei Weikersheim, den Carlsberg, darstellen. Statt dessen bringt nunmehr in anderem Rahmen der württembergische Kunsthistoriker beim Württembergischen Landesamt für Denkmalpflege, Hauptkonservator Dr. Graf Adelm ann, eine eigene, erneut aus den Quellen geschöpfte Darstellung dieses idyllischen Jagd- und Lustschlosses auf dem Carlsberg heraus. In Anbetracht der Bedeutung dieser Darstellung für die württembergisch-fränkischen Geschichtsfreunde seien Teile des Inhalts hier berichtswise wiedergegeben.

Der Carlsberg verdankt bekanntlich sein Dasein dem kunstsinnigen und alle Lebensbereiche in die von ihm veranlaßten Schöpfungen einbeziehenden Grafen Carl Ludwig von Hohenlohe, dessen Lebensführung unser früherer Mitarbeiter Dekan Blind in seiner Mergentheimer Schrift über einen Grafenhof vor 200 Jahren (siehe WFr NF 17/18, 1936, S. 244) ein kleines Denkmal gesetzt hat.

Um 1726 müssen die Pläne des ideenreichen Ingenieuroffiziers von Lüttich im Auftrag dieses Weikersheimer Grafen entstanden sein für die herrschaftliche Anlage auf der Anhöhe des ehemaligen Hardtwaldes für das dort angesetzte hohenlohesche Lust- und Jagdschloß. Schon vordem war dort ein herrschaftlicher Tiergarten eingerichtet gewesen mit Holzgang, ab 1726 mit Ummauerung. Ein den wenigsten Besuchern des Carlsbergs bekannter, origineller Saufang im Wald des Carlsbergs ist ein letzter sichtbarer Rest dieses Tiergartens. In der östlichen Ecke gegen Queckbrunn hatte Carl Ludwig zur Beaufsichtigung dieses Tiergartens ein Jägerhaus bauen lassen, 1725 ein weiteres Haus als Wirtschaftsgebäude. Die größeren Unternehmungen dort oben setzten dann 1727 ein in Durchführung der Pläne des dazu von Philippsburg „mit seiner Frauen Liebsten, Knecht und Magd“ nach Weikersheim gekommenen Johann Christian Lüttich: die Anlage eines die Mitte bildenden Hauptbaues und der vier rings um einen runden, ummauerten Hof angelegten Nebengebäude. Vom Zentralbau aus wurden in Sternform Alleen in den Forst gehauen. Die Arbeitskräfte setzten sich besonders aus Soldaten des fränkischen Kreisregiments und aus Flüchtlingen aus Salzburg zusammen. Im Frühjahr 1728 konnte dann Graf Ludwig den nach ihm genannten „Carlsberg“ beziehen.

Der Verfasser vorliegender Darstellung, Graf Adelm ann, ist in der Lage, aus erhalten gebliebenen Bildansichten, aus Inventaren und Baurechnungen (Accorden), besonders aus dem Schloß Weikersheim, den heute nicht mehr stehenden Carlsberger quadratischen Hauptbau zu rekonstruieren. Sein Äußeres war schlicht, die Putzwände gelb und grau getönt, die Balkone blau gestrichen, die verzierten Teile vergoldet. Prächtiger war der Innenausbau und die -ausstattung, besonders in den Prunkräumen des 2. Stockes reicher Stück, Deckengemälde, gemalte Tapeten, Stuckmarmor und Kamine. Im Grundriß lagen in den beiden Stockwerken je um den runden Saal die vier Eckwohnräume und zwei Vorzimmer; zwei Treppenhäuser waren in der Mittelachse angelegt. Der Mittelsaal stieß durch das schiefergedeckte Dach hinauf zu einem Kuppelaufbau mit Galerie und 12 ovalen Fenstern und eingeschnürter kugelbekrönter Dachhaube. Die damals auf dem Dachgesims stehenden, giebelflankierten Steinfiguren des Künzelsauer Bildhauers Georg Christoph Sommer (siehe auch Seite 285 unseres Jahrbuchs) stehen jetzt auf dem freien Platz am Rand des Rondells. Die verschiedenen anderen Kunsthandwerker werden von Graf Adelm ann angeführt, das reiche Mobiliar beschrieben.

\* Auch als hübscher Sonderdruck mit zahlreichen Abbildungen beim Historischen Verein für Württembergisch Franken erhältlich.

Die übrigen Gebäude der Anlage waren untergeordnet schlicht gehalten; sie standen in den Viertelachsen der Sternanlage am Kreisrand der Hofmauer, quer zu den Ecken des Mittelgebäudes, zweistöckig mit Zeltdach und einem Kaminschlot an der Dachspitze. Die Standbilder an den Mauertoren waren Krieger und Kriegerinnen in antiken Rüstungen. Kleine gärtnerische Anlagen waren zum Hof durch eine niedere geschwungene Brüstung abgegrenzt, die von Treppentörchen und kleiner Steinplastik besetzt war. Die Pavillons waren Kavaliere-, Küchen-, Chaisen- und Stallbauten; statt der beiden letzteren erscheinen 1747 die Gärtnerswohnung und der Fräuleinpavillon.

Der Carlsberg sollte jedoch nicht nur eine Lustanlage sein. Ein wesentlicher Teil gehörte dem Weinberg und dem Wirtschaftshof; die Ummauerung des Tier- und Weingartens, 1716 begonnen, war noch 1737 in Arbeit. Der Weinberg war am Südhang angelegt, 1730 wurde unten an der Straße eine eigene Kelter gebaut, 1735/36 der Eiskeller und 1740/41 wurde das Wirtschaftsgebäude um Viehstall und Keller erweitert. In späterer Zeit kam in der Lustanlage auf der Höhe am Rand der Südachse der Hauptallee noch der „neue Pavillon“ hinzu, das heutige „Gelbe Haus“, mit Aussicht auf das Vorbachtal aus dem über die Freitreppe erreichbaren Saal.

Die festlichen Tage auf dem Carlsberg schränkten sich 1744 nach dem Tod des einzigen Sohnes des Grafenpaares, der beim Ritt auf dem Carlsberg 1744 ums Leben kam, ein und gingen mit dem noch 1755 oben gefeierten 81. Geburtstag Carl Ludwigs bald zu Ende. Nach Carl Ludwigs Tod (1756) waren bald Reparaturen an den leichten Gebäuden nötig. In den 1860er Jahren wurden schließlich der Mittelbau und zwei Pavillone abgerissen und damit die einheitliche Idylle gestört. An Stelle des Hauptbaus wurde 1872 die dort stehende Eiche gepflanzt.

Es sei nach diesen aus der Darstellung Graf Adelmans entnommenen Angaben noch hingewiesen auf die von ihm entwickelte kunstgeschichtliche Stellung dieser reizvoll harmonisch-bewegten Anlage mit ihrer Verbindung von farbigen Bauwerken, Gärten und Wald. Die Entwicklung solcher herrschaftlicher Lustanlagen endete in solcher sich auflockernder und zergliedernder Bauweise in Verbindung mit dem Stern- und Strahlenmotiv. Bald nach der Errichtung der Weikersheimer Carlsberganlage hört in der Kunstgeschichte die Reihe solcher Bauten auf, weil das späte Rokoko große Anlagen für Sommer- und Jagdaufenthalt nicht mehr errichtete und die einheitliche Lebenskunst der Höfe langsam verloren ging. Ein schönes Beispiel solchen Einklangs war der Carlsberg gewesen, der nach der dankenswerten Darstellung des Verfassers nun wenigstens in dieser noch nacherlebt und begriffen werden kann.

E. Kost

**Max H. von Freeden, Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken.** I. Teil, 1639—1729. Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte. Kommissionsverlag F. Schöningh, Würzburg 1950. Preis des ganzen Bandes bei Subskription 35 DM, später 45 DM.

Diese umfassende, wichtige Quellenveröffentlichung beginnt mit der Regierungszeit des Kurfürsten und Erzbischofs Lothar Franz sowie des Fürstbischofs Philipp Franz von Schönborn und bringt u. a. die Korrespondenz um den Bau der Würzburger Residenz und des Schlosses Bruchsal. Zur Geschichte Balthasar Neumanns, Johann Dientzenhofers, Welsch und anderer damals tätigen Künstler und ihrer Werke wird eine Anzahl neuer Belege beigebracht. Das Werk wird nach seiner Fertigstellung (in Lieferungen) ein Standardwerk auf seinem Gebiet sein.

E. Kost

**Wolfram Fischer, Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung.** Dissertation Tübingen (Maschinenschrift 1951). 477 Seiten.

Der Verfasser behandelt die Entwicklung der hohenloheschen Territorien Öhringen, Kirchberg, Schillingsfürst, auch Ingelfingen (nicht aber Langenburg und Bartenstein) in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Nach kurzer Charakteristik der Fürsten — Ludwig Friedrich Karl von Öhringen, Friedrich Ludwig von Ingelfingen, Christian Friedrich Karl von Kirchberg und Karl Albrecht von Schillingsfürst — schildert er ausführlicher die Entwicklung des öffentlichen Lebens: die Verwaltung in ihrer Zerteilung zwischen Regierung und Kammer und die Versuche der Verwaltungsreform, die besonders Friedrich Ludwig machte; die Polizeiordnungen und die Versuche, soziale Probleme auf dem obrigkeitlichen Wege zu lösen; das Institut zu Neuenstein, das zugleich Manufaktur, Altersheim und Bettlerversorgung sein sollte; die Wirtschaftsunternehmungen Friedrich Ludwigs und seines Mitarbeiters Glenk und die Lehren des „Gipsapostels“ Pfarrer Johann Friedrich Mayer, der zu den Begründern der modernen rationalen Landwirtschaft im Lande gehörte;

das Schulwesen, besonders das Öhringer Gymnasium und Seminar, die Kirchberger Lateinschule und die Volksschulen, sowie die Schulreformen und Pläne des Pfarrers Kretschmer; endlich die Stellung des Landes Hohenlohe zum Reich und zur französischen Revolution. Exkurse über den Kirchberger Fibelstreit und die Öhringer Bauernunruhen sowie Auszüge der wichtigsten Denkschriften und ein ausführliches Register ergänzen die Darstellung.

Das ziemlich uferlose Thema ist mit großem Fleiß und reichem Material bearbeitet; die wesentlichen Züge der aufklärerischen Reformtätigkeit und der Landesverwaltung sind hervorgehoben (man vermißt allerdings ein Wort über Forstverwaltung und Jagdwesen). Die gewandte Sprache des Verfassers streift zuweilen an das Journalistische. Es wirkt sich jedoch aus, daß die Arbeit nach dem Tode des Referenten „unbetreut geblieben und daher ohne wissenschaftliche Anleitung entstanden“ ist (S. 1). Ohne hier auf die zahlreichen Ungenauigkeiten, bedenklichen Formulierungen, ja Fehler in Einzelheiten einzugehen, möchte ich nur drei Bedenken allgemeiner Art aussprechen.

1. Viele Professoren neigen dazu, Doktorthemen sehr allgemein, weit und unbestimmt zu formulieren, statt gewissenhafte Einzeluntersuchungen mit klar umschriebenem Ziel anzugehen. Das mag damit zusammenhängen, daß solche allgemein gehaltenen Arbeiten sich gut als Vorarbeiten für größere Publikationen verwenden lassen. So ist auch einem offenkundig so begabten Doktoranden wie Fischer keine Gelegenheit geboten, seine Fähigkeit in der historischen Methodik an einer exakten Einzelarbeit zu zeigen und zu überzeugenden und beweisbaren Schlüssen zu gelangen. Er ist gezwungen, eine enzyklopädische Vielheit von Themen zu berühren, ohne auch nur ein einziges bis in die Tiefe verfolgen und seine Behauptungen belegen zu können. Was heißt denn „Hohenlohe in der Aufklärung“? Der Verfasser muß eine genaue zeitliche oder gar inhaltliche Bestimmung des Begriffs Aufklärung schuldig bleiben; was er darüber sagt (S. 10—12, 375, besonders S. 381—385) ist wenig überzeugend und nicht ausreichend belegt, zumal die Gegenüberstellung von „patriarchalisch“ und „aufgeklärt“ (S. 376) den Tatsachen nicht gerecht wird. Der Geist der Reformversuche und Projekte müßte gründlicher untersucht und mit anderen Erscheinungen der gleichen Zeit verglichen werden. Allein die Einwirkung der Physiokraten (S. 243) oder Kantscher Gedanken (S. 328) verdient eine eigene Untersuchung. Aber das wäre im Rahmen eines so allgemein gehaltenen Themas schon räumlich nicht möglich.

2. Damit hängt es zusammen, daß der Verfasser Urteile formulieren muß, die er nicht beweisen kann. Unsere Zeit neigt ohnehin dazu, statt sicherer, auf die Tatsachen gegründeter Schlüsse rasche und gewandte Formulierungen und Werturteile zu bevorzugen. Eine wissenschaftliche Arbeit erfordert aber Gründlichkeit, kritischen Sinn und vorsichtige Formulierung. Der Verfasser ist in seinen Urteilen sehr apodiktisch, er weiß sehr genau Bescheid über Sinn und Bedeutung aller dargestellten Vorgänge. Leider widerlegt er seine eigenen Urteile mehrmals weitgehend in den Anmerkungen (S. 207, 254, 351). Die Verzahnung staatsrechtlicher und privatrechtlicher Vorstellungen in den letzten Jahren des alten Reichs, die Frage überhaupt, wieweit man den kleinen Territorien staatliche Funktionen beilegen kann, scheint mir wesentlich schwieriger als er sie behandelt (S. 9 u. a.). Wo es aber um die intellektuellen und charakterlichen Eigenschaften von Personen geht, wird die Neigung zur endgültigen Beurteilung und Verurteilung geradezu peinlich. Ist die weitschweifige und umständliche Sprache der Verwaltungs- und Schulreformer wirklich nur ein Ausdruck ihrer Unfähigkeit, ist sie nicht auch zeitbedingt und (vielleicht auch noch heute!) vom Stoff bestimmt? Johann Friedrich Mayer, Johann Georg und Karl Glenk, Kretschmer oder Hauptmann Schmid, die Aufklärer des Landes, sind allzu leichtin abgetan. Ludwig Friedrich Karl, den die Einzelheiten der Darstellung als fleißigen, etwas umständlichen Hausvater ausweisen, erhält als Mensch und Charakter die schlechtesten Zensuren (S. 42, 280), und gar Friedrich Ludwig von Ingelfingen wird mehr zur Karikatur als zum Charakterbild (S. 49, 375 u. a.). Gewiß ist eine so schillernde Persönlichkeit in einer Zeitwende schwer zu beurteilen, aber unser Vertrauen wächst nicht, wenn wir lesen, daß der Preuße von der Marwitz keinen Glauben verdiene (S. 45), während die Klatschereien des berühmten Vielschreibers Vehse wie eine wissenschaftliche Quelle verwertet werden (S. 29, 45, 48, 49, 53, 67, 466). Die Behauptung aber, es wäre dem Fürsten auch nicht gelungen, etwas zu erreichen, wenn er eher zur Regierung gekommen wäre (S. 110), ist einer historischen Untersuchung nicht würdig.

3. Endlich gibt die Arbeit aber auch Anlaß zur Frage nach der Aufgabe und den Grenzen der Lokalgeschichte. Die Gefahr der herkömmlichen Heimatgeschichte liegt in der Überschätzung des Kleinen („Mein Dorf der Nabel der Welt“); die Gefahr der großen Geschichtsschreibung liegt in der Unterschätzung des Kleinen (die gedachte große Linie im luftleeren Raum). Wer also die Geschichte eines Territoriums behandelt, wird die Maßstäbe und

Verhältnisse der großen Geschichte nicht aus dem Auge verlieren dürfen, aber er muß auch so gewissenhaft sein, daß er die Einzelheiten nicht vorgefaßten Meinungen zuliebe übersieht. Ohne den „liebvollen Blick des Historikers, der ihre Wirksamkeit bis in die zartesten, abseitigsten Verästelungen verfolgt“, wie der Verfasser (S. 382) von der Aufklärung sagt, wird also die Geschichte einer kleinen Landschaft nicht behandelt werden können. Wer nicht durch seine eigene Kindheit an Dorf und Kleinstadt dieser Landschaft gebunden ist, sollte die besten Voraussetzungen für eine solche Arbeit — das Augenmaß für die Dinge und das Interesse an einer unbekannteren Welt — mitbringen. Was aber soll man dazu sagen, wenn der Kupferzeller Pfarrherr, der Freiheit im Handel fordert, zu seinem Nachteil mit Adam Smith verglichen wird (S. 243), wenn es heißt, daß sich die Tätigkeit der Verwaltung oder des Konsistoriums (S. 260) auf Kleinigkeiten beschränkt (als ob nicht alle Verwaltungsarbeit noch heute aus Kleinigkeiten bestehe!), wenn immer wieder die Reformer und Projektmacher den Spott und die Verachtung des Verfassers zu spüren bekommen? Sind nicht unsere Industriegebiete aus Projekten, Fehlspekulationen und Fehlgriffen entstanden? Neben Krupp oder List braucht man nur an Karl Glenk zu erinnern, der nach zahllosen Fehlschlägen die ersten Steinsalzlager erbohrte, die Wertschätzung Goethes errang, für den Verfasser aber ein Mann „utopischer Spintisiererei“ und von „leicht anrühigem Geschäftssinn“ ist (S. 223). (Woher weiß er das so genau?) Es kommt in einer solchen territorialgeschichtlichen Untersuchung doch wohl darauf an, das Kleine als Teil des ganzen zu sehen und zu unterscheiden, was dem allgemeinen Zug der Zeit und der Nachbarländer entspricht, was dem untersuchten Gebiet eigentümlich ist. Das Typische einer Zeit wird sich auch aus kleinen Beispielen erkennen lassen. So kann auch im kleinen Format von Ingelfingen oder Kirchberg spürbar werden, was im großen Format des britischen Imperiums gleichzeitig geschieht. Und ob die großen Projekte im kleinen Lande wirklich nur aus Unfähigkeit und Rückständigkeit scheitern, ob nicht im Zeitgeist der Aufklärung selbst die Gründe des Fehlschlags liegen, das wäre erst noch zu untersuchen. Mit Kategorien wie „verstaubt“, „morsch“, „Spinnweb“ einerseits, „frischer Wind“, also Fortschritt andererseits aber sollte man sich als Historiker überhaupt nicht abgeben. Statt dessen sollte man zeigen, wie und warum die Dinge so sind. Natürlich waren um 1806 die Zustände in den deutschen Kleinstaaten unhaltbar geworden (wir haben dafür ja auch jüngere Beispiele). Aber die beiläufige Erwähnung der patriarchalischen Intensität des Regierens (S. 205), des gesunden Mißtrauens der Bauern gegen Neuerungen (S. 255) oder die lyrische Würde des Bewahrenden (S. 373) erklärt die Macht des Herkommens im altdeutschen Leben nicht; das alte Recht und der alte Brauch hatte ursprünglich seinen Sinn und seine Kraft aus tieferen Gründen. Ohne Ehrfurcht ist keine Geschichtsdarstellung erträglich. Warum sollte denn Öhringen mehr Lehrer ausbilden als es brauchte, warum sollte der Fürst anders als patriarchalisch sein; das war immer noch besser als was ein Karl Eugen von Württemberg oder ein Karl von Ansbach seinen Untertanen zumutete. Sich über die höfische Sprache der Zeit zu entrüsten (S. 224), hat keinen Sinn, denn zur Zeit Goethes hatten solche Worte einen anderen Wert als sie ihn heute hätten.

In ihrer vorliegenden Form ist die Arbeit trotz ihrer Materialfülle keine eigentliche Bereicherung der Geschichte des württembergischen Franken. Gerd Wunder

**Walter Schübler, Das Werbewesen in der Reichsstadt Heilbronn, vornehmlich im 18. Jahrhundert.** Doktordissertation der Universität Tübingen, 1951. Maschinenschriftliche Vervielfältigung.

Diese sehr dankenswerte, kulturgeschichtlich wertvolle Arbeit behandelt rechtliche Grundlagen, Umfang und Arten der Rekrutenwerbung in dem im 18. Jahrhundert wegen seiner günstigen geographischen Lage und seines großen Durchgangsverkehrs sehr beliebten Werbeplatz Heilbronn. Sie stützt sich unter Berücksichtigung eines sehr umfangreichen Schrifttums allgemeiner Art und zahlreicher einschlägiger gedruckter Quellen vorzugsweise auf die Ratsprotokolle und die unveröffentlichten und bisher unbenutzten Werbeakten der ehemaligen Reichsstadt Heilbronn, die leider bei dem Luftangriff vom 4. Dezember 1944 untergegangen sind. Der Verfasser hatte sie allerdings vorher durch Abschriften und eingehende Auszüge für seine Forschungen auswerten können und gibt in seiner Arbeit die verlorengegangenen Quellen in gedrängter Kürze wieder. Sie dürften nicht für die Militärgeschichte des 18. Jahrhunderts wertvoll sein, sondern auch manchen Familienforscher angehen, da z. B. die mit Werbesachen befaßten Beamten und Offiziere der in Heilbronn auftretenden Werbeherrn (Kaiser, Schwäbischer Kreis, Preußen, Württemberg, Kurpfalz, Holland, England, Dänemark u. a.) sowie die Regimenter, die in Heilbronn warben, aber auch Namen von einzelnen Rekruten, Deserteuren und anderen, an Händeln und Gewalt-

tätigkeiten beteiligten Personen angegeben sind. Im ganzen wird über 629 Werbungen aus den Jahren 1700—1801 berichtet. Nicht weniger wie 210 verschiedene Regimenter warben in dieser Zeit in Heilbronn.

Das Recht, zu werben und die Werbungen zu beaufsichtigen, beanspruchte in erster Linie der Kaiser als oberster Kriegsherr. Er wachte darüber, daß nicht feindliche Mächte Rekruten aus dem Reich an sich zogen, was öfters versucht wurde. Alle Werbemächte mußten durch ein sogenanntes Requisitionsschreiben vom Rat der Stadt Heilbronn Werbeerlaubnis erbitten und für den Werbeoffizier ein Werbepatent ausstellen. Dieser mußte die reichsstädtischen Werbebedingungen anerkennen, z. B. Verbot der Anwerbung von Stadt- und Kreissoldaten, Bürgersöhnen, Jugendlichen usw. Nicht selten ergaben sich hier Beschwerden, besonders seitens der zahlreich auftretenden preußischen Werber, sogar Beleidigungen des Rates. Dieser führte trotzdem eine strenge Aufsicht über die Werbungen. Der Verfasser kommt daher zu dem Schluß, daß mindestens was Heilbronn anbelangt die von Gustav Freytag, Onken u. a. vorgebrachten Behauptungen über die allgemeine Nichtswürdigkeit des Werbegeschäfts, Erpressungen usw. zu einseitig seien. Exzesse und Gewalttätigkeiten im Werbegeschäft sowie ungesetzliche Werbungen sind allerdings auch in Heilbronn vorgekommen, aber die sogenannten Opfer sind wohl in der Regel selbst durchaus keine harmlosen und ahnungslosen Burschen gewesen.

Es wäre erwünscht, wenn auch für die Reichsstadt Hall eine entsprechende Untersuchung unternommen werden würde, mit deren Rat der Heilbronner Rat nach dem vom Verfasser ausgewerteten Quellen in Werbeangelegenheiten stets enge Beziehungen unterhalten hat.

L. Ziegler

**Adolf Bayer, Die Ansbacher Hofbaumeister beim Aufbau einer fränkischen Residenz.** Neujahrsblätter, herausgegeben von der Gesellschaft für Fränkische Geschichte, 22. Heft. Kommissionsverlag F. Schöningh, Würzburg 1951. 172 Seiten mit 140 Kunstdruckabbildungen. Broschiert 5,95 DM, Leinwand 6,60 DM.

Diese Schrift des Vorsitzenden der herausgebenden Gesellschaft zeigt am Beispiel von Ansbach, wie begabte fränkische Baumeister neben ihren Schloß- und Kirchenbauten in fröhlichem Auftrag auch städtebaulich ausgezeichnetes und Bleibendes in Gestaltung der Einfahrten in den Städten und des Gesichtes der Hauptstraßen geschaffen haben. Die Hofbaumeister wurden so auch Stadtbaumeister. Ansbach nannte eine Reihe von Könnern sein eigen, unter ihnen den auch am Mergentheimer Schloß in seinen älteren Teilen bauenden Basius Berward der Ältere und den Italiener Leopold Retti, bei uns als Architekt des Stuttgarter Neuen Schlosses und in Württembergisch Franken als Erbauer des Schlosses in Eschenau bekannt. Der Verfasser zeigt, wie eine fränkische Residenz in Jahrhunderten aus einer den bürgerlichen Meistern überlegenen Leistung des Hofbaumeistertums ihre charakteristischen Merkmale bekommen hat.

E. Kost

**Beiträge zur württembergischen Apothekengeschichte.** Herausgegeben von Armin Wankmüller. Band I, Heft 1, 31 Seiten. Nürtingen 1950.

Ziel dieser neuen Schriftenreihe ist Förderung apothekengeschichtlicher Forschung und Erfassung entsprechenden Schrifttums. Das vorliegende Heft 1 gibt die Geschichte der württembergischen Apotheken im 16. und 17. Jahrhundert in Übersicht. Genannt werden Heilbronn und Hall, sonst Apotheken des alten Herzogtums Württemberg. Nach Aufsätzen anderer Verfasser über altwürttembergische Apotheken bringt der Herausgeber Armin Wankmüller noch eine dankenswerte Bibliographie zur württembergischen Apothekengeschichte mit Nennung der württembergisch-fränkischen Apotheken in Crailsheim, Creglingen und Künzelsau. Von Neuenstein wird auf die Behandlung zweier Steinfiguren im Schloßpark in Neuenstein, Arzt und Apotheker darstellend, von O. Bolsinger in der Süddeutschen Apothekezeitung 89 (S. 605—608, 1949) hingewiesen, von Künzelsau auf den reizenden Privatdruck von O. Bolsinger, 300 Jahre Apotheke in Künzelsau 1649—1949, 71 Seiten, Stuttgart 1949, hingewiesen. Von Bad Mergentheim sei ergänzend vermerkt: G. Föhner, Hofapotheke zum Engel, eine der ältesten Offizinen Deutschlands, Heimatkalender der Fränkischen Nachrichten, Tauberbischofsheim 1951, Seite 104 und 105, mit 3 Abbildungen.

In Heft 2, 1951, fährt der Herausgeber in seiner Bibliographie fort mit Nennung von Apothekergeschichtlichem aus Heilbronn und Kirchberg an der Jagst (S. 57), in Heft 3, 1951, von Backnang (S. 82), Bad Mergentheim (S. 83), Neuenstadt an der Linde (S. 83), in Heft 4, 1952, von Crailsheim (S. 126) und Bad Mergentheim (S. 126). In diesem Heft 4

gibt Wankmüller auch die Gründungsdaten der Apotheken von Neuenstadt (1672), Weinsberg (um 1678), Beilstein (1691), Bottwar (um 1691), Güglingen (1691), Murrhardt (1700). Heft 3 enthält einen grundsätzlichen Beitrag A. Wankmüllers über Aufgaben der Apothekengeschichtsschreibung in Württemberg.

Die Wankmüllerschen Beiträge verdienen besonders von seiten der württembergisch-fränkischen Apothekerschaft Mitarbeit und Förderung. E. Kost

**POEMATATA SACRO-PROFANA à F. Benedicto Abbate** (Handexemplar zu Abt Knittels Gedichten). Schöntal 1683—1730.

In der Universitätsbibliothek zu Freiburg im Breisgau liegt ein kleiner Quartband mit rostbraunem Lederrücken und -ecken in der Größe 19,5 × 15,5 × 2 cm, der nicht nur die wichtigsten Gedichte des viertletzten Schöntaler Abtes, Benedikt Knittel aus Lauda (1683—1732), enthält, sondern zweifellos dessen Handexemplar darstellt; ist es doch eingeleitet durch ein eigenhändiges vierzeiliges Widmungsdistichon und ist von dessen Hand durchkorrigiert und mit Fußnoten, besonders Bibelstellen zu einigen Versen, versehen; es gibt auch die 1714 in 1. und 1729 in 2. Auflage erschienenen Werke wieder. Geschrieben wurde es in schöner Schrift und Anordnung von F(rater) J. W. amanuensis, nach den heute verschwundenen, aber in der Schöntaler Pfarrchronik festgehaltenen und von Kröll 1878 veröffentlichten Schöntaler Fässerinschriften sicher dem Laienbruder und jüngeren Landsmann des Abtes, Johannes Wolpert aus Lauda. Von der Geschichte der Handschrift ist nur bekannt, daß sie 1847 in die Hände des Geistlichen Rates F. C. Grieshaber (Rastatt) gelangte und von diesem später der Freiburger Universitätsbibliothek vermacht wurde. (Die sonst in den Bibliographien genannten Werke Knittels sind zur Zeit unauffindbar.) Die Handschrift gliedert sich deutlich in zwei Teile: einen ersten mit Gedichten vermischten geistlichen und weltlichen Inhalts (S. 1—147) und einen zweiten lateinischer Paraphrasen zu den Hymnen des Römischen und des zisterziensischen Ordensbreviers (nicht paginiert; S. 149—230). Der Band wurde exzerpiert und teilweise veröffentlicht von J. Hartmann (Württembergisch Franken, Bd. 9, 1872, 246 ff., und 1873, 408 ff.) und vom Rezensenten (Knittelverse aus dem Kloster Schöntal, Metzgingen 1952).

Der Titel lautet in barocker Länge: *Poëmata Sacro-Profana Ethica Latino-Germanica inter vigilias nocturnas potissimum elucubrata à F. Benedicto Abbate XLVI<sup>o</sup> exempti et Immediati Monasterii Beatae Mariae Virginis de Speciosa Valle Ord. Cisterc. ab anno 1683 usque ad 1730*; doch stammen vier Gelegenheitsgedichte nach den Chronosticha noch aus dem Jahre 1731, sind also wohl auf leere Seiten nachgetragen.

Inhalt:

- I. 1. *Exercitio spiritualis menstrua*, Kalender für 31 Tage.
2. *Hominis descriptio in triplici statu, praeterito, praesenti et futuro*; S. 1—25. je ed. 1714<sup>1</sup>; 1729<sup>2</sup>; teilweise WFr 1872/73.
3. *Apologus Christiano-Politico-Moralis, Joco-Serius inter Bacchum et Nympham sive vinum et aquam vel lympham de utriusque origine, praestantia necessitate et temperantiae praeconio*.
4. Ein geist-, welt- und sittliches mit Scherz und Ernst untermengtes Schutzgespräch bei einem Bronnen zwischen Bacchus und Thetis oder Wein und Wasser zum Lob der liebwerten Nüchternheit; S. 27—84, 1722, teilweise ed. WFr 1872/73.
5. Eine größere Anzahl meist kurzer lateinischer und deutscher Gedichte in verschiedenem Metrum und mit verschiedenartigstem Inhalt, zum kleineren Teil ed. WFr 1872/73, S. 85—147.
- II. 1. Hymnen zum Römischen und Ordensbrevier
  - a) auf Sonn- und Feiertage;
  - b) auf die großen Kirchenfeste der katholischen Kirche. W. Stiefel

**Knittelverse, Inschriften aus dem Kloster Schöntal.** Ausgewählt von Wynfrid Stiefel. Privatdruck 1952.

Die bei Georg Hauser in Metzgingen gedruckte 32seitige Schrift ist von ihrem Herausgeber als Lehrer des Evangelisch-Theologischen Seminars in Schöntal in erster Linie für die dortigen Seminaristen bestimmt. Sie bringt mit einem Bild des Abtes Knittel eine Auswahl seiner Verse in der Schöntaler Neuen Abtei, dazu sonstiger im Kloster angeschriebener Verse von Knittel, auch Inschriften auf Fässern, Glocken und Sonnenuhren. Be-

grüßenswert ist eine zugefügte Auswahl aus Knittels literarischem Werk, seiner religiösen und weltlichen Dichtung, u. a. aus dem in Deutsch verfaßten „Schutzgespräch zwischen Bacchus und Thetis“ zum „Lob der liebwerten Nüchternheit“. In W. Stiefels Schlußwort wird der Abt als „Dichter“ gewürdigt und dabei wieder einmal klar gemacht, daß es Knittelverse nicht erst seit Abt Benedikt Knittel aus Schöntal (1683—1732) gibt. Aber der für den Hausgebrauch dichtende Abt steht in seiner naiven, oft derben Aussage der Art der alten Knittelverse nahe, ist im übrigen ein Sohn seiner wortreichen Zeit, des Barocks. Nach Stiefel ist Knittels Vorliebe für den lateinischen Vers auch ein Stück Zeitgeist wie das gelehrte oder tändelnde Spielen mit Sprache, Rhythmus, Vers und Reim; mit seinem Mutterwitz und Sinn für Humor ist Abt Knittel ein „fränkischer Bruder im Geist des Schwaben Sebastian Sailer“.

Die erste Seite von Abt Knittels Muse, fast ausschließlich in lateinischem Gewande, ist nur noch von historischem Interesse; am ehesten überlieferungswert erscheinen noch seine aphoristisch-epigrammatischen Verse und Inschriften, die er auf jeder leeren Stelle anbringen ließ. Den Wein preist der lebensfrohe Abt in der Art des wurzelechten Weinbauers; er stammt ja auch aus dem weinfrohen Tauberland, aus Lauda.

Der hier besprochene Privatdruck von W. Stiefel steht in der Bücherei des Historischen Vereins für Württembergisch Franken zur Verfügung, ebenso wie der ausgezeichnet gelungene, lebendige und das wesentliche ansprechend bringende, neue, kurze Führer „Kloster Schöntal“ (Kommissionsverlag Georg Hauser, Metzgingen) von demselben Verfasser.  
E. Kost

**Paulus Weißenberger, Die wirtschaftliche Lage der Zisterzienser-Abtei Schöntal von der Frühzeit bis Mitte des 14. Jahrhunderts.** In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte X, 1951, Seite 39—71.

Auf Grund eines für die hochmittelalterliche Wirtschafts- und Klostergeschichte bedeutsamen und seltenen Handschriftfundes im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München bietet der Verfasser, Bibliothekar des Benediktinerklosters Neeresheim, nach einer dankenswerten, auf Grund von Urkunden verfaßten Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Klostersgutsherrschaft Schöntal von ihrer Gründung 1157 bis zum Ende des 13. Jahrhunderts in einem zweiten wichtigen Abschnitt 1295—1349, Wirtschaftliche Jahresberichte des Klosters Schöntal. Diese Wirtschaftsberichte sind um so wertvoller, als die oben genannte, vom Verfasser aufgefundene Vorlage während der Kriegswirren wieder verloren gegangen ist. Die Berichte enthalten klösterliche Jahresabrechnungen in Bilanzen und Gesamtinventuren, geben Auskunft über die meist angebauten Getreidearten, unter denen Spelt und Roggen noch eine Rolle spielen, und lassen auf starken Klosterbesitz an Weinbergen und Weinreben auf Grund der vorhandenen Weinvorräte schließen. Genaue Viehbestandsaufnahmen, z. B. in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts, zeigen die Haltung zahlreicher Esel und Ziegen und lassen sonderbarerweise die Nennung von Bienen vermissen. Die Esel dürften nach der Meinung Dr. Weißenbergers für Weinbergs- und Klosterarbeiten, aber nach unserer Meinung doch wohl auch besonders für Gütertransporte zwischen den Klosterbesitzorten und für Getreidetransporte zu und Mehltransporte von den Mühlen verwendet worden sein. Wirtschaftshöfe (Grangien) des Klosters sind von über 20 württembergisch-fränkischen, aber auch einigen badisch-fränkischen Orten genannt. Unter verschiedenen abgegangenen Orten sind einige bisher der Forschung nicht bekannt gewesen zu nennen: Logheim (vielleicht Löchgau, früher Löscheim, bei Besigheim), Oberwostenkirchen (bei Mergentheim?), Windsberg (im badischen Jagstort Gommersdorf aufgegangen), Hoinhardt (westlich Sindringen). Auffallend ist, daß in dem umgriffenen Zeitraum in den Berichten keine Kloster- oder Kirchenbauten vermerkt werden.  
E. Kost

---

#### Berichtigungen und Ergänzungen

Seite 4, Mitarbeiterverzeichnis: Freiherr Dr. Wolfram von Erffa, Baurat ...

Seite 4, am Schluß anfügen: Ludwig Ziegler, Oberregierungsrat a. D., Schwäbisch Hall, Unterlimpurger Straße 9.

Seite 41, Bildunterschrift zu Abb. 31: Limesnähe statt Liemesnähe.

# Inhaltsverzeichnis

	Seite
E. Kost, Vorgeschichtliche und geschichtliche Funde in Württembergisch Franken 1950—1952. Mit 61 Abbildungen . . . . .	5—78
E. Kost, Ausgrabungsergebnisse auf dem Tuffhügel „Burgstall“ am Weinberghang zwischen Niedernhall und Criesbach. Mit 15 Abbildungen . . . . .	79—97
E. Kost, Die mittelalterliche Wasserburg Flügellau und der frühmittelalterliche Maulachgau. Mit 9 Abbildungen . . . . .	98—122
H. Weigel, Der Maulachgau, Wachstum und Organisation einer ostfränkischen Landschaft im frühen Mittelalter . . . . .	123—169
E. Kost, Walterichüberlieferungen in Murrhardt. Mit 8 Abbildungen . . . . .	170—196
H. Christ, Die Pfarrkirche von Unterregenbach: V. Die bautechnischen und kunstgeschichtlichen Zusammenhänge. Mit 28 Abbildungen . . . . .	197—232
E. Krüger, Die Klosterkirche St. Jakob zu Schwäbisch Hall. Mit 20 Abbildungen . . . . .	233—258
K. Schumm, Die Chorbilder der Belsenberger Kirche. Mit 2 Abbildungen . . . . .	259—262
E. Kost, Drachensagen von Württembergisch Franken. Mit 1 Abbildung . . . . .	263—267
K. Schumm, Eine unbekannte Urkunde des Gög von Berlichingen. Mit 1 Abbildung . . . . .	268—271
K. Schumm, Ein Manuskript Johann Herolts vom Jahre 1557 . . . . .	272—274
E. Grünenwald, Die Künstlerfamilie Sommer aus Künzelsau. Mit 13 Abbildungen . . . . .	275—299
W. von Erffa, Das Kellerrecht in Württembergisch Franken . . . . .	300—307
K. Schumm, Das Fürstlich Hohenlohesche Archiv im Schloß Haltenbergstetten . . . . .	308—311
<b>Kleine Beiträge:</b>	
Die Sage vom Jäger und von der verfolgten Hinde als mythischer Urstoff (E. Kost)	312
Der Hirsch von Hermersberg (K. Schumm). Mit 1 Abbildung . . . . .	312—314
Zwei familiengeschichtliche Beiträge: 1. Dr. Johann Adler; 2. Katharina Brenz, geb. Eisenmenger (G. Lenckner) . . . . .	315—316
Stammbuch des Studenten Johann Peter Laccorn aus Hall, 1705—1710 (L. Ziegler)	317—318
Adelsgeschlecht und Einwohner von Markelsheim im Mittelalter (Vital Huhn)	318
Aufnahmen von Baudenkmalen (E. Krüger) . . . . .	318
<b>Buchbesprechungen:</b> . . . . .	
Bayerische Vorgeschichtsblätter (E. Kost). — P. Endrich, Vor- und Frühgeschichte der Stadt Würzburg; K. Dinklage, Würzburg im Frühmittelalter (E. Kost). — W. Heim, Markungsgrenzen, ein Stück Heimatgeschichte, und: Erlenbach und Binswangen in neuer Schau (E. Kost). — E. Kost, Wülfigen, ein alamannisch-fränkischer Edelsitz (W. Mattes). — G. Wagner, Comitatus im karolingischen Reich (E. Kost). — K. Schumm, Leofels, eine Stauferburg im Frankenland (E. Kost). — K. Schumm, Das Pauliner-Eremitenklöster Goldbach (E. Kost). — W. Müller (Erdmannshausen), Unterirdische Gänge (E. Kost). — W. Keinath, Orts- und Flurnamen in Württemberg (E. Kost). — Historischer Verein Heilbronn, Jubiläumsschrift 1951 (E. Kost). — Unser Leintal (E. Kost). — Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst, Band 2, 1950 (E. Kost). — Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst, Band 3, 1951 (E. Kost). — Ellwanger Jahrbuch 1947—1949 (E. Kost). — W. Engel, Magister Lorenz Fries (G. Lenckner). — G. Reichert, Erasmus Widmann (W. Gönnerwein). — G. S. Graf, Adelman von Adelmansfelden, Der Carlsberg bei Weikersheim (E. Kost). — M. von Freeden, Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken (E. Kost). — Wolfram Fischer, Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung (G. Wunder). — W. Schübler, Das Werbewesen in der Reichsstadt Heilbronn im 18. Jahrhundert (L. Ziegler). — A. Bayer, Die Ansbacher Hofbaumeister beim Aufbau einer fränkischen Residenz (E. Kost). — A. Wankmüller, Beiträge zur württembergischen Apothekengeschichte (E. Kost). — POEMATATA SACRO-PROFANA à F. Benedicto Abbate (W. Stiefel). — Wynfrid Stiefel, Knittelverse (E. Kost). — P. Weißenberger, Die wirtschaftliche Lage der Zisterzienser-Abtei Schöntal von der Frühzeit bis Mitte des 14. Jahrhunderts (E. Kost).	319—339

